BLICK IN DIE GESCHICHTE

Karlsruher stadthistorische Beiträge

1988 - 1993

Foto: Stadtarchiv

Karoline von Günderrode
1780 – 1806

Die Dichterin Karoline von Günderrode gilt
vielen als die romantische Frau schlechthin,
und das wollte wenig [illegible]

BLICK IN DIE ICHTE

ge Nr. 21 · 17. Dezember 1993

tbewerbe in Karlsruhe

ende bis zum Ende des 2. Weltkriegs

anzugeben." Die Vorgaben waren ziemlich beliebig, die Vorschläge in den 12 Projekten mußten dieser Beliebigkeit folgen. Unmotivierte Straßenkrummungen und Straßenaufweitungen als Platzanlagen prägten als laisch verstandene Gestaltungsmittel im westerhin dominierenden Rastersladtleben die meisten Entwürfe der Preisträger. Hermann Billing, der

Blick in die Geschichte

Karlsruher stadthistorische Beiträge

1988 – 1993

Stadt Karlsruhe
Forum für Stadtgeschichte und Kultur

Karlsruhe 1994

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Blick in die Geschichte : Karlsruher stadthistorische Beiträge . . . / Stadt Karlsruhe, Forum für Stadtgeschichte und Kultur. – Karlsruhe : Badenia-Verl.

Ursprüngl. als zusätzliche Beil. zu „Der Kurier" und zur Beil. „Amtsblatt der Stadt Karlsruhe" erschienen

1988/93 (1994)
ISBN 3-7617-0085-7

„Blick in die Geschichte"
Karlsruher stadthistorische Beiträge 1988 – 1993

Hrsg.: Stadt Karlsruhe
Forum für Stadtgeschichte und Kultur

Redaktion: Dr. Leonhard Müller (verantwortlich)
Dr. Manfred Koch

Textgestaltung: Katja Linder

Umschlaggestaltung: Dietmar Kup

Copyright 1994 by Stadt Karlsruhe
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Badenia Verlag und Druckerei GmbH, Karlsruhe

Kommissionsverlag: Badenia Verlag GmbH, Karlsruhe

ISBN 3-7617-0085-7

Inhaltsverzeichnis

Geleitwort des Oberbürgermeisters XIII

Einleitung XV

Aufsätze

Stadtgeschichte – warum und wie? 1
Manfred Koch

Der Badische Teilungsvertrag von 1388. Ein „Karlsruher Jubiläum 4
Hansmartin Schwarzmaier

Stau am Karlsruher Dreieck.... Beiträge zu seiner Geschichte 6
Ernst Otto Bräunche

Karlsruhe 1893: Das erste deutsche Mädchengymnasium 9
Eva Hirtler

Die Kunsthalle als Gesamtkunstwerk - eine Baugeschichte 12
Gerd Reising

Karlsruher Partnerstädte:
Halle – vom Kastell zur modernen Großstadt 15
Ernst Otto Bräunche

Durlach und die Revolution 17
Alexander Mohr

150 Jahre Antikensammlungen in Karlsruhe 20
Michael Maaß

Zur Geschichte einer Bürgerfamilie – Moritz August Seubert 23
Hansmartin Schwarzmaier

Anfänge vor 65 Jahren. Händel-Festspiele in Karlsruhe 25
Kurt P. Pietschmann

Der Wiederaufbau von Schloß Gottesaue 27
Barbara Jakubeit

Vom „Blätterwald" zum „Einzelblatt".
Kleine Geschichte des Karlsruher Zeitungswesens 32
Hubert Doerrschuck

175 Jahre Pfarrkirche St. Stephan in Karlsruhe 35
August Vogel

„Eine eigene Kunstschule für Damen that aber noth".
Die Malerinnenschule Karlsruhe von 1886 41
Gerd Reising

Redtenbacher und die Revolution 43
Klaus-Peter Hoepke

Über das Feiern von Jubiläen.
Zahlenmystik oder Besinnungsanstoß? 44
Leonhard Müller

Der Karlsruher Stadtrat im Spiegel der
Ratsprotokolle des 18. Jahrhunderts 46
Ernst Otto Bräunche

Beamtenstadt Karlsruhe?
Erwerbsstruktur und Städtetypologie 50
Manfred Koch

Der Kampf um den Südweststaat im Spiegel von Karikaturen.
Das Werben um die Karlsruher im Wahlkampf 1950/51 53
Gerold Niemetz

Emil Keßler - Ein Eisenbahnpionier 60
Alexander Mohr

100 Jahre erster Mai – auch in Karlsruhe 64
Wolfgang Glaeser

Der erste Luftangriff auf Karlsruhe am 15. Juni 1915 67
Bernhard Schmitt

Rosa Luxemburg im „roten" Durlach 69
Susanne Asche

Durlach und die Staufer.
Zum 800. Todestag des Kaisers Friedrich Barbarossa 73
Hansmartin Schwarzmaier

Abfahrt: Karlsruhe. Die Deportation der Sinti und Roma vor 50 Jahren 75
Michail Krausnick

Nottingham – eine Stadt der Museen.
Zum Kulturleben in Karlsruhes Partnerstadt 77
Heinz Schmitt

Alfred Mombert 1872 – 1942 80
Rudolf Immig

„Das neue Reichspostgebäude".
Zur Einweihung des Postamts 1 vor 90 Jahren 83
Leonhard Müller

Blick auf 275 Jahre Karlsruhe. Stadtgeschichtsschreibung im Jubiläumsjahr 86
Manfred Koch

Geschichtliche Landeskunde am Oberrhein.
Zum 30jährigen Bestehen der Arbeitsgemeinschaft
für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein 90
Kurt Andermann

Ein Markstein der Chemiegeschichte.
Der Karlsruher Chemikerkongreß von 1860 92
Klaus-Peter Hoepke

Das „Karlsruher Richtschwert" aus dem Jahr 1772 95
Ernst Otto Bräunche

Amtsmißbrauch in alter Zeit.
Wie der Schultheiß von Daxlanden 1789 sein Amt verlor 100
Alexander Mohr

Zur Gründungsgeschichte der Universität Halle 101
Werner Piechocki

„Das Gastmahl des Plato".
Zum Ankauf von Anselm Feuerbachs Gemälde in der
Karlsruher Kunsthalle vor 100 Jahren 105
Jutta Dresch

Zum 80. Geburtstag von Günther Klotz 108
Heinz Schmitt

Aktenfund zu „1849".
Neue Materialien zur Geschichte der badischen
Revolution im Frühsommer 1849 im Generallandesarchiv Karlsruhe 111
Kurt Hochstuhl

Vom schwierigen Weg in die Moderne.
Das Dorf Grötzingen im Streit mit der Landeshauptstadt 115
Susanne Asche

Pfarrer auf der Kanzel. 175 Jahre evangelische Stadtkirche 116
Hermann Rückleben

Der Brückenschlag von Maxau 1946/47 120
Heinz Schmitt

Zur Geschichte der Metallgewerkschaft in Karlsruhe bis 1933 123
Wolfgang Glaeser

Karl Hubbuch zum 100. Geburtstag 127
Erika Rödiger-Diruf

Anstellung eines Hilfslehrers in Rüppurr 1835 131
Amalie Heck

OB August Klose (1791 – 1872) und der „Kunstverlag" in Karlsruhe 134
Rainer Fürst

Zur Geschichte der Karlsruher Park- und Grünanlagen 137
Robert Mürb

Die Provokation des Leisen.
– Laudatio auf Walter Helmut Fritz, Trakl-Preisträger 1992 – 144
Peter Hamm

Die Karlsruher Gemälde des Matthias Grünewald 148
Jutta Dresch

Bauer – Bürger – Handelsmann.
Ausgrabungen auf dem Saumarkt in Karlsruhe-Durlach 152
Harald Rosmanitz

Städtische Galerie im Prinz-Max-Palais 156
Helga Walter-Dressler

„Karlsruhe als Sitz des Obersten Bundesgerichts" 159
Manfred Koch

Das Durlacher Hochgericht bei Wolfartsweier 163
Hansmartin Schwarzmaier

Nachlässe im Stadtarchiv Karlsruhe – Eine
wichtige Quelle der Stadtgeschichte 166
Ernst Otto Bräunche

„Frauen in Karlsruhe" – ein längst notwendiger
Aufstand wider das Vergessen 170
Dorothea Schmitt-Hollstein

40 Jahre Baden-Württemberg.
Rückblick auf Publikationen aus badischer Sicht 173
Klaus Oesterle, Leonhard Müller, Manfred Koch

150 Jahre Eisenbahn in Karlsruhe.
Am 10. April 1843 fuhr der erste Zug in Richtung Heidelberg 177
Eugen Reinhard

Der Karlsruher Generalbebauungsplan 1926.
Ein Entwurf zur langfristigen Stadtentwicklung 181
Harald Ringler

Karlsruher Vereine: Die Museumsgesellschaft 186
Peter Pretsch

Der Widerstand der Badischen Staatsregierung
bei der Machtergreifung der NSDAP im März 1933 190
Amalie Heck

Vor 175 Jahren wurde Baden zum Verfassungsstaat 196
Hans Fenske

Erinnerungsstätte im Ständehaus.
Ein Informationssystem zur Landtagsgeschichte 201
Projektgruppe Erinnerungsstätte Ständehaus
(Ernst Otto Bräunche, Manfred Koch, Alexander Mohr,
Adelheid Rehbaum-Keller)

Gottesaue – ein 900jähriges Jubiläum in Karlsruhe 205
Hansmartin Schwarzmaier

Das Pfinzgaumuseum in Durlach.
Von der Altertümersammlung zum zeitgemäßen Museum 209
Brigitte Baumstark

Zeitzeuginnen und Zeitzeugen berichten

Dr. Lina Kirchenbauer. Direktorin des Lessinggymnasiums 1956 – 1966 213

Helmut Haag. SDR–Studioleiter i. R. 214

Helmuth Stephan. Stadtoberbaudirektor a. D. 216

Hanne Landgraf. Stadträtin und Landtagsabgeordnete 218

Toni Menzinger. Stadträtin und Landtagsabgeordnete 221

Biographien

Stephanie Napoleon. Großherzogin von Baden 225
Rosemarie Stratmann-Döhler

Wilhelm Kratt. Hofphotograph 226
Bernhard Schmitt

Sigismund v. Reitzenstein. Ein „Revolutionär" von oben 227
Leonhard Müller

Die Macklots 229
Toni Peter Kleinhans

Friedrich Wolff 230
Ernst Otto Bräunche

Karl Schnetzler. Im Dienste der Stadt 1875 – 1906 232
Manfred Koch

Johann Wilhelm Schirmer. Erster Direktor der Karlsruher Kunstschule 233
Jutta Dresch

Gustav Schulenburg. Ein Karlsruher Gewerkschaftsführer 234
Wolfgang Glaeser

Clara Maria Siebert. Zentrums-Politikerin in Baden 236
Lisa Sterr

Juliana Catharina Würbs. „gericht den 17. Januar anno domini 1772" 237
Olivia Hochstrasser

Marie Baum. Chemikerin, Fabrikinspektorin, Abgeordnete 239
Barbara Guttmann

August Klose 240
Angelika Herkert

Henriette Obermüller. Durlacher Demokratin in den Jahren 1848/49 242
Susanne Asche

Dora Horn-Zippelius (1876 – 1967) 243
Gerlinde Brandenburger-Eisele

Reinhard Baumeister. Der Begründer des wissenschaftlichen Städtebaus 245
Klaus-Peter Hoepke

Anna Lauter 246
Susanne Asche

Georg Gottfried Gervinus 248
Leonhard Müller

Marie Ellenrieder 249
Gerlinde Brandenburger-Eisele

Eduard Dietz. Autor des Verfassungsentwurfs von 1918 250
Manfred Koch

Hermann Baumgarten. Erster Inhaber des Karlsruher
Lehrstuhls für Geschichte 252
Leonhard Müller

Carlsruher Blickpunkte

Der Friderich–Stein 255
Susanne Asche

Gedenktafel Apostel 256
Karin Müller

Das Preußen-Denkmal 257
Ursula Merkel

Das Gefallenendenkmal im Rathaus 259
Ursula Merkel

Fund in der Stadtapotheke. Apothekeneinrichtung aus der Weinbrenner-Zeit 261
Gerhard Kabierske

Ein vergessener Brunnen 263
Gerhard Kabierske

Das Denkmal „Großherzog-Friedrich I." in Durlach 264
Brigitte Baumstark

Das Ettlinger Tor 1803 – 1872 265
Gerhard Kabierske

Reminiszenz an das erste Karlsruher Krankenhaus 267
Peter Pretsch

Ein Kopf im Wald 269
Gerhard Kabierske

Sperrbezirk - Off limits 270
Sabine Kienitz

Durlach und Gustav Adolf von Schweden – Ein ungewöhnlicher Bodenfund aus dem Bereich des Saumarktes 272
Harald Rosmanitz

Das Hengst-Denkmal in Durlach 274
Brigitte Baumstark

Berlin-Gedenkstein 276
Manfred Koch

Nachruf auf eine Brücke 278
Gerhard Kabierske

Ein römischer Gutshof 280
Rolf-Heiner Behrends

Ein Stein vom „Waldhorn" 282
Gerlinde Brandenburger-Eisele

Die badischen Kroninsignien 284
Rosemarie Stratmann-Döhler

Das Großherzog-Karl-Denkmal 286
Manfred Großkinsky

„Unterricht im Museum". Ein Blick in die Stadtgeschichtliche Ausstellung 288
Rainer Gutjahr

Bücher-Blick

„Juden in Karlsruhe" 291
Günther Grünthal

Josef Werner: Hakenkreuz und Judenstern.
Das Schicksal der Karlsruher Juden im Dritten Reich 293
Günther Grünthal

Baden-Württemberg – Eine Heimat- und Landeskunde. 296
Leonhard Müller

Kennzeichen KA – Heimatkunde für die Stadt- und den Landkreis Karlsruhe 297
Manfred Koch

TechnologieRegion Karlsruhe. Die Wirtschaft am
Mittleren Oberrhein im Wandel. 298
Manfred Koch

Paul Sauer: Napoleons Adler über Württemberg, Baden und Hohenzollern. 298
Leonhard Müller

Heinz Schmitt: Volkstracht in Baden 299
Leonhard Müller

Das badische Ständehaus in Karlsruhe 300
Manfred Koch

Barbara Guttmann: Weibliche Heimarmee. Frauen in Deutschland 1914 – 1918 301
Manfred Koch

Alltag in Karlsruhe. Vom Lebenswandel einer Stadt durch drei Jahrhunderte 301
Thomas Schnabel

Badische Heimat. „275 Jahre Karlsruhe" 304
Peter Behringer

Durlacher Geschichte. Fünf Vorträge in der Karlsburg 305
Kurt Hochstuhl

Ernst Otto Bräunche, Angelika Herkert und Angelika Sauer:
Geschichte und Bestände des Stadtarchivs Karlsruhe 306
Michael Martin

Klar und lichtvoll wie eine Regel. Planstädte der Neuzeit
vom 16. bis zum 18. Jahrhundert 307
Harald Ringler

Peter Brandt, Reinhard Rürup: Volksbewegung und demokratische
Neuordnung in Baden 1918/19 308
Gerhard Kaller

Karlsruhe, Tagebuch der Fächerstadt 1990 309
Manfred Koch

Badische Biographien. Neue Folge, Band III. 310
Manfred Koch

Gerhard Friedrich Linder: Eintausend Jahre Hagsfeld.
Die Geschichte eines Dorfes
Susanne Asche: Eintausend Jahre Grötzingen.
Die Geschichte eines Dorfes 312
Hermann Ehmer

Leben in der Fächerstadt. Vortragsreihe des Forums für Stadtgeschichte und Kultur zur Gründung der Stadt Karlsruhe vor 275 Jahren 314
Konrad Krimm

Karlsruhe in alten und neuen Reisebeschreibungen 316
Leonhard Müller

Unser die Zukunft. Dokumente zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Karlsruhe 1845 – 1952 317
Manfred Koch

Manfred Koch: Karlsruher Chronik. Stadtgeschichte in Daten, Bildern, Analysen 318
Klaus Oesterle

Christina Müller: Karlsruhe im 18. Jahrhundert 320
Michael Martin

Heinrich Köhler, Politiker und Staatsmann 1878 – 1949 322
Leonhard Müller

Spaziergang durch das historische Zentrum von Karlsruhe. Friedrich Weinbrenner. Ein Spaziergang zu seinen Karlsruher Bauwerken 323
Leonhard Müller

Heinz Schmitt: Karlsruhe ehemals, gestern und heute. Eine Stadt im Wandel der letzten 80 Jahre 323
Leonhard Müller

Schwarzmaier / Krimm / Stievermann / Kaller /Stratmann-Döhler: Geschichte Badens in Bildern 1100 – 1918 324
Leonhard Müller

Hermann Ebeling: Zwischen den Zeilen. Kleine Geschichte des Karlsruher Adreßbuchs 1818 – 1993 325
Manfred Koch

Handbuch der Baden-Württembergischen Geschichte Band III. Vom Ende des Alten Reichs bis zum Ende der Monarchien 326
Leonhard Müller

Humanismus im deutschen Südwesten. Biographische Profile 328
Klaus Oesterle

Hans Fenske: 175 Jahre badische Verfassung 329
Leonhard Müller

Personenregister 331

Bildnachweise 341

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 343

Geleitwort

Seit über einhundert Jahren fördert die Stadt Karlsruhe die eigene Stadtgeschichtsschreibung. Dies geschah zu manchen Zeiten sehr intensiv, wie etwa um 1900, als in kurzen Abständen drei Gesamtdarstellungen zur Stadtgeschichte erschienen. Zu anderen Zeiten, im Zeichen geringeren Interesses an der Geschichte, fielen Förderung und Publikationstätigkeit eher bescheiden aus. Wir befinden uns heute in einem Zeitabschnitt, der von einem regen Interesse an der Vergangenheit geprägt ist. Seit den 1980er Jahren hat die Stadtgeschichtsschreibung durch die Arbeit im Stadtarchiv, aber auch durch Beiträge anderer Institutionen und einzelner Forscher, an Intensität gewonnen.

Mit dem „Blick in die Geschichte" soll diese Arbeit zusätzlich gefördert und eine weitere Möglichkeit zur Orientierung über Karlsruhes Vergangenheit geboten werden. Herausgegeben wird die seit 1988 vierteljährlich erscheinende Beilage zum Amtsblatt durch das von der Stadt Karlsruhe geschaffene „Forum für Stadtgeschichte und Kultur". Hier berichten Mitarbeiter von Institutionen in Karlsruhe, Lokalhistoriker und Kenner der Landeskunde aus ihren Arbeitsfeldern. Dabei wird das Blickfeld nicht zu eng begrenzt, denn die Geschichte der früheren Haupt- und Residenzstadt ist in Teilen auch badische Geschichte, ist deutsche Geschichte. Und auch die Historie jener Städte, mit denen wir eine besonders enge Partnerschaft pflegen, kann uns ein Spiegel sein. Ein Spiegel – das ist Erinnern immer, wobei Nachdenken über unsere Geschichte manchmal auch schon Zwiesprache mit der Zukunft bedeutet.

Ich habe mich gefreut, daß das Angebot zur stadthistorischen Information so positiv aufgenommen wurde, und deshalb veranlaßt, die ersten fünf Jahrgänge des „Blick in die Geschichte" als Buch herauszubringen. Die Zusammenfassung der zwanzig Ausgaben der Jahre 1988 bis 1993 in neugegliederter Form zeigt, daß hier manche Mosaiksteine zu der neuen Darstellung der Stadtgeschichte zusammengetragen wurden.

Dieses Buch soll zur Orientierung beitragen, aber auch ein Nachschlagen erleichtern, denn das Nachdenken über die Geschichte unserer Stadt ist keine geistreiche Spielerei, sondern ein Aufspüren unserer mannigfaltigen Ressourcen, wozu der „Blick in die Geschichte" auch weiterhin beitragen soll.

Professor Dr. Gerhard Seiler
Oberbürgermeister

Einleitung

Der „Blick in die Geschichte" erscheint viermal im Jahr jeweils am dritten Freitag in den Monaten März, Juni, September und Dezember als Beilage zum Karlsruher Amtsblatt mit einer Auflage von über 120 000 Exemplaren und wird zusammen mit dem Annoncenblatt „Der Kurier" kostenlos an jeden Karlsruher Haushalt verteilt. Würde in nur jedem zwölften Haushalt eine Person die Beilage beachten, hätte man mit 10 000 Lesern ein größeres Publikum erreicht, als dies bei lokalen Kulturzeitschriften in der Regel möglich ist.

Natürlich kann ein so konzipiertes Publikationsorgan nicht der Ort für umfangreichere analytische Studien zur Stadtgeschichte sein. Dafür gibt es andere Veröffentlichungsmöglichkeiten. Aber die Ergebnisse solcher Recherchen sollten hier eine möglichst große Verbreitung erfahren. Mit der Veröffentlichung kleinerer, lokalspezifischer Arbeiten kann zugleich ein Anreiz für die Beschäftigung mit der Karlsruher Stadtgeschichte geschaffen werden.

Bei der Konzeption des „Blick in die Geschichte" zeigte sich, daß es sinnvoll sein würde, neben zwei bis drei Aufsätzen in jeder Nummer feste Rubriken zu bilden. Auf der Frontseite findet darum mit einem Bild die Biographie einer Karlsruher Persönlichkeit Platz. Die Rückseite wurde jeweils ebenfalls mit Abbildung einem „Carlsruher Blickpunkt" und der Besprechung stadthistorischer Neuerscheinungen vorbehalten. Unter dem „Carlsruher Blickpunkt" soll ein im Stadtbild mehr oder weniger sichtbares Zeichen, sei es ein Denkmal, eine Hinweistafel, ein Gebäude oder auch einmal ein Bodenfund oder ein Ausstellungsstück in einer der Sammlungen in der Stadt in seinem historischem Zusammenhang kurz vorgestellt werden.

Der Rückblick auf 20 Ausgaben des „Blick in die Geschichte" erlaubt die Zwischenbilanz, daß es gelungen ist, das erstrebte breite Spektrum von Beiträgen zu veröffentlichen. Das Inhaltsverzeichnis mag dafür als Beleg gelten. Dabei bleiben freilich noch manche Felder unbestellt, die in späteren Ausgaben berücksichtigt werden sollen.

Für die Buchpublikation der ersten fünf Jahrgänge des „Blick in die Geschichte" wurden die Beiträge nach den einzelnen Rubriken in chronologischer Folge gruppiert, da verschiedene Beiträge aufgrund eines Jubiläums verfaßt wurden. Solche Anlässe werden vom „Blick in die Geschichte" von Fall zu Fall genutzt, ohne daß sie die redaktionelle Planung immer bestimmen. Es wurden also zunächst alle 63 Aufsätze abgedruckt, dann die bislang fünf Gespräche mit den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen. Diesen folgen 20 Biographien und 20 „Carlsruher Blick-

punkte“ sowie abschließend 32 Buchbesprechungen. Auf eine Angabe des genauen Erscheinungsdatums der einzelnen Beiträge wurde verzichtet.

Diese Publikation erforderte eine Bemessung des Umfangs. Deshalb wurden die Briefe des Freiherrn Carl Roeder von Diersburg an den Großherzog Friedrich I. aus dem Kaukasus (1864–1865) nicht aufgenommen. Wer diese bisher unveröffentlichte Quelle, die ein Stück Karlsruher Mentalitätsgeschichte in der Mitte des 19. Jahrhunderts darstellt, nachlesen will, sei auf die bisher erschienenen Einzelausgaben und die Sammelmappe verwiesen, die im Stadtarchiv zu erhalten sind.

Dank gilt den vielen Autorinnen und Autoren für ihre Beiträge, die allenfalls für einen Spesenaufwand, oft aber als ehrenamtliche Nebentätigkeit – hier vor allem von den Mitgliedern des Stadtarchivs – verfaßt wurden, weil die Sache, nicht das Zeilenhonorar im Vordergrund stehen mußte. Gedankt sei der Mitarbeit der Firma „Badendruck“, die viermal im Jahr die Drucklegung besorgt, und der Badenia-Druckerei, die die Buchfassung herstellte. Die Druckvorlage für dieses Buch hat Frau Katja Linder (Stadtarchiv) umsichtigt erstellt, und ihr ist in besonderer Weise Dank und Anerkennung auszusprechen. Durch die Nutzung entsprechender EDV-Einrichtungen im Stadtarchiv ist eine kostengünstige Produktion möglich geworden.

Redaktion "Blick in die Geschichte“
Dr. Leonhard Müller (verantwortlich), Forum für Stadtgeschichte und Kultur
Dr. Manfred Koch

Aufsätze

Aufsätze

Stadtgeschichte – warum und wie?

„In jedem wohlgeordneten Staate sollte ein Gesetz gemacht werden, die Beschreibung von Städten wenigstens zu Ende eines jeden Jahrhunderts zu erneuern." Dies hielt der Staatsrechtsgelehrte in Freiburg und zugleich Regierungsrat in badischen Diensten Dr. Theodor Hartleben im Jahre 1815 für sinnvoll. Er machte diesen Vorschlag in der Vorrede zu der heute wohl nur noch Kennern geläufigen ersten Karlsruher Stadtgeschichte: „Statistisches Gemälde der Stadt Karlsruhe und ihrer Umgebung", die zum 100jährigen Jubiläum der Stadtgründung erschien. In unseren Tagen geht man dagegen davon aus, daß sich jede Generation die Vergangenheit auf ihre Weise neu aneignen muß. Daß dabei das Geschichtsinteresse Konjunkturen unterliegt, zeigen die beiden vergangenen Jahrzehnte besonders deutlich. Hatte man in den 70er Jahren einen weitgehenden Geschichtsverlust beklagt, so spricht man für die 80er Jahre geradezu von einem Geschichtshunger. Der Massenbesuch historischer Ausstellungen und die Plazierung von Büchern mit historischen Themen auf Bestsellerlisten zeigen das an.

Ziele der Stadtgeschichtsschreibung

Im Zusammenhang mit dieser jüngsten Entwicklung definierte der Deutsche Städtetag 1982 Stadtgeschichtsschreibung als Daueraufgabe zumindest der größeren Kommunen. Diese wird so zu einem wichtigen Element kommunaler Kulturarbeit, die nicht den mehr oder weniger zufälligen Interessen einzelner überlassen werden kann, seien es Wissenschaftler an Hochschulen oder fachlich nicht vorgebildete Heimatforscher. Ohne deren Arbeit gering achten oder gar behindern zu wollen, hat in den Großstädten das Stadtarchiv die Aufgabe, kontinuierlich die Erforschung der eigenen Stadtgeschichte zu betreiben. Dazu wird häufig - so in Karlsruhe seit 1987 – dem traditionell mit Stadtgeschichte befaßten Stadtarchivar ein Stadthistoriker zur Seite gestellt. Stadtgeschichtsschreibung ist, so sah es auch der Städtetag, ein Weg, die historische Eigenart des Gemeinwesens, seine spezifische, soziale, politische, wirtschaftliche und kulturelle Struktur bewußt zu machen. Ihre Ergebnisse ermöglichen den Bürgern die individuelle und kollektive Aneignung der historisch gewachsenen Umwelt. Stadtgeschichte weist somit einen Weg zur Identitätsfindung in überschaubaren, auch emotional erfahrbaren Lebensräumen. Sie kann die Integration alt eingesessener wie zugewanderter Einwohner einer Stadt fördern und Brücken schlagen zwischen den Generationen. Stadtgeschichtsschreibung kann weiter durchdie historische Erklärung bestehender Strukturen zum besseren Verständnis aktueller Probleme der Stadtentwicklung beitragen und eine sachgerecht kritische Teilnahme der Bürger an kommunalpolitischen Prozessen begünstigen. Und schließlich fördert die Analyse des historischen Profils einer Stadt auch die Bildung ihres „Image". Dieses wiederum findet Eingang in Werbestrategien, die die Standortentscheidung von Industriebetrieben beeinflussen sollen. Es sind also letztlich politische Bedürfnisse der Gegenwart, die mit Anlaß sind, sich mit der Geschichte zu beschäftigen. So wünschenswert dies im Sinne einer lebendigen Geschichtsschreibung ist – der bloß antiquarische Aspekt führte lediglich zu einer Sammeltätigkeit musealen Charakters – so können doch die in dieser politischen und

ökonomischen Verwertung von Geschichtsschreibung liegenden Probleme nicht übersehen werden. Vereinnahmung historischer Argumente auch aus der jüngeren und jüngsten Vergangenheit durch die politische Alltagsdiskussion, die denkbar ist, würde von der Stadtgeschichtsschreibung ein hohes Maß von Verantwortungsbewußtsein, unter Umständen aber auch ein gutes Stehvermögen gegenüber falscher Inanspruchnahme verlangen.

Karlsruher Stadtgeschichte – einst und jetzt

Der eingangs zitierte Vorschlag Hartlebens wurde natürlich nicht verwirklicht, gleichwohl ist er für Karlsruhe nahezu Realität geworden. Ein Blick etwa in das Bücherregal eines an Karlsruher Stadtgeschichte interessierten Bürgers würde dies offenbaren. Da könnte neben der stark gekürzten Faksimileausgabe (1938) des „Statistischen Gemäldes" von Hartleben die Geschichte der Stadt Karlsruhe von Robert Goldschmit aus dem Jahre 1915 stehen. Eine neue zusammenfassende Karlsruher Stadtgeschichte sucht man jedoch vergebens, und sie wird es angesichts des derzeitigen Standes der stadthistorischen Forschung in diesem Jahrhundert wohl nicht mehr geben können. Gerechterweise muß man notieren, daß zwischen Hartleben und Goldschmit zwei weitere Stadtgeschichten zu finden sind. Diejenige von Karl Gustav Fecht aus dem Jahre 1887 (vermutlich in der Faksimileausgabe von 1976) und das dreibändige Werk von Friedrich v. Weech, das zwischen 1895 und 1904 erschienen ist. Alle drei Darstellungen wurden im übrigen im Auftrag der Stadtverwaltung erarbeitet. Dies verweist auf das in den Jahrzehnten nach der Reichsgründung nicht nur auf der nationalen, sondern auch auf der lokalen Ebene ausgeprägt vorhandene Bedürfnis, die je eigenen historischen Wurzeln kennenzulernen.

Heute, gut 100 Jahre nach diesem Aufbruch der Stadtgeschichtsschreibung, haben Gemeinderat und Stadtverwaltung mit der entsprechenden personellen Ausstattung des Stadtarchivs die Basis geschaffen für eine erneute kontinuierliche stadthistorische Arbeit. Die war 1930 mit der Herausgabe des letzten Bandes der seit 1885 erscheinenden Jahreschroniken für die Jahre 1920 bis 1923 zu Ende gegangen. Wiederaufgenommen wurde sie auch nicht zum 250. Stadtjubiläum. Damals erschienen – zur raschen Vermarktung bestimmt – Reprints, Fotobände und „flott" geschriebene „prospekthafte" Stadtgeschichten. Auf jeden Fall wollten und konnten diese Veröffentlichungen nicht den Anspruch erheben, Ergebnisse historischer Forschung zu präsentieren. So bedarf es zunächst – trotz der Existenz zahreicher Spezialuntersuchungen – noch mancher auf bestimmte Zeiträume konzentrierter (u. a. Weimarer Republik, Drittes Reich, Nachkriegszeit) oder einzelne Entwicklungsstränge vertiefender Studien (u. a. Industrialisierung, Bildung und Entwicklung politischer Parteien, Kommunale Selbstverwaltung unter drei Staatsverfassungen) bevor eine modernen wissenschaftlichen Ansprüchen gerechte Gesamtgeschichte der Stadt in Angriff genommen werden kann. Allzusehr sind nämlich die älteren Arbeiten von der „Schloßturmperspektive" geprägt, erscheint die Entwicklung der Stadt darin als Herrschaftsgeschichte der Markgrafen und Großherzöge. Den Strukturbedingungen und Entwicklungsprozessen sozialer Ungleichheit, politischer Herrschaft und der industriellen Revolution, die die Grundlagen heutiger urbaner Existenz ausmachen, galt seinerzeit die Aufmerksamkeit der Historiker nur am Ran-

de. Zu nahe lag die noch selbst erlebte Gegenwart, als daß sie zum Gegenstand systematischer Darstellung tauglich schien; es fehlte auch das wissenschaftliche Instrumentarium zu ihrer Durchdringung.

Die Perspektive von oben hat in der Geschichtsschreibung - und das gilt ebenso für die Lokalgeschichte - einem mehrdimensionalen Ansatz weichen müssen. Dieser bezieht Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Soziologie und Volkskunde, Kirchen-, Kunst-, Architektur- und Verkehrsgeschichte und neuerdings auch Frauengeschichte sowie Geschichte der Alltagswelt mit ein. Ergebnis einer modernen Stadtgeschichte muß es sein, die zunächst in zahlreiche Forschungsfelder zergliederte Stadt durch eine Gesamtschau in größeren Zusammenhängen als Einheit darzustellen.

Schaltstelle Stadtarchiv

Aufgrund seiner Aufgabenstellung wird als Schaltstelle stadtgeschichtlicher Aktivitäten das Stadtarchiv dienen. Seine Mitarbeiterwerden selbst forschen und als Initiatoren, Berater und Koordinatoren der historischen Stadtforschung auftreten. Sie verstehen sich als Teil eines Geflechts von Institutionen und Einzelpersonen, mit denen sie auch bei der Vermittlung der Forschungsergebnisse kooperieren. Hier hat es bereits eine gute Zusammenarbeit mit dem Oberschulamt und dem Arbeitskreis „Landeskunde/Landesgeschichte Karlsruhe" gegeben.

Adressaten aller Bemühungen der Stadtgeschichtsschreibung bleiben zuallererst die Einwohner der Stadt. Sie werden in der Regel nicht an den methodischen Problemen der Forscher interessiert sein, sondern an gut lesbaren, anschaulich und anregend geschriebenen Darstellungen der Forschungsergebnisse. Diese sollte der Verfasser der Stadtgeschichte vorrangig anstreben. Nur ein wissenschaftlich abgesichertes Fundament bietet aber die Gewähr für solide und fehlerfreie Darstellungen, die deshalb außerordentlich wichtig sind, weil solche Publikationen häufig die einzige Informationsquelle zum Thema für viele Leser sind. Für Fachleute sollte ein im Umfang begrenzter Anmerkungsapparat die Nachprüfbarkeit der Arbeitsergebnisse sicherstellen.

Stadtgeschichtsschreibung im Jahrhundertrhythmus kann angesichts des raschen historischen Wandels und der dabei entstehenden großen Lücken nicht befriedigen. Es bedarf der kontinuierlichen Arbeit, der ständigen Detailforschung. Diese setzt die jeweils neue Generation in die Lage, ältere Stadtgeschichten zu überarbeiten und auf den neuesten Stand fortzuschreiben. So können die Aufgaben der Stadtgeschichtsschreibung am wirkungsvollsten wahrgenommen werden. *Manfred Koch*

Der Badische Teilungsvertrag von 1388
Ein „Karlsruher" Jubiläum

Man hat sich daran gewöhnt, die Karlsruher Stadtgeschichte mit dem Jahr 1715 zu beginnen, und Friedrich v. Weech, der sie geschrieben hat, wäre gar nicht auf die Idee gekommen, die ältere Geschichte jenes Gebietes zu beschreiben, auf dem Markgraf Karl Wilhelm seine Stadtgründung vornahm. Zudem gab es damals schon eine Geschichte der Stadt Durlach, und als v. Weech sein Buch verfaßte (1895 – 1904), war Durlach noch kein Stadtteil der badischen Residenz; Mühlburg war gerade (1886) eingemeindet worden. Heute umfaßt die Karlsruher Stadtgeschichte das eine wie das andere und umgreift somit einen größeren Raum. Deshalb ist es auch nicht widersinnig, von Karlsruhe im Mittelalter zu sprechen, und in eine mittelalterliche Situation des Jahres 1388, also vor genau 600 Jahren, führt der folgende Bericht.

„Karlsruhe" im Mittelalter

Im letzten Jahrhundert hat man solche Geschichtsjubiläen ohnehin noch viel bewußter empfunden, und so schrieb Richard Fester im Jahresband 1888 der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins einen kleinen Aufsatz über den „Teilungsvertrag der Markgrafen Bernhard I. und Rudolf VII. von Baden aus dem Jahr 1388"; ein paar Jahre später hat Fester eine ausgezeichnete, wenn auch etwas mühsam zu lesende Abhandlung über „seinen" Markgrafen Bernhard verfaßt, den er den Begründer des badischen Staats genannt hat (1896).

Nun ist es für den heutigen Leser nicht ganz leicht, in ein Jahrhundert hineinzublicken, das selbst im Gymnasium allenfalls im Zusammenhang mit der Goldenen Bulle Kaiser Karls IV. von 1356 am Rande erwähnt wird. 1388 regierte Karls Sohn Wenzel, der 12 Jahre später von den Kurfürsten abgesetzt wurde; sein Nachfolger wurde der Pfälzer Ruprecht, dem es jedoch auch nicht gelang, die Probleme des Reichs mit den Mitteln des mittelalterlichen Königtums zu lösen. Die Fürsten ihrerseits bauten ihre Herrschaften zu geschlossenen Territorien aus und trieben auf dieser Basis eine eigenständige Politik, hier am Oberrhein die rheinischen Pfalzgrafen mit ihrer Residenz in Heidelberg, die Grafen v. Wirtenberg und die Markgrafen v. Baden, die vor allem in Pforzheim den Mittelpunkt ihrer Herrschaft besaßen. Waren sie untereinander einig, so bildeten sie ein fast unschlagbares Bündnissystem. Die großen Reichsstädte und der ritterschaftliche Adel haben mit ähnlichen Bündnissen auf diese Machtkonzentration geantwortet, um ihre Rechte zu sichern und für den Schutz ihrer Herrschaften zu sorgen. 1388 war ein Entscheidungsjahr, als Graf Eberhard v. Wirtenberg in der Schlacht bei Döffingen die Macht der Städte brechen konnte, und bald danach ist auch das Adelsbündnis der „Schlegler" (an ihrer Spitze die Herren v. Enzberg, v. Stein und v. Dürrmenz) den gemeinsamen Bemühungen des badischen Markgrafen und des Grafen Eberhard erlegen: in Württemberg kennt man diese Vorgänge aus den Balladen Ludwig Uhlands, die man vor 50 Jahren noch in der Schule gelernt hat.

Dies also ist in Kürze der Zusammenhang der Urkunde, um die es hier geht. Es handelt sich um einen Vertrag zwischen den damals noch jugendlichen Markgrafen Bernhard und

Rudolf v. Baden, mit dem sie, entsprechend einem acht Jahre früher erlassenen Hausgesetz, ihre Herrschaft teilten. Dies war an sich nichts besonderes. Es war im Adel und bei den Fürsten allgemein üblich, die Herrschaftsrechte und Besitzungen unter alle erbberechtigten Söhne aufzuteilen, obwohl man schon bald erkannte, wie verhängnisvoll eine solche Parzellierung für den Aufbau eines mächtigen fürstlichen Staates war. Trotz dieser Erkenntnis und trotz vieler blutiger Familienstreitigkeiten wurde weiter geteilt bis weit in das 16. Jahrhundert hinein, teilweise noch länger. So hat schließlich die badische Teilung von 1535 das Schicksal des ganzen Landes am Oberrhein – einschließlich der Konfessionsfrage – für die nächsten 240 Jahre nachhaltig bestimmt.

Interessanter als die Teilung ist die Frage, wann man damit aufgehört hat und weshalb man dies tat. In Baden war 1380 verfügt worden, daß nur noch eine Zweiteilung stattfinden dürfe, daß Töchter und Geistliche vom Erbe auszuschließen seien und mit Geld abgefunden werden mußten, und in der Tat hat man dafür gesorgt, daß jeweils nicht mehr als zwei Söhne dem weltlichen Stand angehörten, im vorliegenden Fall blieb Rudolf zudem unvermählt, so daß sein Bruder 1391 wieder die ganze Herrschaft in Händen hatte, als Rudolf starb.

An der Teilungsurkunde von 1388 interessiert uns besonders, daß in ihr erstmals das „Land" beschrieben ist, das die Markgrafen als ihr Herrschaftsgebiet ansahen. Allein schon der Ausdruck „Land" ist neu. Eine mittelalterliche Adelsherrschaft ist eine aus Eigentum und Lehen verschiedenster Qualität bestehende Anhäufung von Gütern, Rechten und Einkünften. „Land" hingegen meint ein geschlossenes Gebiet einheitlichen, auf den Fürsten zurückgehenden Rechtes und schließt damit auch ein, daß es nicht einfach wie ein Sachobjekt verkauft, vertauscht, verschenkt, als Heiratsgut vergeben wird, weil es durch das Zusammengehörigkeitsgefühl der zum „Land" gehörigen Untertanen mit dem Fürstenhaus verbunden ist. Unter dieser Voraussetzung darf man die Aufzählung lesen, die Bernhard das „nyder lant ander sit der Albe" zuteilte, also das Unterland diesseits der Alb, die bei allen badischen Teilungen als Markierungslinie diente. Die Burg Mühlburg gehörte dazu und der Hardtwald bis Graben, Bulach, der Zoll zu Schröck, die Stadt Durlach, die Burgen Grötzingen und Remchingen, die Stadt Pforzheim mit Weissenstein, Ellmendingen Busenbach, Burg Alteberstein, die Stadt Kuppenheim, Oberndorf, Michelbach, Gaggenau, Fechtental und Elchesheim. Rudolfs Anteil das „ober lant", bestand aus Baden-Baden mit Yburg und Steinbach, Stollhofen,Söllingen, Hügelsheim, den Rietdörfern (Ottersdorf, Plittersdorf und Wintersdorf), Iffezheim und Sandweier, Balg, Eberstein-dorf und Niederbühl, Förch, aus Rastatt und der Rheinaue, den Dörfern auf der Hardt bis Durmersheim und gegen die Alb bis Daxlanden und Forchheim, Ettlingen mit Waldprechtsweier, Ettlingenweier und Oberweier, Rotenfels und Bischweier sowie Stein und Liebeneck. Einige Dinge waren gemeinsam, Pfandschaften und Lehen einschließlich zahlreicher Kirchenlehen, Wildbänne, Geleitsrechte, was natürlich, wenn Rudolf Nachkommen gehabt und sein Gebiet weitervererbt hätte, der Anlaß zu endlosen Streiterein gewesen wäre.

Grenzen zeichnen sich ab

So blieb das ganze eine temporäre Sache, die jedoch in zweierlei Hinsicht bemerkenswert ist: zum einen zeigt sich schon damals die ganze Ausdehnung der alten badischen

Markgrafschaft – ohne die später dazuerworbenen Herrschaften Hachberg und Rötteln-Sausenberg – wie sie bis 1802, also für 500 Jahre, weiterbestand. Zum anderen entspricht die Zweiteilung etwa derjenigen von 1535, die zur Bildung von Baden-Baden und Baden-Durlach führte, wobei Bernhards Anteil mit den Städten Pforzheim, Durlach und Mühlburg weitgehend der Markgrafschaft Baden-Durlach in der Neuzeit entsprach. Sie hatte in dem Gebiet des Hardtwaldes zwischen Mühlburg und Durlach und dem Kloster Gottesaue, wo das spätere Karlsruhe entstehen sollte, einen ihrer Schwerpunkte, war also stärker in ostwestlicher Richtung orientiert, vom nördlichen Schwarzwaldrand bis an den Rhein. Wenn man heute, nach 600 Jahren, diese Situation betrachtet, so staunt man über die Kleinräumigkeit dieses fürstlichen Staats, der gerade der Größe des heutigen Landkreises Karlsruhe entspricht und der doch zu den großen fürstlichen Territorien des Spätmittelalters am Oberrhein gehörte; die ungeteilte Markgrafschaft war nicht viel kleiner als die Kurpfalz, deren Fürst im Jahre 1400 deutscher König werden konnte. Auffallend ist freilich auch, wie stark diese Dinge bis in unsere Tage hinein weiterwirken, man denke nur an die Konfessionsgrenze entlang der Alb zwischen Ettlingen und Durlach, Bulach und Mühlburg. Unser „Jubiläum" von 1388, an das unsere Urkunde erinnert (sie wird im Generallandesarchiv Karlsruhe aufbewahrt), hat also einen recht kräftigen Gegenwartsbezug und kennzeichnet ein wichtiges Stück Geschichte des Karlsruher Raumes und damit auch der Stadt Karlsruhe selbst. Dies sollte auch in einer so jungen Stadt wie Karlsruhe den interessierten Bürger dazu anreizen, sich mit früheren Perioden seiner Heimatgeschichte zu beschäftigen.

Hansmartin Schwarzmaier

Stau am Karlsruher Dreieck... Beiträge zu seiner Geschichte

Wenn heute die Stadt Karlsruhe bundesweit bekannt ist, so liegt dies zum einen sicher an Institutionen wie dem Bundesverfassungsgericht und dem Bundesgerichtshof oder an Forschungseinrichtungen wie Kernforschungszentrum und Universität. Zum anderen trug und trägt aber immer noch die an Karlsruhe vorbeiführende Bundesautobahn Frankfurt-Basel und die hier beginnenden A 8 Karlsruhe-München in erheblichem Maße zu diesem Bekanntheitsgrad bei, da es fast keinen gen Süden ziehenden Urlauber gibt, der nicht schon einmal im Stau am Autobahndreieck Karlsruhe steckengeblieben ist.

Vor 50 Jahren, am 10. Dezember 1938, wurde die Reichsautobahn Karlsruhe/Ettlingen und Karlsruhe/Pforzheim und damit auch das Karlsruher Dreieck durch den NSDAP-Gauleiter Robert Wagner dem Verkehr übergeben. Somit bestand eine durchgehende Autobahnverbindung von Göttingen über Frankfurt und Karlsruhe bis nach Salzburg in einer Gesamtlänge von 754 Kilometern. Wie kaum eine andere Legende hält sich bis heute der Mythos von den „Straßen Adolf Hitlers", als dessen alleiniger Verdienst der Autobahnbau dargestellt wird. Wer aber in den einschlägigen Beständen des Stadtarchivs Karlsruhe

forscht, wird feststellen, daß das erste Schriftstück in Sachen Autobahn Frankfurt-Basel aus dem Jahre 1926 stammt. Das badische Finanzministerium informierte den badischen Städtebund am 23. September, daß kurz zuvor auf Einladung des Wirtschaftsamtes der Stadt Frankfurt eine Besprechung über eine Autostraßenverbindung Hamburg-Frankfurt-Basel-Mailand stattgefunden habe. Bereits wenig später wurde auch die Stadt Karlsruhe zur Gründungsversammlung eines Vereins zur Vorbereitung der Autostraße Hamburg-Frankfurt-Basel, abgekürzt HAFRABA, eingeladen. Man entsandte Bürgermeister Hermann Schneider, da dieser „seit zwei Jahren in Zusammenhang mit den Arbeiten für den Generalbebauungsplan auch das Problem der Autobahn aufs gründlichste studiert" hatte, wie es in dem entsprechenden Beschluß heißt. Unter Schneiders Federführung war kurz zuvor der Karlsruher Generalbebauungsplan fertiggestellt worden, der u. a. davon ausging, daß der Kraftwagenverkehr „in den kommenden 4 bis 5 Jahrzehnten einen derartigen Umfang annehmen wird, daß eine Vernachlässigung des Kraftwagenproblems bei Planung der künftigen Stadt schwere, kaum wieder gutzumachende Fehler im Gefolge haben müßte". Daraus wurde nun die Forderung abgeleitet, die alten Landstraßen, die den Erfordernissen des modernen Kraftwagenverkehrs nicht mehr gewachsen waren, durch Schnellstraßen zu entlasten. Für Karlsruhe bedeutete dies die Planung einer Nord-Süd-Linie und einer West-Ost-Linie, d. h. das heute um Karlsruhe bestehende Autobahnnetz war in seinen wesentlichen Bestandteilen bereits im Generalbebauungsplan von 1926 vorgesehen.

Auch in der am 21. Oktober 1924 gegründeten Studiengesellschaft für den Automobilstraßenbau (STUFA) war die Stadt Karlsruhe durch ihren Stadtbaudirektor Emil Blum-Neff, den Leiter des Städtischen Tiefbauamtes, vertreten.

Als Vorbild der mit der Gründung der HAFRABA am 6. November eingeleiteten Planungen dienten die Autobahnen des Italieners Piero Puricelli, mit denen dieser seit 1922 Mailand mit den oberitalienischen Seen verband. Auch in Deutschland war 1921 mit der weltberühmten Berliner AVUS, der „Automobil-Verkehrs- und Übungsstraße", ein Demonstrationsobjekt entstanden an dem die Vorzüge der neuen Autostraßen vorgeführt werden konnte.

Puricelli gehörte dem Vorstand der HAFRABA als beratendes Mitglied an. Obwohl auch Karlsruhe gerne diesem Vorstand angehört hätte, mußte man sich mit der Berufung Hermann Schneiders in den technischen Ausschuß begnügen. Ebensowenig gelang es, erfolgreich gegen den „schönen Namen des Vereins" zu protestieren, in dem man offensichtlich den Bestandteil „Karlsruhe" vermißte.

In den folgenden Jahren bis 1933 entstanden detaillierte Baupläne und Kostenvoranschläge, an deren Realisierung aber vorläufig, vor allem nach Beginn der Weltwirtschaftskrise im Oktober 1929, nicht zu denken war. So prüfte der Deutsche Städtetag schon 1930, ob weitere Mitgliedsbeiträge für den HAFRABA e. V. noch zu verantworten seien, „da es zweifelhaft ist, ob die erforderlichen Mittel zum Bau besonderer Automobilstraßen in absehbarer Zeit zur Verfügung stehen werden". Bis 1933 wurden deshalb mehrmals die Beiträge der Städte gesenkt. Auch in der Presse bezweifelte man, ob das Projekt jemals realisiert werden könnte. Der „Badische Beobachter", das

Mitgliedskarte der Stadt Karlsruhe 1929

Parteiblatt des Badischen Zentrums, stellte am 28. Januar 1932 fest: „Wir haben heute andere Sorgen als den Bau einer Luxusstraße für Autos." Zu diesem Zeitpunkt war von der NSDAP nichts anderes zu hören.

Nur wenig später, am 12. April 1933, erhielt aber die Stadt Karlsruhe von der HAFRABA die Mitteilung . . ., „daß der Herr Reichskanzler Adolf Hitler sich für die Ausführung unseres Vorhabens sehr interessiert und im Verlauf eines zweimaligen Empfangs in mehrstündiger Unterredung unser gesamtes Material, Modelle usw. angesehen hat". In der Tat hatte die NSDAP nach der verhängnisvollen Ernennung Hitlers zum Reichskanzler eine verkehrspolitische Kehrtwendung vollzogen. War man vorher wenig begeistert von dem Vorhaben, war man nun bereit, die bereits sehr weit gediehenen Pläne zu realisieren, ja ganz für sich in Anspruch zu nehmen. Noch im August 1932 war der Versuch gescheitert, den Autobahnbau als Teil eines staatlichen Notprogramms zur Arbeitsbeschaffung einzubeziehen. Als Folge der Weltwirtschaftskrise war die Arbeitslosigkeit, die 1932 mit mehr als 6 Millionen Arbeitslosen ihren Höhepunkt erreicht hatte, das vordringlichste Problem. Nach ihrer Machtübernahme verstand es die NSDAP, gerade den arbeitsmarktpolitischen Effekt des Autobahnbaus aus-

zunutzen, obwohl dieser nie so gewaltig war, wie ihn die NS-Propaganda erscheinen ließ. 1937 waren z. B. durchschnittlich nur 950 Arbeiter beim Autobahnbau im Bereich der Stadt Karlsruhe tätig. Wie erfolgreich die Nationalsozialisten die vermeintliche Urheberschaft Hitlers im Bewußtsein der Bevölkerung verankert hatten, beweist aber selbst heute noch die weite Verbreitung dieser „Hitler-Legende".

Am 27. Juni 1933 wurde die rechtliche Grundlage zum Bau der Autobahn geschaffen, am 30. Juni ernannte Hitler den Pforzheimer Bauingenieur Fritz Todt zum „Generalinspekteur für das deutsche Straßenwesen", am 25. August entstand als Nachfolgerin der HAFRABA die „Gesellschaft zur Vorbereitung der Reichsautobahnen e. V.". Nur wenig später, am 23. September, fand der erste Spatenstich zur Autobahn Frankfurt-Basel statt, die am 1. Oktober 1937 Karlsruhe erreichte. Ein Jahr später wurde die Verbindung nach Pforzheim und damit bis Salzburg fertiggestellt. Der Weiterbau in Richtung Basel, erst 1962 abgeschlossen, scheiterte allerdings nicht zuletzt durch den von Hitler ausgelösten II. Weltkrieg. Militärische Gesichtspunkte waren bei der Planung der Autobahnen zwar mit angesprochen worden, spielten aber nach neueren Forschungsergebnissen wohl nicht die ausschlaggebende Rolle, die ihnen lange Zeit zugeschrieben wurde.

Dieser Blick in die Bestände des Stadtarchivs Karlsruhe zeigt, daß Karlsruhe schon lange vor 1933 in die Planungen der Autobahn mit einbezogen war. Welche Bedeutung der Autobahnbau im allgemeinen für die Entwicklung von Karlsruhe hatte, diese Frage bedarf weiterer intensiver Forschungen. Für diese steht das Karlsruher Stadtarchiv als „Gedächtnis" der Stadt bereit. Trotz erheblicher Verluste durch die Zerstörung des Rathauses im September 1944 sind noch viele Akten aus der Zeit vor 1945 vorhanden. Diese Altbestände aber auch die in Zukunft anfallenden archivwürdigen städtischen Informationsträger, darüber hinaus alle stadtgeschichtlich wichtigen Unterlagen zu sichern, zu erhalten, zu erschließen, ist Aufgabe des Stadtarchivs. Nach dem im Jahr des Karlsruher Stadtjubiläums 1990 geplanten Umzug des Stadtarchivs in die für Archivzwecke umgebaute ehemalige Pfandleihe, kann diese Aufgabe in einem Gebäude mit optimalen Lagerungsbedingungen für die Archivalien und komfortablen Benutzungsmöglichkeiten erfüllt werden.

Ernst Otto Bräunche

Karlsruhe 1893: Das erste deutsche Mädchengymnasium

Ein Ortsfremder, der die Sophienstraße entlanggeht und dabei an den Gebäuden des Fichte- und des Lessinggymnasiums vorbeikommt, wird daran nichts Ungewöhnliches bemerken. Viele Karlsruher hingegen wissen zumindest ungefähr um die Beziehung dieser beiden Schulen zur Entwicklung der Mädchenbildung. Denn in Karlsruhe wurden vor knapp hundert Jahren erstmals in Deutschland mit der Gründung eines Mädchengymnasiums die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß Mädchen Abitur machen und zum Universitätsstudium zugelassen werden konnten. 1893 als Privatschule gegründet, wurde diese 1897 von der Stadt Karlsruhe übernommen und 1898 an

die Höhere Mädchenschule in der Sophienstraße 14, die spätere Fichteschule, angegliedert. Aufgrund des großen Zulaufs zum gymnasialen Zweig wurde dieser nach einigen Jahren mit einigen Klassen der Höheren Mädchenschule ausgegliedert und bezog als Lessingschule ein neues Gebäude in der Sophienstraße 147.

Die Gründung dieses ersten Mädchengymnasiums in Deutschland bildete den Schlußpunkt jahrzehntelanger Bemühungen um die Durchsetzung dergleichen Bildungschancen für Mädchen wie für Jungen. Zwar waren bereits während der Aufklärung vereinzelt solche Forderungen erhoben worden. Doch blieb das Vorurteil, die intensive Beschäftigung mit den Wissenschaften sei dem „weiblichen Wesen" nicht gemäß, über Jahrzehnte hinweg noch zu verbreitet, als daß man Mädchen die Möglichkeit gegeben hätte, an einer Universität zu studieren und sich die Voraussetzungen dafür durch eine entsprechende Schulbildung zu schaffen. Immerhin wurden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den meisten Städten Schulen gegründet, die mehr als nur die einfachste Elementarbildung vermittelten, die „gehobenen Töchterschulen". 1827 war mit der „Lindenschule" am Ettlinger Tor eine solche in Karlsruhe errichtet worden. Doch hatten diese Schulen nicht nur ein sehr unterschiedliches Niveau, sondern insgesamt waren auch die Lehrinhalte recht einseitig orientiert.

Die Stundentafel

In der neunklassigen „gehobenen Töchterschule" Karlsruhe, die die Mädchen bis etwa zum 16. Lebensjahr besuchten, wurden laut Jahresschlußbericht für das Schuljahr 1869-1870 zu diesem Zeitpunkt folgende Fächer unterrichtet: pro Woche zwei Stunden Religion, je nach Klassenstufe zwischen sechs und drei Stunden deutsche Sprache, in der Abschlußklasse drei Stunden Literaturgeschichte, sieben Stunden Französisch ab der 2. Klasse, zwei Stunden Englisch in Klasse 8 und 9, zwei Stunden Geographie, zwei Stunden Geschichte von Klasse 6 bis 9, eine Stunde Naturgeschichte (Biologie), eine Stunde Naturlehre (physikalische Grundkenntnisse) von Klasse 7 bis 9, zwischen drei und zwei Stunden Rechnen, bis zur vorletzten Klasse zwei bis drei Stunden Schönschreiben, ein bis zwei Stunden Gesang, zwei Stunden Zeichnen ab Klasse 5, durch alle Klassenstufen zwischen fünf und vier Stunden weibliche Handarbeiten. So konnte möglicherweise zwar ein durchaus beachtliches Niveau in Deutsch und Französisch erreicht werden, die Naturwissenschaften dagegen führten ein Schattendasein, und die alten Sprachen, Latein und Griechisch, Inbegriff gymnasialer Bildung in der damaligen Zeit, fehlten völlig. Was übrigens unter dem Begriff „Turnen" fungierte, war, wie die Direktion versicherte, wenig mehr als ein wenig Bewegung an der frischen Luft, deshalb taucht das Fach im Bericht über den behandelten Lehrstoff gar nicht auf.

Bildung und „Frauenfrage"

Auch die Reformen, die in Baden 1872 die „gehobenen Mädchenschulen" in das höhere Schulwesen einbezogen und ihnen, wollten sie als „Höhere Mädchenschule" anerkannt werden, ein einheitliches Niveau vorschreiben, brachten nur halbherzige Fortschritte für die Mädchenbildung. Deshalb wurde, vor allem durch die stärker werdende Frauenbewegung, die Forderung nach dem Zugang zur Gymnasialbildung und zum Universitätsstudium immer lauter er-

hoben. 1888 bildete sich ein Verein, dessen Ziel „die volle Aufschließung des wissenschaftlichen Studiums für die Frauenwelt" war. Er wandte sich mit Petitionen an die verschiedenen Landtage, erhielt jedoch nur aus Baden Zustimmung und Förderung, insbesondere durch den nationalliberalen Abgeordneten Landgerichtspräsident Kiefer, der die Abgeordneten beschwor: Nicht erst im nächsten Jahrhundert kann und soll die sogenannte Frauenfrage gelöst werden; sie drängt schon jetzt auf eine Lösung hin. Es handelt sich um eine hochwichtige That – nämlich darum, einem berechtigten Streben im sozialen Kampfe um das Dasein mit allen zulässigen Mitteln Vorschub zu leisten. Auch in dieser Angelegenheit muß Baden als ein wahrhaft liberales Land sich an die Spitze der Bewegung stellen."

Die Stadt Karlsruhe zeigte sich aufgeschlossen und bereitwillig zur Unterstützung des Vorhabens. So konnte 1893 der Unterricht aufgenommen werden, zunächst, wie erwähnt, als Privatschule, dann ab 1898 als gymnasialer Zweig der bestehenden Höheren Mädchenschule in der Sophienstraße.

Waren im Gründungsaufruf des Vereins vor allem soziale Probleme unverheirateter Frauen aus dem Bürgertum, die sich aus der beschränkten Zahl von Berufen für sie ergaben, beschworen und die „Massenproduktion an Klavierlehrerinnen" als Folge genannt worden, so betonte Johanna Kettler in ihrer Festansprache zur Eröffnung des Mädchengymnasiums den grundsätzlichen moralischen Anspruch der Frauen nach Aufhebung der institutionellen Bildungsschranken: „Bildungsfreiheit nun wollen wir versuchen, zu schaffen wir wollen der Frau ermöglichen, ihre geistigen Fähigkeiten so zu entwickeln wie der Mann. Wir glauben, daß kein Mensch das Recht hat, seinem Nebenmenschen, auch wenn dieser eine Frau ist, vorzuschreiben: „Bis hierher entwikkelst du dich, aber um keine Linie weiter; bis hierher denkst du, aber um keinen Gedanken weiter!" Und wir glauben, daß kein Mensch das Recht hat, seinem Nebenmenschen, auch wenn dieser eine Frau ist, aus Prinzip das größte Glück des Lebens zu rauben: Befriedigende Arbeit in einem selbstgewählten, nicht aufgezwungenen Berufe."

Bildung und „echte Weiblichkeit"

Natürlich wurden die neuen Gymnasiastinnen zunächst vielfach sehr mißtrauisch beobachtet. Deshalb beeilten sich gerade dem Mädchengymnasium Wohlgesonnene zu versichern, daß die „weibliche Anmut" unter der Beschäftigung mit den Wissenschaften keineswegs leide. So schreibt der Geheime Rat Gustav Wendt in einem Bericht über die ersten Abiturientinnen im Jahre 1899: „Davon, daß auch nur eine einzige der dort unterrichteten Schülerinnen, die mir in der Prüfung vorgeführt wurden, durch die vorangegangene ernste und gründliche Beschäftigung mit den alten Schriftstellern (Homer, Herodot, Sophokles usw.) an echter Weiblichkeit auch nur im mindesten Einbuße erlitten hätte, kann gar nicht die Rede sein."

Auch die Kaiserin, die in einer Audienz im Karlsruher Schloß einige Schülerinnen und Lehrer empfing, äußerte sich, wie im Jahresbericht der Schule von 1903/04 zu lesen, in diesem Sinne: „Diese Grundgedanken, daß der gesteigerte Bildungsdrang der Mädchen befriedigt werden müsse ebenso durch besonders geregelte Schuleinrichtungen, die auch zum Hochschulstudium befähigen als durch Weiterführung der Höheren Mädchenschule, erkannte Ihre Maje-

stät die Kaiserin in der oben erwähnten huldreichen Audienz mit regstem Interesse an, und mit wohltuender Wärme zeigte sie sich namentlich erfreut über die Tatsache, daß die Schülerinnen des Karlsruher Mädchengymnasiums bei aller Hingabe an den dem Weibe scheinbar fernliegenden Stoff sich auch herzliche Fröhlichkeit und volle Weiblichkeit des Wesens erhalten."

Trotz solcher Befürchtungen stieg nach anfänglichen Schwierigkeiten die Zahl der Schülerinnen so sehr an, daß ein neues Gebäude für den gymnasialen Zweig und einen Teil der Höheren Mädchenschule gebaut werden mußte. Dessen erster Direktor, Geheimrat Friedrich Keim ließ die Schule nach seinem Lieblingsdichter Lessing benennen; eine weise Entscheidung im Hinblick auf die Verdienste Lessings als Verfechter von Aufklärung und Toleranz, eine beziehungsreiche dazu, hatte doch Lessing bereits in „Emilia Galotti" eine seiner Figuren, die Gräfin Orsina, die gängige Geringschätzung gebildeter Frauen mit jenem bitter sarkastischen Satz charakterisieren lassen und somit eine für seine Zeit ungewöhnliche Weitsicht bewiesen: „Ein Frauenzimmer, das denket, ist eben so ekel als ein Mann, der sich schminket."

Eva Hirtler

Die Kunsthalle als Gesamtkunstwerk - eine Baugeschichte

Seit 1978 wird ein Traum verwirklicht, der 1836 begann, als der hiesige Hofbaurat Heinrich Hübsch neben der barocken Zeichenakademie den ersten Flügel der Kunsthalle errichtete. Vier Flügel - ein geschlossenes Ganzes plante Hübsch, und nun ist es bald soweit, daß der Bau eröffnet werden kann: Hübschs Hauptflügel (1837 – 1846), Josef Durms einfühlender Anbau (1894 – 96), Amersbachs schlichtes „Thoma-Museum" (1908 – 1910) und zuletzt (seit 1981) Heinz Mohls postmoderne Dominante anstelle des im 2. Weltkrieg zerstörten Akademiegebäudes: Die Baulücke ist geschlossen.

Mohls Auskernung des Amersbachflügels und sein Neubautrakt entlasten den Altbau sehr: Sie nehmen Verwaltung, Depots, Werkstätten und auch Sammlungen auf, so daß das alte Hauptgebäude bald als wieder restaurierte Galerie der Zeit um 1850 benutzt werden kann.

Der Mohl-Flügel schlägt einen Bogen zum Rundbogenstil Hübschs, der mit Weinbrenners Klassizismus brach, um nicht fassadenhafte Repräsentation, sondern sachlicher Funktion das Wort zu reden. „In welchem Style sollen wir bauen?" fragte Hübsch, und er entschied sich für die frühbürgerliche Renaissance Italiens.

Er verfolgte mit seinem Idealplan das Ziel, Architektur, Bildhauerei, Wandmalerei und die Sammlungen in gutem Ambiente zu wissen. Es handelte sich dabei vor allem um barocke Malerei Frankreichs und der Niederlande, um antike Bildwerke, „vaterländisch zeitgenössische Kunst und Industrie" und um Gipse zur Schulung und Belehrung. Das Großherzogtum Baden sollte in einem „Gesamtkunstwerk" präsentiert sein, das alle höfischen und bürgerlichen

Errungenschaften umspann. Großherzog Leopold, Hübsch und dessen nazarenischen Freunde in Rom, München und Frankfurt träumten von deutsch-italienischer Einheit nach mittelalterlichem Muster, die Fürsten sollten als Hüter des alten Glaubens, deutscher Einheit und bürgerlicher Kunst um Raffael und Dürer auftreten, die programmatisch im Bau gefeiert wurden.

Hübsch hatte kaum Vorbilder: Schinkel in Berlin plante sein Museum wie ein Pantheon klassizistisch, eher finden sich zu Klenzes Münchener Pinakothek Parallelen, die in romantischer Durchdringung von Kunst und Politik gebaut wurde. Für die Malereien holte sich Hübsch Moritz von Schwind aus Frankfurt, der die Repräsentationssäle ausmalte und 1841 – 1842 im Treppenhaus ein programmatisches Fresko ausführte: „Die Einweihung des Freiburger Münsters" – eine historische Montage zugunsten Leopolds, der im gotischen Gepränge die Kontinuität des badischen Staates repräsentierte (wiewohl das Münster eine bürgerliche Pfarrkirche war und Freiburg erst 1805 badisch wurde) und zum Schutzherrn aller Künste apostrophiert wurde.

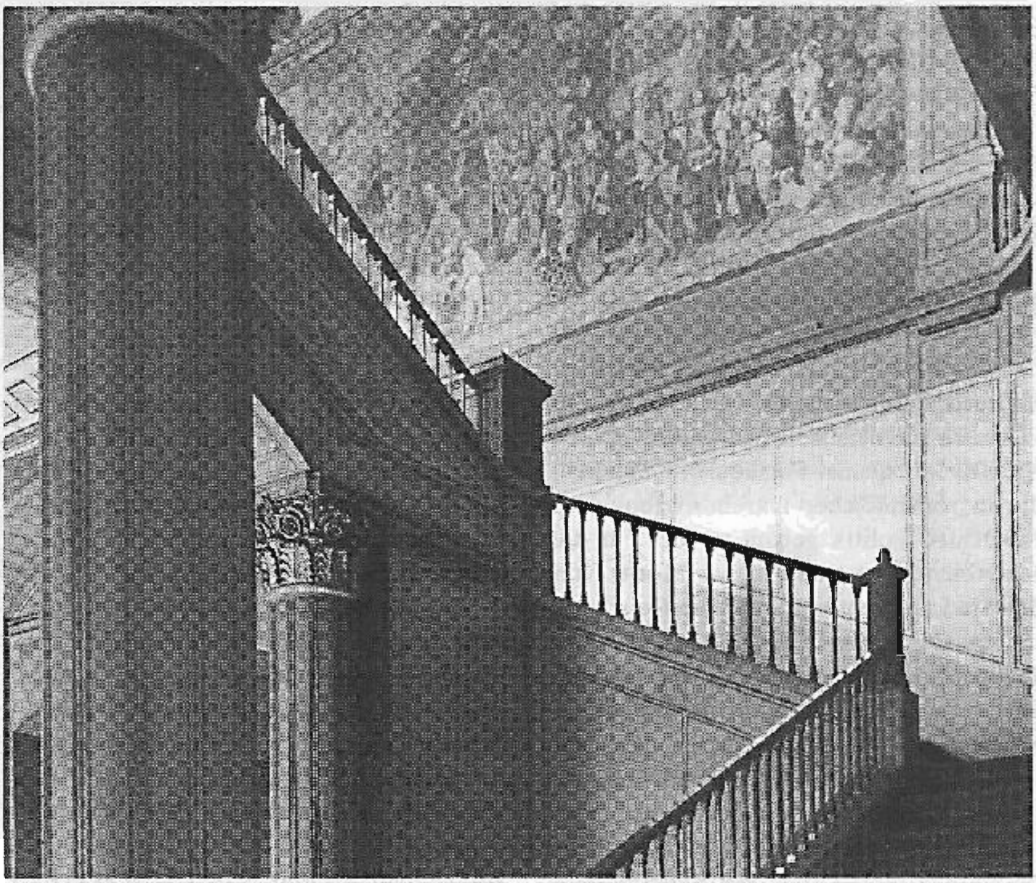
Man sieht: Leopold und sein Architekt dachten groß: Architektur, Bauplastik, Wandmalerei, Dekoration, Komplexität und Anordnung der Sammlung waren als Einheit geplant und sollten flächige Tableaus ergeben: ein „ideales" Programm, in dem es keine Zufälle geben sollte.

Der Bau war nicht als Museum, sondern als bürgerliche Kunsthalle gedacht. Die Räume sollten die „vaterländischen" Sammlungen aufnehmen; und so hat Hübsch großen, offenen Sälen den Vorzug vor der feudalen Enfilade (Folge ineinander gestaffelter Räume), die in Schlössern den Repräsentationsweg zum Herrscher dokumentierte, gegeben. An barocke Zeremonie war nicht mehr gedacht: Der Großherzog mischte sich, wie in Schwinds Fresko, unter das Volk und arbeitete im Badischen Kunstverein mit, der bürgerlich dachte und bürgerlich sammelte: Das Leben des 19. Jahrhunderts gedieh unter der demokratischen Obhut des Landesvaters.

1887 waren die Sammlungen so umfangreich geworden, daß man die Errichtung des östlichen Flügels selbstverständlich im Stil des bestehenden Gebäudes plante, wobei Baudirektor Durm die Konzeption großer Säle beibehielt und kleinere Werke in Kabinetten unterbrachte. Durm, der gern barock deklamierende Historist etwa des Karlsruher Prinz-Max-Palais, hielt sich eng an die Nüchternheit des nazarenischen Hauptgebäudes, lediglich die Fassade zum Schloß hin dekorierte er fülliger – eben neubarock. Im Skulpturenprogramm trat Holbein an Raffaels Stelle: Nach der nationalen Einigung Italiens und der deutschen Reichsgründung konnte man den Italiener nicht mehr in global-deutsche Bezüge einbeziehen; zudem paßte Holbein besser zur Sammlung Hirscher, die man 1858 erworben hatte; sie wies vornehmlich altdeutsche Meister der „Dürer-Zeit" aus.

Auch Durm legte auf Raumdekoration großen Wert und glich sich dem Vorbild an: Maler und Bildhauer – unter ihnen Edmund Kanoldt – statteten den neuen Flügel, auch hier barocker als Hübsch, aus. Insgesamt allerdings blieb der Idealplan von Hübsch erhalten.

Nicht lange danach ehrte Großherzog Friedrich I. den Direktor der Kunsthalle, den Maler Hans Thoma, mit dem Bau des dritten Traktes und der sogenannten „Tho-



Treppenhaus der Kunsthalle mit Fresko

ma-Kapelle" (1908 – 1910). Seit 1904 hatte der badische Staat den Versuch unternommen, den Künstler zur Einrichtung eines „Thoma-Museums" zu bewegen, welches die Präsentation seiner erst zu stiftenden und dann auch geschenkten Werke und eines kosmologischen Programms des Meisters in der „Kapelle" vorsah. Blieb die Fassade dem Idealplan seit Hübsch verpflichtet, so zierten nun im Inneren Thomas Apotheosen die Wände: das Dekorationsprogramm beschränkte sich auf die Thoma-Kapelle und ihren Eingangsbereich, alle anderen Säle blieben innen wie außen sachlich. Der Schritt vom Gesamtkunstwerk zum Musentempel und Ausstellungsgebäude war vollzogen.

Professor Mohl hat nun im Auftrag des Landes Baden-Württemberg seinen Baukörper vom Grundriß auf gestalterisch, räumlich und farblich gegenüber den anderen Trakten abgesetzt, dem frührenaissancehaften Idealplan im Charakter bürgerlichen Aufbruchs hat er den Geist des Manierismus pontiert entgegengestellt. Die höfische Enfilade im Querschnitt einer Basilika löst den öffentlichen Hallencharakter so in private Kabinette auf, daß der Besucher eine feste Wegerichtung aufnehmen wird: Geschichte wird als lineare Kontinuität erlebbar. Aus festen Räumen mit Wänden wurde

eine flexible Pfeilerkonstruktion mit vor geblendetem, dekorativem Fassadenteil im Spaß der Postmoderne an historischen Zitaten, die Mohl gleichermaßen in seinen bisherigen Kaufhaus-, Bank- und Schulbauten als Markenzeichen verwendet. So wurde etwa „Thomas Kapelle" versetzt und als leichtes Spiel mit historischen Versatzstücken wieder aufgebaut. Hier wird gegenüber Hübsch eine völlig andere Auffassung von geschichtlichem Wachsen und Werden erkennbar. Und: Die Integration der „Kunst am Bau", Ben Willekens leeres Architekturbild im Foyer und Horst Antes „Kopf" an der Fassade zum Botanischen Garten: Lassen sie nicht Parallelen zu Schwinds programmatischer Malerei und zu den Köpfen Dürers, Raffaels und Holbeins aufkommen? Bei all seinen Zitaten ist Mohls Konzept eine Absage an das romantische Gesamtkunstwerk: Im Zeitalter rascher Kommunikation erscheint ein klassisches Museum als „erholsamer" Widerspruch.

Gerd Reising

Karlsruher Partnerstädte: Halle – vom Kastell zur modernen Großstadt

Als Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach am 17. Juni 1715 den Grundstein zu seinem neuen Residenzschloß legte und damit auch die Stadt Karlsruhe gründete, konnte die Stadt Halle, der jüngste Städtepartner Karlsruhes, bereits auf eine mehr als 900jährige Geschichte zurückblicken. Im Jahre 806 ließ König Karl, der älteste Sohn Kaiser Karls des Großen, an der Ostgrenze des fränkischen Reiches bei dem Ort Halla ein Kastell errichten. Die genaue Lage dieses Kastells ist nicht bekannt, doch wird es in der Nähe der Salzquellen vermutet, denen Halle seinen Namen und seine spätere Bedeutung verdankt.

Anfang des 10. Jahrhunderts wurde das Gebiet des entstehenden Deutschen Reiches zur Abwehr der häufigen Slaweneinfälle mit einem System von Burgbezirken, sogenannten Burgwarden, gesichert. So entstand u. a. die Burg „Giebichenstein", zu deren Bezirk auch Halle gehörte. Als der Sohn Heinrichs I., Otto der Große, 968 im Zuge seiner Ost- und Missionierungspolitik das Erzbistum Magdeburg gründete, stattete er dieses mit umfangreichem Besitz aus, darunter die Burg Giebichenstein mit Halle.

Beginn städtischer Selbständigkeit

Im Laufe des 11. Jahrhunderts stieg Halles Bedeutung vor allem wegen der nun intensivierten Salzproduktion. Der Haller Stadtarchivar Dr. Werner Piechocki stellt fest, daß Halle im frühen 12. Jahrhundert bereits „zu den bedeutendsten Handelsplätzen des römischen Reiches" gehörte, „auf deren Märkten ein lebhafter Warenaustausch" stattfand. In diesem Zeitraum bildete sich auch eine städtische Gerichtsbehörde, ein Schöffenkollegium, aus, erstes Zeichen einer beginnenden städtischen Selbständigkeit. Diese mußte in den folgenden Jahrzehnten und Jahrhunderten immer wieder gegen die erzbischöflichen Ansprüche erkämpft und verteidigt werden. Den Höhepunkten städtischer Freiheit im 13. und 14. Jahrhundert, als sich die Stadt beispielsweise um 1280 der Hanse anschließen konnte, folgte die erneute Durchsetzung des Erzbischofs Ernst von Magdeburg, der nach der

Niederlage der Stadt 1478/79 Halle zu seiner Residenz bestimmte. Noch heute kann der Besucher vor Halle als sichtbares Zeichen für das Ende der mehr als 200jährigen fast vollständigen Unabhängigkeit der Stadt die Moritzburg besichtigen, die in den Jahren 1484 bis 1503 entstand und den Erzbischöfen von Magdeburg fortan als Residenz diente. Nachdem diese bereits seit der Mitte des 16. Jahrhunderts zunehmend unter brandenburgischen Einfluß geraten waren, fiel die Stadt, die im Dreißigjährigen Krieg stark in Mitleidenschaft gezogen worden war, 1680 an das Kurfürstentum Brandenburg.

Halle im 17. Jahrhundert

Der oben abgebildete Stich von Johann Mellinger zeigt die Stadt von Westen zu Beginn des 17. Jahrhunderts, am linken Bildrand die Giebichensteiner Amtsstadt Neumarkt dann die Moritzburg, die heute die Staatliche Galerie Moritzburg beherbergt, und in der Bildmitte schließlich die charakteristischen fünf Türme der Marktkirche und des Roten Turms. Letzterer wurde in den Jahren 1418 bis 1506 von der Stadt quasi als Symbol ihres Selbstbehauptungswillens erbaut. Seinen Namen erhielt der Turm, der 1975/76 nach seiner Zerstörung in den letzten Kriegstagen im April 1945 wieder aufgebaut worden ist, im 17. Jahrhundert wegen des dort stattfindenden Blutgerichts.

1717, als Karlsruhe gerade im Entstehen war und noch gar keine eigene städtische Verwaltung hatte, verlor Halle wiederum ein Stück Selbständigkeit, da der Magistrat nun preußischen Beamten unterstellt wurde. Seit diesem Jahr war Halle auch preußische Garnison, was die Stadt aber nicht vor der Plünderung im Laufe des Siebenjährigen Krieges zwischen Preußen und Österreich (1756 bis 1763) schützte. Am Ende dieses Krieges war Halle wirtschaftlich fast völlig ruiniert und erholte sich bis zur Eroberung durch napoleonische Truppen 1806 nicht mehr von diesem Rückschlag. Auch nach der Befreiung – die Hallenser konnten den Aufbruch der preußischen Truppen unter Marschall Blücher nach Leipzig als Augenzeugen verfolgen, wo noch 1813 der entscheidende Sieg über Napoleon gelang – stagnierte die Entwicklung der Stadt. Erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts nahm Halle im Zuge der Industrialisierung eine für die meisten deutschen Großstädte typische Entwicklung. Es entstanden in Halle Betriebe der Mineralölindustrie, des Maschinenbaus, Eisengießereien und Armaturen- und Dampfkesselfabriken. 1871 besaß Halle bereits 19 Maschinenfabriken, 1890 war die 100 000-Einwohner-Grenze überschritten.

Seinen Ruf als das rote Herz Mitteldeutschlands erhielt Halle in der Weimarer Republik. Im März 1920 lieferten sich bewaffnete Arbeiter und Putschisten, die den selbsternannten Reichskanzler Kapp unterstützten, regelrechte Gefechte, die mit dem Sieg der Arbeiter endeten. Nach dem Zusammenschluß der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (USPD) mit der Kommunistischen Partei (KPD), den ein außerordentlicher Parteitag der USPD im Oktober 1920 in Halle beschloß, wurde Halle eine der KPD-Hochburgen.

Im Zweiten Weltkrieg blieb Halle trotz der unmittelbaren Nachbarschaft zu den Leunawerken und dem Bunawerk bei Schkopau, die wegen der Benzinherstellung durch Kohlehydrierung bzw. der Herstellung eines dem Naturkautschuk ebenbürtigen Werkstoffes große kriegswirtschaftliche Bedeutung besaßen, von Großangriffen weitgehend verschont. Erst in den letzten Kriegstagen fiel u. a. das Rathaus Bombenangriffen zum Opfer. Nach der Übergabe der Stadt durch die Amerikaner am 1. Juli 1945 an sowjetische Truppen wurde Halle Hauptstadt der Provinz Sachsen-Anhalt, 1952 Hauptstadt des Bezirks Halle, der heute zu den wichtigsten Bezirken der DDR zählt. Dieser notwendigerweise nur sehr knappe Einstieg in die Geschichte der Karlsruher Partnerstadt Halle zeigt, daß die Stadt in der Tat zu den traditionsreichsten Großstädten der DDR gehört. Es bleibt zu hoffen, daß diesem ersten Einblick weitere detailliertere Informationen über die Geschichte der Stadt, möglicherweise sogar von einem dortigen Experten, folgen werden.

Ernst Otto Bräunche

Durlach und die Revolution

Das ist mehr, als die wenigen stummen Zeugen erkennen lassen, die alle an den 25. Juni 1849 erinnern, an das Gefecht zwischen der zurückflutenden badischen Revolutionsarmee und den nachrückenden Preußen, das an jenem heißen Sommertag nördlich der Stadt an der Pfinz stattfand.

Denn das idyllisch scheinende Landstädtchen Durlach war in jenen aufgeregten Jahren alles andere als ein verschlafenes Provinznest.Einen „Tummelplatz der Blutrothen" nannte ein preußischer Offizier die Stadt in seinen Erinnerungen an den Rückeroberungsfeldzug. Und tatsächlich erfahren wir auch aus anderen Quellen Erstaunliches über unsere Durlacher Vorfahren. Sie hatten nicht nur einen revolutionär gesinnten Bürgerverein mit über 400 Mitgliedern – bei ca. 800 Bürgern ein Prozentsatz, von dem heutige Parteien und Vereine nur träumen können – nein, sie hatten auch eine von diesem Verein zunächst auf eigene Faust ins Leben gerufene Bürgerwehr, deren Existenz der schwache Staat schließlich nur noch absegnen konnte. Eine Bürgerwehr, deren Aufzug meist von dem Bauern und Durlacher Bürger Carl Leußler mit ei-ner geradegehämmerten Sense angeführt wurde, eine Handlungsweise, die man ihm nach dem Scheitern der Revolution von staatswegen besonders übel ankreidete. Diese Sense scheint längere Zeit die Funktion der Standarte bei der Bürgerwehr übernommen zu haben, denn auf die Farbe für eine Fahne konnte man sich nicht einigen.

Wir erinnern uns:
Chronologie der Revolution 1848/49

1848, Februar: Revolution in Frankreich. Daraufhin auch in Deutschland Erhebungen gegen die bestehende Ordnung.

März: In Baden werden die unter Druck des Deutschen Bundes aufgehobenen liberalen Gesetze von 1831 wieder eingeführt und wie überall Vorbereitungen getroffen für die Einberufung der Nationalversammlung.

April: Der Versuch Friedrich Heckers, von Konstanz aus in Baden die Republik durchzusetzen, wird bei Kandern von der badischen Armee niedergeschlagen.

Mai: Die Nationalversammlung tritt in Frankfurt/M. zusammen.

Juli: Die reaktionären Kräfte beginnen sich zu sammeln: Verbote einer oppositionellen Presse und politischer Vereine.

September: „Struveputsch": Der nochmalige Versuch der Demokraten, die revolutionäre Entwicklung Badens in republikanische Bahnen zu lenken, scheitert.

Dezember: Badische Demokraten organisieren sich erneut in Volksvereinen.

1849, April: Großherzog Leopold erkennt als erster Fürst die Verfassung der Frankfurter Nationalversammlung an.

Mai: Das Zögern vieler Regierungen bei der Verfassungsfrage löst neue Erhebungen aus. In Baden meutert die Armee, am 13. Mai flüchtet der Großherzog aus Karlsruhe. Der Gemeinderat bittet den Landesausschuß der Volksvereine, die politische Herrschaft zu übernehmen. Baden wird Republik.

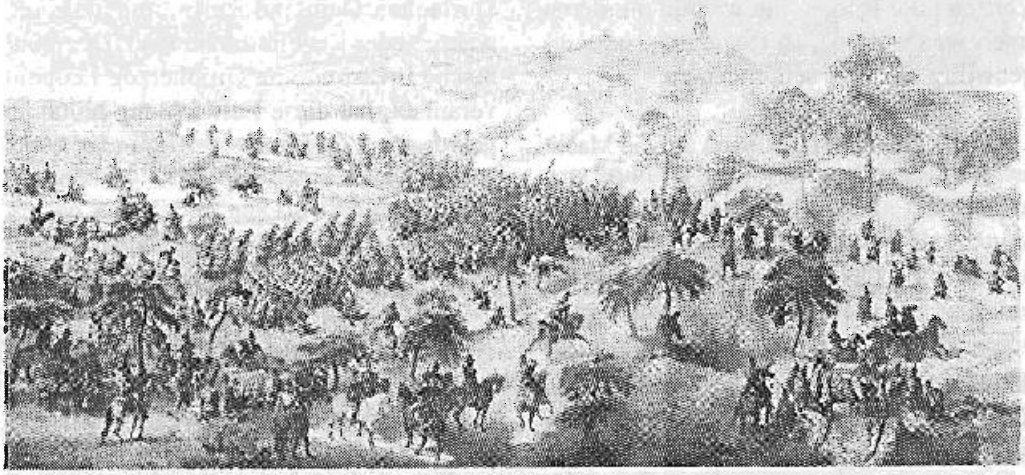
Juni: Hauptsächlich preußische Truppen erobern Baden und die Pfalz zurück. Preußens Kronprinz Wilhelm erhält für diesen blutigen Feldzug den Beinamen „Kartätschenprinz". Die preußische Besatzung dauert bis 1850.

Weiß oder Rot standen zur Debatte, in deren Verlauf es zu handgreiflichen Auseinandersetzungen unter den Wehrmännern, aber auch zu Brandreden im sonst so betulichen Durlacher Frauenverein kam. Schließlich nach Mairevolution und Ausrufung der Republik 1849 obsiegte das Rot und die Durlacher Wehr erhielt am 11. Juni feierlich ihre „hochrothe" Fahne überreicht, verziert mit Lorbeerkranz und dem Sinnspruch „Freiheit oder Tod!", dem alten Schlachtruf der Jakobiner. Was nur hatte die Durlacher so auf die Barrikaden bringen können?

Sicher, das ganze Land, ja halb Europa stand in jenen Jahren in hellem Aufruhr. Der Druck einer zählebigen Wirtschaftskrise, verknüpft mit bürgerlichen Forderungen nach mehr Freiheit und Mitbestimmung und der dagegengewandten staatlichen Repression hatten die Kräfte angestaut, die sich jetzt mit der Gewalt von Revolutionen Luft machten. Mochten diese umfassenden

Spannungen Durlach auch nicht unberührt lassen, so gab es doch genug innerstädtischen Konfliktstoff, der die eigentlich so traditionsverhafteten Bürger reihenweise ins Lager der Opposition trieb. Die Wirtschaftskrise hatte sie als Handwerker besonders hart getroffen. Sie mußten nun zusehen, wie der Staat die ebenfalls notleidende Fabrikindustrie aufpäppelte, ihnen aber außer leeren Worten nichts zu bieten hatte. Dazu kam die langanhaltende, bitterböse Auseinandersetzung um die kostenlose Aufnahme der ehemaligen Hintersassen in den Allmendgenuß, das Sinnbild für die zunehmende Aushöhlung der alten Durlacher Bürgerrechte durch die staatliche Gesetzgebung. Das waren zusammengenommen die Haupttriebfedern in diesem Prozeß.

Doch schon viel früher hatte der oppositionelle Liberalismus in Durlach Wurzeln geschlagen. Durch den Abzug fast aller staatlicher Behörden und der Garnison hatte die Stadt seit den 20er Jahren ihre traditionelle Oberschicht aus konservativen Beamten und Offizieren fast vollständig eingebüßt. Apotheker, Ärzte, Juristen und Gewerbetreibende hatten nicht nur ihre gesellschaftliche



Das Geschehen am Pfinzübergang bei der Durlacher Obermühle aus dem Blickwinkel des militärisch überlegenen Siegers zeigt dieses Erinnerungsbild. Es wurde für eines der beteiligten preußischen Regimenter angefertigt. Obwohl die badischen Verteidiger hier kaum auszumachen sind, brachten sie den Preußen doch – nach Waghäusel – die größten Verluste während des Feldzuges bei. Kanonen und Gewehrkugeln waren die Quittung für die Badener, die sich von der Fürstenherrschaft hatten befreien wollen. Kein Wunder, daß sich eine antipreußische Grundstimmung in der Bevölkerung bis in die Zeit der Reichsgründung hielt.

Stellung übernommen, sie hatten auch die städtische Politik in bürgerlich-liberale Bahnen gelenkt. Besonders deutlich zeigt sich dieser Umschwung in der außerordentlichen Expansion im Bildungsbereich, die die Stadt in den 30er Jahren erlebte, und dessen Förderung ein zentrales Anliegen damaliger fortschrittlicher Politik war.

Diese politische Umorientierung mußte aber zwangsläufig zu immer härteren Konflikten mit dem staatlichen Oberamt führen, das die Regierungsseite vor Ort vertrat und nichts unversucht ließ, die städtische Politik auf dem Verordnungsweg in staatsgenehme Richtung zu lenken. Ein oft vergebliches Unterfangen, da es das mit Fingerspitzengefühl nicht gerade gesegnete Amt in der Stadt immer mehr isolierte. Waren seine Gegner, die Gemeinderäte und Ausschußmitglieder doch die ordentlich gewählten Vertreter der Bürger, die weithin nur deren Interessen wahrten, so fragwürdig oder eigenwillig sie auch sein mochten.

Als das Oberamt im Ringen um die Macht in der Stadt noch im Juli 1848, wenige Monate nach der Märzrevolution den Bürgern in der Frage des Allmendgenusses seinen Willen mit dem Einsatz von Militär aufzwingen wollte, hatte es den Bogen jedoch endgültig überspannt. Die Durlacher, in ihrem Bürgerstolz gekränkt und aufmüpfig wie eh und je, akzeptierten zwar gezwungenermaßen, schlossen sich aber gleichzeitig der radikaldemokratischen Richtung der Opposition im Land an, die offen für die Beseitigung der Monarchie eintrat und die Republik forderte. Damit war auch in Durlach der Weg zur Mairevolution von 1849 eingeschlagen.

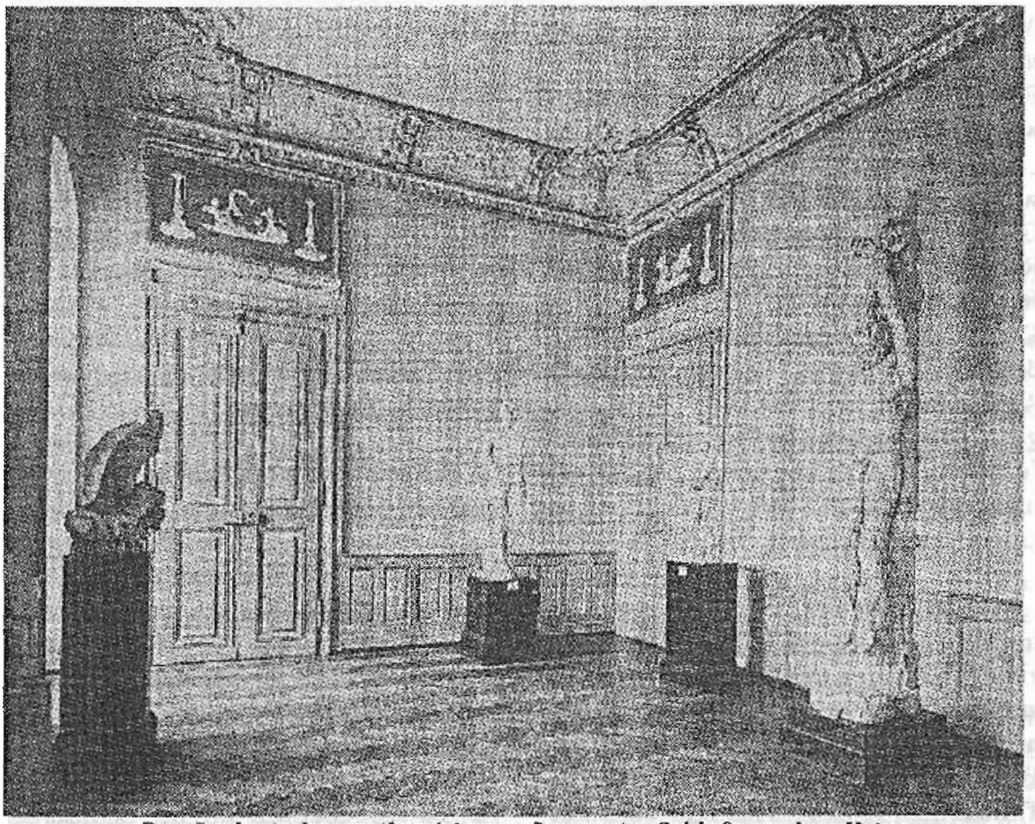
Die Revolution war unspektakulär, denn auch in Durlach war sie nur die logische Konsequenz langfristiger politischer Entwicklung, wie sie sich beispielsweise in der Kontinuität niederschlägt, die innerhalb der Durlacher Gemeindevertretung vor und während der Revolution bestand. Die preußische Invasion, von Großherzog Leopold veranlaßt, hat diese Entwicklung brutal abgewürgt.

Alexander Mohr

150 Jahre Antikensammlungen in Karlsruhe

Die Antikensammlungen in unserer Stadt haben viel zum Ruhm von Karlsruhe als Kulturstadt beigetragen. Ihre Gründung vor rund 150 Jahren stellt einen Markstein in der Geschichte des Museumswesens dar. 1837 hatte die Zweite Kammer des Landtages einen großzügigen Museumsbau, den jetzigen Hauptflügel der Kunsthalle, und den Erwerb von Kunstwerken, vor allem aus der Antike, als Gesetz beschlossen.

Die Bewilligung wurde ausdrücklich mit dem Ziel begründet, durch die Bereitstellung von guten Vorbildern Kunst und Gewerbe im Land zu fördern. Dieser Beschluß stellte in weithin vorbildlicher Weise den Übergang vom fürstlichen zum öffentlichen Sammlungswesen dar. Zwar fühlten sich die Fürsten des aufgeklärten Absolutismus mit ihren Sammlungen schon der Öffentlichkeit verpflichtet und begleiteten, wie damals Großherzog Leopold, auch weiterhin die öffentlichen Sammlungen mit ihrer Förderung und ihrem Interesse. Die rechtliche Bedeutung öffentlicher Sammlungen erwies sich dann freilich mit dem Ende der



Der Saal mit den antiken Marmorfiguren im Schloß vor dem Kriege

Monarchien 1918, nachdem manche bedeutenden Kunstgüter aus fürstlichem Privatbesitz unzugänglich blieben oder sogar ins Ausland verkauft wurden.

Das Gesetz von 1837 wurde zügig realisiert. Im selben Jahr begannen die Bauplanungen durch Heinrich Hübsch. Der Rohbau stand 1843 und wurde unter der Leitung von Moritz von Schwind mit Fresken geschmückt. Die Sammlungseinrichtung dauerte bis 1846, in diesem Jahr wurde die Kunsthalle eröffnet.

Die Erwerbung der Antikensammlung ist ein besonderes Verdienst des Rittmeisters und Architekten Friedrich Maler, der das Großherzogtum diplomatisch beim Heiligen Stuhl in Rom vertrat. Innerhalb eines Jahres gelang es ihm, in Apulien, Campanien und Sizilien den Auftrag auszuführen, eine Sammlung antiker griechischer Vasen und Terrakotten herbeizuschaffen, die bald berühmt wurde und auch heute noch unter den stark angewachsenen Sammlungsbeständen den umfassendsten Komplex bildet.

Diese Sammlungsgründung hatte natürlich auch eine Vorgeschichte: Einzelne Römerfunde sind bis in die Zeit des Mittelalters zurückzuverfolgen. Zu nennen sind dann das Kunst- und vor allem das Münzkabinett des Hofes zunächst in Durlach und dann in Karlsruhe, weiter auch die Sammlung der Römersteine, die aus dem Durlacher Schloßgarten nach Karlsruhe gekommen ist.

Auch in Baden-Baden reicht die Sammlung römischer Antiken weit zurück. 1804 hatte Friedrich Weinbrenner das 1847 allerdings wieder abgebrochene Museumsgebäude der „Altertumshalle" errichtet. Ein weiterer wichtiger Vorläufer war die Sammlung von Gipsabgüssen nach (meist antiken) Statuen, Reliefs und Ornamenten. Diese war zunächst für das Studium in der 1784 gegründeten Karlsruher Kunstakademie begonnen worden, bildete dann aber seit 1846 den Teil der Antikensammlung, dem lange Zeit in den gedruckten Führern und bei der Anschaffung von Neuerwerbungen mehr Bedeutung zugemessen wurde als den antiken Originalsammlungen.

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts trat neben die Pflege der Gipssammlung zunehmend der Ausbau der Originalsammlung, die bis etwa 1900 reichhaltig und umfassend erweitert werden konnte. Hier gab es nicht mehr nur Vasen und Terrakotten, sondern auch eine berühmte Bronzensammlung, die aus dem Privatbesitz von Friedrich Maler 1853 für die Kunsthalle erworben werden konnte. Hervorzuheben sind neben vielen bedeutenden Einzelstücken und Komplexen die Erwerbungen ägyptischer und zyprischer Altertümer, dann die Fundgruppe der Marmorfiguren aus der Villa des Voconius Pollio in Marino bei Rom. 1876 waren die Antikensammlungen (allerdings ohne die Gipse) in den Museumsneubau Joseph Berckmüllers am Friedrichsplatz umgezogen; wo sie, zunehmend beengt, bis 1919 blieben. Die Republikzeit brachte die sehr gelobte Neuaufstellung als Teil des neugegründeten Badischen Landesmuseums im bisherigen Residenzschloß, doch wurden in der Folge eher andere Sammlungsgebiete des Museums, die einheimische Archäologie und die Völkerkunde (jetzt im Reiß-Museum, Mannheim), gefördert.

Die Herrschaft des Nationalsozialismus brachte auch für die Antikensammlungen Unheil. Die Gipssammlung, noch 1930 in der Orangerie neu aufgestellt, wurde aufgegeben; ihre Reste sind nach dem Krieg im Land verteilt worden. Das Schloß brannte 1944 völlig aus. Ausgelagert waren die leichter transportablen Werke der „Kleinkunst", einschließlich auch der größeren Vasen und Bronzen, dagegen erlitten die im Keller zurückgelassenen Marmorfiguren schwere Schäden.

Die Bestimmung des Schloß-Wiederaufbaus als Museum war ein langwieriger, wechselvoller, für die Betroffenen oft enttäuschender und strapaziöser Prozeß. Doch neben dem Ergebnis treten die Schwierigkeiten, besonders die 1950 abgebrochene Einrichtung des Erbprinzenpalais zurück: In Karlsruhe bilden die beiden großen Kunstmuseen ein städtebauliches Ensemble zugleich in einer grünen Ruhezone und im Herzen der Stadt, das wirklich einzigartig ist. 1959 erfolgte eine erste Teilöffnung, 1966 war die neue Museumseinrichtung im Schloß vollendet.

Das 1952 vereinigte Bundesland Baden-Württemberg brachte auch für die Sammlungserwerbungen kräftige Impulse. Durch Gesetz wurde ein Teil der Erträge aus dem staatlichen Toto und Lotto für den Ausbau der Kunstsammlungen bestimmt. Diese Dotierung ermöglichte, sowohl gutvertretene Sammlungsgebiete durch neue erworbene Hauptwerke auszuzeichnen, als auch Sammlungsteile aus geringen Anfängen zu internationaler Bedeutung auszubauen: genannt seien hier die Kykladenkunst und die altorientalischen Sammlungen, deren Bestände an Elfenbeinen und Bronzen weit größerer, hauptstädtischer Museumszentren würdig wären. *Michael Maaß*

Zur Geschichte einer Karlsruher Bürgerfamilie
Moritz August Seubert

In der Karlsruher Oststadt gibt es eine Reihe kleinerer Straßen, deren Namen nicht von vornherein deutbar sind, zumal die Straßenschilder noch keinen entsprechenden Hinweis tragen. Die Gerwigstraße freilich ist gleich mehrfach gekennzeichnet und verweist auf den Ingenieur Robert Gerwig, den Erbauer der Schwarzwald- und Gotthardbahn, und bei der Tullastraße bedarf es auch dieser Erläuterung nicht: Jeder Karlsruher weiß, wer mit Johann Gottfried Tulla gemeint ist. Schwieriger schon ist es bei der dazwischenliegenden Haizingerstraße, die einem im alten Karlsruhe sehr populären Schauspielerehepaar gewidmet ist (Amalie Haizinger, + 1884, und Anton Haizinger, + 1869). Und zwischen Gerwigstraße und Durlacher Allee, parallel zur Tullastraße und mit ihr durch die Haizingerstraße verbunden, liegt die Seubertstraße, zu deren Namenspatron die alten Adreßbücher folgendes bemerken: Moritz August Seubert, Professor der Botanik (1818 – 1878).

Man kann sich die Bautätigkeit in Karlsruhe um die Jahrhundertwende gar nicht dynamisch genug vorstellen: Im Osten, im Westen und Süden der Stadt entstanden in wenigen Jahren neue Stadtteile mit entsprechenden Straßenzügen, die noch vor der Bebauung geplant und benannt wurden. Die Seubertstraße findet man erstmals im Jahr 1899 im Adreßbuch; 1905 verzeichnet es die ersten fünf Häuser und ihre Bewohner – die Bebauung setzte daher zwischen 1900 und 1904 ein. Die mehrstöckigen Gebäude, komfortable Stadtwohnungen in gefälligen Formen, haben großenteils den Bombenkrieg überlebt.

Wer war jener Moritz August Seubert, dessen Name in diesem „Ingenieurviertel" verewigt wurde? Sein Lebensweg beginnt 1818 in Karlsruhe und endet dort 1878; abgesehen vom Studium in Heidelberg und Bonn, wo er sich 1843 habilitierte, führte er ihn immer wieder in die Vaterstadt zurück. Dort verlebte er seine Jugend- und Ausbildungszeit am Lyceum und am Polytechnikum, und dorthin kehrte der Gelehrte auch zurück, um als Professor für Zoologie und Botanik zu unterrichten. Gleichzeitig leitete er das Großherzogliche Naturalienkabinett und den botanischen Garten, und zeitweilig bekleidete er auch noch das Amt eines Bibliothekars an der Hof- und Landesbibliothek. Er wird geschildert als ein bescheidener, aber hochgebildeter Gelehrter, der seine Arbeit ganz in der Stille bewältigte, als Lehrer, als Sammler, als ordnender und beschreibender Wissenschaftler. In seiner Zeit ist das neue Sammlungsgebäude am Friedrichsplatz entstanden, das in den repräsentativen Formen eines Residenzbaues für den hohen Stellenwert der wissenschaftlichen Sammlungen in der Residenzstadt und im Umkreis des Großherzogs Zeugnis ablegt.

Dem entspricht die nicht weniger hohe Wertschätzung Seuberts in Karlsruhe, die sich in zahlreichen Ehrungen und Auszeichnungen, zuletzt nach seinem Tod in der Benennung einer Straße nach ihm, ausdrückte. Auch dies spricht für die Bedeutung der Naturwissenschaften in jener Stadt, in der die erste polytechnische Schule Deutsch-

lands mit weit über Baden hinauswirkenden Lehrern geschaffen worden war. Die Botanik, das Hauptarbeitsgebiet Seuberts, war hier von jeher gepflegt worden, als fürstliche Liebhaberei seit dem Stadtgründer Karl Wilhelm, als Studienobjekt und als Wissenschaftszweig seit den Tagen von Karoline Luise, der ersten Gemahlin des Markgrafen und späteren Großherzogs Karl Friedrich. Doch dies ist nur ein Aspekt, der es rechtfertigt, das Augenmerk auf jene Techniker und Naturwissenschaftler zu richten, auf die man hierzulande in den Jahren nach der Reichsgründung so stolz war. Ein anderer kommt hinzu: derjenige der Familie Seuberts als einer das Leben der Stadt und des badischen Staats repräsentierenden großbürgerlichen Dynastie. Das soziale Bild Karlsruhes ist bestimmt von solchen miteinander verflochtenen Familien, die mit dem Hof in enger Verbindung standen und in jeder Generation Gelehrte, Pfarrer und hohe Beamte hervorbrachten.

Seuberts Vater Karl August (1779 – 1868) war, wie später auch der Sohn, Geheimer Hofrat, war Hofarzt und Stadtphysikus, nacheinander mit zwei Töchtern des Hofökonomierates August Vierordt verheiratet - für die Vierordt gilt dasselbe, was hier für die Seubert zu sagen ist. Auch der Großvater, Karl Friedrich Seubert (1740 – 1808), war Mediziner und Wirklicher Geheimrat, und ebenso haben dessen Vorfahren Spitzenpositionen in Verwaltung und Regierung von Baden-Durlach bekleidet. Genauso typisch geht es weiter. Moritz August hatte eine Tochter des Oberhofpredigers Deimling zur Frau: Wenn hier die Vornamen der Ehefrauen unterschlagen werden, dann nicht nur der Kürze halber und um den Eindruck zu vermeiden, es ginge uns um Genealogie, sondern, weil ihre Bedeutung in der Tat darin gesehen wurde, daß sie ihr väterliches Vermögen, ihre Verbindungen und Verflechtungen mit der Karlsruher Oberschicht in die Ehe einbrachten und an ihre Kinder weitergaben. Moritz ältester Bruder Maximilian Seubert (1809 – 1863) wurde Stadtamtschirurg in Karlsruhe, der zweite, Karl Seubert (1815-1868), wurde Chemiker und Professor in Karlsruhe.

Seine Kinder schließlich - Moritz Seubert war stolz darauf, daß seine drei Söhne am Feldzug von 1870/71 in Frankreich teilnahmen – machten eine der Familientradition entsprechende Karriere: Adolf (1850-1941), der nach seinem Studium am Karlsruher Polytechnikum in holländische Dienste trat und als Forstmeister in Niederländisch Indien bis 1906 auf Java das Forstwesen unter sich hatte. Karl (1851–1941) wurde wiederum Chemiker und begründete in Tübingen den ersten Lehrstuhl für Pharmazie, seit 1895 lehrte er an der TH Hannover. Und Moritz d. J. (1852 – 1905) wurde Jurist und starb als Ministerialrat im Badischen Ministerium des Innern; sein früher Tod, so sagte man, habe eine noch steilere Karriere im badischen Staatsdienst abgebrochen.

Was hier mit wenigen Strichen gezeigt werden sollte, ist, wie gesagt, ein Kapitel Karlsruher, badischer und deutscher Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts. Die Historiker von heute haben es gelernt, die Strukturen der führenden Familien in Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst zu studieren, ihren Bildungsstand, ihre Mentalitäts- und Lebensformen, ihre Beziehungen untereinander. Man kann die Geschichte des 19. Jahrhunderts auch unter diesem Blickwinkel betrachten. Zu schließen freilich ist mit einem fast neckischen Finale, das von Thomas Mann erfunden sein könnte, der diese bürgerliche Oberschicht so gut kannte und so treffend beschrieb. Die Toch-

ter Adolf Seuberts, auf Java geboren, ist Martha Seubert, als Lil Dagover eine der markantesten Filmschauspielerinnen des 20. Jahrhunderts. In Mannheim, Karlsruhe, Baden-Baden und Tübingen ist sie bei ihren badischen Verwandten aufgewachsen, ehe sie in Weimar den Hofschauspieler Fritz Daghofeer heiratete, von dem sie ihren Künstlernamen ableitete. 1959 spielte sie die Rolle der Senatorin in einer der älteren Filmversionen der „Buddenbrooks" und kehrte damit, wenn auch nur im Spiel, reumütig in das Milieu ihrer Familie zurück, aus dem sie nach dem Ersten Weltkrieg in das Künstlermilieu ausgebrochen war. Thomas Mann hat uns gezeigt, wie charakteristisch auch dieser Weg der letzten bürgerlichen Generation des 19. Jahrhunderts gewesen ist. Mit hohen Auszeichnungen und Ehrungen versehen (zu denen auch das Große Bundesverdienstkreuz gehörte) ist Lil Dagover 1980 in Geiselgasteig bei München gestorben: der letzte weibliche Nachkomme des Hofrats Moritz August Seubert.

Hansmartin Schwarzmaier

Anfänge vor 65 Jahren
Händel-Festspiele in Karlsruhe

Seit 1978 widmet sich das Badische Staatstheater Karlsruhe kontinuierlich den Bühnenwerken von Georg Friedrich Händel, dem – im Unterschied zu Wagner, Brahms und Richard Strauss – das Vergnügen versagt blieb, die Fächerstadt persönlich kennenzulernen. Bis 1984 im Rahmen der „Händel-Tage", seit 1985 im Rahmen der „Händel-Festspiele" gab und gibt es alljährlich eine Karlsruher Erstaufführung oder Neuinszenierung einer Händel-Oper. Meist wurde dann dieses Werk darüber hinaus in den Spielplan aufgenommen. Die erste Aufführung einer Händel-Oper allerdings fand schon 54 Jahre vor Beginn dieser unterbrechungslosen Händelpflege statt: Bereits 1924, vier Jahre nachdem man in Göttingen mit einer szenischen Aufführung der Oper „Rodelinde" die sogenannte „Händel-Renaissance" ausgelöst hatte, fand am Badischen Landestheater Sonntag, den 7.9. die Premiere von „Tamerlan" statt, dessen Uraufführung genau 200 Jahre zurücklag. „Textliche Neugestaltung von Anton Rudolph, neue Seccorezitative (Rezitative, in denen der Sänger nur von einem Cembalisten begleitet wird) und musikalische Einrichtung von Hermann Roth" meldet die Ankündigung. Hermann Roth (1882 – 1938), Lehrer am Badischen Konservatorium Karlsruhe, später an den Musikhochschulen in Stuttgart und Berlin tätig, wurde als Übersetzer von Werken Händels, Mozarts und Rossinis bekannt. Über die Oper „Tamerlan" und seine Bearbeitung äußerte er sich vor der Premiere: „Sobald ein Genius von der Gewalt Händels am Werke ist, schießt aus umfassender, blutvoller Menschlichkeit in die Konventionen der Barockoper ein Strom von Leben, der charakteristische und menschliche Entwicklung (die sonst in der Barockoper zurücktreten) unwillkürlich mit sich führt. Von hier hat die Neugestaltung des Textes auszugehen... Da die Handlung in der Hauptsache dem Secco-Rezitativ (s. o.) zufällt, ergibt sich mit Notwendigkeit die Konsequenz, es zugunsten der dramatischen Wirkung je nach Bedarf zu opfern."

Die Bearbeitung von Roth ist ganz auf

eine erste Begegnung mit Händel-Opern ausgerichtet. Einer „Schwäche des modernen Hörens", nämlich der „Unfähigkeit geschlossene Formen von breiter Ausdehnung als Ganzes wahrzunehmen", kommt seine Bearbeitung mit der Streichung von Arien-Mittelteilen und Anfangsteil-Wiederholungen entgegen, um das musik-dramatische Erlebnis nicht zu gefährden. Bemerkenswert ist, daß Roth für die Aufführungen am Badischen Landestheater die Secco-Rezitative auf neuen Text neu komponierte, während der von Roth 1925 herausgegebene „Tamerlan"-Klavierauszug ganz anders verfährt: Hier sind die Händel'schen Rezitative weitgehend bewahrt, in der Erkenntnis, daß sie „in ungebrochener Linie die organische Affektladung für die geschlossenen Sätze (gemeint sind die Arien) schaffen. Viele in diesem Klavierauszug gegebenen, sehr detaillierten szenischen Anweisungen scheinen von der Karlsruher Inszenierung übernommen, die von Intendant Robert Volkner „In Szene gesetzt" und von Operndirektor Fritz Cortolezis musikalisch geleitet wurde.

Die Handlung der Oper stellt eine sehr freie Behandlung geschichtlicher Begebenheiten dar: Tamerlan, Herrscher der Tartaren, verliebt sich in Asteria, die Tochter des türkischen Kaisers Bajazet, den er besiegte und gefangen nahm. Doch Asteria liebt den mit Tamerlan verbündeten griechischen Prinzen Andronikus und wird von diesem wiedergeliebt. Ausgerechnet ihn macht Tamerlan zu seinem Werber bei Asteria, mit der Hand seiner bisherigen Verlobten Irene will er ihn belohnen. Die Verwicklungen nehmen einen stürmischen Verlauf und nur durch Irenes Hilfe kann Asteria ihr Leben retten. Der Freitod Bajazets wandelt Tamerlans Gesinnung zum Guten: Er erlaubt großmütig Asteria und Andronicus sich zu vermählen und wendet sich selbst wieder Irene zu.

Gegenüber der originalen Solisten-Besetzung sind nur die Kastraten-Partien verändert: der Titelheld wurde zum Baßbariton (statt Altist), und den Andronicus sang eine Altistin.

Selbstverständlich konnte man bei der Partienvergabe weder auf Sänger noch auf Sängerinnen mit Händelopernerfahrung zurückgreifen – „Tamerlan" war ein Schritt ins darstellerische und sängerische Neuland. Zweifellos wurden für seine Aufführungen – es waren insgesamt zwei – die ersten Kräfte des Ensembles aufgeboten: Solisten, die sonst als Tristan oder Butterfly, als Carmen oder Brünnhilde zu hören waren.

In den Kritiken wird die hohe Qualität der Inszenierung anerkannt, die „durch die phantastischen Bühnenbilder von Emil Burkard wirksam unterstützt wurde" und die Oper „von einer Ausdruckskraft, einer Beseelung und einer Lebendigkeit zeigte, die auch Händelkenner staunen läßt."

Kurt B. Pietschmann

Der Wiederaufbau von Schloß Gottesaue

Als sich Ende der siebziger Jahre das Land Baden-Württemberg entschied, das nur als Ruine bestehende Schloß Gottesaue wieder aufzubauen und einer neuen Nutzung zuzuführen, stellte sich von Anfang an die Frage, in welcher Form dies geschehen sollte: Totale Rekonstruktion oder alles Neue, jede Ergänzung mit den Mitteln unserer Zeit? Oder müßte ein Weg dazwischen gesucht werden?

Um die Architekturdiskussion verständlicher zu machen, muß man zunächst an die einzelnen geschichtlichen Zustände erinnern. Ursprünglich war auf dem Gelände von Gottesaue ein Kloster. Wir wissen davon wenig. 1588 gab der junge Markgraf Ernst Friedrich dem Straßburger Baumeister Johannes Schoch den Auftrag, ein Lusthaus in Gottesaue zu erstellen. Schoch ist auch der Architekt des Friedrichsbaues in Heidelberg und des Neuen Baues in Straßburg. 1689 wurde Gottesaue im pfälzischen Erbfolgekrieg von den Truppen Ludwig XIV. niedergebrannt. Bei der notdürftigen Sanierung wurden zum größten Teil die Sandsteinfenstergewände ausgebaut und z. T. anderorts verbaut. 1735 wurde Gottesaue zum zweiten Mal durch einen Brand zerstört. Beim Wiederaufbau fünf Jahre später brach man die Türme des 4. Stockes und die Längswände des 3. Stockes ab, d. h. man reduzierte das Gebäude um ein Geschoß. Auch der Innenausbau wurde gänzlich verändert, aus den noch vorhandenen zwei Geschossen machte man drei Geschosse. Die schon früher ausgebrochenen Fenstergestelle der ebenen Fassaden wurden durch einfache Gewände des 18. Jahrhunderts ersetzt. Insgesamt wurde die Fassade dem Geschmack der Zeit angepaßt, man entfernte die Bossen der Pfeilerarkaden, verputzte glatt und versah das Haus mit einer Quadermalerei. Nach der Restaurierung wurde Gottesaue ein Mustergut, ab 1818 war Gottesaue Kaserne. Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges wurde das Schloß zum dritten Mal zerstört. Eine Bombe fiel in den südlichen Teil des Gebäudes. Nach dem Krieg mußten die südlichen Seitentürme und die anschließenden Seitenmauern wegen Baufälligkeit gesprengt werden. Mit diesem Bericht kann man sehen, daß sich jede Zeit das Recht genommen hat, ein Gebäude nach ihren Bedürfnissen und ihrem Geschmack zu nutzen und zu verändern. Schloß Gottesaue wird für die Staatliche Musikhochschule Karlsruhe wieder aufgebaut. Um alte Gebäude, wie hier alte historische Substanz, zu retten, ist es immer wichtig, die richtige, d. h. eine verträgliche Nutzung zu finden, daß also am richtigen Ort die richtige Aufgabe gestellt wird. Man darf von einem alten Gebäude nicht zu viel verlangen, nicht zu viel Nutzung hineinzwängen. Die fünf Meter hohen Geschosse des Schlosses wären z. B. für eine Verwaltung o. ä. unwirtschaftlich gewesen oder hätten in irgend einer Form die historische Fassade beeinträchtigt. Aber die großen und hohen Räume, die man für Musik- und Konzertsäle benötigt, entsprachen sehr gut den vorhandenen Höhenverhältnissen und vor allem dem Gesamthabitus des Schlosses. Und dies waren die Grundgedanken zum Entwurf:

- Die vorhandene Tiefe der Außenwand wird auch im Ergänzungsbau weitergeführt, um die historische Dimension zu erhalten, jedoch läßt der Wechsel in der Präzision der Ausführung die Zäsur zwischen Alt und Neu spürbar werden.

- Die neuen Trennwände sind von den Außenwänden im Winkel von 45° abgedreht aus Gründen der Lichtführung und Akustik.

- Alle Einbauten wie Kern- und Trennwände berühren das historische Gemäuer nicht, sie haben einen ausreichenden Respektabstand und sind grundsätzlich als später eingestellte Zutat erkennbar.

- Als Decken sind wieder, wie in der Renaissance, Kassettendecken geschaffen worden, allerdings mit den Mitteln unserer Zeit, nämlich Stahlbetonkassetten.

- Die neue Nutzung und Gestaltung wird über die Fenster und Türen nach außen hin sichtbar.

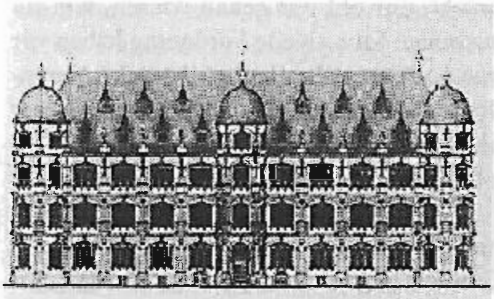
Umgang mit den Materialien

Alle neuen Einbauten wurden im Gegensatz zur massiven historischen Außenwand aus leichten Materialien konstruiert. Tragende Bauteile, wie Galerien, Dachstuhl und das Haupttreppenhaus, wurden daher bewußt aus Stahl erstellt, wobei man auf eine präzise handwerkliche Ausbildung achtete. Der Dachstuhl wurde als Dreigelenkbinder ausgebildet, der auf Stützenfüßen aufgesattelt ist. Alle Gelenk- und Anschlußpunkte sind aus dem schweißbaren und hochbelastbaren Stahlguß GS 20. Diese Stahlkonstruktion wurde sichtbar belassen, und das ist möglich, weil um das Dach ein Umgang führt, der baurechtlich als Fluchtbalkon gewertet wird, und weil am First ausreichend Rauchabzugklappen angebracht wurden. Auf diese Weise entstand ein ganz modernes Dachgebinde, das aber dennoch durch seine Zartheit und die fein detaillierten Gußteile, der Tatsache Rechnung trägt, daß es sich hier um den Dachstuhl eines umgenutzten Schlosses handelt.

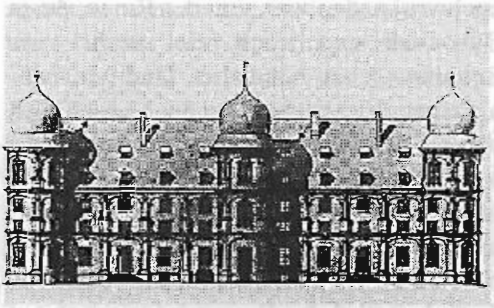
Ein ähnliches Prinzip wurde im Haupttreppenhaus angewandt, das in dem alten historischen Treppenturm untergebracht ist. Eine Stahlwendeltreppe, deren inneres Auge sich nach oben spiralförmig weitet, setzt sich am Haupteingang auf eine aus dem Keller kommende Sandsteintreppe auf und läuft über 25 Meter immer lichter werdend bis in die abschließende Stahlkuppel. Gefaltete Stahlbleche liegen auf Gußkonsolen auf, die im historischen Mauerwerk verankert sind. Nur auf diese Weise – mit dem Material Stahl – war ein nachträgliches Einbringen der neuen Haupttreppe möglich.

Die einzelnen Geschosse

Das Kellergeschoß ist der einzige originale Raum aus der Bauzeit. Er besteht aus einer zweischiffigen kreuzgewölbten Pfeilerhalle. Um möglichst wenig historische Gewölbe dem Einbau des Versorgungskerns (Aufzug, WC, Installationen) zu opfern, habe ich die Kontur des Kernes nach den Graten des Gewölbes ausgerichtet, was schon hier unten zu der Schrägstellung der Wände führte, sonst sind keine Einbauten in dem Kellergewölbe vorgesehen, um den historischen Raum nicht zu stören. Er wird als Garderobe, Cafeteria und Pausenraum genutzt. Im Erdgeschoß ist ein Kammermusiksaal mit ca. 200 Plätzen angeordnet. Er hat aus akustischen und räumlichen Gründen eine kleine Empore, die über eine Stahlgalerie in der Eingangshalle erschlossen wird. Auf der anderen Seite liegt der Hörsaal mit ca. 100 Plätzen. In den beiden Obergeschossen sind die Musikübungsräume untergebracht, u. a. ein Orgelsaal mit 100 Plätzen,und im zwölf Meter hohen Dach ist die Bibliothek plaziert.



Lustschloß Gottesaue 1588 – 1594



Schloß Gottesaue Mitte 19. Jh.

Der Dachraum wird durch zwei Stahlgalerien gegliedert, auf denen sich das Noten- und Plattenmagazin mit Abhörplätzen befinden, darunter die Büchermagazine. Um den großen Raum nicht zu stören, gibt es keine geschlossenen Einbauten. Die zugehörigen Büros sind in den Turmzimmern untergebracht.

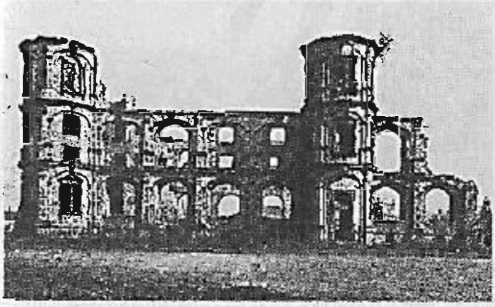
Auch bei dieser Planung stellt man folgendes fest: Wenn man zunächst nach einer Nutzung sucht, die dem Gebäude in seinen Grundanforderungen entspricht, wird die bekannte Formulierung „die Form folgt der Funktion" auf den Kopf gestellt.

Die neue Nutzung schlüpft problemlos in die bereitgestellten Formen, und es ergeben sich dabei sehr häufig großzügigere Lösungen, als dies bei einem Neubau auf der grünen Wiese möglich wäre.

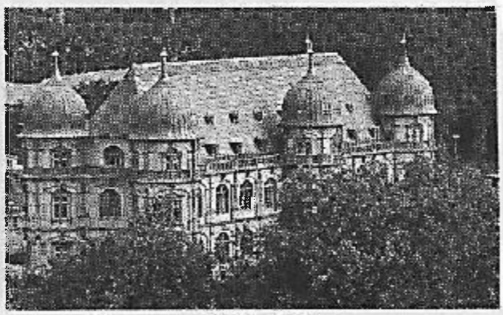
Zur Gestaltung der Fassade

Das Renaissance-Schloß Gottesaue ist eine architektonische Schöpfung von hervorragendem Rang. Deshalb wurde begleitend zu diesem Projekt eine Kommission gegründet, der außer den Architekten der Bauverwaltung und den Vertretern der Denkmalpflege auch Kunstgeschichtsprofessoren der Universität Karlsruhe, Heidelberg und Mainz angehörten. Die Kommission sollte das Bauamt vor allem bei der Gestaltung der Fassade beraten.

Es würde in diesem Rahmen zu weit führen, zu erläutern, welche vielfältigen Überlegungen und wieviel Entwurfsvarianten wir untersucht haben. Es war jedoch bald klar, daß wir bei den Entwürfen nicht von irgendeiner Rekonstruktion ausgehen durften. Wir mußten von dem ausgehen, was vom Bau



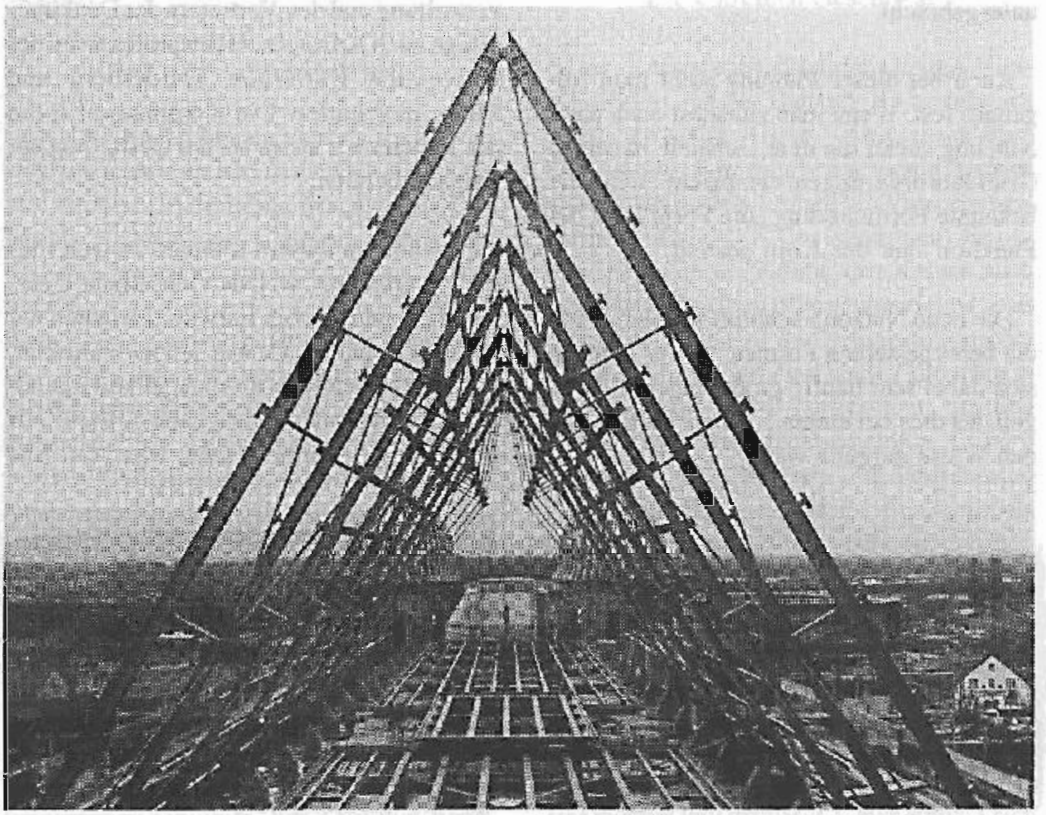
Die Ruine vor dem Wiederaufbau



Das neue Schloß Gottesaue

noch vorhanden war, von der Ruine, die ja Barockes und noch viel mehr vom Renaissancebau beinhaltet. Und wir mußten einen Weg suchen, der auch unsere Zeit und die neue Nutzung nicht verleugnet. Es sollte ein Bau entstehen, der quasi erzählt, was er erlebt hat, seine ganze Geschichte, und die endet eben nicht 1689 oder 1740 oder 1944. So haben wir schon recht früh festgelegt, daß das Bauwerk historisch auf jeden Fall nur so weit ergänzt wird, wie die „Bausteine" an der Ruine selbst vorhanden waren, also den Massivbau mit seinen Naturwerksteinteilen, aber nur an den Türmen mit den historischen Fenstergestellen, den Aediculae. Die Fensteraediculae in den ebenen Fassaden, die seit 1689 verschwunden waren, haben auch wir nicht wieder angebracht, obwohl wir genau wissen, wie sie aussahen. Eine zweite Forderung haben wir uns noch gestellt, nämlich barocke Veränderungen nur dann aufzugeben, wenn es gar nicht anders ging.

Alle anderen Teile, deren Formen wir nicht genau kennen, wie das Dach, die Gauben, Fenster und Türen wurden mit modernen Mitteln gestaltet, um so auch unserer Zeit gerecht zu werden. Nach dieser Entscheidung wurden die Naturwerksteinteile gezeichnet, und bei der Sanierung der alten Teile peinlich darauf geachtet, die Alterungsspuren „nicht ohne Not" zu verwischen. Das 60 Grad steile Dach erhielt eine Bleieindeckung, weil bei diesem Material – das in der Renaissance schon be-



Die neue Dachkonstruktion

nutzt wurde – die von der Feuerwehr geforderten Rauchabzugsklappen besser unterzubringen waren. Auch bei den Fenstern haben wir viele Varianten untersucht. Es ging uns dabei immer darum, daß der neue moderne Innenausbau auch schon im Äußeren spürbar und sichtbar wird.

Beide, die historische Hülle und der neue Inhalt, mußten zu einer Einheit zusammenwachsen, also mußte auch an der Fassade etwas Neues entstehen: eine neue Qualität im Sinne einer Unverwechselbarkeit und Vielschichtigkeit, die spürbar macht, daß es sich hier um einen Wiederaufbau handelt. Dennoch mußten wir eine Beziehung zum alten Gebäude aufnehmen und darauf reagieren. Aber nicht Nachahmung oder Unterordnung, sondern Einordnung war unser Planungsziel. Der erste Schritt hierzu war es, die Fenster aus der alten historischen Ebene nach hinten zu verlegen, näher zum modernen Innenraum. So wurden sie aus der unmittelbaren Konkurrenz mit den vorhandenen historischen Baugliedern wie Kapitelle, Pilaster usw. genommen. Die Plastizität des historischen Fensters war erhaben gewesen, es hatte vor dem Hausgrund gelegen. Wir legten es nun hinter die Wandebene und erhielten so in transformierter Form eine ähnliche räumliche Wirkung.

Um den Füllungsgrad der großen Fensteranteile zu erhöhen, haben wir – in weit entfernter Anlehnung an die Aediculae der alten Fenster – ein dreilichtiges Element als zweite Schicht vor das Fenster gestellt. Dieses Element nimmt Windkräfte auf und erlaubt uns so, das zwölf Quadratmeter große Fenster recht schlank zu konstruieren, aber es bringt vor allem wieder das Verhältnis von Öffnung und Masse ins Gleichgewicht.

Ich denke, daß durch diese Behandlung der Fassade, die das neue Innen mit dem Alten im Äußeren verbindet, die richtige Antwort auf die gestellte Bauaufgabe gefunden wurde. Da der Wiederaufbau des Schlosses Gottesaue uns ein Kulturdenkmal von hohem Rang erhält und zudem eine funktionale Unterkunft für eine moderne Musikhochschule geschaffen wurde, lohnten sich die Leistungen des Landes in den Jahren 1982 bis 1989 von 49,5 Millionen für Baukosten und Ausstattung, und wir sind überzeugt, ein in sich stimmiges Ganzes geschaffen zu haben, das Rücksicht auf die überragende Architektur des Renaissancebaumeisters nimmt, dennoch auch unsere Zeit nicht verleugnet.

„Verstehen wir Rücksicht synonym für die Vergangenheit, so kann Vorsicht Metapher für die Zukunft sein. Jedoch zwischen Vergangenheit und Zukunft liegt jene sich ständig verändernde Gegenwart, die alleine Grundlage unseres Handelns sein kann" (Friedrich Kurrent).

Barbara Jakubeit

Vom „Blätterwald" zum „Einzelblatt"

Kleine Geschichte des Karlsruher Zeitungswesens

Den Heutigen mag es kaum noch vorstellbar sein, aber es gab ihn einmal, den Karlsruher „Blätterwald". Die Ältesten unter uns werden sich seiner noch erinnern und auch daran, wie er zwischen 1933 und 1945 im braunen Regen „entlaubt" wurde. Unter neun Tageszeitungen konnten die Leser wählen, sich an ihnen delektieren oder sich über sie ärgern. Berücksichtigt man dabei, daß die Stadt damals nur wenig über 150 000 Einwohner zählte, so darf man wohl von einer erstaunlichen Vielfalt der Meinungsträger sprechen.

Die älteste unter den Karlsruher Gazetten war das 1756 von Michael Macklot erstmals verlegte „Carlsruher Wochenblatt". Bereits ein Jahr später brachte Macklot die „Carlsruher Zeitung" heraus, die seit 1811 als „Badischer Staatsanzeiger" firmierte, also das Verkündigungsblatt der großherzoglichen Regierung wie dann 1919 das der Republik, an Auflage nicht eben hoch, aber als offiziöses Blatt, das jede Staats- und Gemeindebehörde abonnieren mußte, in der Existenz gesichert. Der Chefredakteur bezog das Gehalt eines Ministerialrats. Nun, 1933 verlor die Zeitung ihre amtliche Funktion und damit auch ihre Überlebensfähigkeit. Am 1. Januar 1934 stellte sie ihr Erscheinen ein.

Die zweitälteste Zeitung Karlsruhes war das „Karlsruher Intelligenz- und Tagblatt", von 1810 (seit 1843 nur noch „Karlsruher Tagblatt") bis 1928 im Verlag C. F. Müller in der Ritterstraße, dann bis 1934 im Verlag Thiergarten in der Lammstraße und bis zu ihrem Ende 1937 im Verlag G. Braun in der Karl-Friedrich-Straße. Sprach man in jenen Jahren von der „Badischen Presse" als der größten Zeitung Badens, so vom „Karlsruher Tagblatt" als der anspruchsvollen Zeitung für die „gebildeten Stände". Dieser gute Ruf ging vornehmlich vom gepflegten Feuilletonteil aus und damit auf Karl Joho zurück, den man gern den „Badischen Literaturpapst" nannte. Sein Lebenswerk war „Die Pyramide", die Wochenendbeilage, für die er die besten Autoren als Mitarbeiter gewinnen konnte, Schriftsteller, Historiker, Wissenschaftler und Heimatforscher, ohne dabei ins Provinzielle abzugleiten.

Seit 1829 war das „Durlacher Tagblatt" im Besitz der Familie Dups, eine Zeitung, die begreiflicherweise im heutigen Stadtteil am Turmberg ihr bescheidenes Eigenleben führte, sich aber zäh behauptete und nicht zuletzt dank ihres Theaterkritikers Professor Dr. Raab beachtet wurde. Sie konnte sich bis 1943 behaupten. Ein Wiedererscheinen nach 1945 gelang immerhin bis 1964.

Die früheste parteigebundene Karlsruher Zeitung war der „Badische Beobachter", 1863 aus dem 1858 gegründeten „Karlsruher Anzeiger" hervorgegangen als Kampfblatt der Katholiken im damals anhebenden „Kulturkampf", der Auseinandersetzung zwischen Regierung und Kirche, dann das Zentralorgan der badischen Zentrumspartei. Chefredakteur im geistlichen Gewand war zuletzt Dr. Josef Meyer, zusammen mit Theodor Wacker, den man den „Löwen von Zähringen" nannte, und dem Prälaten Dr. Schofer, beide führend in der Partei. Dr.

Meyer war ein Journalist aus Leidenschaft, hinter dem ein gebildeter Kopf und ein weltoffenes Herz standen, gepaart mit innerer Vornehmheit und natürlicher Bescheidenheit. Was er als geistige Kraft und als Vorbild ausstrahlte, das geht schon aus der Vielzahl namhafter Journalisten hervor, die bei ihm begonnen haben. Überragender Kopf war zweifellos Hermann Leopold Mayer, ein Journalist von universellem Wissen, in der Ära Stresemann Intendant der Konstanzer Bühne mit dem kulturpolitischen Auftrag, durch Gastspiele in der Schweiz und im Elsaß über die Grenzen hinaus zu wirken. Später war er dann Regierungsrat in der Presseabteilung des Badischen Staatsministeriums. Nachdem der „Badische Beobachter" 1935 sein Erscheinen einstellen mußte, schrieb H. L. Mayer für die „Badische Presse", ging später in die Feuilletonredaktion des „Neuen Tag" in Prag, übrigens durch Vermittlung von Generalmusikdirektor Joseph Keilberth, um nach 1945 im Rastatter „Südwestecho" eine führende Rolle zu spielen.

1885 ist das Geburtsjahr der „Badischen Presse", die in wenigen Jahrzehnten zur auflagenstärksten Zeitung Badens wurde. Ihr Aufstieg ist verbunden mit dem Namen Ferdinand Thiergarten. Als Zögling des Lahrer Waisenhauses hatte er sich vom Druckerlehrling zum Verleger hochgearbeitet, begabt mit der Witterung für das aufkommende moderne Pressewesen. Sein Chefredakteur, den er sich 1893 aus Berlin holte, war der in Barmen geborene Albert Herzog, der Bruder des damaligen Erfolgsschriftstellers Rudolf Herzog. In ganz Deutschland wurde Albert Herzogs Name bekannt als Streiter für die Unschuld des Rechtsanwalts Karl Hau, der beschuldigt worden war, am 6. November 1906 in Baden-Baden seine Schwiegermutter ermordet zu haben. Aufgrund seiner Urteilsschelte – Hau war vor dem Karlsruher Schwurgericht zum Tode verurteilt worden – erhielt Herzog wegen Herabwürdigung des Gerichts ein Jahr Gefängnis, wurde indessen nach einer Protestkundgebung des Deutschen Journalisten- und Schriftstellerverbandes nach wenigen Haftwochen wieder entlassen.

1919 starb Ferdinand Thiergarten. Da ihm sein Sohn im Tode vorangegangen war, wurde zum Geschäftsführer der Familiengesellschaft Dr. Bruno Schulz bestellt, der später den Namen Thiergarten annahm. Mit ihm begann eine verhängnisvolle Entwicklung. Ferdinand Thiergarten hatte für seine Zeitung gelebt, Bruno Thiergarten ging daran, von ihr zu leben, und das nicht zu schlecht. Mit der Weltwirtschaftskrise 1930 kamen auch für die Zeitung Notzeiten herauf. Die „Badische Presse" geriet in die roten Zah-

len, und als es 1933 notwendig gewesen wäre, im harten Konkurrenzkampf gegen das NS-Organ zu bestehen, hatte die Zeitung nichts hinzuzusetzen. Bruno Thiergarten entfloh nach kurzer Verhaftung unter Verdacht unlauterer Geschäftsführung ins Ausland. Zurück blieben 600 000 Mark Schulden. Eine Sanierung schien sich anzubahnen, als Markgraf Berthold von Baden sich bereit erklärte, die „Badische Presse" zu übernehmen. Das scheiterte am Einspruch der Partei. Die Zeitung ging über in den Besitz des Druckhauses Karl Fritz, in dem das Parteiorgan „Der Führer" im Lohndruck erschien. 1934 mußte die Redaktion hinüberwechseln in die ehemaligen Räume des „Karlsruher Tagblatt", das an den G. Braun Verlag verkauft worden war. In die Lammstraße zog „Der Führer" ein. Die „Badische Presse" erschien bis 1944.

1936 ergaben sich neue Veränderungen. Laut Verfügung des Verwaltungsamtes der NS-Presse wurden der seit 1926 bestehende „Generalanzeiger", ein Kopfblatt des „Rastatter Tagblatts", und die „Badische Presse" zusammengelegt. Verlag und Redaktion zogen um in die Waldstraße, in das Druckgebäude des ehemaligen „Volksfreundes". Dort erschien die „Badische Presse" bis zur von oben verfügten Einstellung im Spätherbst 1944.

1899 war der „Volksfreund" von seinem bisherigen Sitz in Offenburg in die damalige Residenzstadt übergesiedelt und hatte als Sprachrohr der Sozialdemokraten einen guten Ruf, dank so namhafter Mitarbeiter wie Adolf Geck, Rolf G. Haebler und des Schriftstelles und Publizisten Anton Frendrich, dank aber auch seines seit 1919 dort wirkenden Chefredakteurs Georg Schöpflin, als Journalist und Mensch verträglich, eine joviale Erscheinung, nicht ohne Humor, fair jedem politischen Gegner gegenüber, sachlich fundiert in seinen Leitartikeln. Schon wenige Tage nach den Märzwahlen 1933 wurde die Zeitung nicht nur verboten, sondern auch gleich enteignet. In das Verlagsgebäude in der Waldstraße zog das Parteiorgan „Der Führer" ein.

1911 ist das Geburtsjahr des „Residenz-Anzeiger" , wie das Karlsruher Fremdenblatt seit 1918 hieß. Es erschien im Verlag Christian Faass in der Jollystraße, von den Karlsruhern gern „Resi" genannt, eine kleine Zeitung, aber von einer beinahe skurril zu nennenden eigenen Prägung, getragen von drei eigenwüchsigen Persönlichkeiten, dem Chefredakteur Julius Beeser, einem in der Wolle gefärbten Nationalliberalen, der gern und oft in lokale Wespennester stach, dem überragenden Feuilletonisten Adam Röder und dem Mundartdichter Fritz Römhildt, der als „Dogder Diftler" allsamstäglich in einem Wochenbrief Karlsruher Ereignisse humorvoll glossierte. Bis 1940 konnte sich das Blatt halten, dann mußte es sein Erscheinen einstellen. Begründung: kriegswirtschaftliche Maßnahme.

Ende der zwanziger Jahre erschien das nationalsozialistische Kampfblatt „Der Führer", als Parteizeitung zunächst ohne Gewicht auf dem Karlsruher Zeitungsmarkt. Das sollte sich 1933 schlagartig ändern. Wer das Parteiorgan nicht abonnierte, geriet von vornherein in den Verdacht, dem neuen Regime nicht gewogen zu sein. Karlsruhe, damals ausgeprägte Beamtenstadt, war ein für Pressionen geeignetes Spielfeld. Beamte kann man erfolgreich unter Druck setzen. Und an Druck und Einschüchterung ließen es die neuen Machthaber nicht fehlen. So stieg „Der Führer" zur auflagenstärksten Karlsruher Zeitung auf und blieb

es bis zum schmählichen Ende. Die letzten Ausgaben 1945 wurden schon nicht mehr in Karlsruhe gedruckt.

Der Neubeginn des Zeitungswesens in Karlsruhe begann am 1. März 1946, als zum ersten Mal die von der amerikanischen Besatzungsmacht lizenzierten „Badischen Neuesten Nachrichten" erschienen. Daß sie in wenigen Jahren zur größten Zeitung im ehemals badischen Raum aufstieg, hängt wohl auch damit zusammen, daß sie im altvertrauten Zeitungsgebäude in der Lammstraße herauskam und die Leserschaft sie als Nachfolgerin der „Badischen Presse" anerkannte. Man soll die Anhänglichkeit der Karlsruher nicht unterschätzen. Hinzu kam sicher auch die klug abwägende Leitung ihres Verlegers und Chefredakteurs Wilhelm Baur, zunächst Lizenzträger, später alleiniger Besitzer, der in die Redaktion namhafte Journalisten aus der Zeit vor der Hitler-Diktatur holte, vom „Badischen Beobachter" Dr. Fritz Laule und Dr. Berthold Kern, vom „Residenz-Anzeiger" Ludwig Arnet und Paul Schneider, vom „ Karlsruher Tagblatt „ Fred Feez, von der „Badischen Presse" Hubert Doerrschuck.

Die zweite amerikanisch lizenzierte Zeitung in Karlsruhe, die ebenfalls 1946 herauskommende „Süddeutsche Allgemeine Zeitung", konnte sich nur bis 1949 behaupten. Im alten Verlagsgebäude des „Volksfreund" erschien als Nachfolgerin des sozialdemokratischen Blattes die „Allgemeine Zeitung", die 1968 ihr Erscheinen einstellte. Ebenso kurzlebig, von 1953 bis 1968, war die „Badische Volkszeitung" als Nachfolgerin des katholischen „Badischen Beobachters". Die „Badischen Neuesten Nachrichten" behaupten das Feld. Sie ist die Alleinerbin der einstigen Karlsruher Pressevielfalt.

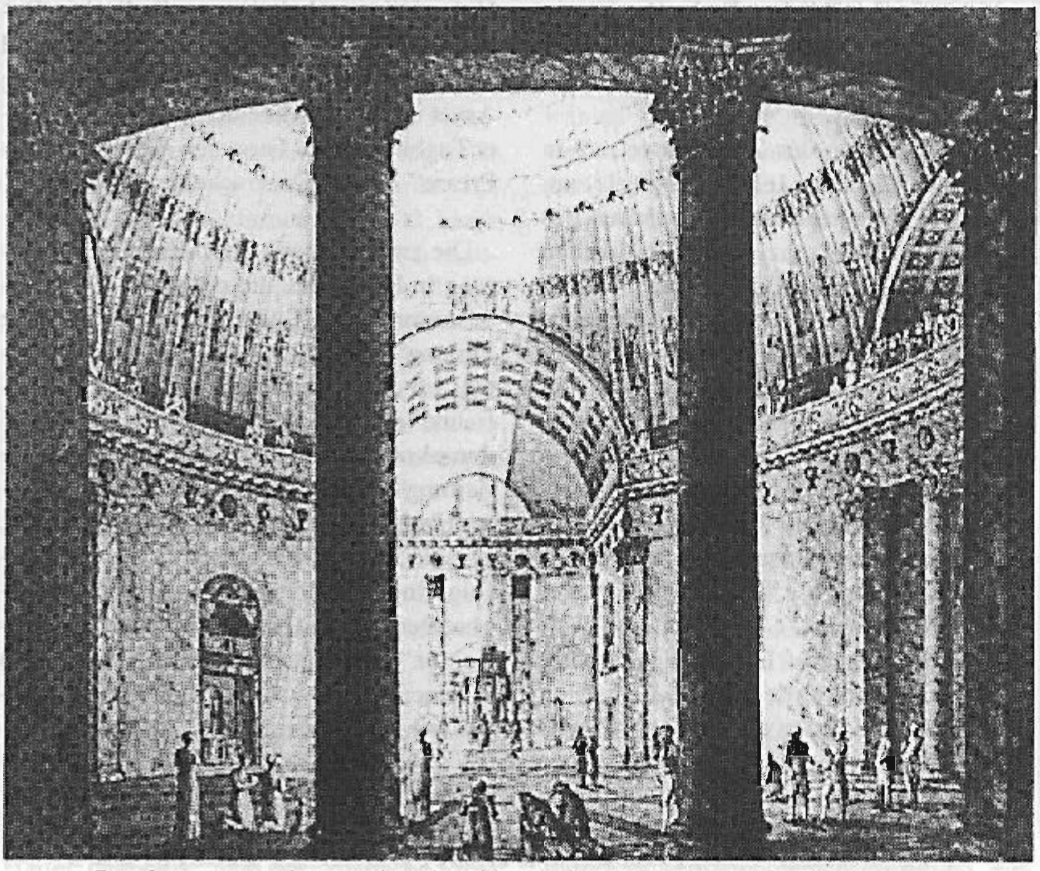
Hubert Doerrschuck

175 Jahre Pfarrkirche St. Stephan in Karlsruhe

Am 26. Dezember 1989 wird in der Kirchengemeinde St. Stephan Karlsruhe ein besonderer Kirchweihtag gefeiert werden.

Es war ein großes Ereignis für die damals noch kleine katholische Gemeinde in der Residenzstadt, als am 26. Dezember 1814, dem Namenstag der Großherzogin Stephanie, die nun vollendete Kirche im Auftrag des Mainzer Erzbischofs durch dessen Weihbischof von Koborn feierlich zu Ehren des heiligen Stephanus eingeweiht wurde. Eingezogen ist die Gemeinde in einen großartigen Kirchenbau von Friedrich Weinbrenner, der sich als Zentralraum mit einer über 30 Meter freigespannten Kuppel und vier Kreuzarmen bis heute als wahrer Glücksfall bestätigt. Im Äußeren mit seiner imposanten Monumentalität aus dem Stadtbild nicht mehr wegzudenken, hat sich der Innenraum als anpassungsfähig auch an das heutige Lithurgieverständnis der Gemeinde erwiesen.

Dabei hatte Friedrich Weinbrenner mit der Durchsetzung dieses Planes zunächst große Schwierigkeiten. Ihm schwebte nach dem Bau der evangelischen Stadtkirche, die trotz der Formensprache eines klassischen griechischen Tempels „von einer sinnlichen, südlichen Wärme und weich empfundenen Körperlichkeit" (Valdenaire) getragen war, von Anfang an ein Zentralraum mit einer freigespannten Kuppel nach dem Vorbild

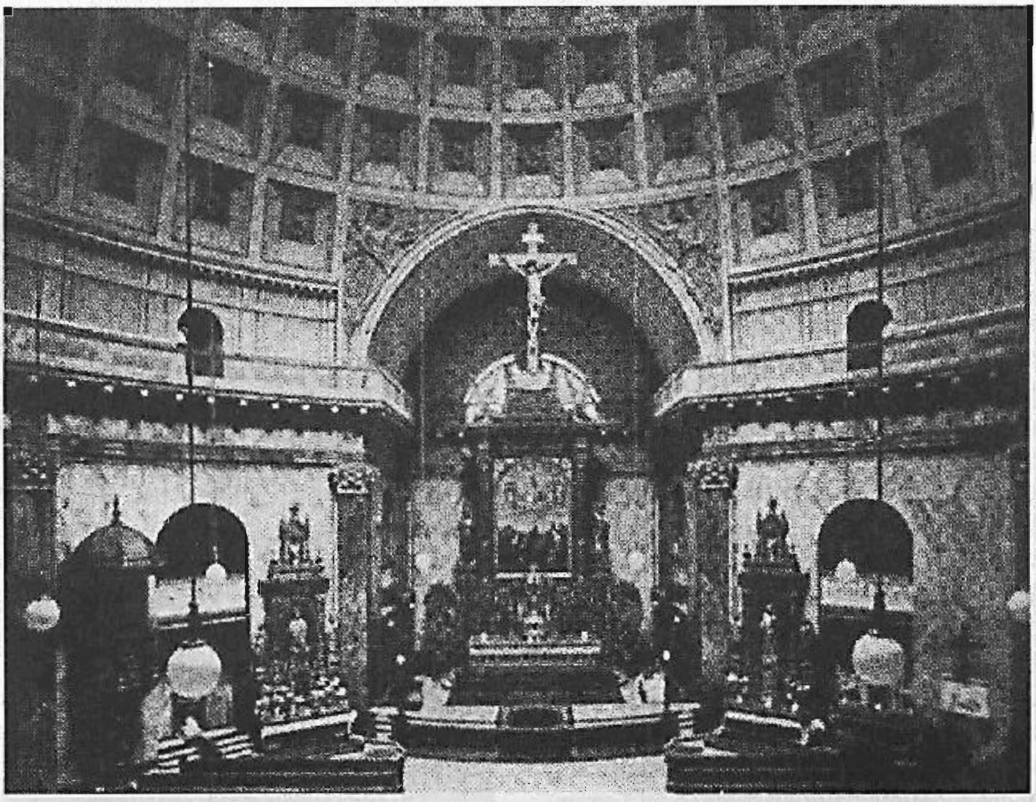


Der Innenraum der Kirche: die "klassische" Gestaltung von Weinbrenner

des römischen Pantheons vor. Das Herz des der griechischen und römischen Klassik tief verbundenen Baumeisters hing an diesem Gedanken, und wir können uns glücklich schätzen, daß er sich damit durchgesetzt hat.

Die Gemeinde wollte nämlich eine dreischiffige Längskirche nach der Art einer Basilika und auf alle Fälle einen Turm. Erst mit dem Nachweis, „daß sein Bauplan wohlfeiler käme als eine Basilika, die außerdem ein Drittel Menschen weniger fasse als ein Rundbau", konnte Weinbrenner seine Pläne einer Rundkirche oder Kreuzkirche mit Rotunde und Kuppel anbringen. Alle bestanden aber auf einem großen Kirchturm, welchen Weinbrenner zunächst schlicht als „nicht wohl anbringbar bei einer Rotunda oder einer Kreuzkirche" bezeichnet hat. Der Turm ist dennoch gelungen und trägt heute eines der schönsten Geläute im Land.

Die über 30 Meter gespannte und ebenso hohe Kuppel bestand aus zwei übereinanderliegenden in Holz konstruierten Kuppelschalen. Weinbrenner hatte damit eine kühne und zugleich einfach gelöste Konstruktion ausgeführt mit einer glatt verputzten, ornamental bemalten Innenwölbung. Aber auch hier mußte gespart werden. Das in grünem



Die prunktvolle Ausstattung des Innenraumes nach der Renovierung 1880/82

Zustand verarbeitete frische Holz führte schon kurz nach Fertigung zu Bauschäden, die man natürlich dem Architekten angelastet hat. In einem Brief an das Badische Innenministerium vom 20. August 1817 klagt Weinbrenner: „Es ist wohl kaum einem Staatsdiener und Chef seines Faches mit seinen Arbeiten schlimmer als mir mit dem katholischen Kirchenbau ergangen, indem man meine rastlosen Bemühungen und Sorgen bei dem Bau nicht nur nicht gehörig würdigte, sondern auch meine besten Absichten bei der Ausführung von Anfang an zuwiderhandeln suchte und beinahe einen jeden in meine artistischen Anordnungen einspringen ließ." Aber schon wenige Monate später freut er sich über das schöne Licht im Kirchenraum. „Den letzten Abend im abgewichenen Jahr habe ich mit großem Vergnügen die Beleuchtung in der hiesigen katholischen Kirche gesehen und dabei wahrgenommen, daß Personen durch das in diesem Gotteshaus so feierlich und so mysteriös verbreitete Licht ganz gerührt und ihre Andacht weit insbrünstiger als sonst verrichtet haben." Freud und Leid lagen auch bei diesem Manne eng beisammen, von dem sein Freund Aloys Schreiber sagte, daß er groß und kräftig von Statur, ein zäher Arbeiter, ein Freund der Musik, ein gerader Mensch, grenzenlos in seinem Wohlwollen und Edelmut gewesen sei.

Durch einen schweren Sturm verlor am 26. Oktober 1870 die Kuppel ihr Kupferdach und wurde am unteren steileren Teil

mit Schiefer eingedeckt.

Ein wesentlicher Eingriff in das Werk Weinbrenners erfolgte mit der ersten großen Renovation 1880/82 durch den Fürstlich-Fürstenbergischen Hofbaumeister Adalbert Kerler. Ganz im Zeitgeschmack bekam der Innenraum eine aufwendige und prunkvolle Ausstattung, die im umgekehrten Verhältnis zur stilvollen, einfachen Schönheit des Bauwerkes stand. Die Kuppel wurde – wohl auch aus akustischen Gründen – mit großformatigen tiefen Kassetten versehen, und die ionischen Säulenkapitelle der Vorhalle durch römisch-toskanische ersetzt. Den schadhaft gewordenen Außenputz ließ Kerler kurzerhand im Sinne des romantischen Zeitempfindens ganz entfernen und das Mauerwerk ausfugen. Weitere „Bereicherungen" an Nebenaltären und Ausschmückungen im Rahmen einer Renovierung von 1911 bis 1916 taten ein übriges, den Raum wohl prächtiger, aber nicht monumentaler erscheinen zu lassen.

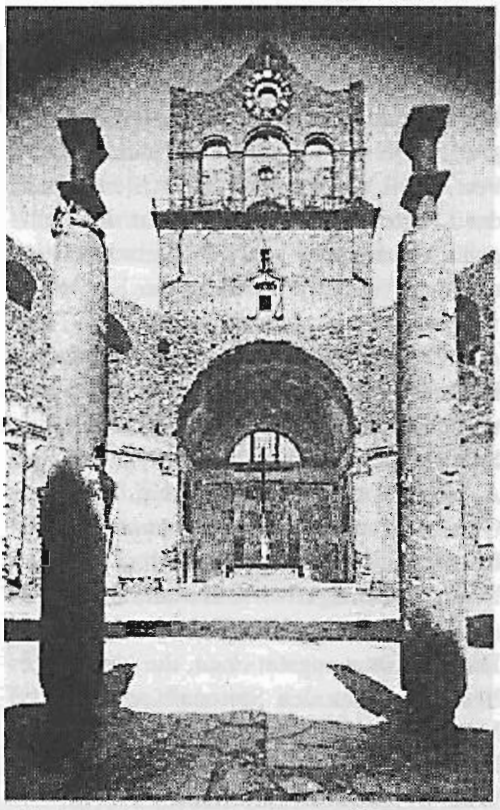
Doch auch in dieser Gestalt war St. Stephan der Gemeinde und allen Katholiken in Karlsruhe ein liebgewonnener echter Mittelpunkt geworden, bis im Juli 1944 die Kirche durch Sprengbomben schwer beschädigt wurde. Einen Monat später stürzte das hölzerne Sprengwerk der Kuppel ein, und am 27. September 1944 vollendete ein Brandbomben- und Feuerregen das Werk der Vernichtung.

Der Wiederaufbau 1948 bis 1961

Was Spreng- und Brandbomben des Zweiten Weltkrieges von dem Bau übriggelassen hatten, war eine Ruine von wahrhaft römischer Monumentalität, die um so erschütternder, größer und überzeugender wirkte, als nun alles aufdringliche Beiwerk hinweggeschmolzen war. Dies konnte dem planenden Architekten „ein Fingerzeig sein, in welcher Richtung die Lösung zu suchen sei." So Hans Rolli im Kirchenführer St. Stephan. Und an diesen Fingerzeig hat sich der planende Architekt des Wiederaufbaues auch gehalten.

Schon im Oktober 1946 gab der damalige Pfarrer von St. Stephan, Prälat Dr. A. Rüde, dem Erzbischöflichen Bauamt unter Leitung von Oberbaurat Anton Ohnmacht den Auftrag, den Wiederaufbau zu planen. Sein Mitarbeiter und Stellvertreter Hans Rolli, ein gebürtiger Karlsruher, bat um Übertragung dieser Aufgabe.

Die verantwortlichen kirchlichen, städtischen und staatlichen Stellen waren sich einig, daß die verhältnismäßig gut erhaltene Ruine so schnell wie möglich vor weiterem Zerfall zu schützen sei. Durch zahlreiche Bindungen war der Architekt vor eine ganz neue Aufgabe gestellt. Es galt, den unaustilgbar gegebenen Charakter des Zentralbaues wieder klar herauszuarbeiten und dabei die vom Pantheon in Rom abgeleitete Bauidee mit den Erfordernissen des Raumes als katholische Kirche zu vereinen. Dieser innere Zwiespalt hatte schon zur Zeit der Erbauung dem Architekten und Bauherrn unerhörte Schwierigkeiten bereitet. Die wenig glückliche Renovation der 80er Jahre des letzten Jahrhunderts fand darin zum Teil ihren Ursprung. Jetzt trat die neue Auseinandersetzung mit dem historischen Bestand hinzu. Hans Rolli schrieb 1949: „Daraus folgt, daß unser Wiederaufbau sich weder in der Aufwärmung historischer Formen erschöpfen, noch über das gegebene hinwegsetzen darf. Das eigentliche Problem war die Überdeckung des 30 Meter weiten Rundraumes. Die Wahl fiel schon aus praktischen Erwägungen auf eine Eisenbeton-



Blick in die Ruine nach der Kriegszerstörung von 1944

konstruktion... Der äußere Umriß der neuen Kuppel, die gleichzeitig das Dach des Gebäudes darstellt, entspricht genau der alten Form. Der Innenraum hat dabei erheblich an Weite und optisch an Höhe gewonnen. Der Eindruck des Rohbaus gibt einen deutlichen Fingerzeig für den anzustrebenden Endzustand, der nicht in einer sklavischen Wiederholung zerstörter Formen gesucht werden darf." Dies ist wohl der entscheidende Satz und legt das Planungsziel von Hans Rolli deutlich offen, nämlich nicht die „sklavische Wiederholung zerstörter Formen", sondern eine neue Lösung unter größtem Respekt vor der Bauidee Friedrich Weinbrenners. Für die Kuppel wurde schon deshalb Stahlbeton gewählt, weil bereits Weinbrenner nur aus wirtschaftlichen Gründen die „Steinform-Kuppel" in Holz nachzuahmen gezwungen war.

Von der Firma Dyckerhoff & Widmann in Karlsruhe wurde in enger Fühlungnahme mit dem erzbischöflichen Bauamt das konstruktive System ausgearbeitet. Zur Ersparung von Schalungs- und Gerüstholz wurde die Kuppel aus Beton-Fertigteilen hergestellt. 64 Kugelabschnitt-Segmente überspannen den 30 Meter weiten, kreisförmigen Zentralraum. Material- und Geldnot haben den Rohbau 1948 bis zu seiner Fertigstellung und Aufrichtung des neuen Turmkreuzes am 26. Dezember 1950 ständig begleitet. Dies und die Achtung des Planers vor der Bauidee Weinbrenners kommt im Text der Urkunde, die in die Turmkugel eingelegt wurde, nochmals deutlich zum Ausdruck, wo es heißt: „Die Erneuerung sollte in Ehrfurcht vor der Schöpfung des Erbauers der Kirche, Friedrich Weinbrenner, im Sinne seines Planes und aus dem Geiste unserer Zeit geschehen. Der Bau wurde unter vielen Opfern in schwerer, durch Armut, durch Unfrieden und Angst bedrängter Zeit durchgeführt und konnte hiermit am heutigen Tage – 142 Jahre nach der Grundsteinlegung – erneut die äußere Vollendung und Krönung finden. Durch Gottes Barmherzigkeit ward bisher alles gut und ohne Schaden vollendet."

Jetzt, vor Beginn des Innenausbaues, schieden sich noch einmal die Geister an der Frage, ob der Raum in seinem alten Zustand – in welchem? – oder nach dem neuen Konzept von Hans Rolli als „vollkommen freier Raum ohne Säulen" herzustellen sei. Am 10. Oktober 1950 hatte sich zur Beurteilung der Vorschläge des Baumeisters eine Jury versammelt, der der damalige Baureferent der Erzdiözese Freiburg, Prälat Dr.

Aschenbrenner, der Pfarrer von St. Stephan, Prälat Dr. Rüde, Landeskonservator Prof. Dr. Lacroix und die Architekturprofessoren Dr. O. E. Schweitzer und Otto Bartning angehörten.

Hans Rolli erklärte: „Es wird der heutigen Generation nicht mehr möglich sein, das Bild des Innenraumes, wie es war, wieder herzustellen. Ein solcher Aufwand wäre schon angesichts der sozialen Not und der primitiven Zustände in den zerstörten Städten nicht zu rechtfertigen. Die Leute werden so oder so in ein Novum und nicht in den Raum Weinbrenners hineinkommen."

Diese Auffassung wurde unterstützt von Prof. Bartning: „Keine Flucht in das Verlorene und Vergangene, sondern klares Sichbekennen zu diesen geistigen und materiellen Gegebenheiten." Und Prof. O. E. Schweitzer: „Historischer Bestand muß anders gesehen werden, wie das heute noch viele tun, nicht als abstrakte und in sich wertvolle Form, sondern als eine aus geistigen Voraussetzungen her aufgebaute, von innen bedingte Form. Wenn wir hier nach vorsichtigem Abwägen einen neuen Rahmen bejahen, der in seiner Art, so wie er jetzt dasteht, einmalig ist, so können und wollen wir unser Urteil an der Wirklichkeit überprüfen." Schließlich Dr. Rüde: „Die Raumform soll belassen werden wie sie jetzt ist. Keine Festeinbauten und keine massiven Säulen und Seitenemporen." Dies war der einmütige Entschluß von Bauherr und Architekt, den Raum als schlichten Rohbau in seiner ganzen Größe und Schönheit zu belassen. Und so ist er bis heute geblieben.

Die insgesamt sparsam gehaltene Innenausstattung war nochmals Gegenstand eines Wettbewerbes, den am 10. Dezember 1954 die gleiche Jury zugunsten der drei großen Gobelins hinter dem Hochaltar von Prof. Emil Wachter entschied. Sie sind mit der Darstellung des Martyriums des heiligen Stephanus wohl die künstlerisch bedeutsamsten Ausstattungsstücke der Kirche.

Der Hochaltar als Herz und Zielpunkt des Raumes ist durch Farbe und Material hervorgehoben. Das Altarkreuz und die hohen Silberleuchter sind prachtvolle Augsburger Arbeiten von 1732, die aus dem Ritterstift Odenheim stammen. Der Tabernakel, ebenfalls aus Silber, mit großen Halbedelsteinen besetzt, ist eine Arbeit von Maler und Goldschmied Herbert Kämper aus Karlsruhe. Die 14 Kreuzwegstationen, die beiden Relieftafeln über den Seitenaltären und die Madonna neben dem Chorbogen sind Arbeiten des unvergessenen Karlsruher Bildhauers Professor Emil Sutor.

Die Frage, ob Weinbrenners Werk in Karlsruhe tot sei, hat Josef Werner in seinem Beitrag zum 125. Todestag Weinbrenners am 1. März 1951 eindeutig verneint. Unsere Stephanskirche ist auch ein Beweis dafür: Es gäbe kein Weinbrennersches Bauwerk, das in seiner Anlage konstruktiv und künstlerisch genialer von seinem Erbauer erdacht sei, sagt Arthur Valdenaire in seiner Lebensbeschreibung Weinbrenners – und Hans Rolli:. „Die Stephanskirche in Karlsruhe ist neben der Klosterkirche St. Blasien und St. Ludwig in Darmstadt die bedeutendste klassizistische Kuppelkirche Südwestdeutschlands." Auch die Kriegszerstörung hat daran nichts geänert.

August Vogel

„Eine eigene Kunstschule für Damen that aber noth"

Die Malerinnenschule Karlsruhe von 1886

„Malweiber" – ein ängstlich-verächtliches Wort für Frauen, die sich ihr Recht auf Kunstausübung erstritten, was heute eine Selbstverständlichkeit scheint, ist doch dieses Jahr sogar an der Hamburger Akademie eine Präsidentin gewählt worden. Dabei war damals, um die Jahrhundertwende, schlimm genug, daß über die Unfähigkeit der Frauen zu kreativem Tun philosophiert wurde, denn etwa im späten 18. Jahrhundert hatte es weiß Gott Künstlerinnen gegeben, deren Ruf ebenso zählte wie jener der Männer – und die Kunsthalle zeigt Gemälde etwa Rosalba Carrieras oder Marguerite Gérards. Doch das 19. Jahrhundert, das so bürgerliche, räumte mit der Emanzipation malender Frauen gründlich auf, Künstlerinnen, wie anfangs die badischen Hofmalerinnen Sophie Reinhard oder Marie Ellenrieder, wurden rar, Heimchen am Herd suchte man. Gewiß waren auch Frauen an den Akademien, entweder als Modell oder als Gesprächsstoff über die Musen, mehr nicht.

Andererseits – zu Ende des 19. Jahrhunderts drängten die Frauen dank der Frauenbewegung erneut zu anerkannter Arbeit und damit auch zur Staffelei, und so manche private Malschule nahm sich der „Damen" an, nicht sehr ernst, eher als Zierat wie das häusliche Singen (daher weniger störend). Aber Käthe Kollwitz wurde durch eine mittelmäßige Ausbildung hindurch und im Bewußtsein ihrer Außenseiterkraft wie auch Paula Modersohn-Becker zur Künstlerin. Eher widerwillig und fürs Kunsthandwerkliche geeignet, ließ man Frauen zu, etwa in London billigte man an den Staatskunstschulen Frauen Aktunterricht am lebenden Modell zu – doch allein mit männlichen Modellen (sittsam drappiert), abermals ein Kuriosum.

Die Königsbergerin Kollwitz zog es zur Kunst nach Berlin und dann nach München, und es überrascht nicht, daß dort, in der damaligen Kunstmetropole, 1882 ein Künstlerinnenverein gegründet wurde. Wo sonst außer in Paris (aber deutsche Frauen in diesem Babylon?) hätte sie Möglichkeit gefunden, sich richtig ausbilden zu lassen, wenn ihr auch die akademischen Weihen versagt waren? In Karlsruhe. Dorthin ging etwa Sonia Terk aus St. Petersburg in Rußland, und diesmal überrascht, daß in den ersten 15 Jahren ihres Bestehens die Malerinnenschule Karlsruhe fast 1 000 Studentinnen, darunter über zehn Prozent Ausländer, besuchten. Sonia Terk, später verheiratete Delaunay, studierte bei Ludwig Schmid-Reutte das umstrittene Akt-Zeichnen nach lebendem (männlichem!) Modell, bei dem damals wohl bekanntesten und von Sonia Delaunay sehr geschätzten Akt-Lehrer in Deutschland.

Der Anspruch der Karlsruher Malerinnenschule war hoch; man wollte sich gegenüber jenen privaten Schulen absetzen, die teuer aber schlecht waren, junge Damen der besseren Stände schröpften und „die ernsthafte Frauenkunst als solche diskreditierten", wie 1910 Henni Lehmann über das Kunststudium von Frauen vortrug. Zum Programm machten sich die Karlsruher Akademielehrer unter Paul Borgmann und Edmund Kanoldt: „Die Gründung ... entspricht einem Bedürfnis, das sich in Deutschland mehr und mehr fühlbar machte. Die Zunahme des Luxus, die der Kunstpflege reichlicher zufließenden

Mittel und die Ausbreitung des Kunstsinnes in der Bevölkerung haben eine starke Vermehrung heranwachsender Künstler bedingt... Hier müssen stets die kunstübenden Frauen der männlichen Jugend das Feld räumen, wie überhaupt an deutschen Kunstschulen weibliche Studierende nur als Hospitantinnen in einzelnen Fällen geduldet werden. Daß ein gemeinsames Arbeiten beider Geschlechter auf Kunstschulen, wie es an verschiedenen Orten des Auslands geübt wird, viele Unzulänglichkeiten herbeiführt, liegt auf der Hand, und daß man im allgemeinen in Deutschland hiervon Abstand nimmt, verdient voll Billigung. Es müßte aber dagegen in anderer Weise für die Ausbildung von Talenten, wie sie sich bei Frauen ebensogut finden wie bei Männern, gesorgt werden..." Und man sorgte für einen Lehrplan, und man sorgte sich darum, den Dilettantismus zu bekämpfen, sorgte für die Unterbringung im Ateliergebäude I der Akademie in der Westendstraße 65, man sorgte für Ausstellungen in der Orangerie; und mit der Erweiterung des Lehrplans ging auch die Vergrößerung der Schule einher. Man lehrte nach Sachbereichen und Techniken, und im Jahre 1900 wurde dann den Schülerinnen auch die Teilnahme am Lithographie-Unterricht an der männlichen Akademie gestattet. Damals war Karlsruhe berühmt für die Steindrucke der Kunstdruckerei des Künstlerbundes; das war dann eine Auszeichnung für die Schülerinnen, die das noch alles aus eigener Tasche finanzieren mußten (wenn die Großherzogin nicht ihren Obulus gab, den sie sich als Protektorin vorgenommen hatte zu geben).

Wie häufig bei Jubiläumsfeiern, war 1910 mit dem Rückblick auf die ersten 25 Jahre zugleich auch der Höhepunkt der schulischen Arbeit erreicht: man machte einen Festakt, präsentierte eine Ausstellung als Rückblick – ob Sonia Delaunay dabei war, ist nicht bekannt, freilich erreichte keine der anderen Schülerinnen ihre Bedeutung, so sehr Dora Horn-Zippelius, Luise Kornsand oder Martha Kropp sich im Badischen einen Namen machten.

Nach 1910 ging die Zahl der Schülerinnen zurück, bei den hohen Kosten (500 RM pro Studienjahr) gegenüber der Akademie (100 RM) kein Wunder, und man vermochte es nicht, sich in seinen Forderungen nach Durchsetzung künstlerischer Arbeit von Frauen der regsamen Frauenbewegung anzuschließen – aber das war vielleicht auch nicht im Interesse der akademischen Lehrer, einen Nebenerwerb neben der Akademie zu verlieren.

Erst 1919 setzten Schülerinnen der Malerinnenschule in einer Protestversammlung durch, daß auch Frauen an der Landeskunstschule, wie man damals die Akademie nannte, studieren durften; erst die Revolution ermöglichte die Emanzipation der Frauen. Zwar existierte die Malerinnenschule noch eine Weile weiter, doch nach 1923 wurde sie aufgegeben. In ihrer Studie zur Karlsruher Malerinnenschule schrieb Gerlinde Brandenburger, „daß die Entwicklung der Schülerinnen in einem relativ engen Karlsruher Rahmen" blieb. Einflüsse der hiesigen Akademie und der „Grötzinger Malerkolonie" sind festzustellen, einzelne Künstlerpersönlichkeiten haben von außen kommende Eindrücke empfangen und verarbeitet. Eine Wirkung nach außen, ein „Ausstrahlen der künstlerischen Ideen ... hat es nicht gegeben und konnte es auch nicht geben, da weder ein künstlerisches Gesamtkonzept noch neue Prinzipien formaler oder inhaltlicher Art im Lauf der Zeit entstanden waren."

Gert Reising

Redtenbacher und die Revolution
Ein unbekannter Brief

Über viele Seiten aus Ferdinand Redtenbachers Leben sind wir gut unterrichtet. Im wesentlichen entstand sein gelehrtes Werk an der Polytechnischen Schule Karlsruhe, der heutigen Universität, der er von 1841 bis zu seinem frühen Tode im Jahre 1863 angehörte, und deren bedeutendster Reformer er war. Es ist bekannt, daß der politische Alltag zu den vielen Dingen gehörte, denen er Interesse, ja Leidenschaft zuwandte. Nur blieb immer etwas dunkel, wo Redtenbacher eigentlich politisch stand.

Kurz nach Ausbruch der 1848er Revolution wünschte seine oberösterreichische Vaterstadt Steyr, ihn in die Frankfurter Nationalversammlung zu wählen. Er lehnte ab, aber Denunzianten unterstellten ihm demokratische, sozialistische und republikanische Überzeugungen, andere hielten ihn für einen konstitutionellen Monarchisten. Wir dürfen nicht ausschließen, daß Redtenbachers Anschauungen sich im Laufe der Jahre änderten. Dementsprechend mochten die einen wie die anderen mit ihren Zuordnungen recht haben, aber allenfalls in bezug auf bestimmte Jahre. Der folgende Brief wirft ein Schlaglicht auf den politischen Standort, den der Schreiber inmitten der deutschen Revolution von 1848 bezog. Adressat war der Schriftsteller Julius Fröbel; beide verband eine enge Freundschaft aus ihrer gemeinsamen Tätigkeit an der Zürcher Oberen Industrieschule und wohl auch Übereinstimmung in politischen Fragen. Aus Fröbels Schriften sprach schon frühzeitig der sozial engagierte Republikaner. In der Frankfurter Nationalversammlung war er eine markante Figur der demokratisch-republikanischen Linken. – Indes besaß die Linke hier gegenüber den gemäßigten Liberalen schon nicht mehr das Gewicht, dessen sie sich zuvor noch im Frankfurter Vorparlament erfreut und von dem sie sich versprochen hatte, das weitere Geschehen auf eine republikanische Zielmarke ausrichten zu können.

Den nachstehenden Brief lösten dramatische und weichenstellende Ereignisse aus, deren Augenzeuge Fröbel geworden war: Im Oktober 1848 flammte in Wien erneut die Revolution auf, diesmal im Zeichen eines großdeutsch-republikanischen Programms. Die Nationalversammlung versagte sich jedoch eine Geste der moralischen Unterstützung für das belagerte und kampfbereite Wien. Also tat es die Linke von sich aus und entsandte Fröbel sowie Robert Blum ,einen weithin bekannten Sprecher der sächsischen Demokraten.

Nach der blutigen Niederschlagung der Erhebung gerieten beide in die Mühlen der Standgerichte, die recht wahl- und richtungslos vorgingen. Blum wurde standrechtlich erschossen, was über ganz Deutschland hinweg Empörung und Entsetzen verbreitete; Fröbel kam frei und berichtete der Nationalversammlung am 18. November in ergreifend nüchternen Worten über den gesamten Wiener Hergang. Hieran knüpft der Redtenbacher-Brief an, dessen Kopie uns die Zürcher Zentralbibliothek freundlicherweise zur Verfügung stellte.

„Lieber Fröbel!

Ich kann nicht unterlassen, Dir wenigstens in wenigen Worten zu sagen, mit welcher Teilnahme wir, mein Freund und ich,

Dir in Dein Mißgeschick gefolgt sind, und welche Freude wir empfangen haben, als wir die Nachricht von Deiner glücklichen Errettung erhielten.

Wir haben Deinen Bericht, den Du in der Frankfurter Versammlung erstattet hast, oftmals und immer mit dem größten Interesse gelesen. Dieser Bericht muß auf die Versammlung einen großen Eindruck gemacht haben, aber leider ist es in Frankfurt seit der Zeit des Vorparlaments so weit gekommen, daß man sich nicht viel Hoffnung machen kann, daß Dir für die erlittene Mißhandlung eine einigermaßen genügende Satisfaktion zu Teil werden wird. Wenn es nach meinem Wunsch gegangen wäre, so hätten wir uns in Wien getroffen. Ich gab mir neulich (?) viel Müh', meine Landsleute zur Theilnahme an dem Kampf zu bewegen, und wenn mir dies gelungen wäre, so hätte ich mich ebenfalls eingefunden. Allein, meine Bemühungen waren vergebens, und allein so auf eigene Faust wollte ich eine derartige (?) Fahrt nicht unternehmen.

Für die Republik, oder überhaupt für irgendetwas halbenwegs Vernünftiges sieht es im Augenblick überall traurig aus. Das Volk hat eben durch den Absolutismus zu sehr gelitten, es fehlt ihm doch zu Allem die rechte Kraft, weil es gar keine Ahnung davon hat, wie es in einem rechten Staate aussieht; es hat kein Ziel. Der Wiener Reichstag hat sich doch gewiß in dem ganzen letzten Parteikampf mäßig gehalten, und dennoch hat ihn die Provinz entweder ganz verlassen oder doch nur so schwach unterstützt, daß es gar keine Wirkung hervorbrachte. Dem Berliner Reichstag geht es auch nicht besser. Was hilft da alles Berathen und Beschließen, wo das Volk nicht Ruh' hält!

Wenn das Vorparlament nicht verunglückt wäre und einen tüchtigen Schlag gegen die Dynastien geführt hätte, würde wohl das Volk mitgehalten haben –, aber nun ist es durch die vielen mißlungenen Erhebungsversuche muthlos und mürbe geworden, und der Absolutismus ist wiederum (?) durch die elende Haltung des Frankfurt-Parlament so fest auf die Beine gekommen, daß wohl nicht so bald an eine Besserung des Zustands zu denken sein wird. So wie ich auf ein paar Tage abkommen kann, werde ich Dich in Frankfurt besuchen; sollte Dich irgend eine Veranlassung in unsere Nähe führen, so mache uns doch gewiß die Freude eines Besuches.

Nochmals unsere Herzlichsten Glückwünsche zu Deiner Rettung.
Carlsruh d 26t Nov 1848
Dein Freund Redtenbacher"

Klaus-Peter Hoepke

Über das Feiern von Jubiläen
Zahlenmystik oder Besinnungsanstoß?

Mit Widderhörnern wurde nach mosaischem Gesetz jedes 50. Jahr eingeblasen, und von diesem Instrument, dem hebräischen „jobel", leiten wir den mittelhochdeutschen Begriff „jubeljar" ab, das „Jubiläumsjahr", das Bonifaz VIII. seit 1300 kirchlich eingeführt hat. Im Andenken an Karl d. Großen hatten sich freilich schon deutsche Kaiser in Jubiläen feiern lassen; doch erst im 18. Jahrhundert begann jener Trend, der bis in

unsere moderne Medien-landschaft zur Jubiläumsindustrie entwickelt wurde. Das 19. Jahrhundert begann das Feiern von Jubiläen mit wahren Paukenschlägen: die Erinnerung an Luthers Thesenanschlag 1517 wurde mit dem Wartburgfest 1817 zur politischen Aktion. Die Feiern zum 100. Geburtstag Schillers 1859 läuteten erneut eine nationale Bewegung ein, die 1871 ihren Abschluß fand. Der Sieg bei Sedan 1870 wurde nach fünf, nach zehn Jahren, dann jährlich gefeiert, und mit jedem 2. September rieb man erneut Salz in französische Wunden. 1913 überschlug sich in Deutschland schier die Begeisterung in Erinnerung an den Sieg über den „Korsen" vor 100 Jahren, während Wilhelm II. sein 25jähriges Regierungsjubiläum inszenierte. Aber auch die Franzosen wußten später jeweils den Sieg an der Marne 1914, wie das siegreiche Ende des Zweiten Weltkriegs zu feiern. Der 9. November wurde ein deutscher Schicksalstag, und so häufen sich nun Gedenktage um Gedenktage.

Im Verständnis der Philosophie Hegels von der Geschichte als Fortschritt ist die Erinnerung zugleich Reflektion über den Weg von damals zum Heute geworden. So bieten sich für den Politiker Jubiläen an, um Aktuelles im Spiegel der Historie zu akzentuieren, und der Historiker putzt gern diesen Spiegel, um das Aktuelle in seinen geschichtswissenschaftlichen Zusammenhang zu stellen.

Sind Stadtjubiläen auch so zu sehen? Hier weht der Atem der Geschichte wohl weniger heftig als etwa Erinnerungen an 1933, 1939, 1945, die zum Mahnmal für ein dunkles Kapitel unserer Geschichte wurden und deren Gedenkfeiern zu politischen Kundgebungen. Dennoch: nationale Geschichte ist ja ein Mosaik aus Einzelgeschehnissen, und auch Stadtjubiläen weisen über Grenzen hinaus. Wir kommen in unserem Leben ohne „Wir-Gefühl" nicht aus, in welchen Gemeinschaften wir auch leben, und das Gemeinsamkeit-Stiftende ergibt sich nicht von selbst – sicher nicht allein durch Jubiläen, Gedenktage, Aufblättern von Geschichtsbüchern, aber eben auch nicht ohne Historie.

Irgendwo in Deutschland feiert jedes Jahr eine Gemeinde ihre Gründung, und sie allein ist noch kein Verdienst für die heute Lebenden. Eine Stadt hingegen als ständige Aufgabe zu sehen, bei ihren Erfolgen nicht in Hegelsche Fortschrittseuphorie zu verfallen, sondern auch bei Rückschlägen nicht mutlos geworden zu sein, ist eh und je eine grundsätzliche Besinnung wert. Gab es je ein Karlsruhe ohne Probleme, Konflikte, Aufgaben? So wie wir an unseren eigenen Geburtstagen innehalten, Jahresläufe überschlagen, Vorsätze fassen, so müssen auch Kommunitäten Atem holen und sich umschauen. So sehr emotionale Bindungen an Ort, Personen, Vorgänge existent und als Faktoren wichtig sind, so wichtig sind auch Rückblicke, Analysen, Planungen. Jubiläen können beiden Mechanismen genügen, und so wird Geschichte, Chronologie existenzerhellend, bewußtseinsschärfend. Stadtgeschichte ist darum nicht Zierat, Kulturalibi, Anekdotenschatz, sondern geistige Standortbestimmung.

Der Rhythmus von Wahlperioden ist vielleicht einschneidender für eine Gemeinde als Fixpunkte im Dezimalssystem, und 275 Jahre sind in Europa für eine Stadt kein hohes Alter. Dennoch gehört es zur geistigen Hygiene, Anlässe zu nutzen, bei denen ohne unmittelbaren politischen Bezug bilanziert wird. Das „Forum" versucht es mit seiner Vortragsreihe „Leben in der Fächerstadt" – die Manuskripte sollen 1991

im Druck vorliegen. Und eine weitere Aufgabe sollten wir, d. h., die ganze Stadt, bewältigen: bis zur Jahrhundertwende eine neue Darstellung der Geschichte Karlsruhes zu planen, die modernen wissenschaftlichen Ansprüchen genügt und für den Bürger lesbar ist, denn: in der Geschichte unserer Stadt sehen wir uns bald als Glied in einer Kette, und nur das oder das auch zu sein, kann Mut und Zuversicht vermitteln.

Leonhard Müller

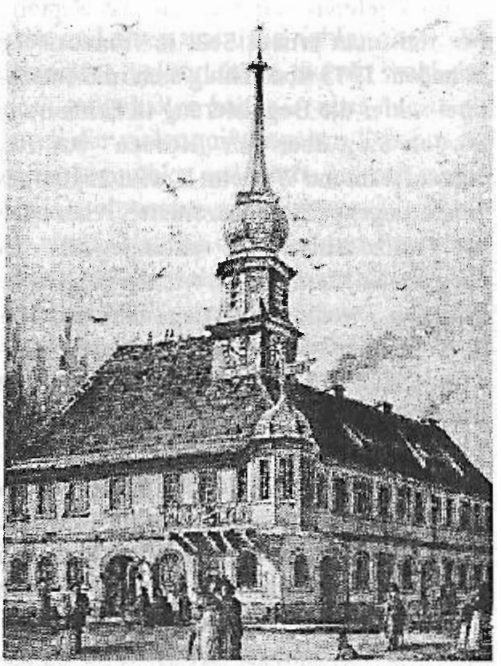
Der Karlsruher Stadtrat im Spiegel der Ratsprotokolle des 18. Jahrhunderts

Am 17. Juni 1715 legte Markgraf Karl Wilhelm „ohngefähr einer Stunde weit von Dero Residenz-Statt Durlach" den Grundstein zu einem neuen „Lust-Hauß", dem er den Namen „Carols-Ruhe" gab. Wenig später, am 24. September, erließ er einen großzügigen Freibrief für alle Ansiedlungswilligen, wodurch aus dem Schloßbau letztendlich eine Stadtgründung wurde – wie wir heute wissen, eine erfolgreiche.

In den ersten drei Jahren ihres Bestehens besaß diese neue Residenzstadt Karlsruhe keine eigene Gemeindeverwaltung. Erst 1718 wählten 55 Bürger den Bürgermeister Johann Sembach sowie einen sechsköpfigen Rat – noch vor 1725 wurde der Rat auf die vorgesehenen zwölf Ratsverwandten erweitert. Anhand der 1985 wiederentdeckten Ratsprotokolle sollen im folgenden einige Aufgaben der residenzstädtischen Verwaltung im 18. Jahrhundert vorgestellt werden.

Das erste Rathaus

Die Anfänge des Stadtrats muß man sich wie die der Stadt sehr bescheiden vorstellen. Zunächst tagte man in einem Privathaus am Vorderen Zirkel, gelegentlich auch in dem Wirtshaus des Bürgermeisters Sembach, dem Waldhorn. Mehr als zehn Jahre mußte der Stadtrat warten, bis er am 15. September 1729 seine erste Sitzung in dem neuerbauten Rathaus an der Langen Straße, Ecke Marktplatz abhalten konnte.



Das 1729 fertiggestellte erste Karlsruher Rathaus an der Langen Straße, Ecke Marktplatz

Seit 1718 wählte der Rat neue Ratsverwandte und den Bürgermeister selbst. Probleme gab es nur mit der Wahl des 68jährigen Stadtbaumeisters Georg Friedrich Trohmann, gegen den die fürstliche Regierung

im April 1799 Bedenken wegen seines hohen Alters äußerte. Der Stadtrat beharrte aber auf seinem Entschluß, da der Gewählte trotz seines Alters noch sehr rüstig sei und das Bürgermeisteramt sehr wohl noch versehen könne. Dies war der einzige Fall, in dem der Stadtrat Schwierigkeiten bekam wegen einer von ihm vorgenommenen Wahl. Das markgräfliche Oberamt stimmte aber schließlich unter Vorbehalt auch der Wahl Trohmanns zu.

Die Besoldung des Bürgermeisters

In diesem Zusammenhang wurde auch die Besoldungsfrage aufgegriffen: Der erste Karlsruher Bürgermeister Sembach hatte sich noch mit 45 Gulden jährlich zufrieden geben müssen. Für Trohmann schlug der Rat nun 500 Gulden vor, was zwar „in Verhältniß mit Versehung der Geschäften und was der vorherige Bürgermeister bezogen, sehr unbedeutend" sei, „allein da auch ein jeder bei dermaliger Zeit verbunden seye, fürs allgemeine Beste etwas ohne große Belohnung zu leisten, so habe man diese 500 Gulden vestgesezet..."

In der Tat hatten die Geschäfte des Bürgermeisters und des Stadtrats im Laufe der Jahre immer mehr an Umfang gewonnen, die Zahl der erforderlichen Sitzungen stetig zugenommen. Tagte man in den Jahren 1725 bis 1731 insgesamt 37mal, so waren von 1743 bis 1749 schon 119 Sitzungen erforderlich.

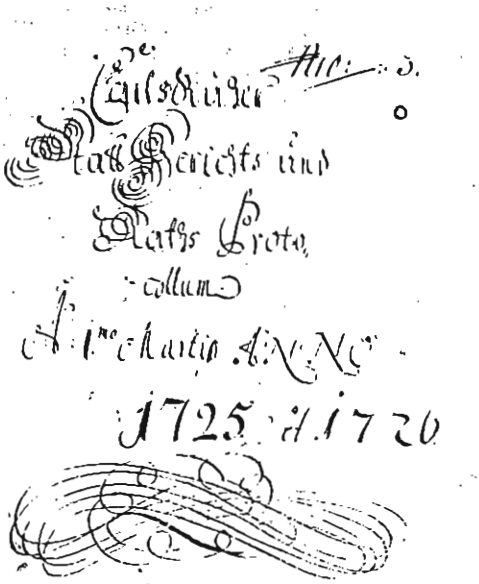
Aufgaben des Stadrats

Auch die Funktionen der Ratsverwandten nahmen zu, 1781 z. B. mußten 22 Ämter von ihnen versehen werden: Es gab 3 Feldmesser sowie je 2 Waisenrichter, 2 Weinsiegler, 2 Fleischschätzer, 2 Almosenpfleger, 2 Gewicht- und Maßeicher, 2 Brotwäger, Faßeicher, Feuerschauer, Marktmeister und 1 Kaufhausinspektor. Die Besetzung der niederen städtischen Dienste, der Nachtwächter, Viehhirten, Bettelvögte, Stadttamboure, Totengräber und Feldschützen gehörte ebenfalls zu den Aufgaben des Stadtrats. Befassen mußte sich der Rat auch mit Fällen der niederen Gerichtsbarkeit, der Schlichtung bürgerlicher Streitigkeiten und der Ahndung geringer Vergehen, z. B. bei Verstößen gegen die städtische Feuerordnung, bei ungebührlichem Verhalten gegen Ratsverwandte, bei unterbliebener Reinigung der Straße, bei Unterschreitung des Brotmindestgewichtes durch die zahlreichen ortsansässigen Bäcker oder bei Störung der Sonntagsruhe. Einen großen Teil der Arbeitszeit des Rats beanspruchten auch die zahlreichen Liegenschaftsübertragungen und Hypothekeneinträge.

Die Ratsprotokolle

Den Pfandeintragungen verdankt das Stadtarchiv auch letztlich, daß 13 Stadtratsprotokollbände aus den Jahren 1725 bis 1808 erhalten geblieben sind – in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts wurde das städtische Pfandbuch erneuert, wozu man auch die Ratsprotokolle auswertete. Diese blieben fortan bei den Grund- und Pfandbüchern und wurden im Zweiten Weltkrieg mit den Unterlagen des Grundbuchamtes nach Bretten ausgelagert, während die nach 1810 angelegten Protokolle 1944 im Rathaus verbrannten. Die Ratsprotokolle des 18. Jahrhunderts stellen eine wichtige Quelle zur Frühgeschichte der Stadt dar, sie belegen u. a. die Entwicklung des Stadtrats von bescheidenen Anfängen zu einem funktionsfähigen Gremium.

Gelegentlich befaßte sich der Stadtrat auch



Band 1 der Karlsruher Ratsprotokolle Städtischer Fürsorge

mit Angelegenheiten des Handels und des Gewerbes. Vor allem in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts nahmen die Einwände gegen weitere Konzessionserteilungen zu. So wurde am 30. Januar 1793 ein Gesuch abgelehnt, einen Kramladen zu eröffnen, „weil die Stadt dahier bereits mit so vielen Handelsleuten übersezet seye, daß man nicht glauben könne, Supplicant werde bei diesem Gewerbe einige Nahrung finden..."

Bürgerannahmen

Ebenso verhielt man sich gegenüber den zahlreichen Gesuchen um bürgerliche Annahme in Karlsruhe, zu denen man seit 1750 zumindest Stellung nehmen konnte; die Entscheidung über die Annahme fällte nach wie vor der Markgraf. Falls zu befürchten war, daß der Neubürger sich und seine Familie nicht werde ernähren können, erhob der Stadtrat Einspruch. Befürwortet wurden die Anträge aber immer dann, wenn es um die Versorgung einer Witwe oder einer unverheirateten Bürgerstochter ging: „Man wünschte freilich hierorts sehr gerne, daß angehende Bürger, die eigentlich kein Recht auf das Bürgerrecht haben, hiesige Bürgerstöchter, deren Anzahl ziemlich groß ist und täglich noch größer wird, heirathen, und man will auch hiermit gehorsamst antragen, daß nicht nur dem gegenwärtigen Supplicanten, sondern auch allen denen, die sich künftig um das Bürgerrecht melden werden, obiges zum ausdrücklichen Gesetz gemacht werden mögte." Obwohl die markgräflichen Behörden dem städtischen Begehren nicht zustimmen konnten, behielt der Rat diesen „Versorgungsaspekt" stets im Auge.

Die städtischen Finanzen

Bekanntlich war Karlsruhe in den ersten Jahren seines Bestehens nicht allzu reichlich mit Einnahmen gesegnet: Das Privileg von 1722 sprach der Stadt ein Viertel des Ohmgeldes (Getränkesteuer) und des Polizeistrafgeldes unter zehn Gulden, das Schutzgeld für Juden und Hintersassen sowie das Standgeld der Märkte zu. Von diesen Einnahmen mußten die Besoldungen des Bürgermeisters und der städtischen Bediensteten, die Geräte für den Feuerschutz und die Miete für die Volksschule und die Ratsstube bezahlt werden. Daß man sich angesichts der geringen Einkünfte gegen neue Ausgaben wehrte, wenn auch oft ohne Erfolg, ist also nur allzu verständlich. So vertrat der Stadtrat am 17. Juli 1743 vergeblich die Auffassung, daß die Baulast für die Stadtmauer beim Markgrafen liege. Die Stellungnahme schloß: „Mithin die gemeine Stadt der unterthänigsten Herrschaft wie bishero, also auch fernerhin solche Stadttore und Wachthäuslen im Bau erhalten zu lassen gnädigst geruhen würde; um so mehr, als bekannter Dingen die hiesigen Stadtrevenuen gar zu gering und zu Bestreitung

derer täglich vorkommenden Ausgaben nicht hinreichend seien, solche auch mit denen benötigten Materialien gleich anderen Städten nicht versehen, sondern alles, was sie braucht, und Geld erkaufen müsse."

Seit 1752, der Erneuerung der Privilegien durch Markgraf Karl Friedrich, entspannte sich die Finanzlage der Residenzstadt zusehends. Dies ist wohl in erster Linie auf die Erhöhung des Ohmgeldes und die Übertragung des Salzregals gegen die Zahlung von 450 Gulden jährlich zurückzuführen.

Am 22. Juli 1794 aber lehnte der Rat eine Beteiligung an den Kosten für einen neuen Leichenwagen ab. In diesem Zusammenhang hob er u. a. die enorm gestiegenen Besoldungskosten hervor. Ausdrücklich wurde betont: „Bis man den Fond soweit gebracht, habe man von Seiten der Stadt unter Beobachtung der strengsten Oeconomie schon seit 40 bis 50 Jahren gesammelt. Nun scheine aber, daß bei jedem Anlaß die Stadtkasse zur Aushilfe gezogen werden solle."

Städtische Fürsorge

Die Bitten bedürftiger Bürger oder Hintersassen um Unterstützung hatte man aber lange Zeit in der Regel, sofern man von der Bedürftigkeit der Bittsteller überzeugt war. Ob nun einem Hintersassen, der sich die Hand gebrochen hatte, das Hintersassengeld für ein Jahr erlassen wurde, einem Bürger für die beim letzten großen Regen eingestürzte Hausmauer drei Gulden Unterstützung gewährt wurde oder aber Bürger, die bereits ein hohes Alter erreicht hatten, von den Wachtgeldern befreit wurden, immer war die Bereitschaft zur Hilfe aus der Stadtkasse vorhanden.

Erst im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts wurden Gesuche häufiger abgewiesen, oft bat man um die Gewährung der Unterstützung aus einem herrschaftlichen Fonds oder aus der Almosenkasse. So gewährte der Rat am 6. Juni 1792 zwar noch einmal einen Zuschuß zum Unterhalt eines unehelichen Kindes, wünschte aber gleichzeitig, die Stadt künftig mit dererlei Anträgen zu verschonen. Am 13. Dezember 1794 wurde ein ähnliches Gesuch abgelehnt: „Bei diesen außerordentlich vielen Ausgaben, die die hiesige Stadt bei dermalen Kriegszeiten zu tragen habe, seye derselben allerdings sehr lästig, zu den Ernährungskosten unehelicher Kinder beizutragen und man müsse umsomehr bitten, die hiesige Stadt von einer solchen Verbindlichkeit freizusprechen, als noch niemalen dergleichen Ausgaben auf der Stadtkasse geruht haben." Die deutlich abnehmende Bereitschaft, Unterstützungen aus der Stadtkasse zu leisten, stand also in unmittelbarem Zusammenhang mit der sich dramatisch verschlechternden Finanzlage der Stadt. Vor allem seit Beginn der napoleonischen Kriege waren die Belastungen spürbar gestiegen, die vorhandenen Rücklagen rasch aufgebraucht.

Der größere Teil der Kompetenzen lag im 18. Jahrhundert noch eindeutig bei den markgräflichen Behörden, dennoch leistete auch der Stadtrat einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung der Stadt in den ersten 100 Jahren ihres Bestehens. Die Grundlagen für das im 19. Jahrhundert zunehmende bürgerliche Selbstbewußtsein wurden in dieser Zeit gelegt. Ansätze einer städtischen Selbstverwaltung brachte aber erst die badische Gemeindeordnung von 1831.

Ernst Otto Bräunche

Beamtenstadt Karlsruhe?
Erwerbsstruktur und Städtetypologie

Residenzstadt, Musenstadt, Staatsdienerstadt, Schulstadt, Gauhauptstadt, Residenz des Rechts, Wirtschaftszentrum am Oberrhein: Dies sind zum Schlagwort geronnene Charakterisierungen, die die 275 Jahre junge Stadt Karlsruhe im Laufe ihrer Geschichte erfahren hat oder ertragen mußte. Einige bezeichnen korrekt bestimmte Funktionen, andere unterstreichen eher vorübergehende Besonderheiten. Kein Etikett aber zeigte sich als so dauerhaft wie das von der „Beamtenstadt". Es verweist auf eine Funktion und drückt zugleich auch emotionale Empfindungen aus. Verbunden ist damit oft eine Herabsetzung, zielt die Benennung doch auf Attribute wie kleinstädtische Beschaulichkeit, bürokratische Unbeweglichkeit und kulturelle Provinzialität.

Häufig ist darauf verwiesen worden, daß die Bezeichnung Beamtenstadt so recht nicht mehr passen will. Mehr als allgemeine Hinweise auf die veränderte Wirtschaftsstruktur bemüht man dabei in der Regel nicht. Und dies obwohl die stadthistorische Forschung seit langem Städtetypologien entwickelt hat, die frei von subjektiven Einschätzungen bleiben. Ziel solcher Untersuchungen ist es, methodisch gestützt auf statistisches Material, die Einflüsse der Industrialisierung auf die Aufgabendifferenzierung der Städte begrifflich zu fixieren. Vor diesem Hintergrund soll die Frage beantwortet werden, woher das tradierte Urteil über Karlsruhe als Beamtenstadt stammt, wie lange es Gültigkeit beanspruchen konnte und wann es zum Vorurteil wurde.

Gewerbestadt im 18. Jahrhundert

Im 18. Jahrhundert, als die Stadt noch auf- und ausgebaut wurde, als die Markgrafschaft noch klein war, konnte Karlsruhe noch keine Beamtenstadt sein. Gefragt waren Handwerker und Händler, die die notwendigen Materialien und Nahrungsmittel heranschafften. So befanden sich unter den hausbesitzenden Bürgern der Stadt 1720 und 1754 etwa 75% Händler und Handwerker. Die restlichen 25% der Hausbesitzer setzten sich aus Adligen und Hofbediensteten aller Ränge zusammen. Karlsruhe trug zu dieser Zeit am ehesten den Charakter einer vom Schloß abhängigen Gewerbestadt.

Beamtenstadt im 19. Jahrhundert

Für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts sind die Urteile über Karlsruhe eindeutig und durch statistisches Material auch gestützt. Eine deutliche Veränderung der Erwerbsstruktur in der Bevölkerung setzte ein mit der Vergrößerung des Landes. Schon der durch Erbfolge bedingte Zusammenschluß mit der Markgrafschaft Baden-Baden 1771, mehr noch die Schaffung des Großherzogtums durch Napoleon 1806 brachte den Zuzug vieler Adliger, Hof- und Zivilbeamter sowie Militärpersonen. So konstatierte der Freiburger Staatsrechtslehrer Karl v. Rotteck: „Wenn der Hof nicht wäre, müßten die Einwohner verhungern, da sie weder Fabriken noch Ackerbau haben." Und Friedrich List, Nationalökonom und Vorkämpfer des Zollvereins, bezeichnete Karlsruhe als „Staatsdienerstadt".

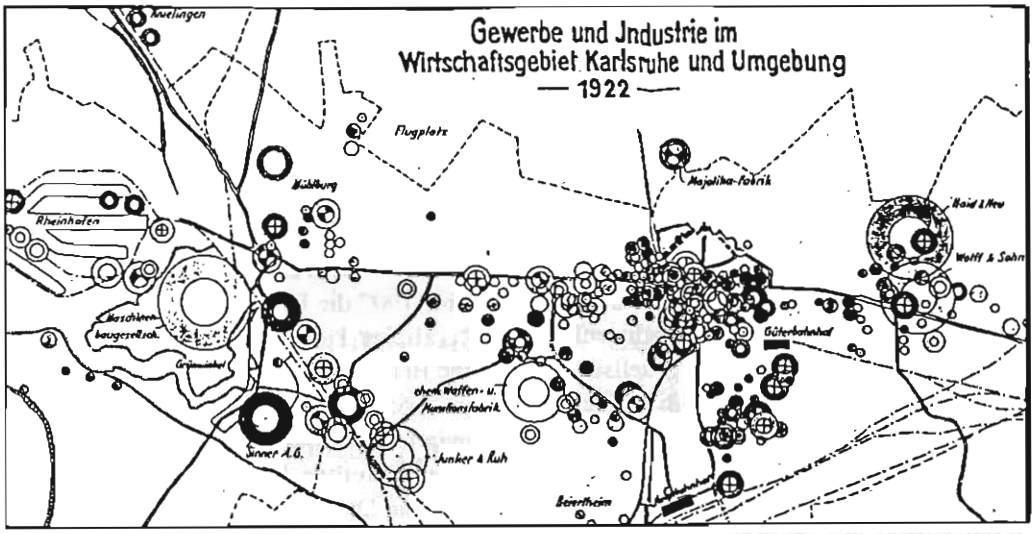
Nach einer Zählung von 1801 machten die Beamten mit ihren Angehörigen etwa 40 % der Bevölkerung aus, wobei das „Dörfle" mit seiner Unterschichtsozialstruktur bereits mitgezählt wurde, obwohl seine Eingemeindung erst 1812 erfolgte. Von den 8 721 Einwohnern gehörten nur 1 520 der „industriösen Klasse" an. Im Jahre 1858, inzwischen lebten knapp 26 000 Menschen hier, verdankten immer noch 35% ihren Lebensunterhalt unmittelbar einer Beschäftigung am Hof oder bei der Landesverwaltung. Hofstaat und Beamtenschaft bestimmten das Leben in der Stadt, drückten ihr den Stempel einer Beamtenstadt auf. Der haftete für lange Zeit, obgleich sich auch in Karlsruhe damals schon erste Zeichen der Industrialisierung und Verstädterung zeigten.

Die Industrialisierung der Stadt

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts setzte die industrielle Verstädterung ein, die vornehmlich zwischen der Reichsgründung 1871 und dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges zu einem tiefgreifenden Wandel der deutschen Gesellschaft führte. Als dessen sich gegenseitig bedingende Ursachen gelten das explosive Bevölkerungswachstum, die Industrialisierung, d. h. der zentralisierte Großbetrieb auf maschineller Grundlage, und die Bevölkerungsbewegung vom Land in die Stadt, wo Verdienst- und Aufstiegsmöglichkeiten lockten.

In Karlsruhe verlief die Entwicklung stürmisch. Gab es 1875 knapp 3 000 gewerbliche und industrielle Betriebe mit 11 000 Beschäftigten, so stieg ihre Zahl bis 1907 auf gut 7 000 mit über 43 000 Arbeitnehmern. Im gleichen Zeitraum wuchs die Bevölkerung von 43 000 auf 120 000 Einwohner.

Die Initialzündung für die Gründung von Industriebetrieben in Karlsruhe gab die Anbindung an das entstehende Eisenbahnnetz im Jahre 1843. So waren denn die er-



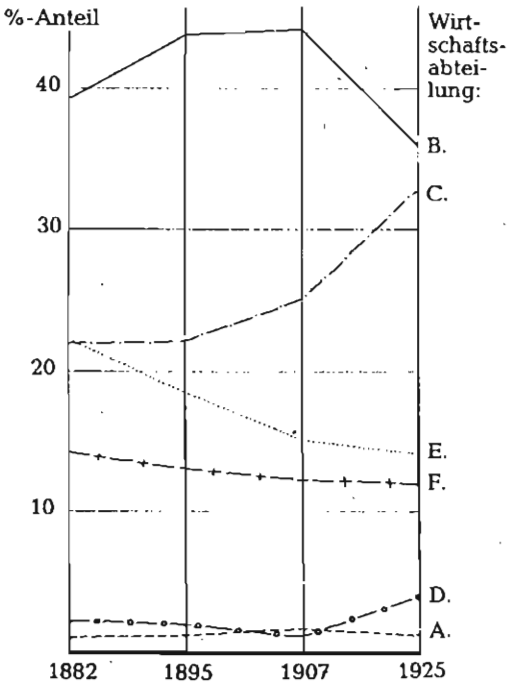
Der Kartenausschnitt zeigt die Verteilung der Betriebe im Stadtgebiet. Zu erkennen sind die große Zahl kleiner bis mittlerer Betriebe im Stadtinnern, das neu geschaffene Gewerbegebiet im Osten und die Industriezone vom Bannwald bis zum Rheinhafen.

sten Großbetriebe eng mit dem Schienenverkehr verbunden, wie z. B. die Maschinenfabrik Kessler. Auf dieser Grundlage entwickelte sich später die Karlsruher Industrie mit einem Schwerpunkt in der Eisenverarbeitung. Die Nähmaschinenfabrik Haid & Neu (gegründet 1860), die Herdfabrik Junker & Ruh (1870) und die Deutsche Metallpatronenfabrik Lorenz (1872, später IWKA) machten u. a. Karlsruhe über die Stadtgrenzen hinaus bekannt.

Bereits 1875 hat der spätere Gewerbeschuldirektor Thomas Cathiau nachdrücklich bemerkt, daß die Zeit vorbei sei, „wo der Rauch der Fabrikschornsteine bekämpft wird, weil er die blütenweise Wäsche der Hausfrau bedrohte; eine Stadt von Beamten und Gelehrten, von Malern und Dichtern hat heute keinen Sinn mehr." Die Stadtverwaltung förderte den Ausbau Karlsruhes zum Industrie- und Handelsplatz aktiv. Sie schuf durch Geländekäufe und Eingemeindungen die Voraussetzungen, um außerhalb der Wohnbebauung zwei Gewerbegebiete im Osten und Westen der Stadt anzulegen. Außerordentliche Bedeutung kam auch dem Bau des lange geplanten Rheinhafens zu, der 1901 in Betrieb genommen wurde.

Dienstleistungs- und Handelsstadt im 20. Jahrhundert

Im Jahre 1911 resümierte ein Chronist, Karlsruhe habe sich der Großstadtstruktur angenähert, dies trete aber „im gesellschaftlichen Leben noch wenig in die Erscheinung." Das Erscheinungsbild der Stadt blieb geprägt vom Hof und einem am Beamtenstand orientierten Bürgertum. Davon getrennt verlief das gesellschaftliche Leben der Arbeiterschaft. Deren Mitglieder lebten z. T. in den gerade erst eingemeindeten Vororten und blieben zunächst in agrarische



Lebensformen eingebunden. Der statistische Befund belegt für diese Zeit jedoch bereits, daß sich mit der Industrialisierung erneut eine entscheidende Verschiebung in der Erwerbsstruktur der Bevölkerung vollzogen hatte.

Die nachstehende Grafik zeigt die Entwicklung der Anteile der Erwerbstätigen mit ihren Angehörigen in den Wirtschaftsabteilungen der Statistik des Deutschen Reiches zwischen 1882 und 1925. Deutlich ist bis 1907 die Reduzierung der Abteilung öffentlicher Dienst (E.) um ein Drittel und ohne Beruf (F.). Dem entspricht der Anstieg der Abteilungen Handel und Verkehr (C.) sowie Industrie und Handwerk (B.). Unbedeutend bleiben Landwirtschaft (A.) und häusliche Dienste (D.). Bereits 1917 ordnet G. Gassert in einer Untersuchung über die Berufsstruktur deutscher Städte aufgrund der Berufszählung von 1907 Karlsruhe den Industriestädten zu. Hier gehöre Karlsruhe

zur Untergruppe der gemischten Maschinenbau- und Rentner/Beamten/Militärstädte, wie z. B. auch Halle und Kassel. Der Beamten/Rentnerstatus sei bestimmt durch den Sitz bedeutender Bildungseinrichtungen (Studenten zählen statistisch als Berufslose zu den Rentnern) sowie der starken Bahn- und Postverwaltungen. Nach den von Hans D. Laux 1983 für preußische Städte in den Jahren 1882 und 1907 ermittelten Werten ist Karlsruhe nach seiner Typologie nicht Industrie-, sondern Dienstleistungsstadt. Innerhalb dieser Gruppe, die durch einen starken „tertiären Sektor" (Wirtschaftsabteilungen C.-F.) charakterisiert ist, gilt Karlsruhe dann schon 1882 nicht mehr als Verwaltungs- oder Rentner/Universitäts-, sondern als Handelsstadt.

Nach dem Ersten Weltkrieg setzte sich die Abnahme in den Abteilungen E. und F. fort. Auffällig ist die im Vergleich zum Reichsdurchschnitt (3,4 %) überproportionale Steigerung bei Handel und Verkehr, dem ein weit über dem Durchschnitt (0,5 %) liegender Rückgang im Bereich Industrie und Handwerk gegenübersteht. Ursache für diese Verschiebung ist die Grenzlage nach dem verlorenen Krieg, die zur Abwanderung von Industriebetrieben führte und dem Handel über den Rheinhafen größere Bedeutung gab. Zwar lag der Anteil der Beamten nach wie vor über dem Durchschnitt der deutschen Großstädte, Karlsruhe war aber keine Beamtenstadt mehr, sondern Dienstleistungs- und Handelszentrum.

Ein Blick auf die Statistik des Jahres 1987 bestätigt die Dauerhaftigkeit dieser Entwicklung. Der Anteil der Beamten ist weiter gesunken, Industrie und Handwerk bieten etwa 28 % der Erwerbstätigen mit ihren Angehörigen den Lebensunterhalt. Der „tertiäre Sektor", d. h. Handel und Verkehr (29 %) und private wie öffentliche Dienstleistungen (43 %), prägt die Erwerbsstruktur der Stadt. Hervorzuheben ist dabei die hohe Dichte von Arbeitsplätzen in Wissenschaft und Forschung.

Karlsruhe präsentiert sich aus der statistischen Sicht (und wohl nicht nur aus dieser) als modernes Dienstleistungszentrum mit einer gemischten Erwerbs- und Wirtschaftsstruktur. Ob die Stadt das heute eher auf die Mentalität ihrer Bewohner bezogene Etikett „Beamtenstadt" mehr oder weniger verdient als andere Großstädte, entzieht sich weitgehend einer objektiven Beurteilung. Nach statistisch-städtetypologischen Kriterien ist Karlsruhe etwa seit Beginn unseres Jahrhunderts keine Beamtenstadt mehr.

Manfred Koch

Der Kampf um den Südweststaat im Spiegel von Karikaturen

Das Werben um die Karlsruher im Wahlkampf 1950/51

Die übertriebene, witzige Darstellung eines Sachverhaltes war schon in früheren Jahrhunderten als Waffe im politischen Kampf eingesetzt worden. Häufig verwandte man sie auch als gesellschaftliche Kritik. In demokratischen Staaten wurde sie u. a. zu einem Mittel, um den Gegner bloßzustellen, seine Schwächen übergroß zu zeigen, von

den eigenen Schwächen abzulenken. Die Karikatur kann den Blick auf das Wesentliche lenken, Einzelheiten, Differenzierungen können wegbleiben. Wichtig ist, der – vielleicht eilige – Adressat soll auf Anhieb erkennen, worum es geht. Eine Karikatur eignet sich in der Regel nicht zum ausführlichen Betrachten und gründlichem Überlegen. Sie erzielt den schnellen Punkt, ein Schmunzeln. Sie appelliert mehr an das Gefühl als an den Verstand. Logische Argumentation bleibt zwar nicht ausgeklammert, aber sie spielt eine Nebenrolle. Gesellschaftliche, wirtschaftliche oder allgemeinpolitische Gesichtspunkte sind häufig schlagzeilenartig reduziert.

Nicht anders erlebte der Karlsruher Wähler die Karikaturen, die ihn in der Presse, in Postwurfsendungen oder Plakaten in den Jahren 1950/51 für oder gegen den Südweststaat beeinflussen sollten. Zwar standen – wie sonst auch bei Wahlen – die Appelle an Gefühle, Vorurteile, Stimmungen und Einstellungen im Vordergrund der optischen Auseinandersetzung. Dennoch kamen noch andere Gesichtspunkte zum Tragen. Vor allem mit wirtschaftlichen Argumenten hofften die Zeichner, die noch unentschlossenen Wähler auf ihre Seite zu ziehen. Inzwischen sind fast vier Jahrzehnte vergangen, so daß zunächst ein erläuternder oder auch nur erinnernder Rückblick auf die Entstehungsgeschichte des Südweststaats sinnvoll erscheint.

Die Vorgeschichte der Abstimmung vom 9. Dezember 1951

Im Unterschied zu manchen Bundesländern, die Kontinuitäten bis in frühere Jahrhunderte vorweisen können – z. B. Bayern mit gewissen Einschränkungen bis in die Zeit der Stammesherzogtümer – ist Baden-Württemberg vollständig eine Schöpfung der Nachkriegszeit, eine Zusammenfügung der napoleonischen Schöpfungen Baden und Württemberg der Jahre 1803/06. Die nördliche Hälfte des heutigen Baden-Württemberg war nach dem 2. Weltkrieg amerikanische Besatzungszone. Im September 1945 errichtete die Besatzermacht in diesem Gebiet das Land Württemberg-Baden. Es war in die Landesbezirke Württemberg – heute, von den späteren Veränderungen abgesehen, ungefähr der Regierungsbezirk Stuttgart – und Baden – heute in etwa dem Regierungsbezirk Karlsruhe entsprechend – untergliedert. Zwar sahen auch die demokratischen Politiker der ersten Stunde das Gebilde als ein Provisorium an. Dennoch festigte es sich bald, nicht zuletzt aufgrund der gegenüber dem südlichen Teil des heutigen Bundeslandes günstigeren wirtschaftlichen Voraussetzungen.

Einige Historiker schreiben es u. a. dem ausgeprägten Traditionsbewußtsein der Franzosen zu, daß sie in ihrem Besatzungsbereich die alten Grenzen möglichst wenig veränderten und zwei Bundesländer schufen. So wurde von Tübingen aus das Land „Württemberg-Hohenzollern" verwaltet, ein Zusammenschluß des ehemals preußischen Hohenzollern mit dem südlichen Teil Württembergs. Südbaden, von Freiburg aus verwaltet, durfte den Namen des früheren Landes, also „Baden" führen. Die wirtschaftlichen Voraussetzungen beider französisch besetzten Länder waren – im Vergleich zu dem bevölkerungsreichen und stärker industrialisierten Land im Norden – schlecht. Die Franzosen verhielten sich in ihrer Zone auch so, daß ein Historiker kommentierte: „Die Franzosen lebten aus dem Lande." Ihre Art, das Land auszunehmen, führte im Sommer 1948 zu ernsten Konflikten, die Generalstreik und Arbeitsverweigerung des

Landtags zur Folge hatten.

So war es nicht verwunderlich, daß der dringendste Wunsch nach Veränderung vom Süden ausging, wobei die Württemberger zunächst die „Wiedervereinigung" ihrer Landesteile anstrebten, während in Nordbaden der Gedanke an eine Vereinigung der badischen Teile eher eine abschreckende Wirkung hatte.

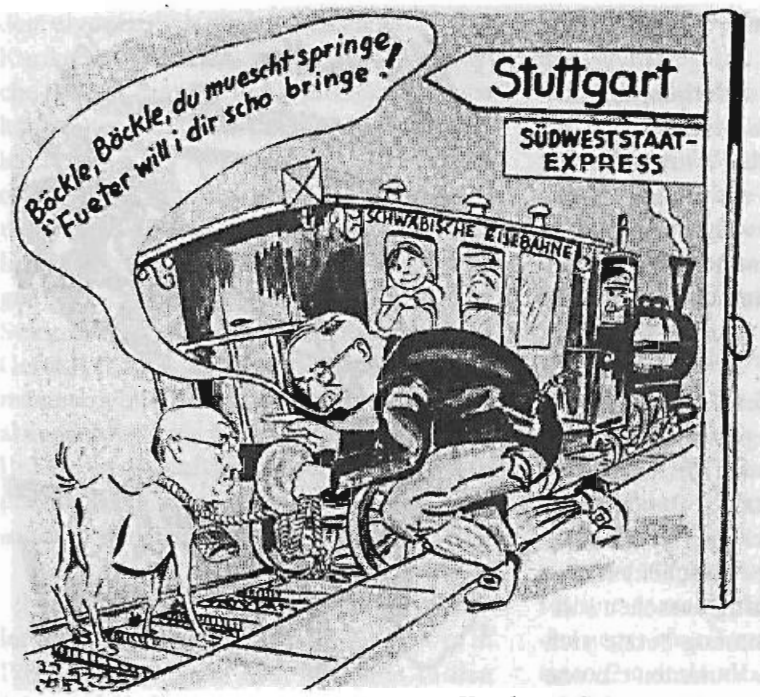
Nach der Gründung der Bundesrepublik ergab sich eine neue Lage zur Lösung der offenen Frage im Südwesten. Mit dem Zweiten Neugliederungsgesetz des Bundestages vom 25. April 1951 erhielt die Bevölkerung die Möglichkeit, selbst zu entscheiden, wie Südwestdeutschland künftig aussehen sollte. Für die Volksabstimmung setzte sich unter den verschiedenen Varianten ein von Südbaden heftig bekämpfter Modus durch, nach dem das Gebiet in vier Abstimmungsbezirke gegliedert war (Nordwürttemberg, Nordbaden, Südwürttemberg-Hohenzollern, Südbaden). Eine Mehrheit in drei der vier Bezirke genügte für die Neugliederung. Die Volksabstimmung am 9. Dezember 1951 ergab diese notwendige 3:1-Mehrheit (Nordwürttemberg 93,5 Prozent, Nordbaden 57,1, Südwürttemberg-Hohenzollern 91,4 jeweils für, nur Südbaden mit 62,2 Prozent gegen den Zusammenschluß aller vier Teile). Die Karlsruher Wähler waren in ihrer Mehrheit gegen den Südweststaat (68,43 Prozent). Immerhin ging es für Karlsruhe darum, gegebenenfalls den Status der Landeshauptstadt wieder zu erringen. Ein geeinter Südweststaat würde nämlich die Bedeutungs- und Zentralitätsverluste der Jahre 1918 (Ende der Monarchie) und 1945 (Verlust der Hauptstadtfunktion) für die Stadt festschreiben. Im folgenden werden Karikaturen in der Presse, auf Plakaten bzw. Wahlaufrufen, wie sie in Karlsruhe die Abstimmung beeinflussen sollten, vorgestellt und interpretiert.

Karikatur 1

Die Karikaturen im Wahlkampf 1950/51

In den Karikaturen der Anhänger des Landes Baden stehen nicht so sehr wirtschaftliche Gründe im Vordergrund - diese werden eher verbal in den Postwurfsendungen erläutert -, viel häufiger geht es um den grundsätzlichen Gegensatz zwischen den Badenern und den Schwaben.

Im ersten Beispiel will ein abwehrbereiter Leo Wohleb, Ministerpräsident Südbadens und prominentester Vorkämpfer für die Wiederherstellung des Landes Baden, mit seiner Gestik die Schwaben aus seinem Lande fernhalten. Diese Karikatur hat vor allem einen suggestiven Charakter: Einer, der weiß, was er will, steht gegen einen chaotischen Haufen, dessen einzelne Glieder sich



Auf der schwäbische Eisebahne

Auf der schwäbische Eisebahne
wollt emol Herr Maier fahre,
goht an Schalter, lupft de Huet,
zum Südweststaat, seid so gut,
Trulla, trulla trullala . . .

Einen Bock hat er gekaulet,
Leo hat er ihn getaulet,
bindet ihn dann mit dem Seil
ans Südweststaathinterteil,
Trulla, trulla trullala . . .

Leo, Leo, du muescht schpringe,
's Fueter will i dir scho bringe,
drum sei jetzt au frohgemuet,
im Südweststaat goht's dir guet,
Trulla, trulla trullala . . .

Doch des Ding isch anderscht kumme,
Leo isch nit schnell gnueg gschprunge,
und mer find nur Kopf und Seil
am Südweststaathinterteil,
Trulla, trulla trullala . . .

Die Moral von der Geschicht'
baut auf den Südweststaat nicht,
denkt an euer Heimatland
und stimmt nur fürs Badnerland,
Trulla, trulla trullala . . .

Karikatur 2

an eine überdimensionale Feder (Symbol für Bürokratie) klammern. Wer allein beim Anblick der schwankenden, teils schon gefallenen Gestalten - Reinhold Maier und Gebhard Müller sind unter ihnen zu erkennen - noch nicht an die törichten und sinnlosen Handlungen der „sieben Schwaben" denkt, wird durch die Balkenüberschrift „Wir wollen keine Schwabenstreiche!" auf die richtige Spur gebracht. Wort und Bild sind eine Einheit in der suggestiven Aussage.

Etwas mühsamer für den Betrachter ist die nächste Karikatur 2, denn hier muß er schon den Text lesen, auch wenn ihm das Lied „Auf der Schwäbische Eisebahne" geläufig ist. Das Böckle, das an den Zug gebunden wird, stellt Leo Wohleb dar, der von einem verschmitzt lächelnden Reinhold Maier, neben Gebhard Müller der schwäbische Vorkämpfer für einen Südweststaat, schlechthin getröstet wird. Der wahrscheinliche Ausgang des dargestellten Experiments läßt sich erschließen. Das arme Tier wird die Behandlung nicht überleben. Auch bei dieser Karikatur werden Vorurteile gegenüber den Schwaben geweckt bzw. erzeugt. Nach außen freundlich, verfolgen sie doch eine keineswegs freundliche Absicht.

Wer sich der Mühe unterzieht, den nebenstehenden Text zu lesen, wird noch genauer aufgeklärt. In Anlehnung an die Originalversion von „Auf der Schwäbische Eisebahne" geht es dem Böckle, das hier in der Gestalt Leo Wohlebs für die badische Sache steht, schlecht. Die Versprechungen der Schwaben werden nicht gehalten, das arme Tier findet so einen ebenso gräßlichen Tod wie das Böckle in der Originalversion. Das Fazit der badischen Textdichter: „Die Moral von der Geschicht, baut auf den Südwest-

staat nicht, denkt an euer Heimatland und stimmt nur fürs Badnerland."

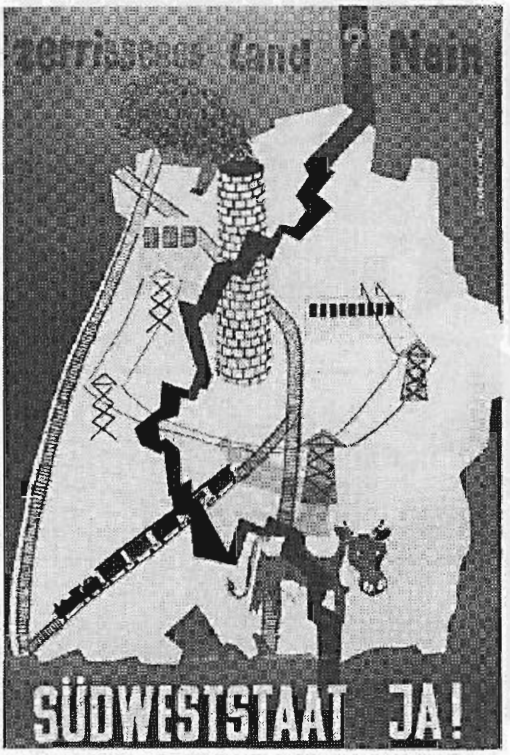
Bei Karikatur 3 wird eine klare Empfehlung ausgesprochen. Es handelt sich hier um die Beschreibung eines künftigen Zustandes mit eindeutiger Aussage. Wie sähe es im Südweststaat aus? Schon das Gebäude ist wenig attraktiv. Aber für die Badener käme es schlimmer, für sie wäre nur noch in der Mansarde des Gebäudes Platz. „Badner 2x läuten" heißt es an der Tür. Sie wären also in dem neuen Gebilde Menschen zweiter Ordnung, minderen Rechts, wird hier suggeriert. Auch dürften sie sich nicht mehr benehmen, wie sie wollten. Ein gestrenger Hausmeister zeigt die Hausordnung mit einer langen Aufzählung von Verboten. Wer wollte wohl unter solchen Bedingungen noch den Südweststaat?

Karikaturen für den Südweststaat

Das Haus-Motiv findet sich auch bei den Anhängern des Südweststaates, natürlich aus anderer Perspektive. So brachte die „Allgemeine Zeitung" (AZ) in Karlsruhe am 30. November eine Karikatur, auf der ein prächtiges Verwaltungsgebäude mit Fabrik als „Südweststaat" zu sehen ist. Ein Mini-Gebäude, das an eine baufällige Gartenhütte erinnert, trägt die Aufschrift „Villa Altbaden". Das Männlein vor der Hütte stellt Leo Wohleb dar, der sich müht, den hinter ihm stehenden Kaufinteressenten „Nordbaden" von den Vorzügen der Behausung zu überzeugen. Die Unterzeile „Jeder Kaufmann lobt seine Ware" unterstreicht nochmals den Gegensatz der Gebäude und weist gleichsam entschuldigend auf das unseriöse Angebot hin. Die Wahlaussage ist eindeutig. Auch der noch zögernde Nordbadener kann sich bei diesem so offensichtlichen Unterschied nur für das Angebot „Südweststaat" entscheiden, das Aufschwung, Fortschritt, Größe und Glanz verspricht.

Karikatur 3 und 4

Ein Appell an wirtschaftliche Vernunft ist auch die Postkarte „Zerrissenes Land? Nein" (Nr. 5). Hier wird einerseits wirtschaftlich argumentiert. Ein größerer Wirtschaftsraum sei sinnvoller als ein kleiner. Der Gedanke entspricht einer wirtschaftlichen Logik, die auch dem Laien auf diesem Gebiet einsichtig ist. So würden durch die kleinen Länder unsinnigerweise Verkehrswege, Industrieanlagen und landwirtschaftliche Gebiete durchschnitten. Auf der anderen Seite wird auch bewußt eine nationale Assoziation erzeugt, ohne daß sie argumentativ vertieft zu werden braucht. Wer litte nicht in den ersten Jahren nach dem Krieg schmerzlich an



Karikatur 5

der Zerrissenheit der Nation. Da soll nicht noch mehr Zerrissenheit hinzukommen. Hier hat es der Wähler selbst in der Hand, sich gegen Zerrissenheit zu wehren. Also laßt es uns tun! So scheint das Bild des zerrissenen Landes die Betrachter aufzufordern.

Am Tag vor der Wahl erschien in der „Allgemeinen Zeitung" (8./9. Dezember 1951) in Karlsruhe eine Zeichnung, die nur in weiterem Sinne als Karikatur anzusehen ist (Nr. 6). Ein älteres Ehepaar bekennt sich mit dem Stimmzettel zum Südweststaat. Hier wird weder wirtschaftlich noch allgemein politisch argumentiert. Es geht dem Zeichner offensichtlich darum, bei den Lesern einen Mitläufereffekt zu erzielen. Gerade die ältere Generation stand in Karlsruhe dem Südweststaat eher skeptisch bis ablehnend gegenüber. Also sollte mit der Haltung der beiden Wähler gesagt werden: „Selbstverständlich halten wir es für unsere Pflicht, für den Südweststaat zu stimmen." Das überdimensionale „Ja" unterstreicht noch die Selbstverständlichkeit der Haltung. Recht geschickt ist dabei, daß die beiden Wähler den Eindruck erwecken, sie erfüllten eine Pflicht, was ihnen zwar nicht leicht fiele, aber doch wohl notwendig sei. Die Gesichtszüge der beiden zeigen kein triumphierendes Siegerlächeln, eher Skepsis. Wir wissen nicht, was uns bevorsteht, aber wir haben uns von zwei denkbaren Möglichkeiten für die bessere entschieden.

Interpretation aus heutiger Sicht

Es wäre natürlich sehr reizvoll zu wissen, welchen Anteil die optischen Mittel am Wahlergebnis hatten. Darüber liegen keine Untersuchungen vor. Sie wären nur sehr schwer zu erstellen und hätten auch bei großem Aufwand nur einen geringen Zuverlässigkeitsgrad. So können wir heute nur vermuten, daß vielleicht einzelne Unentschlossene sich durch eine geschickt gemachte Postwurfsendung in eine bestimmte Richtung bewegen ließen. Die Mehrheit wird eher in den Karikaturen, Bildern, Plakaten eine Bestätigung der eigenen Ansichten gesucht und gefunden haben. Ein zeitgenössischer Beobachter äußerte sich 48 Stunden vor der Wahl in einem ausführlichen Zeitungsbericht skeptisch über die Wirksamkeit der Flugblätter und Plakate (BNN vom 7. Dezember 1951). Zwar überwog rein äußerlich die Propaganda der Anhänger des Südweststaates, wie er feststellte, aber er maß den Großkundgebungen der Badener eine „wirksamere Propaganda, als noch so viele Flugblätter es sein konnten" zu.

Eine Frage, die etwas weniger spekulativ

beantwortet werden kann, wäre die, ob die in den Karikaturen angesprochenen Versprechungen oder Befürchtungen eingetreten sind. Dies gilt natürlich nur für die Themen den Südweststaat betreffend, denn es ist müßig zu spekulieren, was sich bei einer Wiederherstellung des Landes Baden ergeben hätte. Zunächst einmal kann man festhalten, daß die befürchtete Unterprivilegierung nicht eingetreten ist („Hintere Mansarde", „Badner 2x läuten", „...und mer find nur Kopf und Seil am Südweststaathinterteil"). Aber neben der krassen Unterprivilegierung, die ohnehin auf Karikaturen überzeichnet war, gibt es eine Reihe von Aspekten, die in der Entwicklung und aus der heutigen Sicht betrachtet werden sollten.

Der wirtschaftliche Aspekt läßt sich am leichtesten knapp darstellen. Zwar kann man auch mit Statistiken lügen, aber die generellen Tendenzen sind doch eindeutig feststellbar. Ein Vergleich der wichtigsten Indikatoren zeigt, daß Baden keineswegs vom allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung ausgeschlossen blieb. Regionale Unterschiede, die schon in den späten 40er Jahren erkennbar waren prägten sich noch stärker aus. Es gab bzw. gibt aber weniger ein Gefälle von Württemberg zu Baden als vielmehr ein Nord-Süd-Gefälle. Die nördlichen Industriepotentiale in den Bereichen Rhein-Neckar-Raum und im Stuttgarter Großraum trugen u. a. dazu bei, daß die Regierungsbezirke Karlsruhe und Stuttgart bei den Daten von Bruttoinlandsprodukt, Industriedichte und Steuerkraft deutlich vor den beiden südlichen Bezirken liegen. Diese Entwicklung ist nicht überraschend auch in übrigen Teilen der Bundesrepublik ist ein schnelleres Anwachsen der drei genannten Indikatoren unter ähnlichen Voraussetzungen zu beobachten. Heute - im Zeichen einer sich

Karikatur 6

ändernden Lebenseinstellung und bewußter Umweltpolitik - ist die wirtschaftliche Entwicklung nicht unbedingt der allein maßgebende Gesichtspunkt für den Wert einer Region. Zunehmend mehr Menschen sehen in Landschaftsschutz und Erholungswert Güter, denen sie gleichen oder höherrangierenden Wert als anderen Faktoren zubilligen. Zweifellos gehören Schwarzwald und Bodenseeraum zu den in diesem Sinne begünstigten Gebieten, in denen zu leben lohnenswert erscheint.

Im politischen Bereich wurde die „Baden-Frage" endgültig durch die Abstimmung vom 7. Juni 1970 abgeschlossen. An dieser Stelle soll nun nicht mehr die Geschichte, wie die Entscheidung verschleppt wurde,

nachgezeichnet werden. Zweifellos hat auch hier wieder die Zeit für den Südweststaat gearbeitet. Nach fast zehn Jahren wollte die überwältigende Mehrheit der Badener das Rad der Geschichte nicht mehr zurückdrehen. Bei einer Wahlbeteiligung von 62,5 Prozent sprachen sich 81,9 Prozent für den inzwischen akzeptierten Zustand aus. Auch in Karlsruhe hatten sich die Wähler mit dem Bestehenden abgefunden. So stimmten 1970 nahezu zwei Drittel für Baden-Württemberg, 1951 waren es nur 36 Prozent gewesen.

Zieht man im Jahre 1990 ein Fazit, so wird sicher noch deutlicher als für 1970, das Jahr der Abstimmung, gelten, daß die Wunden der 50er Jahre vernarbt, manche Narben schon nicht mehr sichtbar sind. Auch ursprünglich entschiedene Gegner des Südweststaates wie der Freiburger Regierungspräsident Dr. Person stellten schon Mitte der 70er Jahre fest: „Das Heimatbewußtsein der Badener wurde vom neuen Land keineswegs unterdrückt oder auch nur gedämpft, die kulturellen alemannischen Ambitionen sind stärker, ausgeprägter und selbstverständlicher denn jemals seit Kriegsende." So wie heute die deutsche Einheit sinnvollerweise nur in einem europäischen Rahmen vorstellbar ist, so ist die Pflege geschichtlicher Tradition der heimatlichen Region sehr wohl sinnvoll, wenn zu der Region nicht Grenzen gehören, sondern ein gemeinsames Haus, das größer ist als der überschaubare Raum. Die sinkende Bedeutung von Landes- und Staatsgrenzen hat keineswegs dazu geführt, die Verbundenheit der Menschen mit ihrer Heimat auszulöschen. Vielmehr ist in den letzten Jahrzehnten überall in Europa ein neuer Regionalismus zu verzeichnen. Freilich trägt der Regionalismus bei uns nicht die Züge einer „Blut-und-Boden"-Philosophie. Dazu sind wir zu sehr gebrannte Kinder unserer Geschichte. Die neue Heimatverbundenheit gibt es bei „Rechten" wie bei „Linken"; sie hat viele Quellen. Ihre Facetten reichen von der Protestbewegung, die sich gegen die Auswirkung der Industrialisierung zur Wehr setzt, bis zur nostalgischen Pflege kulturgeschichtlichen Erbes.

Festzuhalten ist: Der Südweststaat hat nicht die schlimmen Befürchtungen gebracht, die seine Gegner in den Karikaturen von ihm erwarteten. Er hat weder die Verbundenheit mit der Region zerstört noch wirtschaftliche Ungerechtigkeiten größeren Ausmaßes gebracht. Diese Bilanz sollte jedoch nicht dazu verleiten, allzu vertrauensselig zu sein. Die Diskussion um eine sogenannte „Neue Baden-Frage" ist sicher nicht ohne Grund entstanden. Nicht jeder Fusions-Vorschlag darf zu Lasten Badens gehen, nur weil er sich „rationell" oder „ökonomisch" begründen läßt. „Vertrauensvoll im Grundsätzlichen, wachsam im Einzelnen" könnte auch in Zukunft das Motto sein, das Badener und Württemberger gut miteinander leben läßt.

Gerold Niemetz

Emil Keßler – ein Eisenbahnpionier in Karlsruhe

Die Industrialisierung im 19. Jahrhundert bringt man im allgemeinen nicht mit Karlsruhe in Verbindung. Noch weniger ist einem bewußt, daß die Stadt in der ersten Industrialisierungsphase zwischen 1830 und 1850 als Industriestandort und „Denkfabrik" im Süden Deutschlands weit über die Region hinausgehende Bedeutung besaß. Das ist kein Wunder, nahmen doch selbst die Zeitgenossen meist nur die herausgeputzte Re-

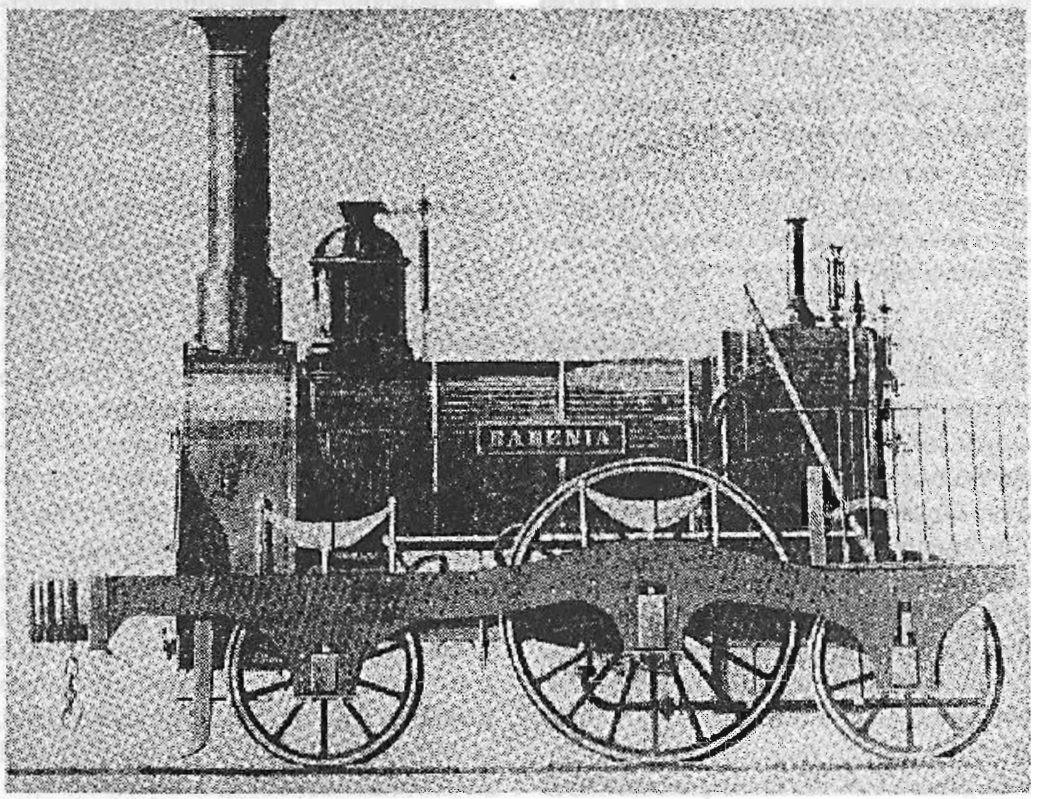
sidenz, nicht aber die Schlote im Süden und Südwesten der Stadt wahr. Ob es nun daran lag, daß das Gebiet, auf dem sich die Industrie ansiedelte, damals noch großenteils zu Beiertheim gehörte, oder die Fabriken noch nicht die Faszination auf die Menschen ausübten, wie im späten 19. Jahrhundert, so hatten sich hier um 1850 doch bereits mehrere und für damalige Verhältnisse große Betriebe etabliert. So etwa die Kutschen- und Eisenbahnwaggon-Fabrik Schmider & Mayer oder die Großherzoglichen Eisenbahnwerkstätten, die ebenfalls Eisenbahnzubehör lieferten und die Instandsetzung des vorhandenen Rollmaterials betrieben. Zwar hatten bereits um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert „Fabriken" in Karlsruhe bestanden, Industriebetriebe wurden daraus jedoch erst ab den 30er Jahren, wobei die Voraussetzungen für diesen Prozeß in Karlsruhe sogar recht günstig genannt werden können. Denn es fehlte hier nicht an Kapital, und in der Umgebung des badischen Hofes hatte man sich seit Karl Friedrichs Zeiten an wirtschaftlichen Neuerungen interessiert gezeigt. So fanden sich hier meist auch Geldgeber für ein vielversprechendes Unternehmen.

Die zweite Voraussetzung hatte man mit dem 1825 gegründeten Polytechnicum geschaffen, an dem die Techniker und Konstrukteure des kommenden Zeitalters ihre Ausbildung erhielten. So stößt man im industriellen Pionierzeitalter vielerorts auf ihre Absolventen. Die Eisenbahn – das war aber auch in Karlsruhe schließlich die Lokomotive des Industrialisierungsprozesses. An der Karriere des Lokomotivbauers Emil Kessler werden diese Zusammenhänge deutlich.

Begonnen hatte sie in der privaten Werkstätte des damaligen Professors für Mechanik am Polytechnicum, Johann Friedrich Meßmer, zu Beginn der 30er Jahre. Meßmer war in seinen Vorlesungen ein junger Mann aufgefallen, Sohn eines in badischen Diensten stehenden Majors aus Baden-Baden, Emil Keßler. Keßler, der nach dem Wunsch seines Vaters eigentlich auch die militärische Laufbahn hätte einschlagen sollen, hatte seine Absicht, an der technischen Hochschule studieren zudürfen, durchgesetzt. Er begann mit einem Baustudium, wandte sich aber schon bald der Mechanik zu, wo seine großen konstruktiven Fähigkeiten schnell deutlich wurden, so daß Meßmer ihn dann zur praktischen Ausbildung in seine Werkstatt aufnahm. Er förderte seinen begabten Schützling nach Kräften, nahm ihn mit auf eine Bildungsreise nach England und beteiligte ihn an der ihm in Auftrag gegebenen Herstellung der Apparaturen für die Versuchs-Zuckerraffinerie in Ettlingen und später der Planung für das Großprojekt in Waghäusel. Er wußte es auch einzurichten, daß Keßler in das technische Komitee der Ettlinger Spinnerei aufgenommen wurde und, was fast noch wichtiger war, er sorgte für dessen persönliche Bekanntschaft mit dem Bankier v. Haber, dem bedeutendsten badischen Finanzier jener Zeit. Von ihm stammten denn auch großenteils die finanziellen Mittel, die es dem kaum 24jährigen Keßler zunächst noch zusammen mit seinem Studienkollegen Martienssen 1837 ermöglichten, Meßmers Werkstätte mit inzwischen fast 70 Arbeitern zu übernehmen. Meßmer selbst begab sich ins Elsaß, wo er an der neugegründeten Maschinenfabrik in Grafenstaden beteiligt war, Martienssen wechselte 1842 nach Streitigkeiten zu Maffei in München, was die sowieso angespannte finanzielle Lage der Fabrik weiter belastete, mußte ihm Keßler doch für seinen Anteil 24 000 Gulden auszahlen.

Der steile Aufstieg Keßlers zur größten Karlsruher Fabrik mit über 600 Arbeitern Ende der 40er Jahre knüpfte sich an die gleichzeitige Entwicklung des badischen Eisenbahnwesens. 1838 hatte der Landtag ein Gesetz über den Bau einer Eisenbahnlinie von Mannheim nach Basel beschlossen. Am 12. September 1840 ging das erste Teilstück zwischen Mannheim und Heidelberg in Betrieb, noch mit aus England importierten Lokomotiven.

Doch schon 1841 konnte Keßler die erste betriebsfähige Maschine aus eigener Produktion vorstellen, die sich so gut bewährte, daß es für damalige Verhältnisse einen Großauftrag über sieben Lokomotiven gleichen Typs von der badischen Direktion der Verkehrsanstalten erhielt. Noch nach drei Jahren lobte man diese gelungene Erstlingskonstruktion in den höchsten Tönen: „Zu besonderem Vergnügen muß es der derzeitigen Verwaltung gereichen, hier zu bemerken, daß die durch die inländische Keßlersche Fabrik bezogene Maschine (...) in keiner Weise dem ausländischen Fabrikate, weder an Dauerhaftigkeit noch an Vollkommenheit der Arbeit und vorzüglichem Verhalten beim Gebrauch nachsteht." So konnte Keßler im Dezember dieses Jahres in einem Gesuch um weitere Aufträge selbstbewußt schreiben: „Finden wir uns mit dem gehorsamst nachgesuchten kräftigen und tätigen Schutz begünstigt, so kann und wird es nicht fehlen, daß in nicht geraumer Zeit unser Etablissement seiner Ausdehnung und seiner Leistung nach, vor allen anderen im südlichen Deutschland den Vorzug errin-



Gattung 1 b Lokomotive Nr. 7 Sammlung Lohr/Thielmann

gen, bewahren und rechtfertigen wird." Keßlers Lok „Badenia" mußte zwar der sächsischen „Saxonia" den Rang der ersten in Deutschland gebauten Lokomotive überlassen, die erste funktionstüchtige war sie jedoch allemal.

Doch der Erfolg kam nicht von ungefähr, die „Badenia" war kein reines Zufallsprodukt wie die meisten Lokomotiven jener Zeit. Mit Habers finanzieller Rückendeckung hatte sich Keßler die notwendigen, aber teuren Werkzeugmaschinen aus England beschaffen und dort ebenso wie in Frankreich, Belgien und der Schweiz qualifizierte Arbeiter und Angestellte anwerben können. Zunächst baute man die englischen Maschinen bis in unwichtige Einzelheiten nach, trotz seiner Begabung als Konstrukteur ging Keßler erst nach gewisser Zeit eigene Wege. Doch erregte bereits 1842 eine auf der Mainzer Industrieausstellung vorgestellte Keßler-Lokomotive großes Aufsehen.

Die Auftragsbücher füllten sich; Keßler, der 1837 an die Beiertheimer Allee umgezogen war, mußte seine dortige, auf Beiertheimer Gemarkung gelegene Fabrik in den 40er Jahren immer wieder vergrößern, um die Masse der in- und ausländischen Bestellungen überhaupt bewältigen zu können. Dabei gab es öfters Konflikte mit der Gemeinde, die keineswegs bereit war, alle Wünsche des frischgebackenen Industriekapitäns willfährig zu erfüllen. Der Streit um eine neue Zufahrtsstraße eskalierte gar so weit, daß Keßler, sowieso nicht zimperlich, alle Arbeiter aus Beiertheim entließ.

Doch Ende 1847 wendet sich das Blatt. Das Bankhaus Haber machte, von seinen Geldgebern, den Frankfurter Rothschilds verlassen, Bankrott und Keßler, der die Expansion seines Betriebes mangels eigenen Kapitals großenteils über Haber finanziert hatte, stand vor dem Ruin. Nur staatliche Hilfe konnte ihn wie die anderen von Habers Krediten abhängigen Großbetriebe in Baden schließlich retten.

Die von Keßler und seinen Gläubigern neu formierte „Maschinenfabrik Carlsruhe", eine Aktiengesellschaft, in der Keßler nicht mehr allein entscheiden konnte, hatte keine lange Lebensdauer. Die Konjunktur war zusammengebrochen, die Revolution von 1848/49 ließen das Auftragspolster weiter zusammenschmelzen. Zum Verhängnis wurde ihr dann der inzwischen unumgängliche Beschluß der badischen Staatsbahn, ihr Streckennetz auf Normalspur umzunageln. Die Entscheidung für die unter den damaligen technischen Bedingungen überlegene, aber in der Ausführung kostspieligere Breitspur hätte sich schon bald als Fehler herausgestellt. Keiner der benachbarten Staaten verwandte beim Eisenbahnbau diese Spurweite und so war Baden isoliert, als die Eisenbahnstrecken die Ländergrenzen zu überschreiten begannen. Es blieb schließlich keine andere Wahl als die teure Umspurung, weshalb man von 1848 bis 1854 auch keine einzige Lokomotive mehr anschaffte. Für Keßlers Fabrik war diese Durststrecke zu lang. Schon am 30.10.1853 beschloß die Hauptversammlung die Liquidation.

Keßler, der sich von allen im Stich gelassen fühlte, übersiedelte nun ganz nach Esslingen, wo er sich seiner bereits 1846 gegründeten, gleichnamigen Maschinenfabrik widmete. Mit dem sicheren Gespür für lohnende Ansiedlungen hatte Württemberg bereits damals Keßler bewegen können, hier eine eigenständige Fabrikation einzurichten, statt nur einen Zweigbetrieb, und

der württembergische Staat blieb auch weiterhin ein Förderer von Keßlers Unternehmen. Es wurde nicht nur zum Hoflieferanten der württembergischen Eisenbahn, sondern errang auch internationale Geltung.

In Karlsruhe kaufte schließlich der badische Staat die leerstehenden Fabrikgebäude und gründete erneut eine Aktiengesellschaft, die „Maschinenbaugesellschaft Carlsruhe", mußte aber das Stammkapital zunächst größtenteils selbst zeichnen. Erst nach 1854 normalisierte sich die Geschäftslage und die Fabrik konnte die Produktion wieder in gesamtem Umfang aufnehmen. Den drastischen Einschnitt in ihrer Entwicklung zwischen 1847 und 1854 konnte sie aber nie ganz überwinden, wie ein Vergleich mit ihrer württembergischen Schwester zeigt. Trotz gleicher Ausgangslage und Produktionspalette blieb die MBG hinter der wirtschaftlichen Entwicklung der Maschinenfabrik Esslingen stets zurück.

Das Ende für die MBG kam wie das der alten Keßlerschen Fabrik durch einen Bankenkrach. Der Zusammenbruch der Darmstädter und Nationalbank Ende 1929, der Beginn der Wirtschaftskrise ruinierte auch sie. So endete vor 60 Jahren die Geschichte einer der ältesten deutschen Lokomotivfabriken, die immerhin nahezu 75 Prozent der jemals von der badischen Staatsbahn in Dienst gestellten Lokomotiven produziert hatte.

Alexander Mohr

100 Jahre erster Mai – auch in Karlsruhe

1. Mai 1890

Am Abend des 1. Mai 1890 kamen mehrere hundert Karlsruher Arbeiter im Saal des sozialdemokratischen Wirtes August Kasper in der Schützenstraße zusammen. In mehreren Reden wurden die Forderungen der Arbeiterbewegung vorgetragen: Beendigung der politischen Knebelung durch das Sozialistengesetz, ausreichende Löhne, Arbeitsschutzmaßnahmen und vor allem der Achtstundentag. Am folgenden Sonntag traf man sich wieder zum Maiausflug, den Adolf Geck, der Nestor der badischen Sozialdemokratie, 20 Jahre später beschrieb:

„Der Karlsruher Metallarbeiterfachverein hatte im Volksblatt bekanntgemacht: „Sonntag, 4. Mai, nachmittags, Ausflug nach Grötzingen. Sammelpunkt Durlacher Tor, Abmarsch Punkt 1 Uhr." ...Und wie herrlich verlief der erste himmelblaue Maisonntag! Die Talstraße nach Grötzingen glich einer Völkerwanderung. Amt, Gendarmerie und Polizei ließen ihre großen Augen des Gesetzes wachen. Das schreckte unsere Genossen Geiß und Schrör nicht ab, Ansprachen an die Menge zu halten. Am Abend zog dann eine lange Prozession lustiger Proletarier gen Westen, und die Dorfkapelle spielte zum Abschied: „Muß i denn zu Grötzingen naus...

Beide Veranstaltungen verliefen ohne Zwischenfälle, unter den Versammlungsteilnehmern befanden sich aber zahlreiche Polizeispitzel, darüber hinaus stand die Garnison in Alarmbereitschaft. Warum diese Aufregung? Am 14. Juli 1889 hatten sich Vertreter der Arbeiterparteien mehrerer Länder in Paris, anläßlich des 100. Jahrestages der Französischen Revolution, getroffen,

und beraten, wie die internationale Bewegung für den Achtstundentag vorangetrieben werden könne. Sie hatten beschlossen, künftig jedes Jahr am 1. Mai in allen Ländern Kundgebungen für diese zentrale Forderung der Arbeiterbewegung abzuhalten. Das Datum 1. Mai war bewußt gewählt, symbolisierte es doch seit Jahrtausenden das Wiedererwachen der Natur. Vor allem aber wollte man der sieben Arbeiter aus Chicago gedenken, die als Organisatoren eines großen Streiks am 1. Mai 1886 - über 25 000 Arbeiter legten für ihre Forderung nach dem Achtstundentag die Arbeit nieder – zum Tode verurteilt worden waren.

Kampf um die Arbeitszeit

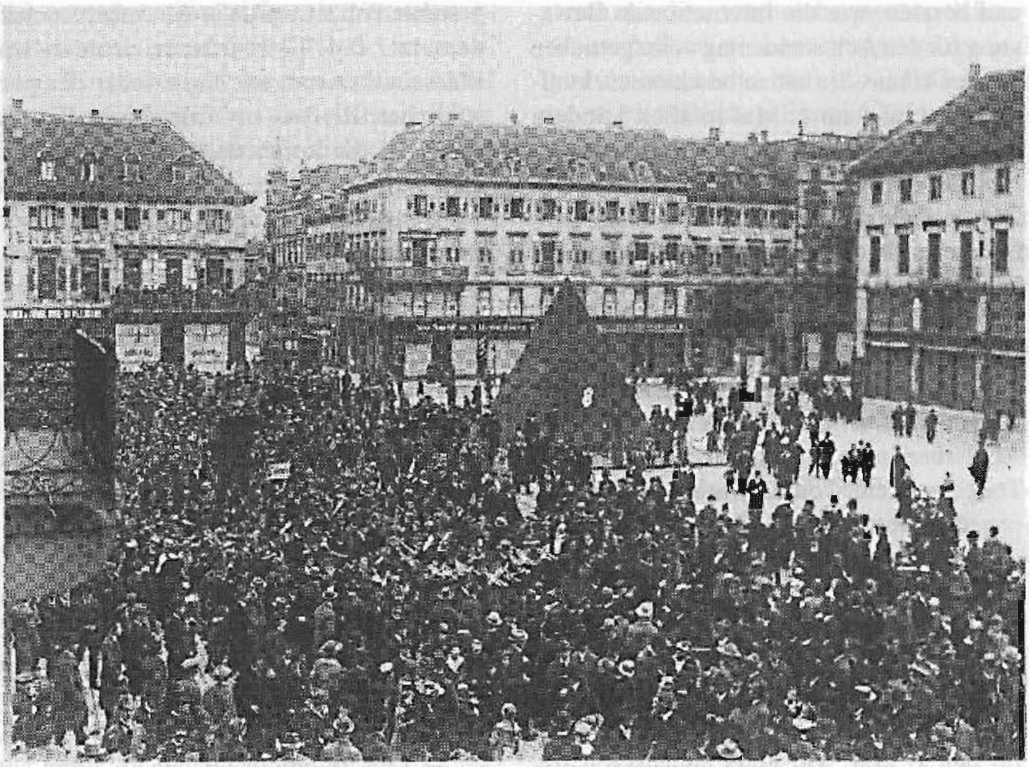
So begannen gleich nach dem großen Wahlerfolg der deutschen Sozialdemokraten bei den Reichstagswahlen im Februar 1890 auch in Karlsruhe die Vorbereitungen für den 1. Mai. Auf einer Gewerkschaftsversammlung im März begründete der Sozialdemokrat Emil Fleischmann die Forderung nach dem Achtstundentag. Die Zahl der Arbeitslosen habe sich ständig vergrößert und dadurch seien die Löhne gedrückt worden. Durch eine Arbeitszeitverkürzung von täglich zwei Stunden - damals wurden in Deutschland je nach Region und Berufszweig zwischen 10 und 13 Stunden gearbeitet - können drei Millonen Arbeiter mehr beschäftigt werden. Auch benötigten die Arbeiter mehr Erholung von der Arbeit: „8 Stunden um zu arbeiten, 8 Stunden um uns auszuruhen, 8 Stunden um uns auszubilden!"

Um dieser Forderung Druck zu verleihen, beschlossen die Anwesenden, zur Arbeitsniederlegung am 1. Mai aufzurufen. Doch Staatsgewalt und Unternehmer rüsteten wie im gesamten Reich zum Gegenschlag. Die gesamte Polizei wurde in Alarmbereitschaft versetzt, die Unternehmer drohten mit Massenentlassungen. Angesichts des persönlichen Risikos im Falle einer Beteiligung rief die Reichtstagsfraktion der SPD dazu auf, nur da die Arbeit niederzulegen, wo keine Konflikte drohten, ansonsten Versammlungen und Kundgebungen abzuhalten. Die Karlsruher Gewerkschaften schlossen sich diesem Aufruf an.

In den folgenden Jahren beteiligten sich zunehmend mehr Arbeiter an den Kundgebungen, zu denen oft prominente Redner eingeladen wurden. So sprach August Bebel 1893 vor mehreren tausend Zuhörern. Freilich mußte man sich noch an staatliche Auflagen halten. Kundgebungen im Freien waren verboten, ebenso gemeinsame Aufmärsche zu den Versammlungslokalen und vor allem das Entfalten roter Fahnen.

Die Versammlungen waren umrahmt von künstlerischen und sportlichen Darbietungen der zahlreichen Arbeitergesangs- und Sportvereine und endeten des öfteren mit einer Tanzveranstaltung. Die Vermittlung politischer Aussagen wurde so verbunden mit einer gesellschaftlichen und kulturellen Veranstaltung der Arbeiterschaft, die aus dem gesellschaftlichen Leben Karlsruhes ausgegrenzt war.

1910 schließlich gestatteten die badischen Behörden die erste Maikundgebung im Freien. Nach einem Bericht des sozialdemokratischen „Volksfreund" fanden sich 4 000 Sozialdemokraten und Gewerkschafter auf dem Festplatz ein, wo gleichzeitig von zwei Tribünen gesprochen wurde, wie es damals, als es noch keine Lautsprecheranlagen gab, üblich war.



Maifeier auf dem Karlsruher Marktplatz 1919

I. Weltkrieg und Weimarer Republik

Die letzten Maifeiern vor dem Ersten Weltkrieg waren von der drohenden Kriegsgefahr geprägt. 1913 rief die Hauptrednerin Klara Zetkin zum verstärkten Kampf gegen die Aufrüstungspolitik der kaiserlichen Reichsregierung auf, freilich erfolglos. Ein gutes Jahr später brach der Krieg aus, und Arbeiter europäischer Länder standen sich nun in Schützengräben gegenüber. Nach der Novemberrevolution 1918 fand 1919 in Deutschland wieder eine Maifeier statt, nun unter veränderten Rahmenbedingungen. Die Republik war ausgerufen worden, und die neue von der SPD angeführte Reichsregierung hatte einigen wichtigen Forderungen der Arbeiterbewegung entsprochen. Der Achtstundentag war Gesetz geworden, die Gewerkschaften waren als Interessenvertreter der Arbeiterschaft anerkannt. Über den 1. Mai 1919 berichtete der „Volksfreund": „Die Stadt gehörte gestern der Arbeiterschaft. Lange, lange Züge bewegten sich durch die Straßen nach dem Engländerplatz, wo um 10 Uhr die Massenversammlung stattfand. Der Platz hatte sich alsbald mit den Tausenden und aber Tausenden Festteilnehmern gefüllt, die sich um die vier Rednertribünen scharten, von denen herab die vier Festredner die Bedeutung des Tages und die Forderung des Tages darlegten: Weltfrieden, Völkerfrieden, Ausbau des internationalen Arbeiterschutzes, Erhaltung des politischen und sozialen Forschritts und als besondere Forderung des Jahres, die Befreiung unserer Kriegsgefangenen.

Aber man sprach auch bereits von den Gefahren, die den neuen Errungenschaften drohten. Konservative wollten die schlechte Wirtschaftslage nutzen, um gerade erst eingeführte Arbeitsschutzgesetze und vor allem den Achtstundenlag wieder abzuschaffen.

1932 stand der 1. Mai jedoch unter dem Zeichen der Massenarbeitslosigkeit und der drohenden Machtübernahme durch die Nationalsozialisten.

„Kein rauschendes, frohes Fest! Ein knappes, kurzes Programm! Von Transparenten rief es über die Köpfe weg: Seid einig, einig, einig!, dann: Arbeit, keine Almosen! Ernste Mahnungen, ernste Forderung!"

„Tag der nationalen Arbeit"

Keiner der Anwesenden dachte daran, daß er an der letzten freien Maikundgebung für über ein Jahrzehnt teilgenommen hatte. Denn ein Jahr später nahmen die Nazis genau den 1. Mai zum Anlaß, um die organisierte Arbeiterbewegung endgültig zu zerschlagen. Wie im ganzen Reich feierte man den „Tag der nationalen Arbeit" mit einem großen Aufmarsch. Einige Gewerkschaftsführer hofften, sich durch ihre Teilnahme das Wohlwollen des NS-Apparats zu sichern und ihre Orgamisationen erhalten zu können. Doch bereits einen Tag später wurden sie eines besseren belehrt: Die SA stürmte und verwüstete die Gewerkschaftshäuser, mißhandelte viele der Anwesenden. Die Einzelgewerkschaften wurden zwangsweise der neuen nationalsozialistischen „Deutschen Arbeitsfront" eingegliedert. Der 1. Mai wurde zur Propagandaveranstaltung des NS-Regimes umfunktioniert.

Erst 1946 waren wieder Maifeiern möglich. In der Bundesrepublik setzten die Gewerkschaften schließlich durch, daß der 1. Mai zum offiziellen Feiertag erklärt wurde, an dem sie freie Kundgebungen abhalten können.

Wolfgang Glaeser

Der erste Luftangriff auf Karlsruhe am 15. Juni 1915

„Der jetzige Weltkrieg", so leitet die 1917 erschienene „Chronik der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe für das Jahr 1915" ihre Darstellung des ersten Luftangriffs auf Karlsruhe ein, „unterscheidet sich eben von Kämpfen früherer Zeiten nicht bloß durch das Aufgebot der gewaltigen Massenheere, nicht bloß durch seine ungeheure räumliche Ausdehnung, sondern auch dadurch, daß er unter dem Wasser und in der Luft geführt wird." Es dauerte nicht lange, bis auch die Zivilbevölkerung auf beiden Seiten der kämpfenden Mächte unter dem militärischen Einsatz von Flugzeugen zu leiden hatte. Von dieser Entwicklung waren insbesondere auch die Einwohner des frontnahen Großherzogtums Baden und seiner Kapitale mit ihren zahlreichen Militärdienststellen und -einrichtungen betroffen. Hinzu kam, daß sich in Karlsruhe mit den „Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken" einer der größten Rüstungsbetriebe in Baden befand sowie die Funktion als Eisenbahnknotenpunkt an der strategisch wichtigen Strecke Mannheim-Straßburg gegeben war.

Spätestens im Frühjahr 1915 waren sich alle Verantwortlichen darüber im klaren, daß es lediglich eine Frage der Zeit sein mußte, bis auch Karlsruhe zum Ziel eines Angriffs werden würde. Sowohl das Stellvertretende Generalkommando des XIV. Armeekorps als auch die Polizeidirektion erließen daher am 27. März bzw. 17. April Bekanntmachungen über „Maßnahmen zum Schutz gegen feindliche Flieger", in denen die Bevölkerung aufgefordert wurde, bei einem Angriff „sofort die Straßen und öffentlichen Plätze zu räumen und sich in die nächsten Häuser zu begeben". Entsprechende Plakate wurden in allen Straßenbahnwagen aufgehängt, und auch die Bekanntmachung vom 27. April über den Fliegeralarm, der durch Sirenen und Pfeifen erfolgen sollte, wiederholte noch einmal diese Verhaltensmaßregeln.

Eine gewisse nervöse Gespanntheit lag in diesen Wochen über der Stadt, die sich verstärkte, als am Abend des 16. Mai zum ersten Mal die Alarmsignale ertönten, ohne daß es jedoch zu einem Angriff kam. Der Ernstfall trat dann am 15. Juni ein. Zwischen 6.40 und 7.15 Uhr morgens bombardierte eine französische Fliegerformation aus etwa 1 800 bis 2 500 Meter Höhe die Stadt. Ihr Anflug auf Karlsruhe war vom Ballon-Abwehr-Kommando Baden-Oos und dem Garnisonskommando Rastatt rechtzeitig gemeldet worden, so daß das Fliegerkommando und das B.A.K.-Kommando Karlsruhe noch vor dem ersten Bombenabwurf das Feuer eröffnen konnten. Die Schilderung in der bereits zitierten Chronik („Alarmzeichen ertönten. Knatternde Maschinengewehre und Abwehrkanonen sandten dem Feind ihre Schüsse in die Höhe.") vermittelt jedoch ein etwas zu euphemistisches Bild vom tatsächlichen Ablauf der Ereignisse. Der Luftalarm konnte zu Beginn des Angriffs nur teilweise ausgelöst werden, da die telefonische Verständigung zwischen den militärischen und zivilen zuständigen Stellen scheiterte. Wie eine später eingeleitete Untersuchung ergab, hatten die für die Gesprächsvermittlung zuständigen Postbediensteten, mit Ausnahme eines Telegraphengehilfen, bei Angriffsbeginn entgegen ihren Vorschriften ihre Plätze verlassen. Ebenso hatte die Luftabwehr mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Zum einen standen ihr ohnehin nur zwei bei den Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken aufgestellte Maschinengewehre sowie ebenfalls zwei bei Bulach installierte Geschütze zur Verfügung, was eine wirkungsvolle Verteidigung der Stadt von vornherein illusorisch machte. Hinzu kam, daß sich diese Waffen, allesamt russische Beutestücke, als nur bedingt einsatzfähig erwiesen. Bei den Maschinengewehren traten mehrfach Ladehemmungen auf, und eines der Geschütze fiel bereits nach dem ersten Schuß für 15 Minuten aus. Damit nicht genug, befand sich unter den insgesamt 82 verfeuerten Granaten ein nicht unbeträchtlicher Prozentsatz von Blindgängern. Angesichts der schrecklichen Bilanz des Angriffs – 30 Tote, 55 zum Teil Schwerverletzte, Sachschäden, vor allem an den über hundert in Mitleidenschaft gezogenen Gebäuden in Höhe von rund 160 000 Mark – war es nur zu verständlich, daß in der Bevölkerung heftige Vorwürfe wegen der geringen Abwehrmittel und vor allem wegen der unzureichenden Alarmierung laut wurden. Als Reaktion darauf und auf die zahlreichen, teilweise abenteuerlichsten Gerüchte, die über den Angriff im Umlauf waren, ließ man von der zuständigen Militärstelle eine Mitteilung veröffentlichen, in der auf die allgemeinen Schwierigkeiten bei der Abwehr feindlicher Flugzeuge hingewiesen und versichert wurde, daß Maßnahmen ergriffen worden

seien, um jene „tiefbedauerlicherweise" erfolgte Störung des Telefonbetriebs zukünftig auszuschließen. Gleichzeitig kritisierte man scharf das Verhalten eines Teils der Einwohnerschaft; selbst nachdem die Sirenen ertönten, hatten sich zahlreiche Schaulustige im Freien aufgehalten, um den Angriff zu beobachten.

Bei der Vernehmung zweier gefangengenommener Besatzungen, die auf dem Rückflug wegen technischer Defekte ihrer Maschinen hinter den deutschen Linien notlanden mußten, gaben diese an, zum Geschwader 21 der 4. Armee zu gehören. Ihre Einheit sei bereits am 3. Juni der Fliegerabteilung Malzéville zur Durchführung eines Angriffs auf Karlsruhe zugeteilt worden. Wegen der Windverhältnisse habe er jedoch erst am 15. stattfinden können. Beladen mit jeweils vier bis fünf Bomben, seien 19 Flugzeuge gestartet, von denen eines bereits beim Hinflug aufgrund eines Defekts eine Notlandung vollführen mußte. Hauptangriffsziel sei der Bahnhof gewesen. Der amtliche französische Bericht nannte ebenfalls den Bahnhof sowie das Schloß und die Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken als Schwerpunkt. Nach Lage der Bombeneinschläge und eines im „Temps" veröffentlichten Stadtplans von Karlsruhe, der den neuen, 1913 eingeweihten Bahnhof noch nicht enthielt, attackierte man irrtümlich noch den alten Bahnhof an der Kriegsstraße. Die Existenz des neuen Bahnhofs war offenbar auch den Piloten, die den zweiten, am 22. Juni 1916 stattfindenden Angriff flogen, bei dem 120 Menschen, darunter 71 Kinder, starben und 169 verletzt wurden, unbekannt. Auch hier galten die etwas zu früh ausgelösten Bomben, die in eine panikartig aus dem Zelt des Zirkus Hagenbeck flüchtende Menschenmenge auf dem Festplatz fielen, dem alten Bahnhof: Der Einsatzbericht des Kommandanten de Kerillis erwähnt u. a. ausdrücklich Treffer auf den Bahnhof; keine einzige Bombe aber fiel auch nur im weiteren Umkreis des Hauptbahnhofs.

Bis zum Kriegsende erfolgten noch zwölf weitere Angriffe: einer 1917, die restlichen 1918. Die Gesamtzahl aller Opfer betrug 168 Tote und 344 Verletzte.

Angesichts des Elends, das die Bombardierungen des Zweiten Weltkrieges über unsere Stadt brachten, darf man nicht vergessen, wie schon zu Beginn dieses Jahrhunderts vor 75 Jahren Karlsruhe zu den wenigen Städten gehörte, die die grausamen Folgen moderner Kriegstechnik zu spüren bekommen haben. *Bernhard Schmitt*

Rosa Luxemburg im „roten" Durlach

Flügelkämpfe sind immer wieder auftretende Erscheinungen in politischen Parteien. In der SPD begannen diese in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts und führten dazu, daß vor 90 Jahren die Sozialdemokratin Rosa Luxemburg nach Baden kam. Am 23. August 1910 sprach sie in Durlach vor 800 Leuten in der Festhalle über das Thema „Sozialdemokratie und Monarchie".

Was veranlaßte sie, in die Kleinstadt Durlach zu kommen und warum wählte sie dieses Thema? Die Durlacher Versammlung veranschaulicht die Sonderrolle der badischen Sozialdemokratie in der SPD der Kaiserzeit und läßt die Vermutung zu, daß es zwischen den Vertretern der Durlacher und der Karlsruher Arbeiterbewegung Differenzen gab. Es gibt nur wenige Frauen,

die so heftig verfemt und auf der anderen Seite so häufig auf falsche, verfälschende Weise vereinnahmt wurden wie Rosa Luxemburg. Von ihren Gegnern außerhalb der SPD als „blutige Rosa" verleumdet, stand sie auch in ihrer eigenen Partei, der SPD August Bebels und Karl Kautskys, oft allein. Ihre Ablehnung des Krieges 1914 mußte sie mit Einsamkeit in der eigenen Partei - die gesamte Reichstagsfraktion stimmte nach tagelangen Diskussionen den Kriegskrediten zu - und mit jahrelangem Gefängnis bezahlen. Als sie am 15. Januar 1919, wenige Wochen nach Gründung der KPD, der sie sich anschloß, von Soldaten ermordet wurde, fanden sich neben Stimmen der Trauer auch solche des Triumphes.

Noch heute löst ihr Name heftige Reaktionen aus. Die Briefmarke mit ihrem Bild, die die Bundespost vor wenigen Jahren auf den Markt brachte, führte zu Protesten. Feministinnen wissen nicht recht, wie sie sie in ihre Geschichtsschreibung einordnen sollen, da sie sich nicht der Frauenbewegung ihrer Partei anschloß, während die SPD im letzten Europa-Wahlkampf ihr Porträt mit dem Titel „Kämpferin für das Frauen-

Sozialdem. Partei Durlach.

Dienstag den 23. Auguſt, abends 8 Uhr in der „Feſthalle"

4621

öffentliche

Volksverſammlung

Thema:

Sozialdemokratie u. Monarchie

Referentin:

Dr. Roſa Luxenburg, Berlin.

Zu dieſer Verſammlung iſt Jedermann freundlichſt eingeladen.

Freie Ausſprache. **Eintritt 10 Pfennig.**

Der Einberufer:
Rollwagen.

Ankündigung der Versammlung mit R. Luxemburg im „Volksfreund" vom 22. August 1910. Man beachte die falsche Schreibweise des Namens.

wahlrecht" versah. Am 30. Mai 1968 tauften Mitglieder des SDS die Kölner Universität auf ihren Namen, im Juli desselben Jahres wurde das germanische Seminar der FU Berlin von Studierenden in Rosa-Luxemburg-Institut umbenannt. Galt diese Wiederentdeckung der radikalen Sozialistin, so versuchte 1986 Margarete von Trotta, in ihrem Film hinter der Sozialistin die Frau zu entdecken.

Rosa Luxemburg, im März 1871 im ostpolnischen Zamosc geboren, studierte in Zürich und zog 1898 nach ihrer Promotion über die ökonomische Entwicklung Polens nach Berlin, um sich hier der deutschen Sozialdemokratie, der damals stärksten Arbeiterpartei Europas und der USA, anzuschließen. Sehr bald fand sie sich auf dem linken Flügel der Partei wieder, die damals innerparteiliche Richtungskämpfe erlebte.

Gegen Ende des letzten Jahrhunderts, nachdem erste Wahlerfolge eine Mitarbeit an der Legislative denkbar werden ließen, begann in der SPD reichsweit eine Diskussion darüber, was der richtige Weg zum Sozialismus sei: Reformen oder Revolution. Leonard Bernstein formulierte die Theorie, die als Revisionismus in die Geschichtsschreibung einging, daß über parlamentarisch durchgesetzte Reformen der Sozialismus zu erreichen sei. Eine der schärfsten Kritiker dieser Annahme war Rosa Luxemburg, die spätestens seit ihren Erfahrungen in der russischen Revolution 1905 von der Möglichkeit und der Notwendigkeit einer revolutionären Umwälzung überzeugt war.

Reichsweit lehnte die SPD die Thesen Bernsteins ab; in der täglichen politischen Arbeit allerdings kamen die Genossen seinem Anliegen sehr nahe. In den Kommunal- und Landesparlamenten begannen sie, Absprachen mit anderen Parteien zu treffen, um einige ihrer Forderungen durchzusetzen. Die badische Sozialdemokratie ging neben der bayrischen dabei am weitesten.

Am 2. Juli 1899 fand in Durlach eine Landtagswahl-Konferenz der badischen SPD statt, die mit dem Beschluß endete, mit den bürgerlichen Oppositionsparteien zusammenzuarbeiten. Es ging darum, nur in sicheren Wahlkreisen eigene Kandidaten aufzustellen, ansonsten aber die der anderen so zu unterstützen, als seien es die eigenen. Ziel dieser Politik war, die Nationalliberalen aus ihrer dominierenden Stellung zu vertreiben und langfristig zusammen mit den anderen Oppositionsparteien, vorrangig mit dem katholischen Zentrum, die für die Änderung des Wahlrechts erforderliche Mehrheit zu erlangen. Es blieb jedoch nicht nur bei Wahlabsprachen; im Jahr 1900 stimmte die SPD-Landtagsfraktion dem Budget zu. Das war ein tiefgreifender Einschnitt in die bisherige politische Taktik, der auch reichsweit auf Kritik stieß, hieß es doch, dem Haushalt eines monarchischen Staates zuzustimmen.

Nach 1905, nachdem das Wahlrecht verbessert worden war, änderte die badische SPD ihre Taktik, sie verfolgte nun eine „Großblockpolitik". Diese richtete sich gegen das Zentrum. Man traf jetzt Absprachen oder ging punktuelle Bündnisse ein mit den Nationalliberalen und den Demokraten, um eine „klerikal-schwarze Mehrheit" zu verhindern. Als dann im Oktober 1907 die Karlsruher SPDler Wilhelm Kolb und Ludwig Frank am Begräbnis des Großherzogs teilnahmen, konnte dies nur verstanden werden als offener Angriff auf die Mehrheit der Reichs-SPD, die prononciert antimonarchistisch war. Im September 1908 wurde auf dem SPD-Parteitag in Nürnberg die

Budgetbewilligungspolitik der Badener abgelehnt.

Doch auch in badischen Ortsvereinen gab es ablehnende Stimmen. Bei einer Versammlung des Durlacher Ortsvereins, bei der der Genosse Trinks über den Parteitag in Nürnberg berichtete, kam man zu keiner Entschließung über das Nürnberger Urteil, da man meinte, „daß es bei der in der Versammlung zutage getretenen Stimmung am besten sei, weder für noch gegen die Sache zu votieren." Aus dem Ortsverein Aue, der damals 123 Mitglieder zählte, meldeten sich ebenfalls kritische Stimmen. In einem Leserbrief an den „Volksfreund", der Zeitung der badischen SPD, meinte im September 1908 ein Auer, daß es zwar notwendig sei, „eine klerikal-konservative Mehrheit im badischen Landtag... zu verhüten. ...Es ist dies aber mehr als fraglich, als ja die Verhinderung einer Zentrumsmehrheit im badischen Landtag nur dadurch geschehen kann, daß man sich zu einem Abkommen mit einem anderen Gegner versteht, der in seinem Wesen kein Haar besser ist als die übrigen Vertreter der kapitalistischen Interessen."

Im Juli 1910 stimmte die SPD im Landtag wieder dem Budget zu. Der Streit über diese Taktik wurde immer härter. Die zwei Gegenpole äußerten sich im Karlsruher „Volksfreund" einerseits und in der „Leipziger Volkszeitung" andererseits, in der Rosa Luxemburg schrieb. Sie war eine der strengsten Kritikerinnen der Badner. Daher verbaten diese ihr, auf dem badischen Landesparteitag in Offenburg 1910 das Wort zu ergreifen. Rosa Luxemburg wandte sich daraufhin direkt an die Parteibasis und vertrat in zahlreichen Versammlungen in Baden ihre Ansichten, am 23. August 1910 in Durlach. Mit Zuspruch konnte sie hier rechnen, da der Durlacher Ortsverein mit seinen fast 300 Mitgliedern auch 1910 auf eine definitive Zustimmung zur Budgetbewilligung verzichtet hatte. Obwohl die Durlacher Arbeiterschaft erst in der Zeit der Weimarer Republik den Ruf des „roten" Durlach untermauerte, deutet sich hier schon für die Kaiserzeit ihre eher linke Orientierung innerhalb der SPD an. Der „Volksfreund" berichtet über die Versammlung: „Genossin Dr. Luxemburg sprach zweieinhalb Stunden, ließ alles, was gegen die Haltung der badischen Landtagsfraktion ins Feld geführt werden konnte, Revue passieren, zum Teil in der ihr eigenen scharf pontierten Weise." Anwesend bei dieser Versammlung war auch die Prominenz der Karlsruher SPD – nämlich Ludwig Marum, Leopold Rückert und Wilhelm Kolb. Über letzteren, der der exponierteste Vertreter des badischen Revisionismus war, hieß es in dem Zeitungsbericht, daß er „eindrucksvoll die schillernde Scheinlogik und die Bildersprüche der Referentin aufdeckte." Was Rosa Luxemburg in Durlach genau gesagt hat, kann man weder dem „Volksfreund" noch der „Leipziger Volkszeitung" entnehmen. Doch ein Zitat aus einem ihrer Artikel in der „Bremer Volkszeitung" läßt es erahnen. Dort schreibt sie: „Eine Dreiviertelmillionenpartei muß sich schon gefallen lassen, daß sich allerlei kleinbürgerliche Reformer à la Frank, Kolb, Quessel und sonstige, die auf keinem anderen Gebiete ein lockendes Betätigungsfeld finden, partout darauf versteifen, sich für Sozialdemokraten zu halten." Dieser kompromißlose Umgang mit politischen Gegnern verschreckte viele, die für Kränkung nahmen, was Ausdruck der Fähigkeit zu politischer Streitkultur war. Rosa Luxemburgs Festhalten am revolutionären Kurs der Arbeiterbewegung führte dazu, daß die Stalinisten sie zu ihrer Vorkämpferin erklärten. Daß ihr Denken sich jedoch keinem

totalitären Staat einordnen läßt, mußten im letzten Jahr die SED-Funktionäre erfahren, als ihnen bei ihrer Feier für Rosa Luxemburg deren Worte entgegengehalten wurden, daß Freiheit immer die Freiheit der Andersdenkenden sei. *Susanne Asche*

Durlach und die Staufer

Zum 800. Todestag des Kaisers Friedrichs Barbarossa

Am 10. Juni 1190 ist Friedrich Barbarossa im Flusse Saleph in Kleinasien ertrunken. Ob der fast 70jährige dort, von einem langen Marschtag erschöpft, einem Herzschlag erlegen ist, ob er ein Bad nehmen wollte und sich zu schnell in das kalte Gebirgswasser stürzte, dies lassen die Berichte des Augenzeugen offen, die in der Heimat eintrafen und große Bestürzung auslösten. Denn man hatte fest an einen erfolgreichen Ausgang des Unternehmens geglaubt, an dessen Spitze der alte Kaiser selbst getreten war und das ihn mit einem für damalige Begriffe riesigen Heer von Rittern nach Jerusalem führen sollte. Der Kreuzzug war gut vorbereitet gewesen, diplomatische Verhandlungen mit den Fürsten, deren Gebiet man zu durchziehen gedachte, waren vorausgegangen, die militärische Organisation muß gut funktioniert haben. Am 11. Mai 1189 war man in Regensburg aufgebrochen, hatte den Landweg über Ungarn und durch den Balkan gewählt und hatte den wachsenden Widerstand byzantinischer Städte und arabischer Sultane zu überwinden, so daß zu den Anstrengungen des Marsches die ständigen Kämpfe kamen, die das Heer – man rechnet mit etwa 3 000 Rittern und ebensovielen Bogen- und Armbrustschützen – dezimierten. Etwa die Hälfte von ihnen soll den Strapazen erlegen sein.

Gleichgültig, ob man diese Schwierigkeiten voraussah oder nicht: ein Mißerfolg war bis dahin nicht einkalkuliert. Das Charisma, die mitreißende Kraft des Kaisers, der im Namen Gottes ausgezogen war, um sich zum Herrn über die Heiligen Stätten der Christenheit zu machen, ließ keinen Zweifel aufkommen, daß man ans Ziel kommen würde. Der plötzliche Tod Barbarossas war deshalb, auch wenn er einen für damalige Begriffe sehr alten Mann traf, ein schwerer Schock für seine Mitstreiter wie für die Daheimgebliebenen, denen es schwer fiel, daran zu glauben. Herzog Friedrich von Schwaben, der zweitälteste Sohn Barbarossas, führte das Heer weiter und ließ das Herz und die Eingeweide des kaiserlichen Leichnams in Tarsus bestatten, einen weiteren Teil des Körpers in der Kathedrale von Antiochien, die Gebeine in derjenigen von Tyranus: sie hätten eigentlich nach Jerusalem gebracht werden sollen, falls man es erobert hätte. Herzog Friedrich selbst ist ein Jahr später in Akkon gestorben und begraben worden, 24 Jahre alt. An der Stelle in Kleinasien, an der man den Todesort Barbarossas sucht, ist vor einigen Jahren eine Gedenktafel in deutscher und türkischer Sprache errichtet worden.

Der Kreuzzug sollte Barbarossa zum wahren Kaiser des Abendlandes, zum König über die Könige, die sich seiner Führung unterordneten, zum Beherrscher der christlichen Welt machen: vermittelnde Friedensangebote des arabischen Sultans Saladin, der die Drohungen, die Kriegserklärung des römischen Kaisers ernst nahm und seine

militärische Macht noch höher einschätzte, als sie tatsächlich war, schlug Friedrich aus. Hinter allem dem steht eine universale Konzeption des Staufers, der am Ende seines Lebens und seiner 38jährigen Königsherrschaft alles – über seinen Tod hinaus – zu ordnen und vorzuplanen gedachte. Seine Söhne waren in sie einbezogen. Auf dem Hoftag zu Mainz im Jahr 1184 stellte er sie den Vertretern des ganzen Reiches vor Heinrich, 19 Jahre alt, als König, Friedrich, 17 Jahre alt, als schwäbischer Herzog. Heinrich VI. wurde noch im gleichen Jahr mit Konstanze, der Tochter König Rogers von Sizilien verlobt Friedrich bald danach mit einer Tochter des englischen Königs. Auch den jüngeren Söhnen Otto, Konrad und Philipp wurde ihre Aufgabe zugewiesen.

Doch dann kam alles anders, und der Kreuzzug von 1190/91 kennzeichnet die Wende: das staufische „Glück" hat Barbarossa nicht überlebt. Herzog Friedrich starb in Akkon. Für ihn wurde Konrad Herzog in Schwaben und Erbe des riesigen staufischen Besitzes im Süden des deutschen Reichs. 1196 ist Konrad ohne Erben gestorben, 1197 Kaiser Heinrich VI., 1200 Otto von Burgund. Der Jüngste, Philipp, verließ den geistlichen Stand, um als Herzog von Schwaben und schließlich als König in das staufische Erbe seiner Brüder einzutreten. Seine Ermordung im Jahr 1208 beendete die Königsherrschaft der Söhne Barbarossas und damit auch die Konzeption des alten Kaisers, die auf so vielen Augen ruhte, daß sie nach menschlichem Ermessen fast unerschütterlich sein mußte.

Dies alles hat etwas mit Karlsruhe zu tun, genauer: mit Durlach, der villa Durla, in der sich Kaiser Heinrich VI. am 15. Mai 1196 aufhielt, und von wo aus er einen Brief an Papst Coelestin III. richtete. Es ging um sehr wichtige Dinge, die hier verhandelt wurden, und auch die Brüder des Kaisers, Pfalzgraf Otto und Herzog Konrad von Schwaben waren anwesend. Drei Monate später, am 15. August 1196, ist Konrad wieder in Durlach gewesen, wo es wohl in der Nähe der heutigen Karlsburg, eine staufische Pfalz gegeben haben muß. Er habe damals, so wird berichtet, einen Feldzug gegen Herzog Berthold von Zähringen mit Wissen und im Auftrag des Kaisers vorbereitet, den mächtigsten Fürsten in Schwaben, der dem staufischen Herzog an Besitz und Reichtum gleichkam. In Durlach sei Konrad ermordet worden, und zwar wohl von einem Mann, dessen Ehefrau Konrad auf ehebrecherische Weise Gewalt angetan hatte, oder auch von dieser selbst, so erzählt der Chronist Burchard von Ursberg. In der Tat ist nicht ganz klar, wie sich die Sache abgespielt hat, doch das Bild des Herzogs, der damals 24 Jahre alt war, ist von dieser Episode bestimmt. Man weiß sonst wenig über ihn, als daß er offenbar ein tüchtiger und kriegserfahrener Heerführer gewesen ist.

Aber das Durlacher Ereignis war alles andere als Episode: es hat die staufische Konzeption endgültig zum Scheitern verurteilt. Konrad wäre, nach dem Tod seines kaiserlichen Bruders, König geworden. Nun aber wurde Philipp in den weltlichen Stand zurückgeholt, wurde für Konrad schwäbischer Herzog, hatte den Kampf gegen den Zähringer weiterzuführen, der jedoch seine Machtposition noch stärken konnte: das Doppelkönigtum Philipps gegen den Welfen Otto IV. bahnte sich an. Insofern hat in Durlach, wenn man so will, das Schicksal des staufischen Hauses eine entscheidende Wende erfahren. Wenige Jahre nach dem Tode Barbarossas zeichnete sich sein Ende ab. *Hansmartin Schwarzmaier*

Abfahrt: Karlsruhe

Die Deportation der Sinti und Roma vor 50 Jahren

Der 16. Mai 1940 ist für die Karlsruher Sinti kein Tag wie jeder andere, sondern ein besonderes Datum. Das Ereignis jedoch, das diesen Tag für viele von ihnen zu einem Schicksalstag machte, findet sich in keiner Stadtchronik. Auch in den Karlsruher Zeitungen jener Tage suchen wir vergeblich. Dabei wäre es durchaus eine Schlagzeile wert gewesen: Etwa 200 Karlsruher Bürger sind unbemerkt und spurlos aus der Stadt verschwunden.

Der 16. Mai 1940 war der Stichtag für die erste familienweise Massendeportation der Sinti und Roma, vor allem aus den nördlichen und westlichen Grenzgebieten, in die Gettos, Arbeits- und Konzentrationslager im besetzten Polen. In den Bereichen der Kriminalpolizeileitstellen Hamburg, Bremen, Köln, Düsseldorf, Hannover, Frankfurt und Stuttgart wurden an diesem Tage auf Anordnung Himmlers rund 2 800 „Zigeuner" verhaftet, in Sammellager verschleppt und von dort ins Generalgouvernement Polen deportiert. Dieser Verschleppung war neben vielen anderen NS-Verfolgungsmaßnahmen eine systematische Erfassung aller „Zigeuner" durch die „Rassehygienische Forschungsstelle" in Berlin vorausgegangen. Die „Auslese" der – zumeist katholischen – Sinti und Roma erfolgte allein über die für das Reichskriminalpolizeiamt erstellten „Rassegutachten", in denen der jeweilige „Mischlingsgrad" festgeschrieben war, wobei bereits ein Achtel „Zigeunerblut" das Todesurteil bedeuten konnte.

Seit eh und je waren die „Zigeuner" besonderen Vorurteilen und Verfolgungsmaßnahmen ausgesetzt. Doch mit dem Machtantritt der Nazis wurde ihre Lage zunehmend bedrohlicher. Auch die rund 500 Karlsruher Sinti - genaue Angaben fehlen, solange das polizeihistorische Aktenmaterial als verschollen gilt - bekamen das sehr bald zu spüren. Seit 1938 durften sich die Sinti in Baden nicht mehr frei bewegen, in Karlsruhe nicht mehr den Stadtbezirk verlassen. Ein großer Teil von ihnen lebte „festgesetzt" und „zwangseingewiesen" im „Dörfle" unter nahezu gettoähnlichen Bedingungen und ständiger Kontrolle des „Zigeunerkommissariats" im Präsidium am Marktplatz. Die Sinti zahlten wie die Juden eine erhöhte Einkommenssteuer und hatten keine Chance, sich gegen zahlreiche über sie verhängte Willkürmaßnahmen zur Wehr zu setzen. Sie lebten mitten in der Stadt unter ihren Karlsruher Mitbürgern und waren doch nahezu vogelfrei. Wo sie wohnten, ob sie einen Beruf hatten oder heiraten durften, ob sie sich aus „Blutschutzgründen" scheiden lassen sollten oder aus „rassischer Indikation" abtreiben mußten – ihr „Sachbearbeiter" Regelin hatte aufgrund der „Zigeuner-Personal-Akten" nahezu immer das letzte Wort. Er konnte Vorbeugehaft verhängen, die Sterilisation anordnen oder ins KZ einweisen. Das Karlsruher „Zigeunerkommissariat" betrieb aber auch landesweit die Verfolgung der Sinti und Roma und organisierte schließlich ab März 1943 federführend für ganz Baden die Deportationen nach Auschwitz. Auch bei der Deportation vom Mai 1940 spielte es eine nicht unbedeutende Rolle.

Geplant und organisatorisch geleitet wurde sie von Paul Werner, dem ehemaligen

(bis 1937) Chef der Karlsruher „Zigeunernachrichtenstelle". Nebenbei betrachtete der Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei diese Großaktion auch als eine Übung für die folgenden Juden- und Zigeunerdeportationen. Das belegen nicht zuletzt die „Erfahrungsberichte" begleitender Kriminalbeamter, die „Mißstände" anprangern und „Verbesserungsvorschläge" für spätere „Evakuierungen" machen: „Eine werdende Mutter ist besser zu transportieren und zu behandeln als eine stillende Mutter... Die Behandlung der Wöchnerinnen mit ihren Säuglingen im Lager und während dem Transport brachte viel Arbeit mit sich." Ausführende der Nacht- und Nebelaktion waren neben den „Zigeuner-Kriminalpolizeistellen" die örtlichen Polizeikräfte. Auch in Karlsruhe hatte der „Zigeuner-Sachbearbeiter" weitgehend freie Hand bei der Auswahl der zu deportierenden Familien. Der Zugriff verlief sehr unterschiedlich: Einige wurden anscheinend reisefertig in den Hof des Polizeipräsidiums beordert, die meisten aber im Dunkel der Nacht aus dem Schlaf gerissen, mit bewaffnetem Polizeiaufgebot zum fluchtartigen Packen (bis zu 50 kg pro Person war gestattet) gezwungen und zum Präsidium am Marktplatz gebracht. Die Sinti aus dem „Dörfle" hatten den kürzesten Weg in die Gefangenschaft. Im Hof des Präsidiums wurden sie gesammelt und auf fünf bis sechs Polizeilastwagen verladen. Der Leiter des „Zigeuner-Kommissariats" Regelin überprüfte anhand der Revierlisten und machte dabei auch die überall gleichen, falschen Versprechungen: „Dort seid ihr frei", „bekommt schöne Wohnwagen", „ein Häusle und Garten"...

Neben den Sammellagern in Köln und Hamburg diente das Zuchthaus Hohenasperg zur Vorbereitung der Deportation. Hier wurden die Sinti-Familien fast eine Woche festgehalten, Geld, Wertgegenstände, Lebensmittelkarten und sämtliche Papiere wurden ihnen abgenommen. Lediglich zehn Reichsmark durften sie pro Person in Zloty umtauschen, ein Hinweis auf das weitere Ziel. Schließlich mußten sie eine Erklärung unterschreiben, die für die Karlsruher Familie K. und andere zum Verhängnis wurde: „Mir ist heute eröffnet worden, daß ich im Falle verbotener Rückkehr nach Deutschland unfruchtbar gemacht und in polizeiliche Vorbeugungshaft (Konzentrationslager) genommen werde." Der bei der Reichsbahn bestellte „Sonderzug" fuhr am 22. Mai, 10 Uhr, ab Bahnhof Asperg über Nürnberg, nach Jedrzejow in das Generalgouvernement Polen.

Dort wurden die Sinti in Gettos, Konzentrations- und Arbeitslager eingewiesen. Die aus Karlsruhe deportierten Sinti arbeiteten bei miserabler Ernährung bis zu 14 Stunden täglich beim Flugplatz- und Strassenbau, in Steinbrüchen, mußten Schützengräben ausheben und Konzentrationslager bauen. Der größte Teil hat die fünfjährige Zwangsarbeit und Lagerhaft nicht überlebt. Karlsruher Sinti wurden bei der Erschießung von Radom und in den Vergasungs-Lkws im Lager Buskow ermordet. Andere, vor allem ehemalige Wehrmachtsangehörige, wurden für die letzten Kriegsmonate von der SS wieder „deutschgemacht", in „Himmelfahrtskommandos" gesteckt und als „Kanonenfutter" an die Front gestellt. Andere starben wie die 1943 und 1944 aus Karlsruhe Deportierten in Auschwitz an Seuchen oder wurden vergast. Die Überlebenden, die nach Karlsruhe zurückkehrten, waren die Ausnahme. Nahezu jeder Überlebende hatte einen Großteil seiner Verwandten verloren. Krank, mißbraucht, verwundet, verstümmelt oder unfruchtbar gemacht, kehrten sie in ihre Heimatstadt zurück.

Familienweise waren sie fünf Jahre zuvor derportiert worden – als einzelne standen sie nun vor dem Nichts. Doch die nun notwendige Hilfe wurde ihnen – im Gegensatz zu anderen Opfern und Verfolgten – in den meisten Fällen verweigert oder auf ein Minimum zusammengestrichen.

Michail Krausnick

Nottingham – eine Stadt der Museen

Zum Kulturleben in Karlsruhes Partnerstadt

Eine gute Möglichkeit, sich etwas von Geschichte, Kultur und Geist der Partnerstadt vermitteln zu lassen, besteht im Besuch eines oder mehrerer der acht Nottinghamer Museen. Der Besucher ist überrascht von der großen Zahl, der guten Ausstattung und Führung der Museen und den vielfältigen Aktivitäten, die dem Publikum angeboten werden. Alle Museen sind in städtischer Regie.

Das Stadtbild beherrschend, liegt die ehemalige Burg auf einem Felsen über der Innenstadt. Hier ist als wichtigstes und vielseitigstes das *Nottingham Castle Museum* untergebracht. Der heutige Schloßbau stammt allerdings erst aus dem vorigen Jahrhundert. Das Herzstück des Museums ist die Gemäldegalerie mit angrenzendem Graphikkabinett und dem Bonnington-Zimmer. Eine weitere, recht umfangreiche Abteilung ist der Geschichte der Stadt Nottingham gewidmet und zeigt von prähistorischen Bodenfunden bis zum Handwerk des 19. Jahrhunderts eine Fülle von Belegen zur Entwicklung der Stadt. Neben der militärgeschichtlichen steht die völkerkundliche Abteilung des Museums. Die Keramikgalerie veranschaulicht die Geschichte der britischen Keramik- und Porzellanfertigung. Interessant ist auch die Silbergalerie mit englischem Haushaltssilber und Schmuck. Die sehenswerte Glassammlung besteht größtenteils aus englischem Glas seit dem 17. Jahrhundert.

Neben den ständig gezeigten Abteilungen verfügt dieses Universalmuseum über zwei große Säle für Wechselausstellungen, die das ganze Jahr über zu sehr unterschiedlichen Präsentationen von der Heimatgeschichte bis zur modernen Kunst genutzt werden.

In unmittelbarer Nachbarschaft, am Fuße des Burgfelsens, liegt das *Brewhouse-Yard-Museum*, ein Ensemble von fünf Backsteinhäusern aus dem 17. Jahrhundert. Hier hat die Darstellung des Alltagslebens der letzten 300 Jahre seinen Platz gefunden. Ganze Wohnungs- und Kücheneinrichtungen wurden hierher versetzt ebenso wie Handwerkerwerkstätten und komplette Ladeneinrichtungen. Sehr hübsch sind der Spielzeugladen und das historische Schulzimmer. Spiel und Freizeit gilt eine weitere Abteilung. Die Bestände werden laufend durch Stiftungen aus der Bevölkerung angereichert, die sich in erstaunlicher Weise gerade mit diesem Museum identifiziert. Ein wichtiger Bestandteil des Museums sind die im Verlauf von Jahrhunderten in den Burgfelsen gegrabenen Höhlen, die zunächst als Bierkeller, später als Luftschutzkeller dienten. Die entsprechenden Einrichtungen sind erhalten. Die angrenzenden Gärten gehören gleichfalls zum Museum und sind entsprechend mit Heilkräutern, historischen Rosen-

Museum of Costumes & Textiles

arten und dergleichen bepflanzt. Das älteste englische Gasthaus, „Ye olde Trip to Jerusalem", ist baulich mit dem Museum verbunden.

Gleichfalls am Fuß des Schloßberges befindet sich in drei zusammengefaßten Bürgerhäusern des 18. Jahrhunderts das *Museum of Costume and Textiles*. In mehreren Zimmern mit jeweils originaler Möblierung wird hier die Geschichte der europäischen Kleidung von 1790 bis in die Mitte unseres Jahrhunderts anhand kompletter Kostümierung ganzer Familien vor Augen geführt. Daneben sind Entwicklungsreihen einzelner Bekleidungsstücke, etwa Schuhe, Hüte, Unterwäsche oder Handschuhe, dargestellt. Auch die Herstellung der Nottinghamer Spitzen findet ihre historische Würdigung. Das in der Nähe gelegene Canal Museum befaßt sich mit der Binnenschiffahrt auf dem Fluß Trent und den mit ihm verbundenen Kanälen. An einem solchen Schiffahrtskanal steht das alte Lagerhaus, welches das Museum mit vielen Originalstücken und einer Naturgeschichte des Trenttales beherbergt.

Im Stadtteil Sneinton erwartet den Besucher eine auf einem Hügel gelegene Windmühle, die in Erinnerung an den Müller und Naturwissenschaftler George Green (1793 bis 1841) als *Science Centre Greens Mill* museal betrieben wird. Tatsächlich kann man die Mühle arbeiten sehen und das dort hergestellte Mehl kaufen. Die um die Mühle herum angeordneten Gebäude enthalten neben dem Gedenken an George Green die didaktisch hervorragend aufbereitete Demonstration physikalischer Grundgesetze mit Möglichkeiten zum selbständigen Experimentieren. Kein Wunder, daß die Mühle das Ziel vieler Schulklassen ist.

Ähnliches kann von dem *Wollaton Hall Natural History Museum* gesagt werden, dessen Besuch schon ein echter Klassenausflug sein kann. Wollatan Hall ist ein prächtiges Renaissanceschloß inmitten ausgedehnter Parkanlagen, die teilweise auch als Wildgehege dienen. Mittelpunkt des Schlosses bildet die mächtige, das Gebäude überragende Halle. Die Ausstellungsräume gruppieren sich in zwei Stockwerken um diese Halle. Bemerkenswert sind die Sammlungen von Vögeln und Fischen und eine komplette Darstellung der britischen Säugetierwelt. Viel beachtet wird die Ausstellung lebender Insekten, etwa eines Ameisenbaus oder eines Bienenstockes. Mineralien und Versteinerungen bilden eigene Abteilungen. Das Museum ist auch bekannt für seine hervorragenden Tierpräparationen.

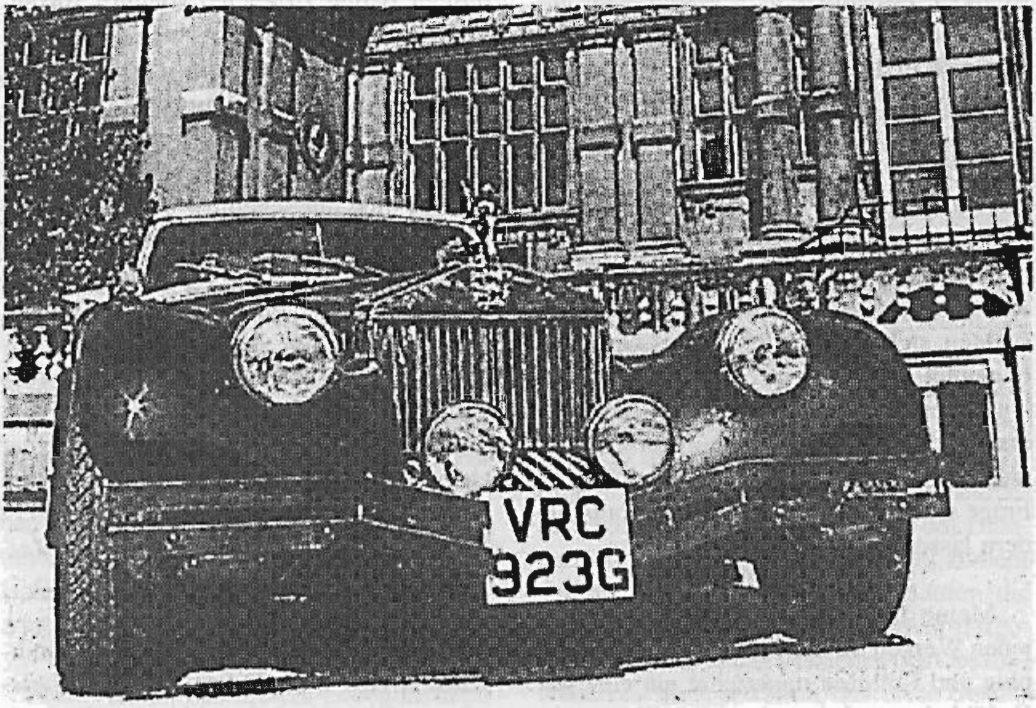
In unmittelbarer Nachbarschaft zum Schloß befindet sich ein spätbarocker Komplex von Stall- und Wirtschaftsgebäuden. Hier ist das *Wollaton Park Industrial Muse-*

um, das sich vornehmlich mit der Geschichte der heimischen Industrie befaßt, vor allem mit Maschinen- und Fahrzeugbau, Textil- und Arzneimittelherstellung. Es gibt eine große Sammlung von Fahrrädern, sowie von landwirtschaftlichen und Transportmaschinen. Ein besonderes Schaustück ist eine gewaltige Dampfmaschine aus dem 19. Jahrhundert, die einmal monatlich in Gang gesetzt wird.

Etwa 18 bis 20 Kilometer nördlich von Nottingham unterhält die Stadt ein weiteres Museum besonderer Art. Ursprünglich ein Augustinerkloster, gelangte *Newstead Abbey* später in den Besitz der Familie Byron. Der berühmte englische Dichter Lord George Gordon Byron verkaufte diesen Besitz 1817. Später wurde er der Stadt Nottingham geschenkt. Verständlicherweise ist der größte Teil des Museums dem Andenken des Dichters gewidmet. Wenn auch immer wieder verändert, so ist die Architektur des Gebäudekomplexes durchaus sehenswert, vor allem die gotische Kapelle. Die eigentliche Klosterkirche ist nur noch als Ruine erhalten. Ein gepflegter Park mit einem großen See und kleineren Teichen und ein großes Waldgebiet umgeben Newstead Abbey.

Der Eintritt zu den Museen ist frei, merkwürdigerweise verlangen aber einige an Sonn- und Feiertagen einen Unkostenbeitrag. Fast alle Museen verfügen über einen Museumsladen mit Literatur, Postkarten, Reproduktionen, Bastelbögen, auch Süßigkeiten und vielem anderen, und über ein Restaurant, ein Café oder einen Imbißraum. Selbstverständlich gibt es überall Führer und anderes Informationsmaterial, manchmal sogar in deutscher Sprache.

Die museumsdidaktische Arbeit ist sehr viel ausgeprägter als in Deutschland üblich.



Oldtimer vor Wollaton Hall

Die Stadt Nottingham unterhält dafür eigens eine Dienststelle. Die Programme, Führungen, Kurse, Vorträge wenden sich an Erwachsene und Kinder gleichermaßen. Besonders intensiv ist die Zusammenarbeit mit den Schulen. Einige Museen verfügen über besondere Unterrichtsräume. Auch Konzerte und Theateraufführungen finden in den Museen statt. So sind diese ein lebendiger Bestandteil des städtischen Kulturlebens, weit entfernt von dem verstaubten Image, das mancherorts den Museen in Deutschland, wenn auch zumeist unberechtigt, noch anhaftet. Fast ein wenig zum Neidischwerden ist das alles, zumal die Stadt Nottingham weitere museale Einrichtungen plant.

Heinz Schmitt

Alfred Mombert 1872 - 1942

„Ich erlebe es nun seit vielen Jahren: Je mehr man aus einem Ganzen heraus für ein Ganzes dichtet, aus einer Menschheit heraus für eine Menschheit, aus einem All heraus für ein All: um so kleiner wird der Kreis der Aufnehmenden. Und allen Erwartungen entgegen dichtet man am Ende faktisch fast nur noch für jene Wenigen, die selber als Dichter zu bezeichnen sind (auch wenn sie nie ein Gedicht geschrieben haben). Das ist dann die „Menschheit", die man sich in der Jugend so milliardär dachte."

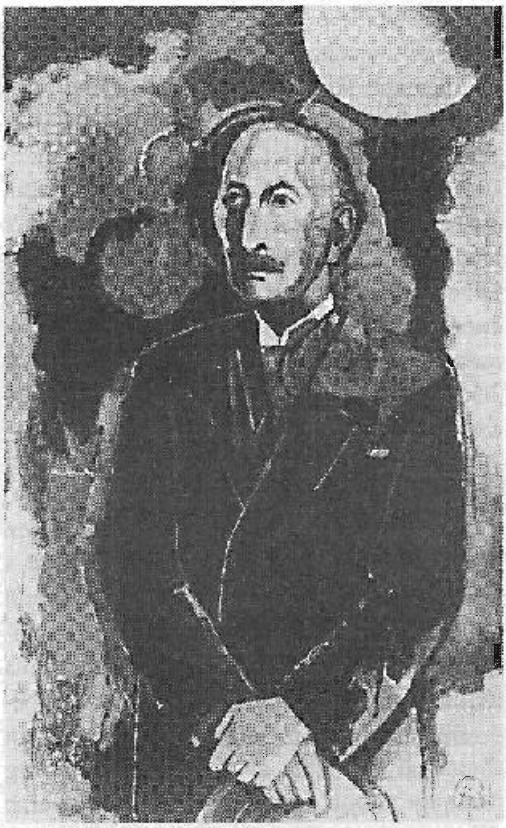
Momberts Werk hat bis heute keine Gemeinde gefunden. Und schwerlich finden sich unter seinen Lesern jene, die in seiner Dichtung den Ausdruck eines schon längst empfundenen, vielleicht noch ungelebten suchten: sich selbst. In Momberts Dichtung begegnet uns vielmehr das Andere, das Unvordenkliche und Einzigartige, das sich erst im dialogischen Umgang erschließt, wenn wir uns wahrhaft davon betreffen, in Frage stellen und zur Antwort herausfordern lassen.

„Meine Liebe gehört jenen Zeiten und jenen Werken, in denen Dichtung, Philosophie und Religion ungetrennt ein einziges Gefühlsdasein leben, wo das alles nicht Schönwissenschaft sondern Tat ist." Momberts Wirken zielt unablässig auf eine Renaissance solcher Zeiten und Zustände. Sein Wort will stets zugleich mythisch-dichterisches Symbol, erhellendes Denkzeichen und Organ metaphysischer Offenbarung und Verkündigung sein. So sind seine Dichtungen – wie stimmungsvoll sie auch im einzelnen anmuten – nicht die lyrischen Spiegelungen realen Erlebens, sondern Bezeugungen visionärer, ja mystischer Welterfahrung, die sich als seelische Erregung, geistige Bewegtheit und innere Schauung höherer Harmonien im Dichter ereignet. Die Wirklichkeitsferne seiner Wortsymphonien ist eine nur scheinbare. Mann geworden an der Schwelle eines Jahrhunderts des Umbruchs, war er sich der ungeheuren Sprengkraft, die in allem Neuen lag, ahnungsvoll bewußt. Seine Antwort ist keineswegs Flucht in Mythos und Mystik, sondern der prophetische Versuch, der umfassenden Versachlichung der Welt mit einer ebenso umgreifenden Durchgeistigung zu begegnen. Sein Schicksal ist bei diesem Versuch selbst mythisch geworden, ein Zeichen, mehr bedeutend als sich selbst.

Alfred Mombert kam als Sohn eines jüdischen Arztes am 6. Februar 1872 in Karlsruhe zur Welt. Nach dem Abitur am humani-

stischen Gymnasium verließ er die Stadt, um in Berlin, Heidelberg, Leipzig und Genf Rechtswissenschaft zu studieren, gleichzeitig aber jene Neigungen zu pflegen, die ihn mit der Philosophie, der Dichtung und den Naturwissenschaften verbanden. Nach der Promotion 1897 wurde er zunächst Staatsanwalt, dann aus inneren Gründen Rechtsanwalt in Philippsburg und Heidelberg, gab aber 1906 seinen Beruf auf, um nur noch dem Ruf seines Dichtertums zu folgen. Fast ein halbes Jahrhundert lebte er still in Heidelberg. Äußere und innere Unabhängigkeit kennzeichnen seinen unbeirrbaren Weg. Reisen nach Skandinavien, in den Mittelmeerraum und zum Vorderen Orient setzen Höhepunkte seines Erlebens. Aber mehr noch sind es die wenigen Freunde, die ihn bereichern und jene Herzwärme spenden, deren er zutiefst bedürftig war: so Richard und Ida Dehmel, Martin Buber, Hans Carossa, Richard Benz, Hermann Hesse, Reinhold Schneider, Leopold Ziegler und Rudolf Pannwitz. Im Dritten Reich wurde er von der preußischen Akademie der Künste ausgeschlossen, konnte sich aber „aus geistigen Gründen und ... Verantwortung" nicht zur Emigration entschließen. Ergreifend seine Berufung auf das Zeugnis der mittelalterlichen deutschen Kaiserkrone, deren Bildfelder das Vorbild des israelischen Königtums beschwören. Im Oktober 1940 wurde Alfred Mombert mit seiner Schwester und anderen Heidelberger Juden verhaftet und nach Gurs, einem Schreckenslager in den Pyrenäen, deportiert, wo er ein Jahr aushalten mußte, bis es endlich Freunden gelang, den schon vom Tode gezeichneten nach Winterthur (Schweiz) in das Haus Hans Reinharts zu überführen, wo er am 8. April 1942 seinen Leiden erlag.

Sein Werk ist von diesem Leben nicht zu trennen und zeigt nicht von ungefähr



Gemälde von Carl Hofer 1931, im Krieg zerstört.

„symphonisches" Gepräge. Das gilt für die Gedichtzyklen wie auch für die dramatischen Dichtungen, deren oratorienhafte Struktur allem Schauspielhaften fernsteht. Was sie auszeichnet, ist das Erleben der „Gestalt", die Richtung und Gewicht der einzelnen Aussage erst bestimmt. Hier spricht nicht mehr ein lyrisches weltbetroffenes Ich im hymnischen oder elegischen Monolog, sondern hier ordnet sich ein durchgängiges Geschehen je um eine vom Dichter abgelöste, festumrissene Gestalt zumehr episch als szenisch greifbaren Abläufen, die in lyrisch-hymnischen Kundgaben dargestellt werden. Für das Verstehen des Gesamtwerkes ist es unerläßlich, daß diese Gestalten in ihrer eigentlichen Bedeutung völlig

bewußt werden: Wird in AEON der „ewige Mensch zwischen Chaos und Kosmos vom mythischen Aufbruch bis an das Ende der Geschichte geführt, so erleben wir in AIGLA die Herabkunft des Göttlichen, der Gnade, und ihre Einkehr bei den Menschen. Dabei ist entschieden dem Versuch gewehrt, Welt und Gottheit in trostloser Geschiedenheit zu sehen oder aber ihre Wesenheiten unangemessen zu vermengen. In der Durchgeistigung der Welt und des Menschen erfährt Mombert die sakramentale Zuwendung des Göttlichen als heilendes, sinn- und maßgebendes Ereignis. Organ des Geschehens ist das Wort im wahren Gespräch und Gedicht. Das wird deutlich in SFAIRA, der dritten Gestalt, einst dem sterblichen Leib des erdentrückten AEON entsprungen, Sinnbild einer Lebensform, fähig die Erde zu begeistern. SFAIRA ist auch die Gestalt, die als Greis nun das letzte Werk Momberts beherrscht, die sein Selbstverständnis, sein Tun und Erleiden, auch seine Verklärung bezeugt, autobiographischer als sonst eine Figur seines Dichtens und doch auch mythischer als jede. SFAIRA wird selbst von einer mythischen Erkenntnis gezeichnet: Der Mythos von RADHA-HARI gibt ihm die Kraft des Aufbruchs und setzt ihm das Ziel. Es ist das Sinnbild der liebenden Vereinigung des Himmels mit der Erde, wie es die indische Überlieferung lehrt. „RADHA-HARI – sie muß ich mir finden."

Wir halten damit den Hauptschlüssel zu allen Gängen, Kammern und Bereichen seines Dichtens und Denkens in den Händen. Daß Mombert die liebende Begegnung und Erfüllung zur Grundfigur menschlicher Selbstfindung und -vollendung macht, erscheint vielleicht seltsam, wenn man seinen einsamen Lebensweg bedenkt. Seine Briefe und Gedichte aber zeigen uns den glühend Liebenden, der er stets war. Der Briefwechsel mit Richard und Ida Dehmel verrät uns seine tragisch-unbedingte, alles ausschließende Liebe zur Frau seines Freundes, der er die Treue hielt. Sucht man nach den Spuren des Dichters in seiner Vaterstadt, so findet man auf der Nordseite der Kaiserstraße Ecke Hirschstraße sein Elternhaus, gekennzeichnet durch eine Gedenktafel, die man im Alltagsverkehr eher übersieht.

Benutzern der Badischen Landesbibliothek werden in älteren Bänden gelegentlich Stempel auffallen, die ihnen bewußt machen, daß sie ein Buch aus der Bibliothek Alfred Momberts in der Hand halten. Sie hat hier gesonderte Aufstellung gefunden und wird als geschlossene Einheit bewahrt. Und hin und wieder führt das dazu, daß einer aufmerksam wird und mit angebrachter Neugier Genaueres zu erfahren sucht über den Vorbesitzer.

Erinnern an ihn will auch die Mombertstraße, die sich in der Oststadt von der Dunantstraße zum Ostring erstreckt. Schließlich hat man seiner auch bei der Errichtung des neuen Karlsruher Kongreßzentrums gedacht und einen der schönen, vielfältig nutzbaren Veranstaltungsräume Alfred-Mombert-Saal genannt (Untergeschoß). Solche Merkzeichen werden allerdings erst wirksam, wenn sie aufmerkende Antworten anregen. Das setzt tätige Teilnahme voraus.

Rudolf Immig

„Das neue Reichspostgebäude“

Zur Einweihung des Postamts 1 vor 90 Jahren

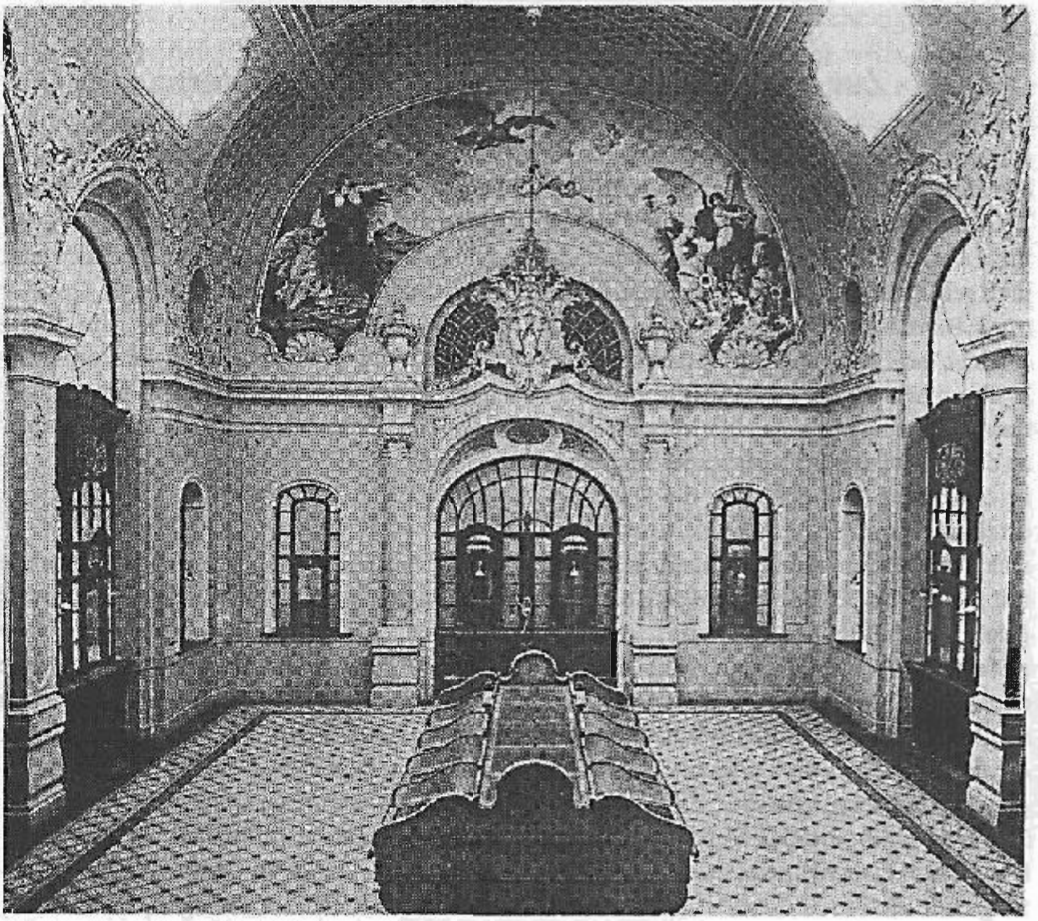
Das war schon ein großes Fest, als am 18. Oktober 1900 das neue „Reichs-Post- und Telegraphengebäude“ am heutigen Europa-Platz eingeweiht wurde, nach zweieinhalbjähriger Bauzeit bei 1,5 Millionen Goldmark Baukosten. Eine eigene Denkschrift erschien im Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhaltung, in der man die Entwicklung des Postwesens und die Mitwirkenden an dem Domizil für das Hauptpostamt und – im badischen II. Stock – für die Oberpostdirektion würdigte. Lange Zeit hatte man sich recht bescheiden geholfen, jetzt war mit dem Deutschen Kaiserreich die Zeit gekommen, in repräsentativen Bauten sich zu feiern, allein der Baugrund – 12 000 Quadratmeter – kostete dem Reich 1,68 Millionen Mark, also 140 Mark der Quadratmeter, die der Staatssekretär v. Stephan „nach langen und harten Debatten“ 1896 von der Budgetkommission des Reichstags bewilligt bekam. Dabei hatte alles so klein angefangen.

1715 bis 1811

Die Stadtgründung 1715 fiel in eine Zeit, in der das Postwesen schwach ausgebildet war. Erst 1731 bekam Karlsruhe eine eigene Poststube; bis dahin holten Boten Postsachen aus Durlach. Die Thurn und Taxische Reichspost hatte per Vertrag mit dem Markgrafen nun auch in der Fächerstadt einen Stützpunkt, Station für die wöchentlich verkehrende „Geschwindkutsche“ von Frankfurt über Mannheim zu den oberbadischen Besitzungen des Markgrafen und nach Basel. 1769 gab es täglich Briefpost, 1799 schon zweimalige Personen- und Paketebeförderung. Bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts genügte ein einziger Briefträger, um die wenigen Briefe, die reitende Boten oder die Kutschen brachten, auszutragen. Nach dem Ende des Alten Reichs 1806 und dem Ende der Reichspost behielt hier der Fürst von Thurn und Taxis die Postverwaltung jetzt als Großherzoglicher Badischer Erb-Landpostmeister unter Oberaufsicht des badischen Innenministeriums.

1811 bis 1871

Am 1. August 1811 nahm dann Baden die Post in eigene Regie, wofür dem Fürsten vor Thurn und Taxis eine Jahresrente von 25 000 Gulden gezahlt werden mußte. Karlsruhe wurde Sitz der Oberpostdirektion. In den Großherzoglichen Verkehrsanstalten waren zunächst Post und Verkehr vereinigt, ab 1854 also auch Eisenbahn und Bodenseeschiffahrt. Das „Postbureau“ lag erst in der Adlerstraße, dann im Gasthof „Zum goldenen Kreuz“ Ecke Zähringer- und Kreuzstraße, wo die ersten Briefkästen standen, schließlich am Bahnhof vor dem Ettlinger Tor. Das Abgeben der Post am Schalter überwog, weil man den anonymen Briefkasten noch mißtraute. Das Reisebedürfnis war in den 30er Jahren gestiegen, die Postwagenkurse wurden dichter. Eine Fahrt von Frankfurt nach Basel dauerte 55,5 Stunden mit Übernachtungen in Karlsruhe und Freiburg. Für den Rückweg brauchte man nur 49 Stunden bei einer Übernachtung in Karlsruhe. 1842 fuhren täglich zwei neunsitzige Eilwagen von Karlsruhe nach Frankfurt in 13,5 Stunden, ab 1851 täglich drei Eilwagen nach Stuttgart in achteinhalb Stunden. Dieses Postwagennetz schrumpfte bei der Einführung der Eisenbahn, um schließlich nur



Die aufwendige Briefschalterhalle um 1900. 100 Jahre zuvor konnte Landposthalter Kreglinger bei Einkunft von 250 Gulden mit 100 Gulden den einzigen Briefträger Karlsruhes zahlen und für den Rest „Schreib-, Heiz- und Beleuchtungsstoffe für die Station" beschaffen.

noch auf Nebenstraßen gebraucht zu werden. 1843 wurde die Eisenbahnstrecke Karlsruhe-Heidelberg eröffnet, der Jahr für Jahr neue Linien folgten: so 1844 nach Rastatt, 1861 Pforzheim, 1870 Mannheim (die sog. Rheinbahn) und viele andere Linien mehr, z. B. 1898 durchs Albtal nach Herrenalb. Wenn die Eisenbahnverwaltung nun die Personenbeförderung übernahm, so hatten die Postanstalten mit der Bewältigung des rapide zunehmenden Brief- und Paketverkehrs zu tun. Aber nicht nur die Quantität wuchs; mit der Einführung der Bahnpost ab 1848, von Schnellzügen 1853 und Nachtzügen 1863 konnte der Postkunde damit rechnen, daß auch die Qualität durch deutlich beschleunigte Zustellung verbessert wurde. Während 1810 täglich nur 21 Postpakete in Karlsruhe ankamen, waren es 1841 schon 270 und 1858 pro Tag 400. Seit 1858 wurde eine regelmäßige Poststatistik geführt. Allein der rasch wachsende Briefverkehr illustriert, daß die industrielle Revolution des 19. Jahrhunderts auch eine der

Kommunikation war. 1864 wurden in Karlsruhe 1 343 000 Briefe umgeschlagen, 1872 waren es 2 173 000, 1899 schließlich 9 900 000.

Deutsche Reichspost seit 1872

1872 wurde hier eine Kaiserliche Oberpostdirektion eingerichtet, deren Bezirk sich auf die nördliche Hälfte des Großherzogtums Baden erstreckte, im Süden begrenzt durch die Bahnlinie Appenweier-Straßburg. Die Personalausstattung, an der Spitze der Oberpostdirektor, war mit 33 Beamten bescheiden, einem Postrat, zwei Postinspektoren, 14 Bürobeamten, einem Kanzlisten und 13 Hilfsarbeitern. 387 Anstalten unterstanden dieser Direktion vom Postamt I. Klasse bis zur „Posthülfstelle", einem Bahnpostamt und drei Telegraphenämtern.

Die Telegraphie hatte 1847 in Karlsruhe Eingang gefunden, und zwar für den Eisenbahnbetrieb nach Durlach. Hofrat Professor Eisenlohr war eigens nach England geschickt worden, um Erhebungen für die großherzogliche Regierung anzustellen. 1850 wurde dann das System Morse übernommen, und ein Jahr später reichten die Leitungen unter anderem zu den Telegraphenämtern Mannheim, Heidelberg, Baden-Baden, Kehl. 1852 erfolgte der Anschluß an Frankreich, an Württemberg, Hessen-Darmstadt, Frankfurt und die Schweiz. Damit war Baden mit der damaligen telegraphischen Welt verbunden; es trat dem Deutsch-Österreichischen Telegraphenverein bei, und so durften in Karlsruhe auch Telegramme in niederländischer, englischer und italienischer Sprache angenommen werden. 1876 wurde die Telegraphendirektion mit der Post vereinigt.

Am 1. Januar 1884 begann das Fernsprechwesen in Karlsruhe, und zwar mit 25 Teilnehmern. Ende Januar waren es schon 64, weil die städtischen und staatlichen Anstalten bald erreichbar wurden, und 1890 war die Zahl auf 172 angewachsen, die Leitungslänge auf rund 338 Kilometer. Mit dem Auswechseln von Eisenleitungsdrähten gegen solche aus Bronze 1892 verbesserte sich die Sprechverständigung, nicht zuletzt auch durch Ersatz der bisher üblichen Bell'schen Fernsprecher mit dem lauter wirkenden Mikrofonsystem. So konnte nach der ersten Leitungsbrücke nach Durlach 1892 der Kontakt zu den zwölf Fernsprechteilnehmern in Ettlingen aufgenommen werden, 1893 gelang schon die Verbindung mit Pforzheim, Mannheim, Frankfurt, 1894 mit allen Telefonanstalten Württembergs und erst 1895 mit den Orten der südlichen Oberpostdirektion Konstanz, aber auch mit der Reichshauptstadt Berlin. 1899 besaßen 892 Teilnehmer in Karlsruhe einen Telefonanschluß, und angesichts dieser Entwicklung wurde im neuen Postgebäude ein geräumiger Fernsprechsaal für die Vermittlung eingerichtet, zunächst für 2 000 Teilnehmer, doch mit einer Kapazität für 4 800.

Das neue „Centralgebäude"

Man versteht die Erleichterung der Postbeamten, als diese auf verschiedene Häuser – zuletzt sieben – verteilten Postdienste nun im neuen „Centralgebäude" unter ein Dach kamen. Sechs Jahre hatte man sich darum bemüht, bis man endlich die Kaserne des Leibgrenadierregiments erwerben konnte. 1824 war diese damals außerhalb der Stadt gebaut worden, nun aber im Laufe der Stadterweiterung vollständig umschlossen, was den militärischen Dienst erheblich störte, so daß die badische Militärverwaltung eine neue Kaserne baute, ein Glücksfall für die Reichspostverwaltung.

Die Denkschrift zur Gebäudeeröffnung ist in einem nüchternen Stil geschrieben, der aber doch auch einen gewissen Stolz über die prunkvolle neubarocke Architektur erkennen läßt. „Die Farbwirkung der Fassade" heißt es da, „ist durch ein sattes Ziegelroth der Dächer, welche für den gewählten Styl ganz besonders charakteristisch sind, zu steigern versucht worden. Das Roth, ursprünglich schroffer, jetzt schon gemildert, soll mit den grauen und weißen Farbtönen und dem Grün der vorliegenden gärtnerischen Anlagen zusammenklingen." Die Briefschalterhalle als wichtigster Raum wurde mit besonderer Sorgfalt architektonisch gestaltet. Zehn Meter breit, 16 Meter lang und zehn Meter hoch bot sie 20 Schaltern Platz sowie einer Doppelpultanlage mit zehn Schreibplätzen. An der Stirnwand prangt in einer plastischen „Cartouche" der Namenszug des Kaisers sowie ein großes Gemälde, dessen Motto lautete „Deutschlands Verkehr vom Fels zum Meer", denn das neue Haus, so endet die Denkschrift, sollte nicht nur der „wirtschaftlichen Wohlfahrt" dienen, „sondern auch der Vertiefung des nationalen Geistes – jetzt und immerdar." Wir Kinder eines geschundenen 20. Jahrhunderts sind da schon zufrieden, wenn in den Bombenhageln, die über Karlsruhe niedergingen, ein Baudenkmal der Jahrhundertwende erhalten blieb.

Leonhard Müller

Blick auf 275 Jahre Karlsruhe

Stadtgeschichtsschreibung im Jubiläumsjahr

Das Fest des 275. Karlsruher Geburtstags ist gefeiert. Die Festzelte sind abgebaut, die Sieger kultureller wie sportlicher Wettbewerbe gekürt und die Ausstellungen geschlossen. Was bleibt, ist die Erinnerung. Was bleiben wird, sind die im Jubiläumsjahr erschienenen stadtgeschichtlichen Veröffentlichungen. Daß dieses Jahr Anlaß sein würde, dem aktuellen Bedürfnis nach Selbstvergewisserung durch Geschichte nachzukommen, war zu erwarten. Daß aber die Karlsruher Bürgerinnen und Bürger nun in achtzehn unterschiedlichsten Publikationen Neues, Wissenswertes, Interessantes und auch Amüsantes über die Geschichte ihrer Stadt nachlesen können, ist doch erstaunlich und erfreulich zugleich. Quantität allein sagt allerdings noch wenig aus über den tatsächlich erzielten Gewinn für die Stadtgeschichtsschreibung. So soll denn hier in aller Kürze nach dem Erkenntnisfortschritt, nach geschlossenen oder nach wie vor offenen Lücken, nach neuen Perspektiven im Blick auf 275 Jahre Karlsruhe gefragt werden.

Die gewichtigsten Neuerscheinungen sind zweifellos die vier Bände, die als wissenschaftliche Grundlage für die vier großen historischen Ausstellungen erarbeitet wurden. Einen entschiedenen Schritt auf bislang nicht oder kaum erforschtes Feld der Karlsruher Stadtgeschichte wagten dabei die neun Autoren des vom Stadtarchiv herausgegebenen Bandes *„Alltag in Karlsruhe. Vom Lebenswandel einer Stadt durch drei Jahrhunderte"*. Gegenüber den älteren Stadtgeschichten findet hier ein Wechsel von der herrschaftlichen Schloßturmperspektive zur Sicht der kleinen Leute statt. Ihre Freuden und Nöte werden – immer dicht an den Quellen – zum Teil sehr pla-

stisch vor Augen geführt. Besonders deutlich wird der rapide Wandel der Lebensumstände in allen Bereichen, wenn man die Kapitel zum späteren Biedermeier im Jahre 1840 und zum Jahre 1890, als die Industrialisierung auch in Karlsruhe ihre volle Auswirkung erreicht, nebeneinander liest.

Wesentlich verbreitert wird die Sicht auf die Zeit um 1890 durch die 16. Beiträge in der Veröffentlichung des Generallandesarchivs *„Residenz im Kaiserreich. Karlsruhe um 1890"*. Hier herrscht eine andere, auf den ersten Blick traditionellere Sicht vor. Im Mittelpunkt des Interesses steht das höfische und großbürgerliche Karlsruhe, das vor allem in seinen kulturellen, gesellschaftlichen, wohltätigen und baulichen Ausprägungen vorgeführt wird. Gleichwohl finden sich durchaus Hinweise auf die sozialen Spannungen und Verwerfungen auch in der Karlsruher Bevölkerung. So etwa die Feststellung, daß die soziale Wirklichkeit die repräsentativen Prachtbauten und Denkmäler als „politische Propagandamittel" zur Bewahrung der gesellschaftlichen Ordnung entlarvte oder der Beleg, daß die Arbeiter dank des undemokratischen kommunalen Dreiklassenwahlrechts im Stadtrat und Bürgerausschuß bis 1918 weit unterrepräsentiert bleiben. Im Rahmen des Konzepts für diesen Band waren nur knappe Hinweise auf den Industrialisierungsprozesses in Karlsruhe möglich. Dieser bleibt so weiterhin nur in einer Darstellung aus dem Jahre 1954 nachzulesen, wo er ohne Blick auf die korrespondierende Entwicklung der Arbeiterbewegung abgehandelt wird. Materialien dazu finden sich in der soeben erschienenen Veröffentlichung *„Volksbewegung und demokratische Neuordnung in Baden 1918/19. Zur Vorgeschichte und Geschichte der Revolution"*, in der vor dem Hintergrund der badischen auch die Karlsruher Ereignisse analysiert und die handelnden Personen erstmals in Kurzbiographien erfaßt sind. Einen weiteren Mosaikstein liefert die vom DGB herausgegebene Broschüre *„100 Jahre 1. Mai in Karlsruhe"*. Im Spiegel vieler Karlsruher Reden zum 1. Mai wird klar, daß auch hier die sozialen Auseinandersetzungen geführt wurden, in denen erst das entstand, was heute als das Modell soziale Marktwirtschaft Schule macht.

In neun Aufsätzen, die dem Ausstellungskatalog *„Kunst in der Residenz"* der Staatlichen Kunsthalle vorangestellt sind, findet der Leser für den Bereich bildende Kunst gewissermaßen die historische Ausweitung des im Band des Generallandesarchivs angeschlagenen Themas höfische Kultur. Neben der aus verschiedenen Perspektiven beleuchteten Künstlerszene finden sich aufschlußreiche, konzentrierte Ausführungen zu den Bedingungen, „die hier eine erstaunliche Kunstblüte ohne Jahrhunderte alte Tradition möglich gemacht und zugleich verhindert oder zumindest gehemmt haben, was in anderen Zentren zum Aufbruch der Moderne führt."

Zurück zur Stadtgründung ins 18. Jahrhundert führt die Publikation des Badischen Landesmuseums, *„Klar und lichtvoll wie eine Regel'. Planstädte der Neuzeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert"*. Hier wird deutlich, daß Karlsruhe in einer längeren Tradition stehend – eine „besonders charakteristische bauliche Selbstdarstellung des absolutistischen Zeitalters" darstellt. Sechs der 25 Beiträge widmen sich der Karlsruher Gründungs-, Planungs- und Baugeschichte sowie der Ansiedlungspolitik in der Stadt, wobei die Autoren und Autorinnen aus profunder Quellenkenntnis neue Einsichten eröffnen und vor allem im Beitrag zur „Peup-

lierung" ganz neue differenzierende Kenntnisse über die residenzstädtische Bevölkerungim 18. Jahrhundert erschließen. Solche sozialgeschichtliche Information wünscht man sich auch für das 19. Jahrhundert. Im Zusammenhang mit der Karlsruher Stadtplanung im 18. Jahrhundert sei wenigstens verwiesen auf die sehr instruktive, nicht nur für Schüler anregende Folienreihe *„Karlsruhe. Entwicklung von Stadt und Umland"*, die die Landesbildstelle Baden herausgegeben hat.

Im Jubiläumsjahr war neben 100 Jahren 1. Mai auch anderer Jahrestage zu gedenken. Die aus Anlaß des 400. Jahrestages der Zerstörung Durlachs im Jahre 1689 gehaltenen Vorträge erschienen in diesem Jahr in den *„Karlsruher Beiträgen"*. Sie erinnern eindringlich an die Geschichte der ehemaligen Residenz, für die jenes Jahr schicksalhaft war, liegen hier doch auch die Wurzeln für die Neugründung der Residenz Karlsruhe und, wenn man den Bogen so weit spannen will, auch für die Eingemeindung im Jahre 1938. Des 250. Geburtstages von *„Johann Heinrich Jung-Stilling, Arzt, Kameralist und Schriftsteller"*, gedachten Landesbibliothek und Generallandesarchiv mit einem Begleitbuch zur Ausstellung. Unter den acht Beiträgen interessiert hier vor allem jener über Jung-Stillings Beziehungen zum Karlsruher Hof, an den er 1803 berufen wurde und 1807 als Betreuer des hochverdienten, nun aber greisen und beginnende Geistesschwäche zeigenden Großherzogs Karl Friedrich von Heidelberg übersiedelte: Innenansichten vom Hofleben zu Beginn des 19. Jahrhunderts. 200 Jahre alt geworden wäre 1990 ein Nachfolger Karl Friedrichs, Großherzog Leopold, dessen Biographie ein Desiderat der Forschung ist. Eine Feststellung, die mit dem Ausstellungskatalog der Landesbibliothek *„Großherzog Leopold von Baden 1790 – 1852. Regent, Mäzen, Bürger"* unübersehbar untermauert wird. Sie würde neue Erkenntnisse für die Zeit des Übergangs zur Industrialisierung liefern. Neue Erkenntnisse vermittelt das aus der vorhandenen Sekundärliteratur erarbeitete Büchlein über den Stadtgründer: *„... der sich in Carolsruh ein Eden hat erbaut. Ein Lebensbild des Markgrafen Karl Wilhelm"*, nicht. Schließlich erschien zum Stadtgartenjubiläum eine Schrift: *„Tiere bei uns. 125 Jahre Karlsruher Zoo"*, die einen lebendigen Überblick über die wechselvolle Geschichte dieser Karlsruher Institution gibt.

Auch im Jubiläumsjahr hat die Stadtgeschichtsschreibung die Schattenseiten der Karlsruher Geschichte nicht vergessen. Im Band *„Alltag in Karlsruhe"* ist ein Kapitel enthalten, das vom Jahr 1940 ausgehend die nationalsozialistische Zeit behandelt. Es macht bewußt, wie wichtig die noch ausstehende gründliche Gesamtdarstellung dieser Jahre ist. Manches Ereignis, wie das der Deportation der Karlsruher Sinti und Roma im Jahre 1940 fünf Monate vor der der Juden, das unter dem Titel *„Abfahrt Karlsruhe"* herausgegeben vom Verband der Sinti und Roma Karlsruhe e. V. erschienen ist, gilt es noch in das Karlsruher Geschichtsbild zu integrieren. Daß diese historische Kulturarbeit nicht fruchtlos bleibt, zeigt die notwendige Neuauflage der 1988 erstmals veröffentlichten Bände *„Juden in Karlsruhe"* und *„Hakenkreuz und Judenstern"*, zu denen das Stadtarchiv mit der Landesbildstelle Baden und der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg eine Lichtbildreihe *„Juden in Baden"* mit Begleitheft für den Unterricht erarbeitet hat.

Ihr Juniheft widmet die „Badische Heimat" dem Stadtjubiläum. In dem bunten

Kaleidoskop finden Leserin oder Leser wenige kurze historische Beiträge, die nur ausnahmsweise Unbekanntes zu Tage fördern. Dies gilt auch für die Publikation *„Karlsruhe. 275 Jahre Perspektiven, Perioden und Persönlichkeiten"*, deren großer Wert in den zahlreichen erstmals veröffentlichten Bildern und mancher Detailinformation zu Karlsruher Familien und Betrieben liegt.

Daß dem Hoch stadthistorischer Publikationen des Jubiläumsjahres kein langanhaltendes Tief folgt, dazu kann die Veröffentlichung *„Geschichte und Bestände des Stadtarchivs Karlsruhe"* beitragen. Sie ist erschienen zur Eröffnung des Stadtarchivs im Gebäude der ehemaligen Pfandleihe und listet die Bestände mit ihren noch zahlreichen ungehobenen Schätzen auf.

Eine neue Gesamtgeschichte der Stadt Karlsruhe war zum Stadtjubiläum nicht zu erwarten. Dazu sind die Kenntnislücken zu groß. Einige konnten in diesem Jahr geschlossen werden, andere sind stärker bewußt geworden. Insgesamt ist die Bilanz verglichen etwa mit dem Jubiläumsjahr 1965 qualitativ durchaus erfreulich. Auch der in Jubiläumsjahren naheliegenden Gefahr, die Gegenwart durch eine nostalgische Verklärung der Vergangenheit zu überhöhen, sind die Autoren nicht erlegen. Sie bieten so wahrhaftigere und damit langfristig wirksamere Identifikationsmöglichkeiten als geglättete und geschönte Geschichtsbilder.

Manfred Koch

Geschichtliche Landeskunde am Oberrhein

Zum 30jährigen Bestehen der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein

Das 1803 geschaffene, seit 1905 an der Nördlichen Hildapromenade in Karlsruhe beheimatete badische Generallandesarchiv zählt von jeher zu den größten und bedeutendsten Archiven Deutschlands. Verwahrt es doch nicht allein die schriftliche Überlieferung zur Geschichte Badens, der Markgrafschaften, des Großherzogtums und des Landes Baden, sondern – infolge der umfangreichen territorialen Neuerwerbungen in napoleonischer Zeit – auch wichtige Quellen zur Geschichte der benachbarten Regionen, insbesondere zur Geschichte der linksrheinischen Pfalz, daneben des Elsaß und der nördlichen Schweiz, des Oberrheingebietes und seiner Randlandschaften vom Bodensee bis nach Mainz und Bingen.

Franz Joseph Mone, von 1835 bis 1868 Direktor des Generallandesarchivs, hat der überregionalen Bedeutung des von ihm verwalteten Schriftguts bereits 1850 Rechnung getragen, indem er die noch heute in diesem Haus redigierte, jüngst mit ihrem 138. Jahrgang ausgelieferte Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins gründete, ein Publikationsorgan, das dazu gedacht war, die Schätze des Archivs zu heben und wissenschaftlich auszuwerten. Auch die 1883 ins Leben gerufene Badische Historische Kommission hatte ihren Sitz im Generallandesarchiv und wußte sich dem über Baden hinausweisenden Rang dieses Archivs und seiner Bestände verpflichtet. In ihrem Auftrag und unter ihrer Obhut entstanden neben den Regesten der Markgrafen von Baden und Hochberg so wichtige, die Nachbarlandschaften selbstverständlich einbeziehende Quelleneditionen wie die Regesten der Pfalzgrafen am Rhein und die Regesten der Bischöfe von Konstanz oder die Reihe der Oberrheinischen Stadtrechte. Die Erweiterung zur Oberrheinischen Historischen Kommission (1941), deren Zuständigkeit sich nun auch auf das Elsaß erstreckt, führte 1945 das Ende dieser großen, freilich schon seit 1914/18 gebrochenen Tradition herbei.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Badische Historische Kommission nicht wieder belebt; ihre Aufgaben werden heute von der 1954 gegründeten Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg wahrgenommen. Abgesehen von den verdienstvollen Aktivitäten zahlreicher regionaler und lokaler Geschichtsvereine lag die Pflege der besonderen badischen Geschichte nun beim Landesverein Badische Heimat, dessen Bestrebungen indes von alters her weniger auf die historische Forschung als auf das volkstümliche Geschichtsbewußtsein und auf die Brauchtumspflege gerichtet waren. Einen landesweiten Geschichtsverein mit wissenschaftlichen Zielen, wie er etwa in Württemberg oder in der bayerischen Pfalz schon im 19. Jahrhundert gegründet worden war, hat es in Baden nie gegeben.

Die von dem Karlsruher Archivar Günther Haselier im Dezember 1960 ins Leben gerufene Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e. V. hatte weder die Absicht, bei der Tradition der einstigen Badischen Historischen Kommission anzuknüpfen, noch wollte sie die Rolle

des fehlenden gesamtbadischen Geschichtsvereins übernehmen. Am Vorbild des Bonner Instituts für rheinische Landes- und Volksforschung (Franz Steinbach), des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte (Theodor Mayer) und des Alemannischen Instituts (Friedrich Metz) orientiert, war sie vielmehr zunächst ein kleiner exklusiver Kreis von Wissenschaftlern – Historikern, Archäologen, Geographen und Kunsthistorikern –, die sich die Aufgabe gestellt hatten, die Geschichte und Landeskunde des Karlsruher Raumes interdisziplinär und grenzüberschreitend, das heißt unter Einbeziehung der Pfalz und des Elsaß zu erforschen. Schon bald jedoch dehnten sich die Interessen des Vereins auf das ganze Oberrheingebiet zwischen Basel und Bingen aus, und auch der Mitgliederkreis wurde immer größer; zu den Wissenschaftlern der ersten Stunde traten in zunehmendem Maße auch Heimatforscher und interessierte Laien, wodurch dem Verein mit der Zeit eine vermittelnde Stellung zwischen universitärer Geschichtswissenschaft einerseits und nichtprofessioneller Heimatforschung andererseits zugewachsen ist. Zur Zeit hat der Verein rund 400 Mitglieder, darunter erfreulich viele Studenten und Doktoranden.

Nicht von ungefähr ist auch die Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein im Generallandesarchiv entstanden, eben wiederum dort, wo die zentrale Überlieferung zur Geschichte der oberrheinischen Landschaften verwahrt wird. Seit ihrer Gründung ist sie dem Generallandesarchiv eng verbunden, in seinen Räumen hat sie ihre Geschäftsstelle, und in seinem Vortragssaal veranstaltet sie ihre regelmäßigen freitäglichen Arbeitssitzungen.

Von Anfang an wurden die bei diesen Sitzungen gehaltenen Vorträge samt anschließender Diskussion im Wortlaut protokolliert. Die Reihe der maschinenschriftlich vervielfältigten Protokolle, deren 300. gerade vorgelegt werden konnte, stellt inzwischen ein reichhaltiges Kompendium zur oberrheinischen Landeskunde von der Vor- und Frühgeschichte bis zur Zeitgeschichte dar; ihr Themenspektrum reicht von der Archäologie über die Siedlungsgeschichte und Kulturgeographie, die Rechts-, Verfassungs-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte bis hin zur Kirchengeschichte sowie zur Kunst-, Kultur- und Geistesgeschichte. Mit den durch ihren Vorsitzenden Alfons Schäfer im Jahre 1970 begründeten „Oberrheinischen Studien" hat die Arbeitsgemeinschaft überdies eine eigene, mittlerweile auf acht Bände angewachsene und inzwischen längst hochangesehene Publikationsreihe erhalten, in der sowohl Einzelvorträge wie der Ertrag ganzer Tagungen veröffentlicht werden. Die Bände sind in der Regel thematisch orientiert und befassen sich ebenso mit Fragen der mittelalterlichen Geschichte wie mit Problemen des 19. und 20. Jahrhunderts, mit dem Barock und der Historiographie am Oberrhein sowie mit Aspekten der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Bevölkerungsgeschichte, in Vorbereitung sind Aufsatzsammlungen über die Oberrheinlande zur Zeit der Französischen Revolution und über Residenzen der Neuzeit.

Mit einer vielbeachteten Tagung über „Residenzen – Aspekte hauptstädtischer Zentralität von der frühen Neuzeit bis zum Ende der Monarchie" hat die Arbeitsgemeinschaft im April 1990 ihren Beitrag zum 275jährigen Jubiläum der Stadt Karlsruhe geleistet und zugleich ihr eigenes 30jähriges Jubiläum begangen. Wissenschaftliche Ar-

beitstagungen in wechselnden Städten des Oberrheingebiets, bislang in Karlsruhe, Rastatt, Philippsburg, Bruchsal und Speyer, gehören – neben den traditionellen Sitzungen im Generallandesarchiv und neben den jährlichen Studienfahrten – seit 1980 zum festen Repertoire der Arbeitsgemeinschaft. Als Themen künftiger Tagungen sind vorgesehen: die Kontinuität zwischen Antike und Mittelalter am Oberrhein, die Tulla'sche Rheinkorrektion und ihre Folgen für die Kulturlandschaft sowie ein Vergleich der Struktur landesherrlicher Städte am Oberrhein mit jener in anderen Landschaften; weitere Projekte werden folgen.

Bei allem Wandel, dem die Arbeitsgemeinschaft in den dreißig Jahren ihres Bestehens naturgemäß unterworfen war, ist sie ihrem bei der Gründung formulierten Ziel stets treu geblieben, forschend zu wirken und aus der Arbeit an den Quellen neue Erkenntnisse zur oberrheinischen Landesgeschichte zu gewinnen, an lohnenden Themen und interessanten Fragen wird es dabei künftig ebensowenig fehlen wie an Quellen und Anregungen aus den reichhaltigen Beständen des Generallandesarchivs.

Kurt Andermann

Ein Markstein der Chemiegeschichte

Der Karlsruher Chemikerkongreß von 1860

Jedes wissenschaftliche Fach ist heutzutage darauf bedacht, dann und wann internationale Tagungen abzuhalten. Entsprechende Kongresse, zumal internationale, sind längst eine Form des Gedankenaustauschs geworden, die für den Erkenntnisfortschritt unentbehrlich ist und trotz aller Entartungserscheinungen höchst gewichtig. Es verdient daher in Erinnerung behalten zu werden, daß die erste internationale Zusammenkunft von Wissenschaftlern vor 130 Jahren ihren Schauplatz in Karlsruhe hatte.

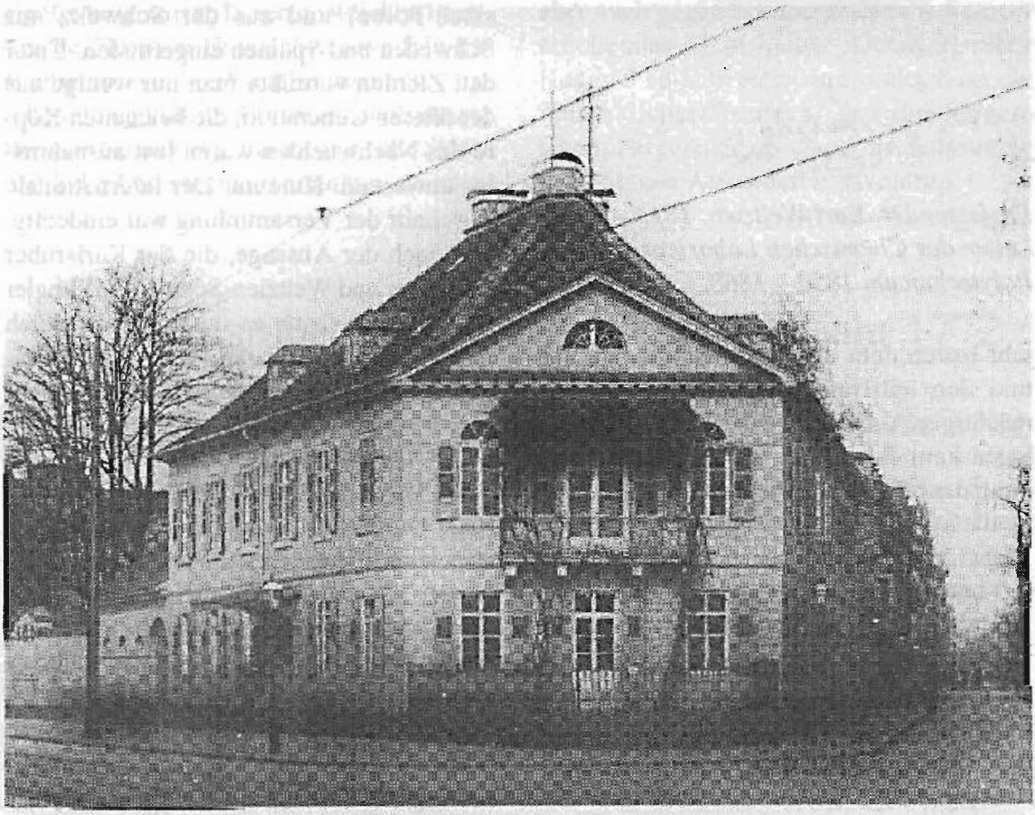
Bis dahin gehörten internationale Kongresse nahezu ausschließlich zu den Verständigungsmitteln der Diplomatie, wenn es galt, den europäischen Haussegen wieder ins Lot zu bringen. Obwohl aber die Wissenschaften und ihre ungelösten Probleme nicht weniger grenzüberschreitend wirkten als die hohe Politik, spürten die Gelehrten kein dringendes Bedürfnis, es den Diplomaten gleichzutun. Ihre Tagungen blieben auf den nationalen oder einzelstaatlichen Umkreis begrenzt. Ansonsten genügten Briefwechsel und ein reger Literaturaustausch, genügten gelegentliche Auslandsreisen einzelner, um den internationalen Informationsfluß in Gang zu halten und über Grenzen hinweg eine anerkannte Systematik der einzelnen Wissenszweige herzustellen.

Nur bei der jüngsten unter den modernen Naturwissenschaften, nur bei der Chemie, mündete der Erkenntnisdrang um die Jahrhundertmitte in ein Chaos. Der Mangel an einer soliden theoretischen Grundlegung begann, die anwendungsbezogene Ausweitung der Chemie ernsthaft zu hemmen. Dabei fehlte es durchaus nicht an Bemühungen, die chemischen Prozesse theoretisch zu durchdringen und erklärbar zu machen. Im Gegenteil, es gingen bloß daraus voneinander abweichende und experimentell unzulänglich gedeckte Hypothesen hervor,

etwa was ein Atom und was ein Molekül sei. Zwischen den verschiedenen „Schulen" tobten heftige Glaubenskämpfe, und zu allem Überfluß kaprizierten sich allzuviele Chemiker auf eigene Nomenklaturen. Für „Wasser" waren allein vier chemische Formeln gebräuchlich, und hier lag der Fall sogar noch verhältnismäßig einfach. Exakte Naturwissenschaft war bei solchem Durcheinander auf die Dauer nicht gut zu betreiben.

Im Herbst 1859 trug der damals in Gent lehrende Ordinarius für Chemie, August Kekulé, seinem Karlsruher Kollegen Karl Weltzien den Einfall vor, dem „Chaos" mit einem internationalen Kongreß entgegenzuwirken. Weltzien stimmte ihm eifrig zu. Beide hielten den Gedanken für so großartig, daß sie im März 1860 eigens nach Paris fuhren, um ihn mit Adolphe Wurtz und anderen französischen Fachgenossen zu besprechen. Das Echo fiel beachtlich positiv aus, namentlich Wurtz sicherte anstandslos seine Mitwirkung an den Vorbereitungen zu. Dieses Trio machte sich sofort an die organisatorische Arbeit, und da es von vornherein Karlsruhe als Tagungsort ins Auge faßte, fiel die Hauptlast Weltzien zu.

Bei dem gespannten, von persönlichen Rivalitäten erhitzten Klima innerhalb der gelehrten Chemikerzunft mußte der fast einhellige Zuspruch verblüffen. Dafür sorgte das politische Klima für gewisse Unwägbarkeiten, die den Organisatoren zu schaffen machen konnten: Die deutschen Feiern zu Schillers 100. Geburtstag und der österreichisch-französische Krieg vom Vor-



Das Weltzien-Haus Ecke Karlstraße/Herrenstraße.

Professor Dr. Karl Weltzien, 1813 – 1870, Leiter des Chemischen Laboratoriums am Polytechnicum 1850 – 1868.

jahr hatten dem deutschen Nationalgefühl und den antifranzösischen Stimmungen mächtigen Auftrieb gegeben. Höchst ungelegen kam daher eine vorwurfsvolle Meldung der offiziösen „Preußischen Zeitung", wonach Weltzien das Tagungsprojekt zunächst mit französischen Chemikern erörtert und die Einladung an seine deutschen Kollegen auf französisch abgefaßt habe. Die Meldung erschien auch anderen deutschen Redaktionen mitteilenswert. Weltzien sah sich daraufhin genötigt, in der „Karlsruher Zeitung" am 24. April eine Richtigstellung abzugeben, und er konnte nicht die Belehrung unterdrücken, daß Wissenschaft keine Nationalitäten kenne – „it belongs to the world", zitierte er einen ungenannten, wenn schon nicht namenlosen englischen Gewährsmann.– Mit diesem Schlagabtausch war die leidige Angelegenheit glücklicherweise abgetan, und die beschwerlichen Vorbereitungen nahmen insoweit ihren ungestörten Fortgang.

Zum festgesetzten Termin, zum 3. September, trafen in Karlsruhe weit über 100 Fachgelehrte ein. Die Anwesenheitsliste, die zur Kongreßeröffnung auflag, trägt 126 Namen; knapp die Hälfte der Teilnehmer kam aus deutschen Staaten; Briten und Franzosen bildeten die nächstgrößten Aufgebote, und in immer noch erklecklicher Zahl hatten sich Gelehrte aus Belgien, Italien und Portugal, aus Rußland (einschließlich Russisch-Polen) und aus der Schweiz, aus Schweden und Spanien eingefunden. Unter den Zierden vermißte man nur wenige aus der älteren Generation; die bekannten Köpfe des Nachwuchses waren fast ausnahmslos anwesend. Kurzum: Der internationale Zuschnitt der Versammlung war eindeutig, und nach der Aussage, die der Karlsruher Chemiker und Weltzien-Schüler Carl Engler 1892 machte, hatte es seither keine gleich zahlreich und hochkarätig besuchte internationale Wissenschaftlertagung mehr gegeben.

Die Polytechnische Schule, wie die Karlsruher Universität noch hieß, war leider ausserstande, die illustre Versammlung in ihren beengten Räumlichkeiten aufzunehmen. Sie tagte daher am Sitz des badischen Parlaments, im Ständehaus. Auch sonst fehlte es nicht an repräsentativem Aufwand. Da der wohlhabende Weltzien ein „großes Haus" führte, empfing er die Gäste am Vorabend der Tagung bei sich. Das stilgemäße Festmahl wurde in den Räumen der Museums-

gesellschaft (heute das Gebäude der „Deutschen Bank" in der Kaiserstraße) unweit des Ständehauses abgehalten, und Großherzog Friedrich lud die Angereisten zu einer Aufführung von „Figaros Hochzeit" in das Großherzogliche Hoftheater ein.

Den Tagungsablauf selbst hatten Kekulé, Weltzien und Wurtz mit großer Umsicht, um nicht zu sagen gewitzt geplant. Dadurch gelang es im wesentlichen, daß es den rivalisierenden „Fürsten" versagt blieb, „Heerschauen" zu inszenieren und die Verhandlungen mit langatmigen Wortgefechten zwischen den theoretischen Schulen lahmzulegen. Was die Teilnehmer voneinander trennte, war ohnehin hinlänglich bekannt. So konnte man tatsächlich im großen und ganzen innerhalb der drei Sitzungstage zügig Revue passieren lassen, in welchen Punkten die Theorien zu welchen Zweifeln berechtigten, wo die Begriffsschärfe zu wünschen übrig ließ, und in welcher Richtung etwa die formale wie die theoretische Systematik der Chemie zu erhärten und zu rationalisieren sei. Das war nicht wenig, zumal wissenschaftliche Aussagen nicht durch Mehrheitsentscheidungen gesichert werden.

Bei nüchterner Betrachtung aller sachlichen und menschlichen Umstände war nicht zu erwarten, daß der Kongreß den Wirrwarr schlagartig überwinden und wenigstens zu den erheblichsten Fragen eine allgemeinverbindliche Antwort finden würde. Im Grunde zogen die Teilnehmer so uneinig von dannen, wie sie gekommen waren. Trotzdem gingen sie nachdenklich gestimmt auseinander, und darin lag die fortwirkende Bedeutung der Zusammenkunft für die Entwicklung der modernen Chemie. Die Fronten waren aufgelockert und „die spätere Übereinstimmung angebahnt" worden (Carl Engler). Wir dürfen das Sitzungsprotokoll aber auch gegen ein anderes, nicht weniger erhellendes Licht halten: Der Karlsruher Kongreß enthüllt sich dann zugleich als ein unmerklicher Triumph, den die jüngere Chemikergeneration über ihre halsstarrig gewordenen Altvorderen davontrug.

Klaus-Peter Hoepke

Das „Karlsruher Richtschwert" aus dem Jahr 1772

Am 29. September 1938 teilte Bürgermeister Fribolin dem Karlsruher Stadtrat außerhalb der Tagesordnung mit, daß der Ratsherr Huber anläßlich des Jubiläums seiner Firma der Stadt das Karlsruher Richtschwert aus dem Jahr 1772 zum Geschenk gemacht habe. Das Schwert sei zwar schon seit mehreren Wochen im Besitz der Stadt, doch habe man zunächst noch einige devisenrechtliche Fragen klären müssen, ehe man das Geschenk habe annehmen können. Ausserdem informierte er den Stadtrat über die Geschichte des Schwertes, das in den Bestand der Städtischen Sammlungen übernommen werden sollte. Der interne Verwaltungsbeschluß untersagte dem Stadtarchiv allerdings „vorerst" die Ausstellung des Richtschwerts. Die Geschichte des Schwertes bis hin zu seiner Rückkehr ist in einem unscheinbaren Aktenheft „Erwerb des Karlsruher Richtschwerts aus dem Jahr 1772" dokumentiert, welches das Stadtarchiv aufbewahrt. Darüber hinaus liefert diese Akte einen Einblick in den Bereich der Devisenbewirtschaftung im „Dritten Reich".

„Legende des Schwerdts vom Scharfrichter"

„O herr nimm dießen armen Sünder auff in dein reich Damit er kan selig werden vor einen glücklichen Streich"

So lautet die Inschrift auf einer der reich verzierten Seiten der Klinge des Karlsruher Richtschwerts. Auf der anderen Seite ist zu lesen: „Ich stehe Ich hoffe nebst Gott zu richten Recht Jesus Christus du bist der Richter und ich der Knecht." Die Verzierung von Richtschwertern mit solchen oder ähnlichen Sprüchen war durchaus üblich. Außerdem kennzeichneten die Scharfrichter oftmals ihre Schwerter mit ihrem Namen. Das ist bei dem Karlsruher Richtschwert leider nicht der Fall, so daß der erste Besitzer nicht bekannt ist.

Da aber an der Parierstange des etwa 1,15 Meter langen Richtschwerts der Name „Carlsruh" und die Jahreszahl 1772 eingeprägt ist, läßt sich die Verbindung zu Karlsruhe leicht herstellen. Die Vermutung liegt nahe, daß das Schwert 1772 angefertigt worden ist. Folgt man aber der überlieferten Legende, so stammt es aus Tübingen vom letzten Nachkommen einer Scharfrichterfamilie. Georg Friedrich Belte (1757 – 1824) soll mit dem Karlsruher Richtschwert rund 50 Hinrichtungen ausgeführt haben. Bei der letzten Hinrichtung, die Belte in hohem Alter noch vollziehen sollte, habe er fünfmal fehlgeschlagen, so daß der bedauernswerte Delinquent – „ein Mann von 72 Jahren – vor Schmerz die Handschellen zerriß." Daraufhin habe Johannes Kratt (1783-1862) aus Reutlingen die Hinrichtung vollzogen. Kratt war im Hause des Belte aufgewachsen und übernahm nun das Geschäft seines Ziehvaters. Soweit die Darstellung in der „Legende des Schwerdts vom Scharfrichter", wie sie der letzte Besitzer, der Waffensammler Henri Rasp aus Straßburg überlieferte. Rasp hatte das Schwert 1884 von dem Korker Schneidermeister Georg Hauser erworben, dessen Frau, eine geborene Kratt, das Schwert offensichtlich geerbt hatte. Zu der entscheidenden Frage, warum 1772 das Schwert mit der Jahreszahl und der Einprägung „Carlsruh" versehen wurde und wie es dann nach Tübingen kam, schweigen sich Rasp und die anderen verfügbaren Quellen allerdings aus. Die Legende vom Karlsruher Richtschwert muß also mit einem großen Fragezeichen versehen werden, zumal die Hochgerichtsbarkeit eine markgräfliche Angelegenheit war, so daß die Stadt Karlsruhe dieses Schwert wohl kaum beschafft hatte.

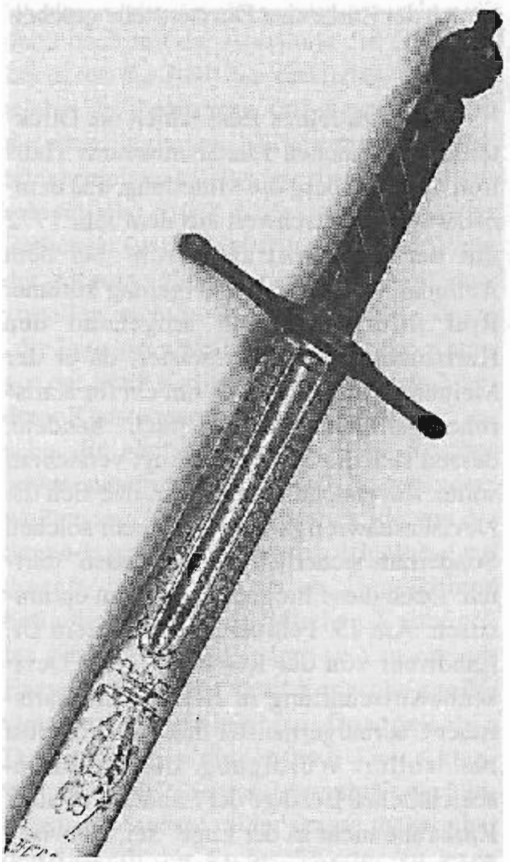
Hinrichtungen in Karlsruhe

Die Grundlage der Rechtssprechung war auch unter Markgraf Karl Friedrich, der 1749 die Regierung antrat, immer noch das badische Landrecht von 1622. Dieses wiederum basierte auf der Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. aus dem Jahr 1532. Die „Constitutio Criminalis Carolina" sah an „peinlichen" Strafen u. a. auch den Tod durch Enthauptung vor. Diese Strafe wurde im Falle des Gatten-, Meuchel- oder Raubmordes bis ins 19. Jahrhundert hinein verhängt.

Am 1. April 1726 hatte erstmals ein Blutgericht in Karlsruhe getagt. Die Rolle der Blutrichter und Schöffen hatten Bürgermeister Ottmann und die zwölf Mitglieder des Karlsruher Gerichts und Rats übernommen. Wegen Diebstahls im Wiederholungsfall wurde Johann Michael Edelin zum Tode durch den Strang verurteilt. Die gestrengen Ratsherren votierten bis auf Johann Adam Köchlin, der den „Inquisiten, weilen er bei seinen Diebstählen ... niemals tödlich Ge-

wehr geführt" zu „ewigem" Gefängnis verurteilen wollte, für die Todesstrafe.

Wo diese Hinrichtung stattfand und wer sie ausführte, ist nicht bekannt. Es dürfte aber der Durlacher Scharfrichter, dessen Amt 1450 erstmals genannt wird, gewesen sein. Bis 1779 lag die Durlacher Wasenmeister- und Scharfrichterstelle bei der Familie Franck. Für die Hinrichtung der Julia Catharina Würbs am 17. Januar 1772 stellte Maria Elisabeth Franck 10 Gulden 40 Kreuzer in Rechnung. Ob diese und spätere Hinrichtungen mit dem Karlsruher Richtschwert vorgenommen wurden, ist den Quellen allerdings nicht zu entnehmen. Dies gilt auch für die Hinrichtung der Brüder Damian und Qualibert Maisch aus Winkel bei Rothenfels, die am 29. Juli 1827 vor den Toren Karlsruhes den Melker Johann Reinhard aus der Schweiz beraubt und erschlagen hatten. Am 27. März 1829 versammelte sich eine große Menge Schaulustiger auf dem Karlsruher Richtplatz vor dem Mühlburger Tor, um der Hinrichtung der beiden Missetäter beizuwohnen. Bürgerkavallerie und Militär sorgten für die nötige Ordnung. Einem ausführlichen Bericht des Großherzoglichen Stadtamts zufolge sahen die Brüder ihrem Tode recht gefaßt entgegen: „Unter geeigneter Anrede warf ihnen der Amtsvorstand Herr Geh.Rat. und Stadt Director Baumgärtner den gebrochenen Stab vor die Füße und befahl dem Scharfrichter dem Urteil gemäß nunmehr sein Amt zu vollziehen." Der Bericht hebt weiter hervor, daß beide „Inquisiten" einen Teil des Stabes aufhoben und ihn küßten, ehe der Scharfrichter „durch zwei glückliche Streiche die Köpfe beider von ihrem Rumpfe, und zwar zuerst jenen des Qualibert, dann jenen des Damian" abtrennte. Das durchaus noch übliche Aufstecken der Köpfe auf Pfählen unterblieb aber auf Befehl des Großherzogs.



Der Erwerb des Richtschwerts

So wenig sicher die Geschichte des Schwertes belegt ist, so sicher ist die Quellenlage, wenn es um die Hintergründe des Ankaufs des Schwertes im Jahr 1938 geht. Normalerweise wäre über diese hochwillkommene Ergänzung der vergleichsweise bescheidenen Überlieferung der Stadt aus dem 18. Jahrhundert ausführlich in der Presse berichtet worden. Wenn dies unterblieb, so hing es in erster Linie mit den eingangs erwähnten „devisenrechtlichen" Problemen zusammen. Tatsächlich wäre die ohnehin sehr komplizierte Erwerbung des Schwertes von einem Straßburger Antiquar beinahe noch in letzter Sekunde an einem Ein-

spruch der Karlsruher Devisenstelle gescheitert.

Anfang des Jahres 1938 erhielt der Direktor des Badischen Landesmuseums Hans Rott aus Straßburg die Mitteilung, daß demnächst ein Richtschwert aus dem Jahr 1772 mit der Aufschrift „Carlsruh" bei dem Antiquar Weigt zur Versteigerung komme. Rott informierte nun umgehend den Karlsruher Oberbürgermeister, da er der Meinung war, daß es sich um ein für Karlsruhe „ganz einzigartiges Stück" handele, dessen sich die Stadt unbedingt versichern sollte. Zuversichtlich hoffte er, daß sich die Devisenschwierigkeiten „in einem solchen Sonderfalle sicherlich beheben lassen" dürften. Doch diese Prognose war allzu optimistisch: Am 15. Februar 1938 teilte ein Dr. Landwehr von der Reichsstelle für Devisenbewirtschaftung in Berlin dem Karlsruher Oberbürgermeister mit, daß er „selbst bei voller Würdigung der kulturgeschichtlichen Belange der Landeshauptstadt Karlsruhe nicht in der Lage" sei, „Devisen für den Erwerb des Richtschwerts zur Verfügung zu stellen."

Devisenbewirtschaftung im „Dritten Reich"

Angesichts des seit Beginn der Weltwirtschaftskrise anhaltenden extremen Devisenmangels wurde im April 1934 die Reichsstelle für Devisenbewirtschaftung geschaffen, der die bereits in jedem Landesfinanzbezirk bestehenden Devisenstellen untergeordnet wurden – in Karlsruhe befand sich diese Devisenstelle zunächst am Adolf-Hitler-Platz (Marktplatz), dann in der Red-tenbacherstraße. Die badische Devisenstelle teilte am 11. Februar mit, daß sie in der Angelegenheit nichts tun könne, man müsse sich wegen des Ankaufs des Richtschwertes an die Reichsdevisenstelle in Berlin wenden. Dort wurde der Einfuhrantrag auf seine Dringlichkeit hin überprüft, mit negativem Ergebnis für Karlsruhe. Diese auf den ersten Blick unverständliche Ablehnung überrascht nicht, denn der deutsche Devisenmangel war um die Jahreswende 1937/38 am größten.

Dennoch gab man nicht auf. Oberbürgermeister Jäger wandte sich nochmals an die Berliner Devisenstelle. Zur Unterstützung seines Anliegens schaltete er den Deutschen Gemeindetag ein und bat um dessen Unterstützung. Auch der Direktor des Landesmuseums Rott betonte in seiner Eigenschaft als vom Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung bestellter Pfleger und Leiter aller badischen Heimatmuseen die „einmalige, nie wiederkehrende Gelegenheit", die man nicht auslassen dürfe. Zudem setzte sich der gerade in Berlin weilende Karlsruher Oberinspektor Dr. Hagen auf Bitten des Oberbürgermeisters selbst mit der Devisenstelle in Verbindung. Seine niederschmetternde Nachricht: „Trotz aller Vorstellungen wird die Genehmigung des fraglichen Betrages glatt abgelehnt". Daß die Stadt aber dennoch erfolgreich war, lag an der zwischenzeitlich gefundenen Lösung des Problems: Nachdem Ratsherr Huber die Bereitschaft bekundet hatte, das Schwert für die Stadt zu erwerben, hatte der Direktor der Kunsthalle Martin die entscheidende Idee. Er schlug vor, daß der mit der Versteigerung beauftragte Straßburger Antiquar Weigt das Schwert selbst erwerben solle. Von Weigt könne man dann das wertvolle Stück gegen einen im Wert vergleichbaren Kunstgegenstand tauschen. Die Stadt war mit diesem Vorschlag sofort einverstanden. Auch Weigt ließ sich auf diesen Vorschlag ein und erstand das Schwert für 2 000 Francs. Der Versteigerungspreis sei, namentlich von ei-

nem Herrn aus Karlsruhe, den er jedoch mit Namen nicht kenne, heraufgeboten worden.

Nachdem es dem Direktor der Kunsthalle Martin im Auftrag Hubers gelungen war, eine Radierung von Rembrandt „Die Beschneidung Christi" zu erwerben, die eingetauscht werden konnte, schien dem Transfer nichts mehr im Wege zu stehen. Doch auch für Geschäfte dieser Art mußte eine Berliner Behörde eingeschaltet werden. Die zunächst befragte „Überwachungsstelle für Waren verschiedener Art" erklärte sich aber nicht für zuständig und überwies den Antrag an die „Überwachungsstelle für Eisen und Stahl". Diese wiederum stellte dem Karlsruher Oberbürgermeister anheim, „auf dem Vordruck V 1, den Sie bei der Handelskammer Karlsruhe erhalten, einen Antrag auf Genehmigung eines „Privaten Verrechnungsgeschäfts" bei der Devisenstelle Karlsruhe einzureichen." Nachdem auch dieser Antrag ordnungsgemäß gestellt worden war, teilte Huber Oberbürgermeister Jäger am 3. Juni mit, daß er sich nunmehr im Besitz des Schwertes befinde und es bei nächster Gelegenheit übergeben werde. Doch bald folgte die neuerliche Ernüchterung: „Wie mir der Herr Reichswirtschaftsminister, Berlin, mit Erlaß V Ld. (D) 2/ 118972/38 vom 13. Juli 1938 mitteilt, ist der Versuch, eine ausnahmsweise Genehmigung des französischen Regierungsausschusses zur Durchführung des oben erwähnten Verrechnungsgeschäftes zu erlangen, leider an sofort erhobenen französischen Gegenforderungen gescheitert. Dem Antrag kann daher zu meinem Bedauern nicht entsprochen werden", so die Mitteilung der Devisenstelle Karlsruhe vom 19. Juli. Das nun eingetretene Dilemma – Huber hatte das Schwert ja bereits eingetauscht – wurde so gelöst: die Devisenstelle erklärte sich doch noch mit der Annahme des Geschenkes durch die Stadt einverstanden. Sie stellte aber die Bedingung, daß dieses entgegen der ursprünglichen Anordnung des Oberbürgermeisters „das wertvolle stadtgeschichtliche Stück s. Zt. im Eingang des Rathauses (rechte Seite) in würdiger Weise der Allgemeinheit zur Besichtigung" auszustellen, nicht publik werden dürfte, denn: „die Franzosen wollten aufgrund des Antrages der Stadt Karlsruhe auch bezüglich anderer Kunstgegenstände usw. ähnliche Tausche, die aber zu ungunsten des Reiches gewesen wären, durchführen. Insbesondere wollten anscheinend Nichtarier, die von der Sache irgendwie Kenntnis erhielten, auf diesem Umwege ihre in Deutschland befindlichen gegenständlichen Vermögen ins Ausland bringen, indem sie Tausche mit Bezug auf eine der Stadt Karlsruhe erteilte Genehmigung über die französischen Dienststellen einbrachten." Der Aktenvermerk vom 2. September enthüllt die Hintergründe, warum in der Presse nichts über den Erwerb des Richtschwertes zu lesen war. Die vor den antisemitischen Diffamierungen und Ausschreitungen im „Dritten Reich" ins Ausland geflohenen deutschen Juden hatten einen großen Teil ihres Vermögens zurücklassen müssen. Um zu verhindern, daß sie an ihren rechtmäßigen Besitz und sei es nur auf dem Wege eines solchen Tauschgeschäftes kommen, wollte man keinen Präzedenzfall schaffen. So blieb der Erwerb des Richtschwertes der Karlsruher Öffentlichkeit weithin unbekannt. Dessen Umstände werfen aber ein bezeichnendes Schlaglicht auf den gravierenden Devisenmangel im „Dritten Reich" und die Arbeit des nationalsozialistischen Verwaltungsapparats.

Ernst Otto Bräunche

Amtsmißbrauch in alter Zeit

Wie der Schultheiß von Daxlanden 1789 sein Amt verlor

Im ausgehenden 18. Jahrhundert war Baden unter Markgraf Karl Friedrich zu einem Musterstaat des aufgeklärten Absolutismus geworden; selbst kritische unter den zeitgenössischen Literaten sparten nicht mit Lob. Doch waren dieser Staat und seine Diener wirklich so über jeden Zweifel erhaben, nur dem Wohl des Staates verpflichtet und gerecht? Für die obersten Ränge der badischen Beamtenhierarchie mag das vielleicht gegolten haben, daß die Grundsätze der Aufklärung den Weg zu den unteren Amtsträgern, den Ortsvorstehern, Schultheißen und Hatschieren fanden, scheint jedoch zumindest zweifelhaft. Denn in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erreichte eine endlose Flut von Beschwerden der Untertanen die badischen Regierungsbehörden. Besonders die Ortsvorsteher, Bürgermeister und Schultheißen gerieten immer wieder ins Schußfeld der Kritik. Man warf ihnen Amtsmißbrauch, Vetternwirtschaft und unlautere Machenschaften vor, Dinge, die sich selten genug beweisen ließen. Es waren meist dieselben Herren, die die amtlichen Berichte anfertigten, auf deren Grundlage die Regierung schließlich entschied. Nur in den seltensten Fällen, meist erst wenn es zu einem Tumult gekommen war oder unübersehbar skandalöse Zustände herrschten, setzte man das Mittel einer amtlichen Untersuchungskommission ein. So merkwürdig diese Verhältnisse erscheinen, beruhten sie schlicht darauf, daß die aufgeklärten Herren der Zentralverwaltung in einer anderen Vorstellungswelt lebten als ihre Untergebenen, die ihr Amt immer noch im mittelalterlichen Verständnis als ausbeutbare Pfründe betrachteten. Eine Kontrolle ihrer Amtsführung fand kaum statt, es gab weder gewählte Gemeinderäte noch eine zuverlässige Aufsicht durch die Ämter, die sowieso vieles hinnahmen, solange ihr Interesse gewahrt blieb. Vor diesem Hintergrund wird die oft unverhohlen zur Schau getragene Selbstherrlichkeit vieler dieser „Dorffürsten" verständlich. Selbst wenn ihnen einmal Verfehlungen nachgewiesen werden konnten, kamen sie meist mit einer Geldstrafe davon, ihr Amt verloren sie aber nur in den seltensten Fällen. Wie man sieht, nutzten Petitionen wenig, um die auf diesem Ohr taube Staatsverwaltung in Bewegung zu setzen, und die Beschwerdeführer waren der Drangsalierung durch die davongekommenen Beschuldigten oft erst recht ausgesetzt. Doch die Untertanen erdachten außer dem altbewährten Tumult noch andere, vielleicht nicht ganz legale, aber wirksame Methoden, um sich solch mißliebiger Amtspersonen zu entledigen. Aus dem Daxlanden des Jahres 1789 stammt eine recht extravagante, aufsehenerregende Lösung.

Im Oktober dieses Jahres wurde eine Frau aus Daxlanden am Karlsruher Hof vorstellig, die sich als Frau des Schultheißen Keller von Daxlanden ausgab. Sie wurde zum Markgrafen vorgelassen und überreichte ihm eine Bittschrift, in der sie um die sofortige Versetzung ihres Mannes in den Ruhestand bat, weil sie über verschiedene von ihm begangene Verfehlungen nicht länger schweigen könne und wolle. So merkwürdig dieser Auftritt und die in der Bittschrift enthaltenen Bezichtigungen für eine Ehefrau zu sein schienen, versprach man ihr in Karlsruhe doch eine gewissenhafte Untersuchung der Sache und stellte eine baldige Entscheidung in Aussicht. Zwei Wochen später erhielt die

badische Regierung zu ihrer Überra-schung einen Brief aus Daxlanden, in dem die echte Frau des dortigen Schultheißen schrieb, ihr sei zu Ohren gekommen, daß eine fremde Weibsperson unter ihrem Namen eine Bittschrift bei Hofe eingereicht haben solle, die die Absetzung ihres Mannes betreibe. Das sei nicht in ihrem Sinne, und sie lehne jede Verantwortung für das fragliche Schreiben ab. In Karlsruhe rang man nach Fassung. Die Regierung, der Markgraf selbst, waren offensichtlich einer Hochstaplerin aufgesessen. Sofort wurde die Untersuchung des Falles eingeleitet. Innerhalb weniger Tage, so schnell konnte die Verwaltung sein, hatte man die Schuldige ausfindig gemacht, die sich, um der Frau des Schultheißen ähnlicher zu sehen, bei ihrem Auftritt extra verkleidet und hochhackige Schuhe getragen hatte. Die Petition hatte sie sich von einem Karlsruher Advokaten anfertigen lassen, der später bei seiner Befragung meinte, sie habe sich noch wesentlich drastischer ausgedrückt, als er es dann aufgeschrieben habe. Die Frau selbst behauptete, daß ihre Aktion ein unüberlegter persönlicher Racheakt gewesen sei, da der Schultheiß ihren Mann, der einer seiner ausgewiesenen Gegner sei, beständig schikaniere und wiederholt beleidigt habe. „Ihr Plan sei gewesen, den Schultheiß Keller von seinem Dienst zu bringen, weil er ihrem Mann so viel Drangsale angethan und unter anderem einmal im Adler zu Daxlanden in Gegenwart mehrerer Personen, als er ihm eine mit dem Gemeindeholz begangene Unrichtigkeit vorgehalten, ausgebotten habe", steht dazu in den Protokollen.

Steckte nicht doch mehr hinter dieser Tat? Schließlich hatte es schon früher Beschwerden über den Schultheißen gegeben, die man aber als belanglos abgetan hatte. Für einen bloßen Racheakt scheint der Aufwand, der hier getrieben wurde, etwas groß. Ob jedoch weitere Teile der Gemeinde hinter dem Unternehmen standen, was nach damaliger Auffassung schon eine Verschwörung bedeutet hätte, darüber schwieg die Frau. Doch das Ziel war erreicht, gegen den Schultheißen wurde eine Untersuchung eingeleitet und Verfehlungen eines Ausmaßes festgestellt, die sein weiteres Verbleiben im Amt unmöglich machten. So hatte er etwa Wagenladungen von Holz und Steinen, die für Gemeindebauten bestimmt waren, für sich abgezweigt oder sich auf Gemeindekosten einen neuen Keller bauen lassen.

Alexander Mohr

Zur Gründungsgeschichte der Universität Halle

Die ersten Pläne, in Halle an der Saale eine Universität zu gründen, erwog Kardinal Albrecht von Brandenburg, der als Erzbischof von Magdeburg seit 1513 in der Stadt residierte. Der einflußreiche und mächtige Fürst, zugleich auch Erzbischof von Mainz und Administrator des Bistums Halberstadt, war ein Mäzen aller Künste und ein Freund der Wissenschaften, die er als Humanist in jeder Weise förderte. Er hatte in Halle alle Bestrebungen des Bürgertums unterstützt, neue Bauten zu errichten und das Stadtbild zu verschönern. Die Eröffnung einer Hochschule sollte die Krönung dieser Bemühungen sein, die allerdings erhebliche Mittel erforderten. Er erreichte die kaiserliche und päpstliche Zusage, die Güter und Einkünfte des reichen Klosters Neuwerk bei Halle für die Universität verwenden zu können. Der Rat der Stadt mußte sein Hospital neben der

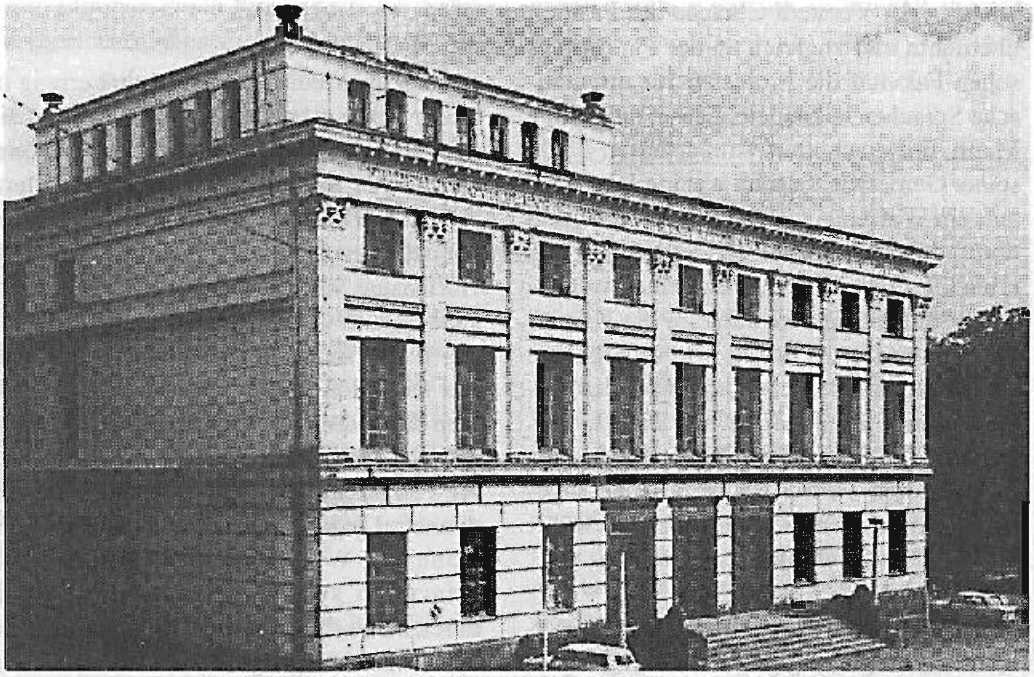
Kathedralkirche (Dom) abreißen, damit ab 1529 auf diesem Gelände das „Neue Gebäude" mit Unterrichtssälen und Gelehrtenunterkünften gebaut werden konnte. Am 27. Mai 1535 erteilte der päpstliche Legat in Deutschland, Kardinal Campegio, den Stiftungsbrief für die Universität Halle, die ihren Lehrbetrieb aufgenommen hatte. Neben einheimischen Kräften rief Kardinal Albrecht auch berühmte Gelehrte an seine neue Hochschule, so Crotus Rubeanus, den Verfasser der Dunkelmännerbriefe.

Der Gründer verband damit die Absicht, der sich unaufhaltsam durchsetzenden Reformation zu begegnen und der benachbarten Universität Wittenberg, an der Martin Luther und Philipp Melanchthon lehrten, ein katholisches Zentrum entgegenzusetzen. Der Plan schlug fehl, da sich die Bürgerschaft der Stadt Halle entschieden der Reformation zuwandte, die 1541 offiziell eingeführt wurde. Über die Konsequenzen für die Politik des Kirchenfürsten schreibt der Chronist Dreyhaupt drastisch: „Wie aber die hiesige Stadt, und mit den Wittenbergischen Lehren und Chur-Sächsischen Absichten eingenommene Bürgerschafft dem Cardinal vielen Verdruß und Unruhe machte, und er wohl sahe, daß der, wie ein Strom sich ausbreitenden Evangelischen Lehre, Einhalt zu thun, ihm unmöglich sey: so wurde er es endlich überdrüßig, und zog mit Sack und Pack in sein anderes Ertzstifft Mayntz, nahm auch allen der neuen Universität und dem Stiffte gewidmeten Schatz, an heiligem Geräthe, Reliquien und unschätzbahren Kleinodien mit sich dahin..."

Nach der Eingliederung des säkularisierten Erzbistums Magdeburg in den Kurstaat Brandenburg im Jahre 1680 gab es schon bald Überlegungen seitens der Regierung, für den neuen Landesteil eine Hochschule ins Leben zu rufen. Es gab viele Notwendigkeiten, diese Absicht zu verwirklichen, denn es fehlte eine Landesschule zur Ausbildung der dringend benötigten Juristen, Verwaltungsbeamten, Theologen, Pädagogen, Kameralisten und Ärzte. Im Sinne der proklamierten merkantilistischen Wirtschaftsgrundsätze sollten die Studenten nicht mehr an auswärtigen Universitäten studieren und ihre Wechsel dort verbrauchen; sondern ihr Geld mußte im Lande dem Gewerbe und Handel zugute kommen. Natürlich war damit auch der Anspruch verbunden, ergebene Diener des Staates heranzuziehen. Die schon bestehenden kurbrandenburgischen Universitäten in Königsberg, Frankfurt/Oder und Duisburg boten dazu wenig günstige Vorausetzungen, zudem die letzteren reformierte waren.

Da Halle gerade seine Stellung als erzbischöfliche Residenzstadt verloren hatte, lag es nahe, dafür Ersatz zu schaffen und dadurch den benachbarten kursächsischen Universitäten Wittenberg und Leipzig sowie Jena erfolgreich Konkurrenz zu machen. Günstig war, daß in Halle eine Ritterakademie bestand, an der Söhne des Adels und des reichen Bürgertums standesgemäß erzogen wurden und Unterricht in Fremdsprachen, Reiten, Tanzen und Fechten erhielten.

Die kurbrandenburgische Regierung berief den jungen Gelehrten Christian Thomasius nach Halle, um die Vorbereitungen zur Gründung einer Universität in Angriff zu nehmen. Er war wegen seiner modernen Lehrmeinungen, die sich gegen überholte Dogmen in Staat, Recht, Justiz und Kirche wandten, von der Universität Leipzig vertrieben worden. In seiner Anstellungsurkunde vom April 1690 heißt es, daß er wegen seiner „guten und rühmlichen Qualitäten"



Hauptgebäude der Universität Halle (1832 – 1834)

zum kurfürstlichen Rat ernannt worden sei und daß man ihm die Erlaubnis erteilt habe, sich nach Halle zu wenden und dort „der studentischen Jugend, die sich alle da vielleicht bei ihm anfinden möchte, mit Lectionibus und Collegiis, wie er bisher zu Leipzig gethan, an die Hand zu gehen". Kurz nach Ostern 1690 eröffnete Thomasius seine Vorlesung vor 50 Studenten. Seine Gelehrsamkeit, sein pädagogisches Lehrvermögen, mit der er seine aufklärerischen Bildungsziele interpretierte, hinterließen bei allen Zuhörern einen nachhaltigen Eindruck. Nach zeitgenössischen Berichten besuchten auch Bürger und Stadt, insbesondere Angehörige des Salzwerkes, seine Kollegs und Disputationen. Die orthodoxe lutherische Geistlichkeit wollte ihn bald der Irrlehren im Sinne des Atheismus bezichtigen und nannte seine „hällischen" stets die „höllischen" Lehren. Erbitterte Feindschaft erfuhr der streitbare Mann auch, als er 1701 mit dem Buch „Vom Verbrechen der Zauberei und Hexerei" den Kampf gegen die furchtbaren Hexenprozesse begann. Der große Zuspruch, den Thomasius in Halle fand, zwang ihn, sich wegen eines großen Hörsaals an den Rat zu wenden, der nur widerwillig das alte Hochzeitshaus am Markt, die Wage, zur Verfügung stellte.

Kurfürst Friedrich III. weilte im Sommer 1691 in Halle und war beeindruckt von dem raschen Fortgang der Dinge. Sein ganzes Augenmerk galt nun der Gewinnung anerkannter Professoren für die einzelnen Fakultäten.

Die erste theologische Professur erhielt Joachim Justus Breithaupt, der zugleich Direktor des theologischen Seminars wurde. Der ebenfalls aus verschiedenen Städten vertriebene Pietist August Hermann Francke traf am 7. Januar 1692 in der Saalestadt ein,

wo er in der Vorstadt Glaucha das Pastorat übernahm und zugleich an der Philosophischen Fakultät die Professur für orientalische Sprachen bekleidete. Dieser tatkräftige Mann, tief erschüttert vom sozialen Elend seiner Gemeinde, begann wenige Jahre darauf, ein Waisenhaus einzurichten, das 1698 durch den preußischen König ein Privileg erhielt. Es entwickelte sich zu einer weitläufigen Schulanstalt, die auch für die Universität von größtem Nutzen war, ermöglichte sie doch Studenten der Theologie, der Philologie und der Medizin hier eine Unterkunft und Unterstützung zu finden und als Informatoren, Lehrer, Seelsorger und angehende Ärzte Berufserfahrungen noch vor Abschluß des Studiums zu sammeln.

Auch für die Juristische Fakultät unternahm die Regierung große Anstrengungen, neben Thomasius weitere Kapazitäten zu berufen. Die Wahl fiel schließlich auf Samuel Stryck, der im Dezember 1692 in Begleitung vieler Studenten in Halle eintraf. Insgesamt erhielt diese Fakultät vier Lehrstühle, deren Inhaber größten Einfluß auf praktische Rechtsprechung im Lande hatten. Man schätzt, daß im Rahmen ihrer Spruch- und Urteilstätigkeit über 4 000 Rechtssprüche ergangen sind. Die Philosophische Fakultät, zu der auch naturwissenschaftliche Fächer gehörten, verpflichtete Christoph Cellarius als Professor für Geschichte und Beredsamkeit, der vor allem Beamte für den diplomatischen Dienst vorbereiten sollte, sowie Johann Franz Buddeus für die Professur der Moralphilosophie. Von größter Tragweite sollte sich die Berufung von Christian Wolff nach Halle im Jahre 1706 erweisen. Sein philosophisches System bildete den Höhepunkt der Aufklärung, die weit in die Lebenshaltung des europäischen Bürgertums wirkte und die Universität zum Zentrum dieser Geistesströmung werden ließ.

Auch die Medizinische Fakultät errang in dieser Anfangsära der Hochschule europäische Geltung und konnte sich des Zustroms zahlreicher Studenten aus vielen Ländern erfreuen. Dies war das Verdienst zweier bedeutender Mediziner, nämlich Friedrich Hoffmanns, des in Halle geborenen Arztsohnes, und des Weimarer Leibarztes Georg Ernst Stahl, die 1693 bzw. 1694 dem Ruf nach Halle gefolgt waren. Sie übernahmen die Ordinariate für praktische und theoretische Medizin und schufen im Laufe ihrer Tätigkeit eigene Lehrgebäude, die sich diametral gegenüberstanden. Während Hoffmann das Wissen nach mechanistischen Prinzipien systematisierte, wurde Stahl durch seine Phlogistontheorie berühmt, die alle Lebensvorgänge auf den Begriff der „anima" (Seele) zurückführte und noch lange in der Chemie nachwirkte.

Bekannt geworden ist auch der Hoffmann-Schüler Johann Heinrich Schultze, der seit 1732 die Medizin, die Beredsamkeit, die Altertumswissenschaft und Numismatik vertrat. Dieser Polyhistor entdeckte und beschrieb die Lichtempfindlichkeit der Silbersalze, was ihm einen Platz in der Geschichte der Fotografie sicherte. Die offizielle Einweihung der Universität erfolgte wegen langwieriger Verhandlungen mit dem Wiener Hof und dank gewichtiger Einwände der sächsischen Fürsten erst nach einigen Jahren. Nachdem das Privileg für die neue Hochschule am 19. Oktober 1693 durch Kaiser Leopold erteilt worden war, setzte Kurbrandenburg den 11. Juli 1694 als Stiftungstag fest, der mit allem Prunk höfischer Feste gefeiert wurde.

Die Universität Halle gehörte in dieser Epoche zu den meistbesuchtesten Universi-

täten Europas, deren Professoren durch ihre wissenschaftlichen Leistungen für ein Ansehen sorgten, das nie verdunkelt werden konnte.

Werner Piechocki

„Das Gastmahl des Plato"

Zum Ankauf von Anselm Feuerbachs Gemälde in der Karlsruher Kunsthalle vor 100 Jahren

Ein vom badischen Landtag ohne Debatte und einstimmig genehmigtes Sonderbudget von 45 000 Mark ermöglichte 1890 der Badischen Kunsthalle in Karlsruhe den Ankauf des Gemäldes „Das Gastmahl des Plato", das zu den Hauptwerken des zehn Jahre zuvor verstorbenen Malers Anselm Feuerbach zählt.

Anselm Feuerbach wurde 1829 in Speyer geboren. Die Mutter starb wenige Monate später. 1834 heiratete der Vater in zweiter Ehe Henriette Heydenreich, die sich zeit ihres Lebens aufopfernd für die Belange des Stiefsohnes einsetzte und sich auch um den Verkauf der Bilder kümmerte. Nach der Berufung des Vaters zum Professor für klassische Philologie und Archäologie an der Universität Freiburg siedelte die Familie 1836 nach Baden über. Mit einem kleinen Stipendium des Großherzogs Leopold studierte Feuerbach von 1845 bis 1848 an der Düsseldorfer Kunstakademie. Nach Studienaufenthalten in München, Antwerpen und Paris kam er im Mai 1854 nach Karlsruhe. In jenem Sommer beschloß der badische Regent und spätere Großherzog Friedrich I. die Einrichtung der Karlsruher Kunstschule, zu deren Direktor er den Düsseldorfer Landschaftsmaler Johann Wilhelm Schirmer berief. Möglicherweise hoffte der 25jährige Feuerbach auf eine Einstellung als Professor der Kunstschule, zumal er Schirmer bereits aus Düsseldorf kannte. So blieb Feuerbach mehr als ein Jahr in Karlsruhe, obwohl er sich in der von Beamten dominierten Residenz, die er als provinziell empfand, nicht wohlfühlte. Ein Stipendium, das der Großherzog aufgrund eines von Schirmer erstellten Gutachtens gewährte, ermöglichte Feuerbach vom Mai 1855 an einen Studienaufenthalt in Italien. Besonders in Rom fand der Maler seine Sehnsüchte erfüllt, so daß er viele Jahre seines Lebens dort verbrachte.

Der Großherzog erwies Feuerbach immer wieder seine Gunst, obwohl der zwischen Selbstsicherheit und Depressionen schwankende Künstler sich nicht gerade dankbar erwies. Im Laufe der Jahre erwarb Friedrich I. mehrere Gemälde Feuerbachs, die heute in der Karlsruher Kunsthalle verwahrt werden. Im Jahr 1860 wünschte der Großherzog Feuerbachs Anwesenheit in Karlsruhe und ordnete an, dem Maler ein Atelier bereitzustellen. Feuerbach wollte jedoch nicht nach Baden zurückkehren. Er besichtigte das Atelier, fand es schlichtweg nicht passend und reiste nach Rom zurück.

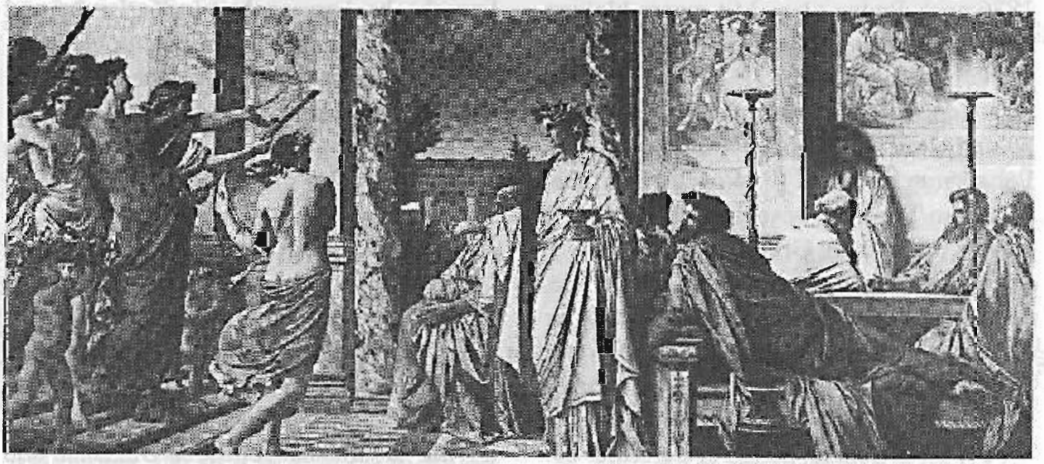
Durch den Vater war Feuerbach von frühester Kindheit an mit der Antike vertraut. Der erste Entwurf zum „Gastmahl des Plato" entstand 1860. Um das großformatige Gemälde realisieren zu können, benötigte Feuerbach in Rom ein geräumiges Atelier, um die dadurch entstehenden Unkosten und das Material zu finanzieren, und um seinen Lebensunterhalt während der Entstehungs-

zeit des Gemäldes zu sichern, wandte er sich 1865 an seinen Mäzen, den Münchener Baron Adolf von Schack.

Feuerbach schrieb: „Dieses Werk, das mich schon Jahre beschäftigt..., ist mir riesengroß in der Phantasie erwachsen, als eine monumentale Tat, welche vielleicht mehr, wie jedes andere Bild, mein künstlerisches Ich zu meinem eigenen und zum Bewußtsein der Welt bringen muß." Aber Schack lehnte die Vorfinanzierung ab. Nun versuchte Feuerbach den Großherzog von Baden für sein Vorhaben zu gewinnen. Doch lehnte es auch Friedrich I. ab, die Unkosten des Gemäldes im voraus zu übernehmen. So führte Feuerbach in den Jahren 1867 bis 1869 das nahezu 3 x 6 Meter große Bild auf eigene Kosten aus.

Dem Gemälde liegt Platos „Symposion" zugrunde. Zwar ging es Feuerbach nicht um die präzise Wiedergabe des Textes, doch läßt sein Gemälde den klassischen Gedanken erkennen. Der attische Tragödiendichter Agathon, der für seine formbewußte Rhetorik gerühmt wurde, errang im Jahr 416 v. Ch. seinen ersten Dramensieg. Während der von Platon überlieferten Siegesfeier hielten die Anwesenden, darunter der Komödiendichter Aristophanes und der Philosoph Sokrates, Reden auf Eros als den größten und mächtigsten der Götter. Der erst bei Tagesanbruch eintreffende Alkibiades, der für seine Leidenschaft und seinen Übermut bekannt war, wurde ebenfalls zu einer Rede auf Eros gebeten. Statt dieser Aufforderung zu folgen, pries Alkibiades seinen Lehrer Sokrates als den größten Erotiker, weil er nicht von Sinnlichkeiten zu verführen sei – auch nicht von homosexuellen Annäherungen des Alkibiades –, sondern die Liebe zu den Ideen vertrete. Dabei erscheine Sokrates in wahrer Größe und bewirke als Einziger in den Seelen der Menschen den Vorgang der geistigen Zeugung, in dem er sie von Grund auf verwandle.

Eine pompeianische Villa diente Feuerbach als Kulisse seiner Darstellung. Er verlagerte die Szene also in die römische Antike. Das Gemälde zeigt den Moment, in dem der trunkene, nur halb bekleidete und von einem bacchantischen Gefolge begleitete Alkibiades in die Versammlung einbricht. Alkibiades, dessen Kopf Feuerbach nach



Das 1869 vollendete Gemälde Anselm Feuerbachs (1829 – 1880) „Das Gastmahl des Plato" gehört zu den Hauptwerken badischer Malerei in der Karlsruher Kunsthalle.

einem weiblichen Modell gestaltete, kommt von links und entrichtet seinen Gruß dem Gastgeber Agathon, der als weiße Togafigur statuarisch im Zentrum der Komposition steht. In ihrer Gegenüberstellung verkörpern Alkibiades und Agathon das dionysische und das appollinische Prinzip und den Konflikt zwischen Kunst und Leben. Die anderen Gäste der Siegesfeier sind in der rechten Bildhälfte dargestellt. Während sie miteinander diskutieren, sitzen sie um einen Tisch oder liegen auf Klinen. In dem Alkibiades und Agathon abgewandt sitzenden Sinnenden ist Sokrates zu erkennen, den der charakteristische Silenskopf ausweist. Er, der das Aufeinandertreffen von Alkibiades und Agathon scheinbar gar nicht wahrnimmt, steht als einziger über dem Konflikt, den die beiden symbolisieren.

Im Jahr der Fertigstellung wurde das „Gastmahl" auf der Internationalen Kunstausstellung in München gezeigt. Wegen seiner grautonigen Farbigkeit wurde es während der Ausstellung aus den Gemäldesälen entfernt und unter die Kartons gehängt. Die in Hannover lebende Malerin Marie Röhrs erwarb zwar das „Gastmahl", aber dieser private Ankauf widersprach entschieden Feuerbachs Wunsch, das ihm so bedeutende Werk in öffentlichem Besitz zu wissen. Um es der Welt zurückzugeben, fertigte er bis 1813 eine zweite, etwa 4 x 7,5 Meter große Fassung an. Doch im Gegensatz zum ersten Gemälde erstickte er nun die klassische Komposition, indem er weitere Figuren und dekoratives Beiwerk hinzufügte. Dies entsprach seiner neuen Stilphase, in der er barocken Formen anhing. Im Jahr 1878 wurde die zweite Fassung des „Gastmahls" von der Nationalgalerie in Berlin erworben.

1869 war man freilich auch in Karlsruhe wieder auf Feuerbach aufmerksam geworden. Der Kunstverein, ein Forum zeitgenössischer Kunst, bemühte sich um eine Ausstellung des „Gastmahls". Darüber hinaus wurde Feuerbach die Professur für Historienmalerei an der Karlsruher Kunstschule angeboten. Doch Feuerbach stellte zahlreiche Bedingungen für die Annahme des Lehramtes. Er verlangte den Ankauf seines Gemäldes „Medea" für 15 000 Taler, die Bereitstellung einer Wohnung mit Garten und eines geräumigen Ateliers. Vor allem aber wollte er seine Anwesenheitszeiten in Karlsruhe frei bestimmen. Das Schreiben Feuerbachs erhielt den Vermerk: „Auf allerhöchsten Befehl als vollkommen unerfüllbar ad acta." Damit endeten Feuerbachs Beziehungen zu Karlsruhe. Im Jahr 1870 erhielt Ferdinand Keller die Professur für Historienmalerei.

Während des „Dritten Reiches" drohte der Karlsruher Kunsthalle der Verlust des „Gastmahls". Die zweite Fassung des Gemäldes war als Schmuck der Stirnwand des Festsaales von Hitlers neuer Reichskanzlei in Berlin vorgesehen. Dieser Plan mußte aufgegeben werden, da das Berliner Gemälde zu groß war. Der Direktor der Nationalgalerie Dr. Eberhard Hanfstaengel unterrichtete am 14. Dezember 1935 seinen Kollegen der Badischen Kunsthalle Dr. Kurt Martin darüber, daß nun die etwas kleinere Karlsruher Fassung zur Ausschmückung der Reichskanzlei herangezogen werden sollte. Hanfstaengel schlug vor, der Kunsthalle als Entschädigung die Berliner Fassung zu leihen. Nach Berichten der Tagespresse sollte das „Gastmahl" im Repräsentationssaal der Reichskanzlei „von der Leistung der deutschen Monumentalmalerei des 19. Jahrhunderts Zeugnis" ablegen. Die Abberufung des Gemäldes wurde in Karlsruhe allgemein als sehr schmerzlich empfunden.

Am 4. Januar 1936 begleitete Martin das Gemälde nach Berlin. Doch brachte er es zur Freude der Karlsruher schon am 11. Januar wieder zurück in die Kunsthalle. Die Presse dankte der Güte des „Führers" für diese rasche Rückkehr. Die Akten der Kunsthalle geben keine Auskunft darüber, warum das zunächst viel gerühmte und mit großem Aufwand nach Berlin verbrachte Gemälde so plötzlich für die Ausstattung der Reichskanzlei nicht mehr taugte. Doch spricht die Mär davon, das „Gastmahl" sei wegen des homosexuellen Charakters der Figur des Alkibiades seinem Schicksal entgangen. Da die Nazis Homosexuelle massiv verfolgten, konnte diese Darstellung nicht den repräsentativsten Raum ihrer Machtzentrale schmücken. Es ist nicht zu klären, ob Martin diese Deutung der Figur des Alkibiades in Berlin vorbrachte. Doch sei hier bemerkt, daß unter seinem Direktorat mehrere Karlsruher Werke der Moderne vor den NS-"Säuberungsaktionen" gerettet wurden. Hanfstaengel wurde wegen seines Widerstandes gegen die Kulturpolitik des „Dritten Reiches" 1937 entlassen. *Jutta Dresch*

Zum 80. Geburtstag von Günther Klotz

Am 21. März 1991 könnte der frühere Karlsruher Oberbürgermeister Günther Klotz seinen 80. Geburtstag feiern. Seinem Gedächtnis seien diese Zeilen gewidmet.

Günther Klotz gehört in die Reihe der heute schon legendär gewordenen südwestdeutschen Oberbürgermeister der Nachkriegszeit. Auf Dr. Hermann Veit und Friedrich Töpper folgend, lenkte er die Geschikke der Stadt Karlsruhe in der entscheidenden Zeit des Wiederaufbaus. Damit wird sein Name für immer verbunden bleiben.

Sein Berufsleben begann Günther Klotz 1935 nach einem guten Abschluß als Bauingenieur am Badischen Staatstechnikum beim Tiefbauamt der Stadt Karlsruhe, wo er zunächst technischer Angestellter, dann Bauinspektor war. Der zunehmende Druck durch die NSDAP veranlaßte den aus sozialdemokratischer Familie Stammenden, 1939 aus städtischen Diensten auszuscheiden. Drei Jahre lang war er dann als Oberingenieur für die Baufirma Jordan in Linz an der Donau tätig, vor allem im Straßen- und Flugplatzbau. Im Auftrag der Organisation Todt arbeitete die Firma von 1942 an in Italien und Frankreich.

Von Militärdienst und Kriegsgefangenschaft verschont, organisierte Günther Klotz nach 1945 in einer vielbewunderten Aktion die Enttrümmerung der Stadt Karlsruhe. Zu diesem Zweck wurde mit einschlägigen Firmen die Aufräumungs-Arbeitsgemeinschaft Karlsruhe (AAK) gegründet. Viele Karlsruher leisteten aber auch freiwillige Arbeitsstunden beim Aufräumen der Stadt. Wichtigstes Arbeitsinstrument war die Schuttbahn, deren Gleise nach Bedarf ständig verlegt wurden. Den Bauschutt lud das Bähnchen im Rheinhafengebiet ab. Die systematische Enttrümmerung bewirkte, daß Karlsruhe früher als jede andere deutsche Stadt nach den verheerenden Kriegszerstörungen mit dem Wiederaufbau beginnen konnte. Seine Arbeit an der Beseitigung von Kriegsschäden machte Günther Klotz rasch bekannt, so daß er bereits bei der Kommunalwahl 1947 zum Stadtrat gewählt wurde. Er war also schon lange kein Unbekannter mehr,

als er 1952 nach einer Stichwahl 41jährig das Amt des Oberbürgermeisters antrat.

Wichtigste Aufgabe in der vom Krieg schwer getroffenen Stadt war für den neuen Oberbürgermeister Klotz nach der Trümmerbeseitigung der Wohnungsbau. Bis zum Ende seiner Dienstzeit wurden über 55 000 Wohnungen neu gebaut oder wiederhergestellt. Neue Wohnviertel entstanden unter anderem im Mühlburger und im Rintheimer Feld, auf dem Bergwald und in Oberreut. Das größte neu erschlossene Wohngebiet war die 1957 begonnene Waldstadt, ein Lieblingskind von Günther Klotz. Gleichzeitig fand eine erste große Sanierungsmaßnahme statt, die Mühlburg zu einem modernen Stadtteil machte. Die Sanierung des bekannten Karlsruher „Dörfle", eines der größten Unternehmen dieser Art in der Bundesrepublik, wurde von Klotz noch gegen Ende seiner Zeit als Oberbürgermeister begonnen.

Viel tat Klotz, der selbst keine Kinder hatte, für die Belange der Jugend. Sein Engagement im Schulbau machte Karlsruhe zeitweilig zur schulfreudigsten Stadt der Bundesrepublik. Überall wurden Kinderspielplätze angelegt und der Bau von Turnhallen und Sportanlagen, darunter der des Tullabades und des Wildparkstadions, betrieben. Für das sportliche und gesellschaftliche Leben gleichermaßen wichtig war die wegen ihrer kühnen Konstruktion viel bewunderte Schwarzwaldhalle. Nachdem Karlsruhe seine Eigenschaft als Landeshauptstadt verloren hatte, erschien die Ansiedlung neuer Industrien um so dringlicher. Sie machte die Stadt zur Wirtschaftsmetropole im mittleren Oberrheingebiet. Von besonderer Bedeutung wurden die Firma Siemens und die ausgedehnten Raffinerieanlagen mit Ölhafen am Rhein. Erwähnt sei auch das mit dem Namen der

Die „Väter" der AAK Günther Klotz, Fritz Schäfer, OB Hermann Veit (Mitte).

Stadt verbundene Kernforschungszentrum im Hardtwald. Mehr der Tradition der Stadt als Behördensitz entsprach die endgültige Etablierung von Bundesverfassungsgericht, Bundesgerichtshof und Bundesanwaltschaft in Karlsruhe.

Die Verkehrsverhältnisse wurden entscheidend verändert und verbessert, so durch die Modernisierung der Albtalbahn, die Anlage des Flugplatzes Forchheim, die Unterführung des Schloßplatzes und den Ausbau der Kriegsstraße zur großen innerstädtischen Verkehrsader. Höhepunkte der Amtszeit von Günther Klotz waren das 250jährige Jubiläum der Stadt Karlsruhe im Jahre 1965 und, von ihm noch höher geschätzt, die Bundesgartenschau 1967. Bei solchen Festen gab es vermehrt Anlässe, hohen in- und ausländischen Ehrengästen die Stadt zu präsentieren, was Günther Klotz besonders gerne tat. Ebenso bemühte er sich aber auch um die Versöhnung mit den früheren Karlsruher Juden. So konnte der auf seine Initiative hin entstandene Ehrenfriedhof in Gurs 1963 eingeweiht werden, und 1964 hielt Klotz in New York vor zahlreichen ehemals badischen und Karlsruher Juden eine Gedenkrede.

Sehr bald suchte er Beziehungen ins benachbarte Ausland, was zu den Städtepartnerschaften mit Nancy und Nottingham führte. 1964 wurde in Karlsruhe die erste Europaschule gegründet. Für alle Bemühungen auf diesem Gebiet wurde die Stadt 1962 mit der Europafahne, 1970 mit dem Europapreis, der Oberbürgermeister 1965 mit der Ehrenbürgerschaft von Nancy belohnt.

An Ehrungen hat es Günther Klotz auch sonst nicht gefehlt. So erhielt er Orden und Auszeichnungen aus Äthiopien, Italien und den Vereinigten Staaten, war Ehrensenator der Technischen Hochschule Karlsruhe, Ehrenmitglied zahlreicher in- und ausländischer Institutionen und Gesellschaften und Ehrenhäuptling zweier Indianerstämme. Zum Ende seiner Amtszeit erhielt er das große Bundesverdienstkreuz und die Ehrenbürgerschaft seiner Stadt.

Es fällt schwer, eine so kraftvolle und farbige Persönlichkeit wie Günther Klotz in wenigen Worten zu charakterisieren. Bei den Karlsruhern war er außerordentlich beliebt, was sich am besten am Ergebnis seiner Wiederwahl 1958 ablesen läßt. Bei einer Wahlbeteiligung von 61,1 Prozent erhielt er 99,7 Prozent der abgegebenen Stimmen. Keine andere Partei hatte einen Kandidaten gegen den populären Sozialdemokraten aufgeboten. Bei aller Volkstümlichkeit wußte Klotz aber doch immer, wo Distanz am Platze war. Geschätzt wurde seine, vor allem in Stadtratsitzungen hervortretende Schlagfertigkeit und sein versöhnlicher Humor. Darum wurde auch sein autokratischer Stil hingenommen, der ihm scherzweise den Titel des letzten badischen Großherzogs eintrug. Günther Klotz war der Meinung, daß auch die Demokratie Führungspersönlichkeiten brauche. Als gegen Ende der sechziger Jahre sich gegen dieses Demokratieverständnis allmählich Widerstand, gerade auch in der eigenen Partei, erhob, erkannte Klotz, daß er unter den sich damals entwickelnden neuen Bedingungen nicht mehr Oberbürgermeister sein könne und wolle. Zu einer dritten Wahl im Jahr 1970 war er nicht mehr bereit, als der Gemeinderat ihm die Zustimmung zu einer zweiten Bundesgartenschau mit einer Stimme Mehrheit verweigerte. Es ist bezeichnend, daß aber schon im Jahr seines Abschieds vom Amt ein Buch mit Klotz-Anekdoten erscheinen konnte.

Die Stärke von Günther Klotz und das Schwergewicht seiner Arbeit lag zweifellos auf dem Gebiet des Städtebaus. Er war ein begeisterter Bauherr und prägte das moderne Gesicht der Stadt. Viele seiner Entscheidungen würden freilich heute anders getroffen werden. Es ist auch nicht verwunderlich, daß manche in unseren Tagen als wichtig geltende Bereiche kommunaler Betätigung vernachlässigt wurden. Bedenkt man aber die Situation der Aufbauzeit nach Krieg und Währungsreform, so läßt sich feststellen: Günther Klotz war der richtige Mann zur richtigen Zeit am richtigen Platz. Als solcher hat er sich in der Karlsruher Bevölkerung ein bleibendes Andenken gesichert.

Heinz Schmitt

Aktenfund zu „1849"

Neue Materialien zur Geschichte der badischen Revolution im Frühsommer 1849 im Generallandesarchiv Karlsruhe

Die badische Revolution 1849

Die badische Revolution des Frühsommers 1849 übertrifft in vielfältiger Weise die revolutionären Aktionen des vorangegangenen Jahres. Weder der sogenannte Hecker-Aufstand vom April 1848 noch der Struve-Zug vom September selben Jahres können, was die geographische Ausdehnung, die Zahl der Beteiligten, die Schärfe der militärischen Aktionen, die politische Wirksamkeit der Revolution und deren Nachwirkung bis in unsere Tage betreffen, mit ihr konkurrieren.

Dies hat mehrere Ursachen. Mit der bei der Offenburger Volksvereinsversammlung vom 13. Mai erhobenen Forderung nach Absetzung der großherzoglichen Regierung in Karlsruhe und der doch letztlich überraschenden Umsetzung dieser Forderung am darauffolgenden Tag, übernahm in Baden als einzigem Gliedstaat des Deutschen Bundes die revolutionäre Gewalt die laufenden Regierungsgeschäfte; und das für immerhin sechs Wochen, bis zum 30. Juni 1849, dem Tag, an dem preußische Truppen in Karlsruhe einmarschieren und der Belagerungsring um die Festung Rastatt sich schließt.

Am 14. Mai 1849 wurden die geflohenen Minister ihrer Ämter enthoben, und eine aus den Reihen des Landesausschusses ernannte vierköpfige Exekutivkommission trat an ihre Stelle. Der Vorsitzende dieser zentralen Regierungsbehörde, der Mannheimer Rechtsanwalt Lorenz Peter Brentano (1813-1891), hatte gleichzeitig die Leitung des Innenministeriums inne, während Joseph Ignaz Peter (1789 – 1872) die Aufgaben des Justizministers, der Oberleutnant des Leib-Infanterie-Regiments Karl Eichfeld aus Mannheim die des Kriegsministers sowie der aus Renchen stammende Amand Goegg (1820 – 1897) die des Finanzministers wahrnahm.

Unblutig und nahezu reibungslos verlief der Wechsel in den Regierungsgeschäften. Das von der revolutionären Gewalt erstrebte Ziel, die Regierungs- und Verwaltungsmaschinerie in Gang zu erhalten, hatte nach dem 16. Mai, dem Tage, an dem die Karlsruher Ministerialbeamten ihren Eid auf die Reichsverfassung ablegten und gleichzeitig die Befolgung der Anordnungen des Landes-

ausschusses versprachen, Aussicht auf Realisierung, auch wenn die Beamten, wie sie im nachhinein apologetisch ihr Verhalten begründeten, lediglich hofften, daß „durch Ausharren das Eindringen der Elemente des Umsturzes in ihres Posten" unterbleiben würde und so größerer Schaden zum Nachteil des allgemeinen Wohls vermieden werden konnte.

Die Leichtigkeit, mit der die revolutionsbereiten Kräfte die scheinbar festgegründete großherzogliche Ordnung aus den Angeln heben konnten, ist nur auf den ersten Blick überraschend. Denn sie hatten im badischen Militär einen mächtigen Bundesgenossen zur Seite, der nicht nur als „Instrument besonderer Schärfe" den Revolutionären im Kampf um ein freies und einiges Deutschland zur Verfügung stand, sondern zum eigentlich „entscheidenden Träger der Revolution" im Kampf um Demokratie und Republik avancierte.

Parallel zu den politischen Ereignissen, sie auf jeden Fall forcierend, wenn nicht gar erst ermöglichend, hatte in Rastatt und in weiteren Garnisonsstädten des Landes – Karlsruhe, Freiburg, Bruchsal und Mannheim – das Militär den Offizieren den Gehorsam verweigert und sich mit seinen Forderungen nach Inkraftsetzung der in der Frankfurter Paulskirche ausgearbeiteten Reichsverfassung, nach Freilassung der Gefangenen der letzten Aufstände, nach Abstellung der im Militär herrschenden Mißstände, fast geschlossen auf die Seite der Revolution gestellt. Damit war im Mai 1849 das eingetreten, worauf die Anführer der beiden vorhergehenden Aufstandsversuche, Hecker und Struve, im Jahr zuvor vergeblich gehofft hatten.

In der Rheinpfalz, das zum Königreich Bayern gehörte, kam es nicht zu einer ähnlichen Verschmelzung zwischen revolutionärer politischer Gewalt und regulärem Militär. Auch wenn hier sich ebenfalls kleinere Truppenteile zur provisorischen Regierung der Rheinpfalz bekannten, blieben die zwei großen Festungen Landau und Germersheim fest in der Hand regierungstreuer Truppen. Trotz mehrfacher Versuche gelang es den revolutionären Einheiten nicht, die wie ein Pfahl im Fleische der Pfalz steckende Festung Landau einzunehmen.

Die badisch-rheinpfälzische Armee

Recht frühzeitig wurden innerhalb des in Karlsruhe tagenden revolutionären Landesausschusses die Chancen und Möglichkeiten einer engen Kooperation zwischen dem Lande Baden und der Rheinpfalz erörtert. Von einer militärischen Union bis zur politischen Vereinigung der beiden Teile zu einem badisch-pfälzischen Gesamtstaat reichte dabei die Palette der Möglichkeiten. Immer wieder spielte die fatale Erkenntnis eine Rolle, daß die Revolution nur dann Chancen habe, eine erfolgreiche zu werden, wenn es ihr gelänge, ihren lokalen bzw. regionalen Rahmen zu verlassen und zu einer gesamtdeutschen Revolution zu werden. Der dabei angestrebte Export der Revolutionsideen sollte sowohl mit Hilfe des geschriebenen Wortes in Form von Proklamationen und Aufrufen bewerkstelligt werden, wie auch – nötigenfalls – mit Hilfe der revolutionären Truppen, zumindest in den angrenzenden Gebieten. Daß die Pfalz und Baden sich letztendlich auf den kleinsten gemeinsamen Nenner einer militärischen Union einigten, hatte seine Ursache im tief ausgeprägten demokratischen Bewußtsein des Landesausschusses vom Selbstbestimmungsrecht der Völker. Eine so weitreichende Entscheidung über den

Die Revolutionsarmee auf der Flucht in die Schweiz, 11. Juli 1849.

politischen Zusammenschluß zwischen den beiden Gebieten sollte, so die vorherrschende Meinung innerhalb des Gremiums, den konstituierenden Landesversammlungen vorbehalten bleiben, die in beiden Ländern durch allgemeine, gleiche, geheime und freie Wahlen (allerdings ohne Beteiligung der Frauen) zustande kommen sollten.

Vorstufe und sichtbarer Ausdruck der politischen Zukunftsvision war die vereinigte badisch-rheinpfälzische Armee, an deren Spitze der polnisch-französische General Ludwig Mieroslawski (1814 – 1878) berufen wurde, ihm zur Seite sein Generaladjutant Franz Sigel (1824 – 1884) sowie eine weitere Reihe bekannter republikanischer Offiziere und Demokraten.

Daß es nicht zu der von den Revolutionären erhofften Wende in Deutschland gekommen ist, daß – im Gegenteil – die Revolution nach wenigen Wochen militärisch besiegt, ihre Träger entweder in der Festung Rastatt eingeschlossen wurden oder aber den bitteren Weg ins ausländische Exil anzutreten gezwungen waren, hat mehrere Ursachen. Zum einen sprang der revo-lutionäre Funke nicht auf andere Länder des Deutschen Bundes über, blieb es, von vereinzelten lokalen Unruhen abgesehen, überall sehr ruhig. Zum andern ließen die Mächte des alten Deutschland an den Grenzen zu Baden eine solche Übermacht aufmarschieren, die es der Revolutionsarmee unmöglich machte, den militärischen Export ihrer Parolen zu verwirklichen.

Innerhalb weniger Wochen war das Schicksal der Revolution und damit das ihrer revolutionären Armee besiegelt. In heldenhaften Rückzugskämpfen bot man der anstürmenden Reaktion in Gestalt der preußischen Truppen Paroli, ehe man nach dem Durchbruch der zweiten Verteidigungslinie bei Rastatt, Kuppenheim und Gernsbach am 29. Juni 1849 sein Heil in heilloser Flucht suchte bzw. sich in die als uneinnehmbar geltende Festung Rastatt vorerst in Sicherheit brachte.

Ein Aktenfund

Wollte die historische Forschung den mi-

litärischen Verlauf dieses großen Wagnisses mit seinen schweren Kämpfen beschreiben, war sie bislang im wesentlichen auf persönliche Erinnerungen der Teilnehmer oder aber auf die offizielle militärische Überlieferung der Gegenseite angewiesen. Authentisches Material, vor allem aus den letzten Tagen der revolutionären Armee, galt als verschollen.

Im Sommer des vergangenen Jahres machten Handwerker im alten Schulhaus von Eichstetten bei Freiburg einen erstaunlichen Fund. In der Speicherdecke, verborgen unter Holzplanken, kam ein kleines Faszikel Akten zum Vorschein, das sich als Teil der Überlieferung des Generalstabs der vereinigten badisch-pfälzischen Revolutionsarmee entpuppte. Es war dort wahrscheinlich auf dem Rückzug der Armee, kurz vor dem Übertritt der letzten Reste in die Schweizer Emigration am 10. Juli 1849, zurückgelassen und offensichtlich von einem bislang unbekannten Eichstetter Revolutionsfreund in der Speicherdecke des Schulhauses versteckt worden, mit der deutlichen Absicht, die Unterlagen vor den nachrückenden preußischen Truppen in Sicherheit zu bringen und damit dieses authentische Material für die Nachwelt zu erhalten.

Ein hohes Maß an Verantwortungsbewußtsein vor dem Kulturgut unseres Landes bewiesen Bürgermeister und Räte der Gemeinde Eichstetten, die die Unterlagen sogleich zur Konservierung, Aufbewahrung und wissenschaftlichen Auswertung dem Generallandesarchiv Karlsruhe übergeben haben. Denn hier wird ergänzendes Material zur Geschichte der badischen Revolution verwahrt und der interessierten Öffentlichkeit zur wissenschaftlichen Nutzung zur Verfügung gestellt. Die Protokolle des Landesausschusses, der provisorischen Regierung und die Korrespondenzen der revolutionären Ministerien wie auch die vielen hundert Untersuchungsakten über die Teilnahme von Einzelpersonen an den revolutionären Ereignissen, die nach der Niederschlagung der Revolution von den alten Gewalten angelegt worden sind, vermitteln uns einen nachhaltigen Eindruck vom aufrichtigen Bemühen der heute oftmals zu Unrecht vergessenen Männer, ein einiges, freies, republikanisch-demokratisches Vaterland zu schaffen. Das neu aufgefundene Material, das einzig bekannte seiner Art bislang, enthält aus der Zeit von Mitte Juni bis zum 4. Juli 1849 neben Berichten zu den militärischen Aktionen im Neckarraum, im Murgtal, in Rastatt und Umgebung auch Unterlagen, die das eigentliche Innenleben der Armee beleuchten und damit all die Schwierigkeiten dokumentieren, mit denen diese überaus heterogene Truppe zu kämpfen hatte. Nachschubmängel und Versorgungsengpässe, mangelnde militärische Disziplin, die zu massenhaften Desertierungen führten, und Verständigungsschwierigkeiten, gegenseitiges Mißtrauen, ja z. T. offene Feindschaft zwischen den badischen Soldaten und dem bunten Volk der aus-ländischen Kämpfer, sind nur einige Stichworte, die es hier zu nennen gilt.

Auch nach Auswertung der Unterlagen, worüber zu gegebener Zeit berichtet werden wird, muß die militärische Geschichte der badischen Revolution nicht neu geschrieben werden. In vielen Bereichen allerdings kann der Eichstetter Fund Entwicklungen und deren Folgen besser interpretieren helfen. Als besonderer Glücksfall sei abschließend erwähnt, daß der Anteil der Polen am Freiheitskampf des deutschen Volkes durch eine in den Unterlagen aufgefundene Namensliste der Mitglieder der polnischen Legion erstmals auch biographisch festge-

macht werden kann.

Die einzig bislang bekannte Überlieferung des Generalstabs der vereinigten badisch-pfälzischen Revolutionsarmee wird nach erfolgter Restaurierung in der zentralen Restaurierungswerkstätte des Landes Baden-Württemberg in Tübingen im Generallandesarchiv Karlsruhe der interessierten Öffentlichkeit zur wissenschaftlichen Nutzung zur Verfügung stehen.

Kurt Hochstuhl

Vom schwierigen Weg in die Moderne

Das Dorf Grötzingen im Streit mit der Landeshauptstadt

Am 14. Juni feiert Grötzingen mit einem Festakt seine urkundliche Ersterwähnung vor 1 000 Jahren im Lagerbuch des Klosters Weissenburg, in dem das Dorf zusammen mit über 60 anderen Orten – u. a. auch Hagsfeld – als Eigentum des Klosters auftaucht. Die Grötzinger können auf eine bewegte Geschichte zurückblicken, deren Geschehnisse häufig weit über das eigentliche Dorf hinausweisen, insofern sie als exemplarisch für die badische Geschichte gelten können, wie das folgende Beispiel zeigt.

„Die Armuth in Grötzingen ist unglaublich gros. Unter 200 Bürgern sollen sehr wenige an Schulden frey seyen, und von den übrigen die meisten Haab und Guth verpfändet haben." Mit diesen Worten beschrieb 1778 der Grötzinger Pfarrer Johann Gottfried Tulla, dessen Sohn später die Pläne zur Rheinbegradigung ausarbeiten sollte, die wirtschaftliche Situation der Dorfbewohner. Das soziale Elend, in dem diese lebten, war einerseits die Folge der erst 30 Jahre zurückliegenden Kriegszeiten, andererseits aber auch selbstverschuldet. Die Grötzinger saßen gerne in Gastwirtschaften beim Wein und Spiel, machten dadurch Schulden und bestellten ihre Felder schlecht. Schließlich beschloß die staatliche Obrigkeit, gegen das Übel vorzugehen. So verbot sie einem Karlsruher Wirt, den Grötzingern Wein auszuschenken.

Vor allem aber griff das Durlacher Oberamt in die landwirtschaftliche Produktion ein, indem es per Dekret Reformen und Verbesserungen durchzusetzen suchte und damit eine Konfliktebene betrat, die von nun an jahrzehntelang die Auseinandersetzungen der traditionsbewußten Dorfbevölkerung mit der modernen Staatsverwaltung prägen sollten.

Ein Beispiel: Um die großen Weideflächen in Ackerland umwandeln oder bewalden zu können, sollten die Grötzinger die Stallfütterung einführen. Das allerdings stieß auf heftigen Widerstand, so daß sich das Oberamt genötigt sah, die Stallfütterung 1788 kurzerhand anzuordnen. Die freiwerdenden Weideflächen, die nicht als Ackerland genutzt wurden, verlosten die Bürger zur Nutzung untereinander. Die Weiden sollten zu Wiesen werden, deren Grasertrag für die Stallfütterung genutzt werden konnte. So leicht allerdings war die Dorfbevölkerung von den Vorteilen dieser modernen Form der Viehhaltung nicht zu überzeugen. Viele Bauern trieben ihr Vieh nun verbotenerweise auf die durch Los erhaltenen Wiesen. Im Jahr 1803 kam es zum Eklat. Am Ostersonntag nämlich versuchte der Forstwart Kiefer in Grötzingen den Hirten zu

verhaften, der das Vieh auf die Weide treiben wollte. Das verhinderten die Grötzinger, indem sie den Hirten in die Kirche zum Gottesdienst brachten. Anschließend wurde in der Gastwirtschaft „Ochsen" viel Wein getrunken und große Reden wurden geschwungen. Der Anwalt Fießler griff öffentlich die Bauern an, die sich der Stallfütterung angeschlossen hatten. Derweil fand im Gasthaus „Kanne"eine Untersuchung des Zwischenfalls statt, die die Gäste des Ochsen-Wirts beendeten, indem sie eine Fensterscheibe einschlugen. Da kamen Soldaten in das Dorf und verhafteten sieben Männer. Später erhielt Anwalt Fießler eine zweitägige Turmstrafe, die sechs anderen wurden zu öffentlichen Strafarbeiten verurteilt. Von nun an war die Stallfütterung durchgesetzt.

Hinter diesem Ereignis verbirgt sich mehr als etwa die Tatsache, daß die Grötzinger eben besonders widerspenstig waren. Auch die Durlacher z. B. sperrten sich – wenn auch nicht so heftig – gegen die Abschaffung der Weide. Der Grötzinger Streit ist eher exemplarisch für die spezifische Situation des ausgehenden 18., beginnenden 19. Jahrhunderts, die dadurch geprägt war, daß gemäß den Vorstellungen des aufgeklärten Absolutismus ein moderner Verwaltungsstaat geschaffen werden sollte, der von seinen Untertanen neue, moderne Verhaltens- und Produktionsweisen erwartete. Die Ansprüche eines sich langsam herausbildenden Verwaltungsstaates trafen auf die überkommenen Sozial- und Wirtschaftsstrukturen, die seit Jahrhunderten das bäuerliche Leben prägten, und die die Bauern nicht aufgeben wollten.

Für Baden stellte sich dieses Problem nochmals verstärkt, nachdem die kleine Markgrafschaft durch das Eingreifen Napoleons zum Großherzogtum geworden war. Die Landesherrschaft des neu geschaffenen Staates, dessen Bevölkerungszahl sich verfünffachte, mußte der äußeren die innere Staatsgründung folgen lassen. Das verlangte vor allem, über die konfessionellen, sozialen und kulturellen Verschiedenheiten der Bevölkerung hinweg einen Verwaltungsapparat aufzubauen, der aus Allen steuerzahlende Untertanen machte. So wurde z. B. das alte und lokal sehr unterschiedliche Abgabe- und Leistungssystem wie der Zehnt und die Fronen abgeschafft zugunsten der Geldabgaben. Diese Umstellung brachte neue Konflikte, die letztlich dazu beitrugen, daß sich auch die ländliche Bevölkerung an der Revolution 1848/49 beteiligte.

Susanne Asche

Pfarrer auf der Kanzel

175 Jahre evangelische Stadtkirche

Vorauszuschicken ist, daß seit der Stadtgründung im Jahre 1715 ziemlich genau ein Jahrhundert überschlagen werden muß, in dem an der Konkordienkirche, der Vorgängerin der Stadtkirche, so bedeutende Theologen und Gelehrte gewirkt haben wie Philipp Jakob Bürcklin, Christoph Mauritii u. a. mehr. Ihr Schaffen verdiente eine ausführliche Darstellung. Neben einer tabellarischen Aufzählung jener Theologen, die seit 1816 an der Stadtkirche amtierten, können nur wenige markante Ereignisse festgehalten werden, die sich im Weichbild der Stadtkirche abgspielt haben.

19. Jahrhundert

Hofdiakon und Kirchenrat Gottlieb August Knittel, Pfarrerssohn aus Neckarenzlingen, stellte am Pfingstsonntag 1816 seine Einweihungspredigt unter das Wort Offb. 21, 3 „Sieh da die Hütte Gottes bei den Menschen, er wird bei ihnen wohnen". 150 Jahre später wird Landesbischof Prof. Dr. Heidland dieses Wort aufgreifen. Knittels direkter Nachfolger, Wilhelm Katz (1763-1851), wurde 1821 in seine Geburtsstadt berufen, nachdem er bereits vorher den Kirchenbezirk (KBez.) Mannheim-Heidelberg als Dekan geleitet hatte. Über die Landesgrenzen hinaus war er als derjenige bekannt geworden, der den wegen Ermordung des Schriftstellers Kotzebue verurteilten Burschenschaftler Karl Ludwig Sand am 20. Mai 1820 in Mannheim zum Schafott begleitet hatte. Als sich seit Mitte der 1840er Jahre u. a. durch Mißernten jene Notlage ankündigte, die in Baden für Auswanderung und Revolution mitverantwortlich zeichnete, stand seit 1844 Theodor Jakob Plitt auf der Kanzel der Stadtkirche. Herkunft und beruflicher Werdegang als Sohn eines studierten Predigers in Herrnhut und Lehrer am Erziehungsinstitut der Brüdergemeinde Neuwied machten ihn a priori jeglicher Radikalität abhold. 1852 wechselte er an die Heiliggeistkirche nach Heidelberg und wurde zugleich Professor am Prakt.-Theol. Seminar.

Als Großherzog Friedrich I. in seiner Osterproklamation 1860 das Ende des Staatskirchentums verfügte („die vereinigte evang.- prot. und die röm.-kath. Kirche ordnen und verwalten ihre Angelegenheiten frei und selbständig"), fungierte an der Stadtkirche ein badischer Kaufmannssohn aus Lahr, Theodor Fr. Roth. 1852 war er nach Karlsruhe berufen und in dem darauffolgenden Jahr zum Dekan des KBez. Karlsruhe-Stadt ernannt worden. 15 Jahre bekleidete er dieses Amt, die letzten sechs Jahre als Kirchenrat.

Karl Mondon, 1884–1954
Altstadtpfarrei 1931–1944
Mittelstadtpfarrei 1946–1948

Emil Zittel (1874–1896) war der Sohn desjenigen badischen Pfarrers, der einer der Väter des kirchlichen und politischen Liberalismus war – zugleich Abgeordneter in der Frankfurter Paulskirche. 1861 Dr. theol. h. c., wirkte er 20 Jahre von 1874 bis 1894 als Dekan des KBez. Karlsruhe-Stadt.

20. Jahrhundert

Auf der Kanzel der Stadtkirche erlebte Heinrich Georg Rapp, geb. 1864 in Heidelberg, Revolution und Inflation. Von 1923 bis 1933 fungierte er als Oberkirchenrat,

d. h. als Mitglied der kirchlichen Exekutive. Unmittelbar nach seinem Wechsel in die Kirchenleitung folgte ihm an der Stadtkirche Ernst Julius Schulz, geb. 1876 in Diersburg als Sohn eines Lehrers. Seine Amtszeit war die kürzeste; bereits nach vier Jahren wurde auch er in den Oberkirchenrat berufen. Nach ihm übernahm Ernst Glatt, von Müllheim gebürtig, ebenfalls Lehrerssohn, die Mittelstadtpfarrei. Er schloß sich - zunächst - den „Evang. Nationalsozialisten" an, zwischenzeitlich (bis 1937) war er „Markgemeindeleiter der Deutschen Christen". Eben deswegen wurde er nach dem Zweiten Weltkrieg für 18 Monate suspendiert. Nur eine Episode aus seinem Wirken, auch wenn sie die damalige Kirchenleitung in einem denkbar schlechten Licht erscheinen läßt: Der seit 1933 konstant gesteigerte Terror gegen die jüdischen Mitbürger mag einige wenige auf den Gedanken gebracht haben, sich durch Übertritt zum Christentum Erleichterung zu verschaffen. Grundsätzlich war die Entscheidung über die Aufnahme von Fremdkonfessionierten seit 1922 auf die Kirchengemeinderatsebene delegiert worden. 1939 wollte Katharina St., die elf Jahre zuvor wegen ihrer bevorstehenden Eheschließung zum Judentum übergetreten war, rekonvertieren und zugleich ihre drei Kinder christlich taufen lassen. Der Ortsgeistliche in Eschelbronn befragte nicht etwa seinen Kirchengemeinderat, sondern wandte sich direkt nach Karlsruhe, weil er „wirtschaftliche Vorteile" als Motiv vermutete. Die Reaktion des Evangelischen Oberkirchenrates: „Es ist ja menschlich begreiflich, daß die Frau ... die Eigenschaft ihrer Kinder als Mischlinge tunlichst verdecken will. Der Oberkirchenrat ist der Auffassung, daß es ein Mißbrauch des Sakraments wäre, wenn vorwiegend um solcher Zwecke willen die Taufe gespendet würde." Hier sprang Pfarrer Glatt in die Bresche und taufte, wenn auch erst am 2. November 1941, alle drei Kinder – einer der ganz wenigen Lichtblikke in dem finsteren Kapitel „Badische Landeskirche und Juden".

1931 war die Altstadtpfarrei, ursprünglich an der „Kleinen Kirche" etabliert, zweigeteilt worden: von 1931 bis wenige Monate vor Kriegsende wurde die sogenannte Altstadtpfarrei I von Karl Fr. Mondon verwaltet. Der 1884 in Tüllingen geborene Lehrerssohn hatte seit 1927 als Dekan den Kirchenbezirk Lahr geleitet. Die Bombardements der Alliierten in den beiden letzten Kriegsjahren ließen seine Gemeinde auf ein Minimum schrumpfen; er, den man respektvoll „Das gebügelte Wort Gottes" nannte, weniger wegen seiner korrekten Garderobe als wegen seiner geschliffenen Predigtweise, ging aufs Land nach Uiffingen in jene Gemeinde, der er bereits von 1911 bis 1919 gedient hatte.

Die Altstadtpfarrei II wurde von der „kirchlichen Linken", den Religiösen Sozialisten, vehement für einen Geistlichen ihrer Couleur beansprucht; sie erhielten schließlich Hanns Löw, einen gebürtigen Bayern, der seit 1920 in Riegel amtierte. Ununterbrochen bis 1965, d. h. während der gesamten NS-Herrschaft, behauptete dieser überzeugte Antifaschist – allen deutschchristlichen Anfeindungen zum Trotz – „seine" Kanzel. Als Nachfolger war Martin Held der letzte Geistliche, der der Gemeinde Kontinuität und Stabilität garantierte, seit seiner Pensionierung im Jahre 1978 wechselten Vikare und Vakanzen.

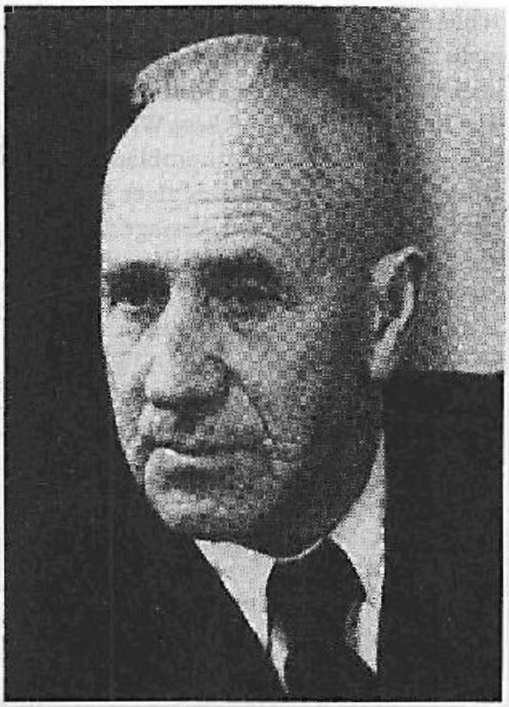
Ungebrochene Tradition bestimmte dagegen die Mittelstadtpfarrei, nach der Suspendierung von Pfarrer Glatt wurde Karl Friedrich Mondon 1946 bis 1948 von Uiffingen zurückgerufen. Nach seiner Pen-

sionierung bestimmte Landesbischof D. J. Bender „diktatorisch", wie Dr. Biedermann sich erinnert, ihn zum Pfarrer der Mittelstadtgemeinde: „Als er mir seinen Entschluß kundtat, wäre ich vor Schreck fast gestorben. Dieses grausige Trümmerfeld sollte ich nun beackern...!" So die Situation im Herbst 1948. Es folgte eine 20jährige Aufbauphase – in mehrfacher Hinsicht: Gemeinde – Stadt – Stadtkirche. Letztere konnte am 1. Advent 1958 zum zweiten Male geweiht werden.

Pfarrer Bertold Eichhorn, geb. 1933 in Hockenheim, übernahm bereits eine intakte Gemeinde, die er, wiederum acht Jahre später, dem derzeitigen pastor loci, Gerhard Leiser, anvertraute. Dieser überaus historisch interessierte und engagierte Geistliche regte unlängst an, die Geschichte der Stadtkirche in einer Dauerausstellung zu präsentieren. Auf diese Weise soll nicht etwa ein zusätzliches Museum entstehen, sondern wir, die Gemeinde, sollen stets aufs neue an Gottes Wirken in der Geschichte am Beispiel seiner „Hütte", Offenbarung 21, 3, erinnert werden.

Versammlungsstätte der Gesamtgemeinde, Bischofskirche

In der Broschüre zum 150jährigen Jubiläum hat Hanns Löw bereits an eine weitere Funktion der Stadtkirche erinnert: Zentrum für überparochiale Gemeindeveranstaltungen. Allein aufgrund ihrer räumlichen Kapazität bot sie sich u. a. an für Jahresfeste der Karlsruher Mutterhäuser, Evangelisationen (Pastor Le Seur), Veranstaltungen der Inneren und Äußeren Mission, Aufführungen kirchenmusikalischer Werke und nicht zu vergessen – die Bekenntnisgottesdienste der Pfarrer Niemöller/ Berlin und Kern/Nürnberg in den 30er Jahren.



Hanns Löw, 1889–1967
Altstadtpfarrei II 1931–1965

Darüber hinaus haben seit 1933 vier badische Landesbischöfe gern und häufig in der Stadtkirche gepredigt. Eine gewisse Tragik liegt über dem Wirken des ersten, D. Julius Kühlewein, der am 24. Juni 1933 einstimmig, d. h. auch von den Religiösen Sozialisten in der Landessynode gewählt wurde. Unter Ausnutzung des Führerprinzips – kirchlich: Bischofsamt – glaubten die NS-Machthaber, eine einheitliche evangelische Reichskirche leichter verwirklichen und in ihren Dienst stellen zu können. Kühlewein ging diesen Weg zuerst mit und vollzog am 14. Juli 1934 die Eingliederung der Badischen Landeskirche in die Reichskirche, machte diesen Schritt jedoch am 13. November 1934 wieder rückgängig. Persönlich integer, übernahm er im Herbst 1945 – modern gesprochen – die volle „politische Verantwortung" für den Irrweg der Badi-

schen Landeskirche im Dritten Reich und legte bereitwillig sein Amt in die Hände der ersten außerordentlichen Nachkriegssynode von Bretten zurück. Auf diese Weise ermöglichte er einen relativ unproblematischen Übergang zu seinem Nachfolger D. Julius Bender, der nach eigener Aussage die Stadtkirche geradezu „liebte und gerne in ihr predigte". Unter seiner Führung erfolgten Bilanz und Neubeginn, freilich nicht in geschichtslosem Raum: die Grundordnung der Evangelischen Landeskirche in Baden beruft sich auf Unionsurkunde und „Theologische Erklärung von Barmen" (1934).

Prof. Dr. Wolfgang Heidland erinnerte 1966 in seinem Geleitwort zum 150jährigen Bestehen der Stadtkirche an jenes eingangs zitierte Wort Offenbarung 21, 3 und fragte nach seiner Geltung in einer zunehmend säkularisierten Welt.

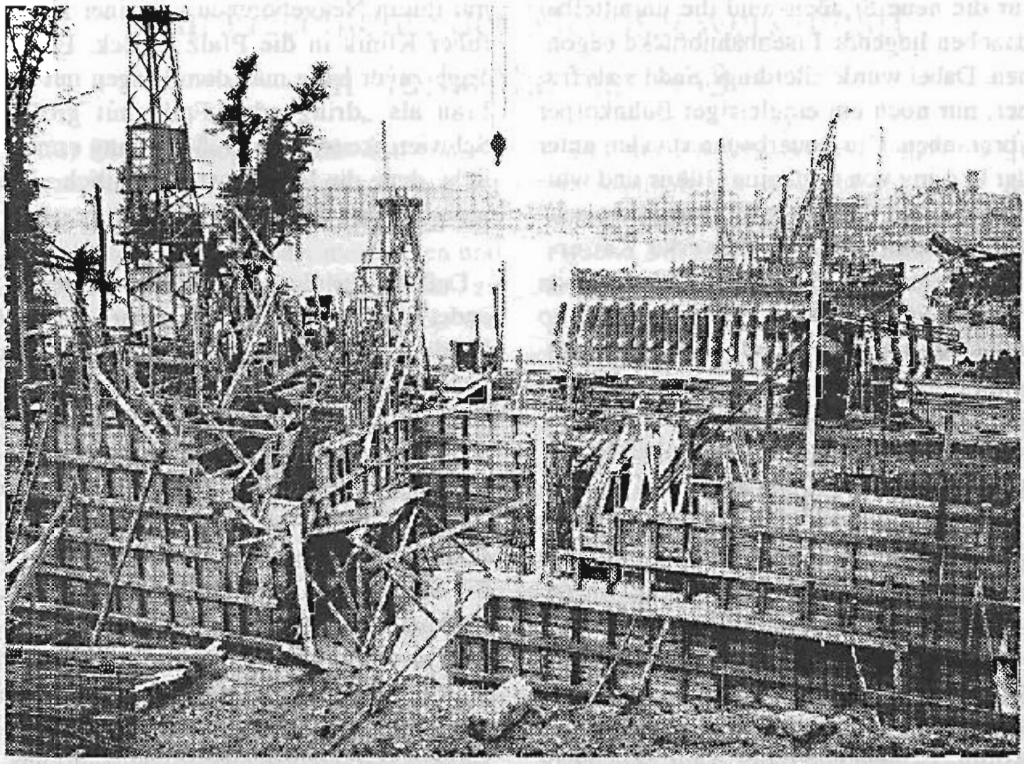
Am 31. Oktober 1980 schließlich wurde Prof. Dr. Klaus Engelhardt als vierter Landesbischof in der Stadtkirche eingeführt, an der Stätte, von der Hanns Löw, jener gewaltige Prediger auf der Kanzel der Stadtkirche, sich wünschte, sie möge „zu einer Stätte der immer neuen Begegnung mit Ihm werden, einer Stätte, wo nur Seiner Ehre gedient wird und eine Gemeinde da ist, die immer neu Gott lobt und Ihm dankt; eine Stätte, wo Er, Gott selbst bei Seiner Gemeinde ist; Er, der allein uns durchträgt und hält und uns gibt, was wir von uns aus nie haben können: Kraft, Stille, Trost,Geborgenheit, Frieden, und an unserem Ende die selige Heimfahrt zu Ihm!"

Hermann Rückleben

Der Brückenschlag von Maxau 1946/47

Derzeit wird die alte Eisenbahnbrücke über den Rhein zwischen Karlsruhe und Wörth abgebaut. Vor einigen Wochen besuchte der im Ruhestand befindliche französische General Jean Gillois, unter dessen Regie die Brücke in der unmittelbaren Nachkriegszeit (damals war er noch Hauptmann) erbaut worden war, Karlsruhe. Gillois berichtete ausführlich über die Geschichte und Vorgeschichte „seiner" Brücke, wobei viele bislang unbekannte Einzelheiten zutage kamen. Dem Stadtarchiv überließ er Dokumente und zahlreiche Fotos über den Brückenbau.

Im Februar 1937 war eine moderne Straßenbrücke und im Oktober 1938 die mit ihr verbundene, zweigleisige Eisenbahnbrücke über den Rhein eröffnet worden. Sie ersetzten die damals bereits seit Jahrzehnten heillos antiquierte Schiffsbrücke von 1865. Aber schon am 22. März 1945 brachte französischer Artilleriebeschuß die einige Monate früher von deutschen Pionieren in die Brücke eingebaute Sprengladung zur Explosion, wodurch diese weitgehend zerstört wurde. Neun Tage später überschritten französische Truppen zwischen Germersheim und Speyer den Rhein und besetzten am 4. April 1945 die Stadt Karlsruhe. Um den Nachschub für die 1. Französische Armee zu sichern, baute das 211. Französische Pionierbataillon am 9. April innerhalb von zwölf Stunden eine Pontonbrücke. Diese wurde an der Nordseite der zerstörten Brükke verankert, da so am besten der Schutz gegen Artilleriebeschuß, flußabwärts treibende Minen und „Gamma-Schwimmer" (Kampfschwimmer) gewährleistet schien. Täglich rollten 3 000 bis 4 000 französische Armeefahrzeuge über die Brücke. Im Juni 1945 wurde diese etwa 250 Meter wei-



Die Baustelle der Rheinbrücke bei Maxau 1946/47.

ter flußaufwärts versetzt, um die Schaffung einer Schiffspassage durch Sprengung der Trümmer der alten Brücke zu ermöglichen. Etwa zur selben Zeit konstruierten die Amerikaner eine Eisenbahnbrücke auf Holzpfeilern, welche Durchlässe von jeweils 20 Metern für die Schiffahrt freiließen. Diese Brücke stand ungefähr da, wo sich die alte Schiffsbrücke von 1865 befunden hatte, also etwas unterhalb der im Fluß liegenden Brückentrümmer. So gab es weniger als sechs Wochen nach der Zerstörung der Rheinbrücke einen voll funktionsfähigen Rheinübergang für den Straßen- und Eisenbahnverkehr. Ende 1945 war auch die Schiffahrt wieder möglich. Allerdings wurde die Eisenbahnbrücke der Amerikaner bereits knapp ein Jahr nach ihrer Errichtung wieder abgebaut. Bald entschlossen sich die Franzosen zum Bau einer neuen Brücke, für die es drei Möglichkeiten gab: 1. eine feste Rheinbrücke, 2. eine Brücke, die auf eine mittelfristige Lebensdauer berechnet war und 3. ein provisorisches Bauwerk militärischer Art. Man entschied sich für die zweite Möglichkeit. Für die erste waren die Voraussetzungen nicht gegeben, die dritte hätte zwar schnell verwirklicht werden können, wäre aber auf Dauer zu unsicher gewesen.

Im Mai 1946 wurde mit der Trümmerräumung begonnen. Hierzu beschaffte man einen Riesenschwimmkran von 400 Tonnen, der Gewichte bis zu 140 Tonnen heben konnte. Da dieser aber Schwierigkeiten damit hatte, seine Lasten am Ufer abzulegen, ersetzte man ihn bald durch einen kleineren. Gleichzeitig wurde mit der Pfeilergründung

für die neue Straßen- und die unmittelbar daneben liegende Eisenbahnbrücke begonnen. Dabei wurde allerdings, anders als früher, nur noch ein eingleisiger Bahnkörper vorgesehen. Die Bauarbeiten standen unter der Leitung von Capitaine Gillois und wurden von den deutschen Firmen Baugesellschaft Gehlen und Eisenwerke Kaiserslautern ausgeführt. Dabei wurden bereits recht moderne Methoden angewandt. So verschob man die vorgefertigten kompletten Eisengitterkonstruktionen mit einer jeweiligen Spannweite von 60 Metern mittels einer Schablone von der linken Rheinseite aus immer auf den nächsten Brückenpfeiler. Große Schwierigkeiten gab es in dem extrem kalten Winter 1946/47, in dem ständig Temperaturen von 15 bis 20 Grad unter Null herrschten. Bei dieser Kälte hielt jedermann das Betonieren der Brückenpfeiler für unmöglich. Nicht so Jean Gillois, der den Brückenbau zügig vorantreiben wollte. Er begegnete der Kälte mit ungewöhnlichen Maßnahmen. So wurden Kies und Wasser in großen Behältern vorgewärmt und der Beton beim Mischen stark erhitzt. Um ihn beim Transport nicht abkühlen zu lassen, wurde der Beton durch Leitungsrohre zur Baustelle gepumpt, die mit einer Heizleitung kombiniert und stark gegen die Kälte isoliert waren. So war es möglich, selbst bei dem einmal erreichten Extremwert von minus 27 Grad zu betonieren. Insgesamt wurden 3 600 Tonnen Stahl und 6 000 Kubikmeter Eisenbeton verbaut. Ein Jahr und einen Tag nach Baubeginn war die Brücke dank der perfekten Zusammenarbeit von Franzosen und Deutschen fertiggestellt. Sie wurde mit einer Begehung durch französische und amerikanische Offiziere und deutsche Behördenvertreter eingeweiht. Das erste Fahrzeug, das die Brücke von Karlsruhe her passierte, brachte eine Mutter mit ihrem Neugeborenen aus einer Karlsruher Klinik in die Pfalz zurück. Einige Tage zuvor hatte man dem Wagen mit der Frau als „dringenden Fall" mit großen Schwierigkeiten den Flußübergang ermöglicht, denn die Brücke war eigentlich noch nicht befahrbar gewesen.

Daß die Rheinbrücke Maxau so rasch vollendet werden konnte, ist in erster Linie das Verdienst von Jean Gillois. Neben seinen technischen Fähigkeiten und seiner kreativen Begabung spielte dabei seine Art des mitmenschlichen Umgangs eine große Rolle. Gillois kümmerte sich nicht nur um die Brücke, sondern genauso um die dort beschäftigten deutschen Arbeiter. Er sorgte für die Beschaffung von Arbeitskleidung, Schuhen und Fahrradbereifungen, von Tabakwaren und Weinrationen, vor allem aber von zusätzlicher Verpflegung. So konnte schon morgens jedem Arbeiter eine Gemüsesuppe verabreicht werden. Die Nahrungsmittel besorgte Gillois zum Teil von den Amerikanern im Tausch gegen Kies. Wer die Notzeit nach dem Krieg noch kennengelernt hat, weiß, was die Hilfe des Capitaine Gillois damals bedeutete und versteht, daß er die Arbeiter so zu motivieren verstand. Die große Dankbarkeit gegenüber dem französischen Offizier drückt sich in Briefen aus, die nach Beendigung der Bauarbeiten sowohl von den deutschen Firmenleitungen wie auch vom Betriebsrat an Gillois gerichtet wurden. Aus den Schreiben wird auch deutlich, daß die Brücke als Symbol einer beginnenden Völkerverständigung zwischen Deutschland und Frankreich angesehen wurde. Nach dem gerade beendeten fürchterlichen Weltkrieg war dies keineswegs selbstverständlich. General a. D. Jean Gillois lebt heute zweiundachtzigjährig in Viroflay bei Paris. *Heinz Schmitt*

Zur Geschichte der Metallgewerkschaft in Karlsruhe bis 1933

„(1) Die Vereinigung führt den Namen ‚Deutscher Metallarbeiterverband' und hat *ihren Sitz in Stuttgart. (2) Sie...hat den* Zweck, die Ehre sowie die materiellen und geistigen Interessen ihrer Mitglieder...zu wahren und zu fördern." So beginnt das Gründungsstatut der 1891 gegründeten Metallarbeitergewerkschaft, beschlossen von den 128 Delegierten eines nationalen Metallarbeiterkongresses vom 1. bis 6. Juni 1891 in Frankfurt – unter ihnen der Schlosser Wilhelm Kleemann als Vertreter des im November 1888 gegründeten Karlsruher Metallarbeiterfachvereins.

Der Verbandszweck solle erreicht werden durch „möglichste Beschränkung der Arbeitszeit, Beseitigung der Sonntagsarbeit, der Überstunden und der Akkordarbeit unter Zugrundelegung eines Lohnes, welcher für die Befriedigung der Bedürfnisse der Arbeiter und ihrer Familien ausreichend ist". Von diesen Zielen war man damals noch weit entfernt: Während auf den ersten internationalen Maikundgebungen im Jahre 1890 der Achtstundentag und Arbeitsschutzgesetze gefordert wurden, arbeiteten die Beschäftigten in den Karlsruher Betrieben noch elf bis zwölf Stunden am Tag, hatten keine rechtliche Möglichkeit, sich gegen die Anordnung von unbezahlten Überstunden zu wehren, bekamen einen Lohn, der oft nicht zum Nötigsten ausreichte und bei wirtschaftlichen Problemen der Betriebe noch gekürzt wurde. Und wer sich gegen diese Zustände zur Wehr setzte, mußte jederzeit mit Entlassung rechnen und zudem damit, auf eine „Schwarze Liste" gesetzt zu werden, was oftmals einem „Berufsverbot" gleichkam.

Der junge Metallarbeiterverband fand also ein reichhaltiges Betätigungsfeld vor, das anfangs seine noch schwachen Kräfte überforderte. Mit gerade 163 organisierten Metallern in Karlsruhe im Jahre 1893 war damals gegen die Macht der Unternehmer, die sich als unbeschränkte „Herren im Haus" begriffen, nicht anzukommen. So konzentrierte man sich zunächst auf den Ausbau des gewerkschaftlichen Unterstützungswesens (Kranken-, Reise-, Notfall- und Arbeitslosenunterstützung) und die Pflege der Solidarität untereinander und vermied es möglichst, sich in betrieblichen Auseinandersetzungen aufzureiben. In den ersten Jahren nach der Verbandsgründung fanden in Karlsruhe, wie in vielen anderen Gegenden auch, wenig Arbeitskämpfe statt, und wenn, dann waren die Erfolge schwer abzusichern. So berichtete die in Nürnberg erscheinende „Deutsche Metallarbeiterzeitung" im Frühjahr 1897 von einem für mehrere Betriebe erfolgreichen Streik der Karlsruher Schmiede für den zehnstündigen Arbeitstag. Zwei Jahre später war es den Werkstättenbesitzern jedoch wieder gelungen, die Ergebnisse des Streiks rückgängig zu machen. Ein großes Problem bestand für den Verband im Aufbau einer Basis an zuverlässigen Mitgliedern, häufiger Arbeitsplatzwechsel und Enttäuschung über Mißerfolge führten zu hoher Fluktuation der Mitgliedschaft, aber auch das Eingebundensein vieler Arbeiter in vorindustrielle Lebenszusammenhänge war der gewerkschaftlichen Organisation hinderlich. Besonders schwer war es für die Karlsruher Gewerkschaften, die jeden Morgen aus den umliegenden Landgemeinden in die städtischen Betriebe kommenden Pendler – immerhin ein gutes Drittel der

Beschäftigten – zu gewinnen, viele Berichte klagten, diese „Arbeiterbauern" würden „für ein paar Groschen" in der Stadt arbeiten und es den Unternehmern damit ermöglichen, die Löhne der gelernten Arbeiter niedrig zu halten. Für gewerkschaftliche Belange seien sie nicht zu interessieren, da sie direkt nach der Arbeit zurück aufs Land eilten und sich nur für ihren kleinen Acker, den sie dort bearbeiteten, interessierten. Erst einige Jahre nach der Jahrhundertwende setzte eine spürbare Aufwärtsentwicklung im Karlsruher Metallarbeiterverband ein. Man bemühte sich nun zunehmend um den Abschluß von Tarifverträgen. So legten im Herbst 1904 die Schleifer aus den drei großen Karlsruher Nähmaschinenfabriken Gritzner, Haid u. Neu und Junker & Ruh den Unternehmern den Entwurf eines Tarifvertrages vor, der den Neunstundentag, feste Überstundenzuschläge und gesicherte Mindestlöhne enthielt. Da die Unternehmer rundum ablehnten, beschlossen die Betroffenen, für ihre Forderungen zu streiken. Es gelang den Unternehmern allerdings, mit Hilfe von Streikbrechern den Streik abzuwehren. Als die Schleifer nach über zwei Monaten ihren Streik aufgaben, konnte keiner von ihnen an seinen Arbeitsplatz zurückkehren.

Die Erfahrung dieser Niederlage führte dazu, daß die Karlsruher Metaller sich in der Folgezeit verstärkt darum bemühten, Differenzen mit den Unternehmern auf dem Verhandlungsweg beizulegen. Unterstützt wurden sie dabei von dem ersten hauptamtlichen Gewerkschaftssekretär, den die Verwaltungsstelle 1905 einstellen konnte, Leopold Rückert. Bis 1906 konnte man in Karlsruhe sechs Tarifverträge für einzelne Betriebe sowie die Berufsgruppe der Klempner abschließen. Der Versuch, für die gesamte Metallindustrie in Württemberg und Baden einheitliche Regelungen zu treffen, scheiterte allerdings noch.

Dennoch gelang es in den Jahren bis zum Ersten Weltkrieg, die Arbeitszeit in den meisten Karlsruher Betrieben auf unter 60 Stunden in der Woche zu senken, 1912 arbeiteten nur noch knapp sieben Prozent der Karlsruher Metaller 60 und mehr Stunden. Auch der frühere Arbeitsschluß am Samstag setzte sich allmählich durch; immerhin zwei Drittel der Karlsruher Kollegen konnten nun am Samstag früher als an den anderen Tagen nach Hause gehen.

Der gewerkschaftliche Apparat war inzwischen ausgebaut worden und als gesellschaftlicher Machtfaktor nicht mehr zu übersehen. Die Freien Gewerkschaften hatten 1914 in Deutschland 2,5 Millionen Mitglieder, die Metaller in Karlsruhe immerhin über 4 000 und nun auch drei hauptamtliche Sekretäre. Diesen wurden von den Mitgliedern immer mehr Aufgaben delegiert, konnten sie doch nicht von Maßregelungen getroffen werden, mit denen aktive Kollegen im Betrieb jederzeit zu rechnen hatten, bis hin zur Entlassung. Bei Differenzen mit den Firmenleitungen wandten sich die Beschäftigten an ihre Gewerkschaftssekretäre. Allerdings waren die Gewerkschaften bisher weder von Unternehmern noch Behörden als Interessensvertretung der Arbeiterschaft anerkannt. So richteten sich die Anstrengungen der Gewerkschaften auch darauf, die gesellschaftliche Anerkennung ihrer Organisationen durchzusetzen, weshalb man allmählich sein zuweilen recht wortradikales Auftreten mäßigte. Dennoch kam man um gelegentliche harte Auseinandersetzungen nicht herum. Im Frühjahr 1914 kam es in Karlsruhe seit längerem zum ersten Mal wieder zu längeren Arbeitskämpfen. Nach

einem Streik vom 4. April bis 16. Mai 1914 konnten die Karlsruher Blechner und Installateure gemeinsam mit ihren Freiburger Kollegen einen neuen Tarifvertrag abschließen, der Lohnerhöhungen, die Verkürzung der Arbeitszeit von 57 auf 56 Stunden in der Woche und den Arbeitsschluß am Samstag um 17 Uhr vorsah.

Die relativ ruhig verlaufende Aufwärtsentwicklung der Gewerkschaftsbewegung wurde kurz darauf durch den Beginn des Ersten Weltkrieges abrupt unterbrochen. Die Gewerkschaften schlossen einen „Burgfrieden" mit dem kaiserlichen Deutschland und beschlossen den Abbruch aller Streiks und Lohnbewegungen. Wie alle Menschen in Deutschland, so erwartete auch die Karlsruher Ortsverwaltung des Metallarbeiterverbandes einen schnellen Sieg der deutschen Truppen und hoffte, nach Friedensschluß die Früchte ihrer Kooperationsbereitschaft ernten und auf die staatliche Sozialpolitik beim Kampf um die Verbesserung der Arbeits- und Lebensverhältnisse zählen zu können. Sie betrachtete die Verlängerung der Arbeitszeit auf bis zu zwölf Stunden und die Verschlechterung der Versorgungslage als Übergangsphänomen, das man wohl oder übel hinnehmen müsse.

Nach zwei Kriegsjahren, als immer noch kein Ende abzusehen war, brachen dann allerdings wieder betriebliche Konflikte auf, die zumeist am Gewerkschaftsapparat vorbeiliefen, so in der Deutschen Waffen- und Munitionsfabrik. Als reiner Rüstungsbetrieb florierte das Werk, dessen Belegschaft bis Ende 1916 auf fast 9 000 Beschäftigte vergrößert wurde.

Lange Zeit gelang es der Firmenleitung, die Belegschaft durch relativ hohe Löhne und bevorzugte Lebensmittelversorgung bei Laune zu halten. Seit Ende 1916 häuften sich jedoch die Auseinandersetzungen um Lohnfragen. Es kam des öfteren zu spontanen Arbeitsniederlegungen, um Lohnforderungen durchzusetzen. An den großen politischen Massenstreiks in der Rüstungsindustrie im Januar 1918 beteiligten sich die Karlsruher allerdings nicht.

Nach der Novemberrevolution 1918 wurden mit dem am 15. November 1918 abgeschlossenen „Stinnes-Legien-Abkommen" jahrzehntealte Forderungen der Gewerkschaftsbewegung eingelöst: Zum ersten Male wurden hier die Gewerkschaften von den Unternehmern als Interessenvertretung der Arbeiterschaft anerkannt. Dazu vereinbarten die Unternehmer mit den Gewerkschaften die Regelung der Arbeitsverhältnisse durch Tarifverträge. Am symbolträchtigsten war sicher die Erfüllung der jahrzehntealten Forderung der Arbeiterbewegung nach dem Achtstundentag. Für die Gewerkschaften bedeutete dieses Abkommen gemessen an den Vorkriegsverhältnissen, einen enormen Schritt nach vorne.

Dennoch sahen sich die Gewerkschaften vor neue Herausforderungen gestellt. Mit den Arbeiter- und Soldatenräten waren neue demokratische Gremien entstanden, die nicht in die alten Organisationsstrukturen der Arbeiterbewegung paßten. Die Gewerkschaften lehnten zuerst eine fortdauernde Existenz von Räten ab, befürworteten allerdings bald die Einrichtung von Betriebsräten als einen kleinen Schritt zur Demokratisierung der Wirtschaft.

Im Sommer 1919 wurde zum ersten Mal für die gesamte Karlsruher Metallindustrie ein Tarifvertrag abgeschlossen, der unter anderem die 46-Stunden-Woche vorsah. Die

in dem Vertrag vereinbarten Löhne mußten angesichts der beginnenden Inflation allerdings bald neu verhandelt werden. 1922/23 bestand die Arbeit der Gewerkschaft bald nur noch aus Lohnverhandlungen, die erst monatlich, dann wöchentlich, schließlich fast täglich abgehalten wurden. Die Gewerkschaften waren dabei immer mehr auf die staatlichen Schlichtungskammern angewiesen, da sie keine finanziellen Mittel für Arbeitskämpfe mehr hatten. 1923 führte die Schlichtungskammer Karlsruhe 512 Schlichtungsverfahren durch, davon allein 90 für die Metallindustrie. Die Inflation von 1923 führte überhaupt zu einer gravierenden Schwächung der Gewerkschaften, die sich in Mitgliederverlusten, finanzieller Ausblutung und auch der dadurch notwendig gewordenen Entlassung von Gewerkschaftssekretären auswirkte. Hatte der Metallarbeiterverband in Karlsruhe 1922 noch 21 811 Mitglieder, so waren es zwei Jahre später gerade noch 5 455. Ende 1923 war der Achtstundentag abgeschafft worden; in der Karlsruher Metallindustrie wurden nun wieder 51 Stunden in der Woche gearbeitet.

Die wirtschaftliche Lage besserte sich dadurch allerdings nicht, erst als Ende 1924 amerikanische Kredite nach Deutschland flossen, ging es langsam bergauf. Investiert wurde nun allerdings stark in Rationalisierungsmaßnahmen, was einen Abbau von Arbeitsplätzen zur Folge hatte. Dies wurde in der Karlsruher Nähmaschinenindustrie besonders deutlich: Im März 1924 hatten noch 5 116 Beschäftigte bei Gritzner, Junker & Ruh und Haid u. Neu gearbeitet, Ende des Jahres waren es nur noch 3 376. Das durchschnittliche Arbeitsergebnis eines Arbeiters in der Nähmaschinenindustrie, das 1921 noch bei 0,165 Maschinen am Tag gelegen hatte, betrug 1926 0,315 Maschinen.

Lediglich in der kurzen Prosperitätsphase 1927/28 gelang es der Gewerkschaft, einige Verbesserungen für die Lebens- und Arbeitsbedingungen ihrer Mitglieder durchzusetzen. Kurze Zeit lagen die Reallöhne über dem Vorkriegsstand und der Achtstundentag wurde wieder eingeführt. Um die Jahreswende 1928/29 zeigten sich aber bereits erste Anzeichen einer Konjunkturstockung. Die Zahl der arbeitslosen Metaller im Bereich der Verwaltungsstelle Karlsruhe stieg von 882 Mitte 1928 über 2 485 am Ende 1928 auf 4 610 Ende 1929. 1929 hatten die Metallunternehmer Mittelbadens zum ersten Mal eine Lohnsenkung um fünf Prozent gefordert. Nach langen Verhandlungen gelang es dem DMV noch einmal, eine bescheidene Lohnerhöhung zu erreichen. Seit 1930 wurden dann jährliche Lohnsenkungen zur Regel, die Gewerkschaften brachten nicht die Kampfkraft auf, dies zu verhindern. Der Anteil der arbeitslosen Mitglieder im Karlsruher Metallarbeiterverband stieg von 16,3 Prozent Ende 1929 über 32,5 Prozent Ende 1930 auf schließlich 42,5 Prozent Ende 1931.

Auch gegenüber dem anwachsenden Nationalsozialismus war man größtenteils hilflos und versuchte, sich mit Beschwörungen der traditionellen Stärke der Organisation über die Lage hinwegzuretten. Ein guter Sozialdemokrat und Gewerkschafter konnte sich einfach nicht vorstellen, daß seine seit Jahrzehnten gewachsenen und gefestigten Organisationen den dahergelaufenen Krawallbrüdern der SA nicht gewachsen sein könnten. „Die Arbeiterschaft ist schon mit gerisseneren Gegnern wie den Nazis fertig geworden, und wenn es der Arbeiterschaft gelingt, ihre Gewerkschaften zu erhalten, werden sich Hitler und seine Kumpane genau wie einst Bismarck die Zähne ausbeißen." Dies erklärte der Erste Bevoll-

mächtigte der Karlsruher Metallarbeiter, der 1944 in Dachau ermordete Gustav Schulenburg, noch nach der Ernennung Hitlers zum Kanzler, wenige Monate vor der Zerschlagung der Gewerkschaften am 2. Mai 1933.

Wolfgang Glaeser

Karl Hubbuch zum 100. Geburtstag

Es gibt nicht viele Künstler in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die wie der Maler, Graphiker und Zeichner Karl Hubbuch dazu beigetragen haben, den Ruf Karlsruhes als bedeutende Kunststadt weit über die regionalen Grenzen hinaus zu festigen. Als „überragende Figur der Neuen Sachlichkeit" (Heusinger von Waldegg) zählt Hubbuch heute international zu den bedeutendsten Künstlern des deutschen Realismus. Sein Lebenswerk zeugt von hoher Sensibilität für die Zeitstimmung und darüber hinaus von einer kritischen, wenn auch zutiefst humanitären Grundhaltung. Immer hat Hubbuch mit großer Anteilnahme und Einfühlungsvermögen die Menschen geschildert, wie sie sind, und nicht wie sie sein sollten. Der Karlsruher Professor für Kunstgeschichte Wolfgang Hartmann schrieb 1991 im Katalog der Ausstellung „Karl Hubbuch, der Zeichner" resümierend: „Hubbuch zeichnete aus Liebe zu den Menschen. Seine Sympathie erlaubte es ihm, die Vielfalt menschlicher Eigenschaften, die ganze Comédie humaine zu erkennen und ‚mit dem Zeichenstift (zu) notieren'. Die Distanz ermöglichte den kritischen Blick und die soziale Sehweise, ohne daß Spott, Zynismus oder Verbitterung – wie bei manchen seiner Zeitgenossen – beigemischt war."

Am 21.11.1891 in Karlsruhe geboren, besuchte Hubbuch von 1908 bis 1912 die Karlsruher Kunstakademie, und von 1912 bis 1914 studierte er in Berlin, wo er in engem Kontakt mit George Grosz stand. Nach den Kriegsjahren nahm Hubbuch 1920/22 sein Studium an der Karlsruher Akademie als Meisterschüler von Wilhelm Conz und Ernst Würtenberger wieder auf und reiste in der Folgezeit mehrere Male nach Berlin und Paris. Von 1925 bis 1933 lehrte Hubbuch zunächst als Leiter einer Zeichenklasse, dann als Professor an der Karlsruher Akademie. Schon vorher hatte Hubbuch eine gewisse Bedeutung erlangt, denn bereits 1921 bemühte sich die Karlsruher Kunsthalle um Ankäufe von Radierungen bei ihm, und 1925 wurden seine Arbeiten auf der legendären, von Gustav Hartlaub organisierten Mannheimer Ausstellung „Neue Sachlichkeit" gezeigt. In dem Tuchgroßhändler Otto Oppenheimer fand Hubbuch frühzeitig einen Sammler und Mäzen.

Dieser Weg zum Erfolg fand jedoch 1933 ein jähes Ende. Gleich zu Beginn des Naziregimes wurde Hubbuch von seinem Amt als Akademieprofessor suspendiert und erhielt Berufsverbot. Bis Ende 1935 ließ man ihm noch eine karge Rente zukommen, von 1936 bis 1939 war der Künstler ohne jedes Einkommen. Während des Krieges verdiente er seinen Lebensunterhalt zeitweise als Kachelformer bzw. Keramikmaler bei der Karlsruher Majolika-Manufaktur oder als Blumenmaler für Uhrengehäuse in Schwenningen.

War Hubbuch der erste Künstler, den man in der NS-Zeit von der Akademie entfernte,

so war er doch auch einer der ersten, den man nach dem Kriege wieder in sein altes Recht setzte. 1947 bekam er einen Lehrauftrag an der Technischen Hochschule für die Abteilung Architektur in Karlsruhe, und zum Wintersemester 1947/48 erhielt er einen Ruf als Professor für Malerei an der wiedereröffneten Karlsruher Akademie der bildenden Künste. Nicht wenigen der heute selbst an der Akademie lehrenden, aber auch der frei schaffenden Maler wurde Hubbuchs eindrucksvolle Persönlichkeit zum menschlichen und künstlerischen Vorbild.

Nach seiner Pensionierung 1957 lebte und arbeitete Hubbuch bis zu seinem Tode 1979 weiterhin in Karlsruhe, vielfach unterbrochen von Reisen nach Frankreich, dem seine ganz besondere Liebe galt. „Ich liebe dieses Land und dieses Volk mit seinen Licht- und seinen Schattenseiten – ich liebe seine menschliche Würde, seinen Elan und seinen Charme", schrieb Hubbuch selbst zu seinen Paris-Zeichnungen.

Die Anerkennung von Hubbuchs Kunst kam relativ spät, doch dann vehement und über die Grenzen Deutschlands hinaus. Noch zu seinen Lebzeiten bekam der Künstler Angebote zu einer großen Retrospektive, doch hatten ihn die vielen Jahre der Nichtanerkennung mürbe gemacht und so verbittert, daß er entsprechende Vorschläge schon 1970 selbst seinem ehemaligen Schüler Jupp Eisele abschlug. Darüber hinaus fühlte sich Hubbuch zum einen den Strapazen eines solchen Unternehmens nicht mehr gewachsen, zum anderen sei er, wie Michael Schwarz 1981 schreibt, über die Auswahlkriterien bestürzt gewesen, nach denen man sein Werk nach dem Kriege dokumentiert und damit keineswegs sein gesamtes Schaffen berücksichtigt habe: „Diese selektive Rezeption hat vor allem den Künstler selbst tief getroffen. Sie hat ihn verbittert und auf jedes spätere Angebot einer großen, alle Bereiche umfassenden Ausstellung mit Skepsis und Ablehnung reagieren lassen, besonders, wenn diese Angebote aus Karlsruhe kamen. Ich selbst wollte 1974/75 eine große Hubbuch-Ausstellung veranstalten, und die Stadt Karlsruhe plante 1976 eine Ausstellung zu seinem 85. Geburtstag", wie auch Hans Albert Peters für die Staatl. Kunsthalle in Baden-Baden.

Diese respekteinflößende Haltung Karl Hubbuchs erklärt unter anderem, weshalb eine erste umfassende Würdigung von seinem Leben und Werk erst nach seinem Tod stattfand. Aus Anlaß seines 90. Geburtstages organisierte der Badische Kunstverein 1981 eine erste große Ausstellung, durchgeführt von H. Goettl, W. Hartmann und M. Schwarz und finanziell großzügig unterstützt von der Stadt Karlsruhe. Seitdem waren Teile des Werkes überall dort zu sehen, wo man den deutschen Realismus der 20er Jahre als „Wiederentdeckung" feierte. Auch wurde der sich 1991 zum 100. Mal jährende Geburtstag zum Anlaß genommen, Hubbuch mit mehreren Gedächtnis-Ausstellungen zu ehren und vor allem sein Spätwerk stärker in die Diskussion um seine Kunst einzubinden. Die Städt. Galerie im Prinz-Max-Palais hat nun für 1993 eine große Retrospektive in ihr Ausstellungsprogramm eingeplant.

Das Schicksal, das Hubbuch und seiner Kunstrichtung widerfuhr, erhellt sich bis zu einem gewissen Grade aus der allgemeinen Rezeptionsgeschichte des Realismus. Es hat relativ lange gedauert, bis die aus dem Zeitgeist heraus geborene und facettenreiche Kunst der 20er Jahre, die unter dem Begriff „Neue Sachlichkeit", „Magischer Realismus" in die Kunstgeschichtsschreibung ein-

Selbstbildnis mit Ellen (Zwei in einer ungeliebten Stadt), 1967, Radierung.

gegangen ist, in der westlichen Hemisphäre die ihr gebührende Anerkennung gefunden hat. Erst ab Mitte der 70er Jahre setzte im Zuge einer sich wandelnden Ästhetik eine wahre Flut von Präsentationen ein, die ihren ersten Höhepunkt 1979 in der Londoner Ausstellung des Arts Council of Great Britain „Neue Sachlichkeit und German Realism of the Twenties" erreichte.

Die neue Form der kritischen Wirklichkeitsaneignung durch die Kunst war gleich im Anschluß an den I. Weltkrieg aufgekommen und wurde schon frühzeitig als Parallelerscheinung zur Weimarer Republik angesehen. Innerhalb Deutschlands bildeten sich mehrere Zentren des „Neuen Realismus": Berlin, München, Dresden, Köln und Karlsruhe. Die Ausformung der inhaltlichen Schwerpunkte war in den Zentren sehr unterschiedlich. So prangerten beispielsweise Georg Grosz und Otto Dix in ihren Bildern in kritisch zugespitzter Form die Folgen des Krieges, das Großstadtelend und gesellschaftliche Mißstände der 20er Jahre an. Andere wie John Heartfield und Hans Grundig nahmen einen extrem politisch orientierten Standpunkt ein. Georg Schrimpf und Alexander Kanoldt verliehen dagegen der Dingwelt neoromantischen, „magischen" Charakter.

In Karlsruhe waren es vor allem die Ambivalenzen des Spießbürgertums, der Widerspruch zwischen öffentlicher Selbstdarstellung und Privatheit, die neben Karl Hubbuch Künstler wie Georg Scholz und Rudolf Schlichter auf unterschiedliche Weise aufgriffen. Paul Westheim schrieb 1925 im „Kunstblatt": „Mit Scholz und Hubbuch wird die, wenn ich so sagen darf, badische Sektion dieses neuen Verismus präsentiert, die sich von der sächsisch-berlinischen Spielart der Dix und Grosz merklich unterscheidet durch einen Einschlag von – Gemüt. Gewiß, man ist auch hier ag-

gressiv betont und unterstreicht auch Tendenz, aber doch – ganz unbewußt – mit einer süddeutschen, menschlich freundlichen Bonhomie. Die zynische Vorstellung des NS-Regimes von einem „neuen Menschentyp" sorgte sehr schnell dafür, daß man neben dem Im- und Expressionismus gerade diese Kunstauffassung auf infame Weise diskreditierte. 1933 wurden zahlreiche Akademieprofessoren ihres Amtes enthoben, in Karlsruhe waren es Karl Hubbuch, Wilhelm Schnarrenberger, Georg Scholz, Paul Speck, August Babberger, Hermann Gehn, Carl Friedrich Schmitt-Spahn und Karl Dillinger. Aber auch zahlreiche freischaffende Künstler wie Willi Müller-Hufschmid, Otto Laible und Helmut Meyer-Weingarten erhielten Mal- und Ausstellungsverbot. Als die Künstler nach dem Kriege endlich wieder uneingeschränkt arbeiten konnten, zeichnete sich auf internationaler Ebene bereits der Siegeszug der abstrakten Malerei in den 50er und 60er Jahren ab. Nur in der (ehem.) DDR konnte der Realismus wieder aufleben, freilich als „Sozialistischer Realismus" im Dienste der Ideologie mißbraucht und naturgemäß deshalb im Westen abgelehnt. Dies prägte jedoch auch die Einschätzung der Kunstkritik gegenüber den diesseits des Eisernen Vorhanges lebenden Realisten der älteren Generation, die sich zum zweiten Mal in ihrem Leben ins Abseits gedrängt sahen. Die damit verbundene Tragik im Einzelschicksal spiegelt sich geradezu exemplarisch in Hubbuchs Leben und Werk und macht in ihrer Unumkehrbarkeit betroffen.

Für manche, die wie Hubbuch ihren Weg bis zum Schluß kompromißlos gegangen waren, kam die Rehabilitation ihrer Kunst zu spät. Hubbuch hatte sich zwar „die Kraft zum Widerstand (bewahrt), so daß sein Werk nach 1945 die gesellschaftskritische Intensität der Vorkriegszeit fast ungebrochen wiedererlangen konnte" (Heusinger von Waldegg), doch ließ Ende der 60er Jahre sein Sehvermögen in so extremem Maß nach, daß er ab 1970 nicht mehr künstlerisch tätig sein konnte. Auf seinem letzten „Selbstbildnis", einer Radierung von 1970, sieht man Hubbuch mit Stock und dunkler Brille vor seinem Haus an der Ludwig-Marum-Straße. Erschrocken ist sein Blick auf die Menge vorüberziehender jugendlicher Gammler gerichtet. Die ausgebreitete Linke hat er wie schützend auf die Haustüre gelegt, so als wolle er sagen: Hier kommt ihr nicht herein, eure Welt ist nicht mehr die meinige.

Es mutete wie eine Erklärung dieser Geste an, wenn man dazu die Worte von H. Goettl aus dem Jahr 1970 über seinen Lehrer Karl Hubbuch liest: „Er blieb, was er seit seinem Aufbruch um das Jahr 1911 war: ein unkommerzieller Realist, ein Anprangerer der Todsünden gegen die Gemeinschaft und ein legitimer Nachfahre jener Humanisten, denen das Exempel eines Geschundenen nicht genug ist und die zugleich mit der Anklage auch die Forderung nach einer besseren Welt formulieren."

Erika Rödiger-Diruf

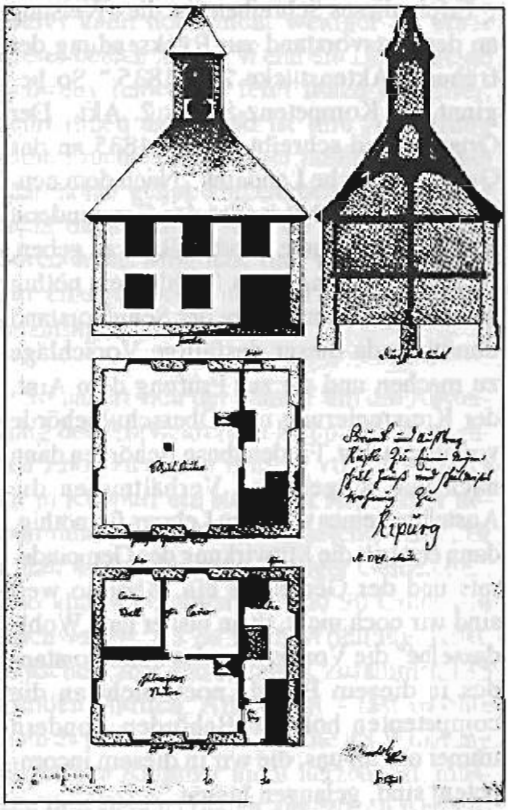
Anstellung eines Hilfslehrers in Rüppurr 1835

Jedes Jahr wird in der Presse von Bemühungen zur Abwendung eines Lehrermangels berichtet. Welche Kompetenzhindernisse warf die Anstellung eines Hilfslehrers gegen Mitte des letzten Jahrhunderts auf?

Das Unterfangen, für die Schule in Rüppurr einen Hilfslehrer zu gewinnen, begann mit einer Eingabe des Schulvorstandes an das Großherzogliche Landamt vom 18.2.1835. „Die Anstellung eines Hilfslehrers neben dem hiesigen Schullehrer ist so nötig geworden, daß nirgends in unserem Lande eine dringendere Notwendigkeit stattfinden kann." Die Schülerzahl habe schon im letzten Spätjahr 214 betragen, und der Raum in der Schulstube wäre durch sie so beengt, daß man die 15 Schüler welche auf Martini das Schulalter erreicht hatten, nicht aufnehmen könne. Die Folge davon sei, daß jetzt auf Ostern 28 Kinder auf einmal eintreten sollen, wodurch die Schülerzahl auf 230 steigen werde, wofür nur ein Lehrer vorhanden sei. Diese Zahl, in zwei Hauptklassen aufgeteilt, habe auch keinen Platz im Schulzimmer. Man habe ein zweites Schulzimmer bereits angemietet und erwarte um so selbstverständlicher eine „geneigte Zuweisung eines Hilfslehrers, der auf Ostern d. J. einzutreffen hätte, was den competenten höheren Behörden der ganzen Dringlichkeit nach gehorsamst empfohlen werde."

Am 11.3.1835 schreibt hierzu ergänzend das evangelische Pfarramt: „Nach § 48 des Schulgesetzes gehört jede Veränderung in der Zahl der Lehrer zur Competenz der Kreisregierung und ist durch Vermittlung dieser und der Ämter der Oberschulbehörde um die Realisierung einer derartigen Veränderung anzugehen. Da infolge des neuen Schulgesetzes Mangel an Hilfslehrern entstehen wird, so muß die Gemeinde Rüppurr aus vorliegenden Gründen dringend wünschen, daß sie unter die ersten gehöre, denen ein solcher zugewiesen wird."

Das Landamt leitet die Eingabe des Schulvorstandes aber nicht weiter, sondern verlangt am 18.3.1835 von der Gemeinde Rüppurr nähere Angaben zu Wohnung und Gehalt des geforderten Hilfslehrers. Darauf erwidert der Schulvorstand, daß bei der Veränderung in der Zahl des Lehrerpersonals nach dem neuen Schulgesetz nicht die Ge-



Schule Rüppurr, erbaut 1748

meindeversammlung, sondern die Kreisregierung mitzuwirken habe, und daß Anträge durch Vermittlung der Ämter und der Kreisregierung an die Oberschulbehörde zu bringen seien. „Dies sollte durch die Eingabe vom 18.2.1835 bezweckt werden. Genehmigt die Oberschulbehörde den Vorschlag, dann werden wir der hiesigen Gemeinde Vorschläge in bezug auf dessen Gehalt machen und diese werden dann „Wohlderselben" Genehmigung unterliegen. Bis jetzt bitten wir nur, unser Gesuch um Anstellung eines ständigen Hilfslehrers der competenten Behörde vorzulegen, aber wegen der eingetretenen Verzögerung so schleunig wie möglich, weil bei dem Mangel an Schulamtskandidaten es sonst leicht geschehen könnte, daß wir zu spät kämen."

Erfolg dieses Schreibens ist die „Weisung an den Ortsvorstand zur Rücksendung der früheren Aktenstücke 28.3.1835." So beginnt des Kompetenz-Spiels 2. Akt.: Der Ortsvorstand schreibt am 7.4.1835 an das Großherzogliche Landamt: „Nach dem neuen Schulgesetz hat weder der Gemeinderat noch die Gemeinde darüber Rath zu geben, ob die Anstellung eines Hilfslehrers nöthig ist oder nicht, sonst wäre der Schulvorstand unnöthig, da dieser desfällige Vorschläge zu machen und sie zur Prüfung dem Amt, der Kreisregierung und Oberschulbehörde vorzulegen hat. Finden diese Behörden dann nach den dargelegten Verhältnissen die Anstellung eines weiteren Lehrers für nöthig, dann erst tritt die Mitwirkung des Gemeinderats und der Gemeinde ein. Aber so weit sind wir noch nicht, denn bisher hat „Wohldasselbe" die Vorstellung des Schulvorstandes in diesem Betreff noch nicht an die competenten höheren Behörden, sondern immer nur an uns, die wir in diesem incompetent sind, gelangen lassen."

Die Antwort des Grhzgl. Landamtes vom 9.4.1935: „Wenn ein Antrag den höheren Stellen wegen der in Frage gebrachten Gegenstände gestellt werden soll, so muß er nach allen Beziehungen motiviert sein. Als in diesem Zustand befindlich kann die jetzt bewirkte Vorlage nicht betrachtet werden, da sie die Beleuchtung der Frage unterläßt, ob die Anstellung eines Hilfslehrers in Rüppurr nöthig ist, welche zu dieser Beantwortung eigentlich als Nachweisung die Zahl der Schulkinder erfordert, mit deren Vergleichung sich die Nothwendigkeit der Anstellung eines Hilfslehrers ergibt. (Das Landamt hatte den Inhalt der Eingabe vom 18.2.1835 offenbar nicht zur Kenntnis genommen! d. Verf.). „Woher soll der Lehrer bezahlt werden? In Beziehung auf den ersten Teil dieser Frage ist vorerst darzutun, ob wer nun soll das Gehalt des Hilfslehrers aufgebürdet bekommen und wenn dieses nicht geschehen kann, möge sich die Gemeinde erbieten, ob der [bereits amtierende] Schullehrer zu bezahlen hat. Ebenso verhält es sich mit dem Aufwand für die Anmietung eines weiteren Schulzimmers. Man muß dabei dem Schulvorstand überlassen, ob nach der Beantwortung der Frage: Ist ein Hilfslehrer nothwendig? der Schullehrer die Last der Bezahlung des Hilfslehrers zu übernehmen oder nicht zu übernehmen habe."

Welche Reaktion diese Stellungnahme ausgelöst hat, kann aus den Akten nicht entnommen werden. Jedoch heißt es in dem Bericht der Gemeinde vom 23.4.1835: „Nachdem das Landamt von seiner früheren Ansicht, als ob die hiesige Gemeinde entscheiden sollte, ob ein Hilfslehrer anzustellen sei oder nicht, abgegangen ist, gibt der Schulvorstand und Bürgerausschuß die Erklärung ab, daß sie die Sache folgendermaßen – unter Vorbehalt der erforderlichen

Genehmigung – provisorisch erledigt haben:

1) Die Gemeinde wird die Sorge für das nöthige Schul-Local übernehmen und hat zum Ende vorläufig ein Zimmer, wobei sich zugleich eine Kammer zur Wohnung für den Hilfslehrer befindet, um 34 Gulden jährlich gemietet.

2) Die Besoldungsverhältnisse können für jetzt nur provisorisch geregelt werden. Denn da der vorige Schullehrer alles, was ihn seine Provisoren (Hilfslehrer, d. Verf.) kosteten, von der Kirchensektion empfing, und der jetzige auch bereits 60 Jahre alt ist, so hat man die genannte Hohe Behörde um gleiche Vergünstigung für diesen – mit Berücksichtigung der Armut der Gemeinde – gebeten, darauf aber die Antwort erhalten, daß bei dem nächsten Landtag ein Gesetz über die ökonomischen Verhältnisse der Schullehrer den Ständen vorgelegt werde, dessen Erscheinen man abwarten müßte... Bevor dieses Gesetz erschienen sein wird, erklären der Schullehrer einerseits und der Gemeinderat nach Vernehmung des Ausschusses andererseits, daß sie sich im genannten Betreff der Anordnung des zu erwartenden Gesetzes, oder, wenn dieses noch eine Unentschiedenheit übrig ließe, dem Ausspruch der geneigten Hohen Behörde ohne Widerspruch unterwerfen wollen." Einstweilen wolle die Gemeinde dem Hilfslehrer die gesetzliche Besoldung mit 30 Gulden pro Jahr vorschußweise und außerdem die Wohnung geben, und der Schullehrer wolle ihm, gleichfalls vorschußweise, die Kost, Bett und Wäsche stellen, so daß die Gemeinde sowohl als der Schullehrer eine Rückvergütung nur dann verlangen könnten, wenn es sich beim Eintritt der zu erwartenden Regulation zeigen sollte, daß sie mehr geleistet hätten, als sie eigentlich zu leisten schuldig gewesen wären. „Und nun bitten wir wohldasselbe dringend gehorsamst, doch zu möglichst schleuniger Beförderung dieser Sache geneigtenst mitwirken zu wollen, denn die Schülerzahl ist in diesem Augenblick bereits zu 230 angewachsen, und es leuchtet von selbst ein, daß so viele Kinder nicht von 1 Lehrer in 1 Zimmer unterrichtet werden können."

Damit geht das Kompetenzspiel in die dritte und letzte Runde. Am 2.5.1835 wird die Eingabe vom 18.2.1835 endlich an die Kreisregierung weitergeleitet. Dabei weist das Großherzogliche Landamt allerdings darauf hin, daß der Hilfslehrer jährlich 30 Gulden erhalten soll, ein Hausknecht aber gewöhnlich 40 Gulden ein Waldhüter 50 Gulden bekommt. Es führt aus: „Ein Hilfslehrer kann doch nicht weniger als einer dieser beiden haben. Wenn die Lehrer keine Nahrung haben, so fehlt ihnen der Eifer, fehlt ihnen dieser, so ist ihre Anstellung ohne Frucht. Es ist daher nothwendig, daß man höher gehet. Die Gemeinde kann aber nicht mehr leisten, sie wird mit dem Angebotenen das Mögliche tun. Wir müssen daher eine Aufbesserung aus anderen Fonds beantragen."

So nähert sich der Kampf um die Anstellung des Hilfslehrers in Rüppurr einem guten Ende zu. Nach Bericht vom 16.1.1835 ist in Rüppurr ein ständiger Hilfslehrer neben dem Hauptlehrer angestellt, und: „Er erhält sein Gehalt von hiesiger Gemeinde." Das sind 45 Gulden bar und 90 Gulden in Sachwerten, als da sind: Wohnung, Kost, Wäsche, Licht und Heizung, zusammen 135 Gulden jährlich. Allerdings – fast möchte man es nicht glauben –, da die als Wohnung zugeteilte Kammer nicht heizbar ist, müssen ihm sieben Gulden abgezogen werden!

Amalie Heck

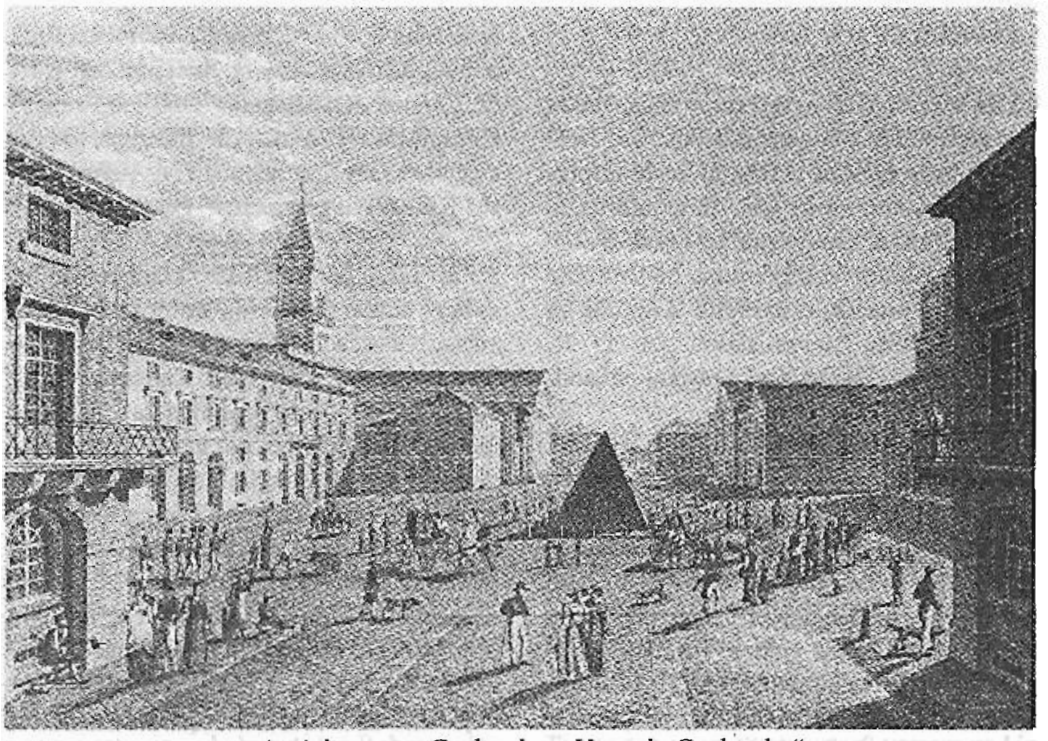
OB August Klose (1791–1872) und der „Kunstverlag" in Karlsruhe

Zwei Themenkomplexe sind schon häufiger zum Gegenstand heimatkundlichen Interesses geworden, ohne daß Stadtarchiv und Bad. Landesbibliothek eine andere Antwort zu finden wüßten als: „Ist nicht bekannt." Das gilt zum einen für die Vita des Karlsruher Oberbürgermeisters August Klose (vgl. unten S. 240 ff.) und zum anderen für die Entstehungsgeschichte des einst berühmten, heute nur noch Sammlern namentlich bekannten Kunstverlags.

Im Haus Kloses älteren Bruders Wilhelm Friedrich lebte einige Jahre der Freund und Kollege Major Philipp Jacob Scheffel (1789 bis 1869) mit seiner Familie, und hier wurde dessen erster Sohn, der spätere Dichter Joseph Victor von Scheffel geboren. Zu den Hausfreunden der Familie Scheffel zählten außer den Kloses u. a. der ebenfalls vor zweihundert Jahren geborene Münzrat Ludwig Kachel, die Architekten Friedrich Eisenlohr und Heinrich Hübsch und die Maler Moritz von Schwind und Carl Ludwig Frommel. Der Hofmaler und Galeriedirektor Frommel war seine erste Ehe am 11.10.1818 mit einer Friederike Klose eingegangen, von der man weiß, sie sei „die Tochter des Kammerrats und Direktor(s) des Klassendepartements Karl Friedrich Klose" gewesen. Mit dieser Angabe kann man leicht ihren Vater auch als den August Kloses identifizieren. Die Schwester Friederike, verh. Frommel, starb schon 1824. Es ist auffällig, daß gerade in den Jahren dieser Ehe die Schwäger, A. Klose und C. Frommel, im selben Haus wohnten, in der damaligen Spitalstraße Nr. 59. Später scheint sich dieses enge Verhältnis wieder gelöst zu haben.

Die Kloses lebten in beträchtlichem Wohlstand. In Karlsruhe zeugten davon die Villa vor dem Ettlinger Tor und der Klosesche Garten, beide von namhaften Künstlern ausgestaltet. Seit 1870 gab es auch in Thun, Kanton Bern, eine Villa Klose (1972 abgebrochen), deren bedeutendster Gast 1874/75 und 1882/83 der befreundete Scheffel war. Jedoch nicht hier hat August Klose seine letzten Tage verbracht. Amtlichen Angaben zufolge ist er in Hofstetten, am Thuner See, seiner Krankheit erlegen. Besaß er ein eigenes Haus? War die Familie auf Distanz gegangen? Hat sie das ererbte Haus verkauft? Das letztere scheint eine Bemerkung von Friedrich Klose, der seine Jugend in Thun verbrachte, nahezulegen. Als er zum ersten Mal nach Wien kam, um seine „Lehrjahre bei Bruckner" zu absolvieren, suchte er den einzigen Bekannten, den er dort wußte, auf. „Es war dies ein geborener Wiener, der in Thun die Besitzung meines Großonkels August Klose gekauft, sich jedoch ihres Genusses, Familienverhältnisses halber nur kurz erfreut hatte." Wie das auch immer zu deuten sein mag, es bleibt befremdlich, daß über ein Mitglied einer solchen Familie so spärliche Informationen tradiert worden sind. Dasselbe muß man über die Quellen zu seiner politischen Tätigkeit als Oberbürgermeister der Stadt Karlsruhe sagen.

Etwas mehr ist über sein Engagement für den Badischen Kunstverein bekannt. Ein von ihm verfaßter Aufruf brachte den Stein ins Rollen. Es gab Versammlungen, Sitzungen, Satzungen, Kommissionen, Statuten. Auch die endgültige Verfassung ging z.T. auf ihn zurück, der 1. Mai 1818 wurde als



„Ansichten von Carlsruhe – Vues de Carlsruhe"

Gründungstag bestimmt. Carl Frommel war als einer von drei Künstlern ständiges Mitglied, August Klose als eines der vier gewählten Mitglieder im Vorstand. Kurz darauf wurde Frommel zum Professor ernannt, mit der Auflage, daß er jährlich ein Gemälde und eine großformatige Zeichnung abzuliefern habe, und „vier ihm zuweisenden jungen Leuten von Talent in dem von ihm zu errichtenden Attelier für Mahlerey und Zeichnung unentgeldlichen Unterricht ertheile..."

Hier mag der geistige Grundstein zu Frommels Zeichen- und Stahlstichatelier gelegt worden sein, das als eine der wesentlichen Voraussetzungen für die Entstehung des Kunstverlags gesichert erscheint. Ob Frommel und Klose in dieser Zeit neben verwandtschaftlichen auch schon geschäftliche Beziehungen gepflogen haben, ist nicht zu entscheiden. Es fehlt jeglicher Beleg. Als fürstlicher Bediensteter hätte Frommel keine Konzessionierung zu einem bürgerlichen Gewerbe nötig gehabt, um aus seinem Bildungsauftrag Kapital zu schlagen. 1824 ging Frommel nach London und ließ sich bei führenden Künstlern in der wiederentdeckten Technik des Stahlstechens unterrichten: „Hier sah ich in wenigen Tagen mehr, als Jahre mir außer London genützt hätten. Eine Kupferdruckerei auf englischem Fuße schien mir unerläßlich nöthig, ich kaufte mir eine vollständige und brachte selbst den Kupferdrucker P. Bishop auf ein Jahr mit" (Frommel in Schorns „Kunst-Blatt" 1831). Ende 1824 begann er seine eigene Produktion, die ersten Stahlstiche auf dem europäischen Festland erschienen bei ihm, und nahezu alle bedeutenden Stahlstecher gingen durch seine Schule. Er hatte es als privilegierter Hofkünstler nicht nötig, irgendeine Geheimnis-

krämerei walten zu lassen.

Das zweite Heft von Frommels „Baden und seine Umgebungen" mit Text von Hofrat Aloys Schreiber war seine erste erfolgreiche Stahlstichserie; das vierte und letzte erschien 1828. Das gesamte Werk wurde von der Fachpresse gerühmt und erlebte 1843 eine zweite, erweiterte Ausgabe in Karlsruhe und Baden-Baden bei „D. R. Marx, Buch-, Kunst- und Musikalienhandlung".

War Schwager Klose nun zu dieser Zeit von der geschäftsmäßigen Verwertbarkeit des Stahlstichs überzeugt? Wir wissen es nicht. Aber in den Jahren 1825 – 1827 muß er sich entschieden haben, seinen verzweigten Geschäften eine weitere Branche anzugliedern. 1825 kündigt der mit „-ber" zeichnende Berichterstatter in Schorns „Kunst-Blatt" – niemand anderes als der badische Oberrichter in Sachen Ästhetik, Aloys Schreiber – „Kunstneuigkeiten" aus Karlsruhe an, so u. a. diese: „Professor Frommel gibt eine Reihe Ansichten von Carlsruhe heraus. Diese Stadt bietet eine Menge malerischer Punkte dar, und die neuere englische Verfahrensart, welche der Künstler in London kennen lernte, und die er bei dieser Arbeit in Anwendung bringt, eignet sich trefflich für solche Veduten. Einige Versuche seiner Schüler, auf Stahl zu ätzen, sind trefflich gelungen, obgleich die Sprödigkeit des Materials auf der einen und die Schnelligkeit, womit das Scheidewasser auf den Stahl einwirkt, auf der andern Seite mancherley Schwierigkeiten erzeugen." Als die Blätter, mit Texten von Aloys Schreiber begleitet, zu einem Buch vereinigt 1827 vorgelegt wurden, war auf dem Umschlag erstmalig zu lesen: „Carlsruhe im Kunstverlag", eine Formulierung, die Frommel nie benutzt hatte. Darunter steht: „Gedruckt bei G. Braun", was sich sehr wahrscheinlich nur auf den Text bezieht. Statt nun den Wert des „ersten ‚Kunstbandes' Gottlieb Brauns" zu preisen, sollte man die Indizien, die für eine ersteVeröffentlichung von August Kloses Kunstverlag sprechen, gelten lassen.

Für dasselbe Jahr 1827 kündigt Hofrat „–ber" schon frühzeitig unter der Rubrik „neue Kunstsachen" an: „Fünfzig Bilder zu Vergils Aeneis. 1stes Heft. Carlsruhe bei A. Klose... Herr Prof. Frommel in Carlsruhe hat es unternommen, die ganze Folge, binnen Jahresfrist ... zu liefern; die Abdrücke werden in verschiedenem Format gemacht, damit sie zu den verschiedenen Ausgaben des römischen Dichters passen ... Da die Stahlplatten den Vorzug haben, daß sie durchaus gleichgute Abdrücke und in großer Zahl geben, so findet in dieser Hinsicht bey den verschiedenen Ausgaben keine Verschiedenheit statt." Sieht man sich das gestochene Titelblatt zu dieser Sammlung von Stichen mit Text genauer an, so heißt es doch etwas anders: „50 Bilder zu Vergils Aeneide. Gestochen unter der Leitung von C. Frommel. Carlsruhe bei Aug. Klose und C. Frommel." Auf der letzten Seite der begleitenden Textblätter findet sich wieder der Vermerk: „Gedruckt bei G. Braun in Carlsruhe." Und wieder kann es sich nur um den Drucker des Textes handeln. Denn wozu hätte sich Frommel eine Kupferdruckerei samt Drucker besorgen sollen, wenn nicht zur Vervielfältigung seiner Stiche im eigenen Atelier? Interessant ist die abschließende Formulierung: „...bei Aug. Klose und C. Frommel"; hier zeichnen beide Personen als selbständige Verleger. Die Firmen, unter denen sie ihre Erzeugnisse anboten, sollten noch häufiger wechseln, bis dann die Bezeichnung „Kunstverlag W. Creuzbauer" einen beachtlichen Bekanntheitsgrad erreichte. Das bedarf noch der Erklärung.

Laut Setzers „HandAdreßBuch über alle HandlungsHäuser & Fabriken im Großherzogthum Baden" (1826) war August Klose Handelsmann in Specerei engros, was man damals anscheinend sehr weit auffaßte, etwa in dem Sinne von: Beschaffung kostbarer Güter mit langen Vertriebswegen. Jedenfalls findet sich zu seinem Geschäft die Bemerkung: „Comis(ions) = Sped(itions): u. WechselGesch(äft)", später wird er dann als Kaufmann und Bankier, bald nur noch als Bankier geführt. Der Verlag kann also immer nur einer unter vielen Zweigen seiner unternehmerischen Tätigkeiten gewesen sein. Sobald dieser prosperierte, sehen wir denn auch schon Wilhelm Creuzbauer aus Durlach als Verantwortlichen für den Kunstverlag unterzeichnen. *Rainer Fürst*

Zur Geschichte der Karlsruher Park- und Grünanlagen

Bis zum Jahre 1865 waren in Karlsruhe Parkanlagen ausschließlich im Besitz der Landesfürsten und gruppierten sich um das Schloß im Randbereich des ausgedehnten Hardtwaldes. Städtische Grünanlagen waren so gut wie unbekannt. Im Rahmen des starken Stadtwachstums im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts begann man, auch die Entwicklung von städtischen Park- und Grünanlagen aus ästhetischen und gesundheitlichen Gründen als unverzichtbar anzusehen und gestaltete städtische Grünanlagen und Schmuckplätze für die Erholung der Bevölkerung. In seinem Stadtführer durch die Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe schrieb der Stadtgartenverwalter Friedrich Ries, die städtische Verwaltung habe richtig erkannt, „daß die gärtnerischen Anlagen kein Luxus, sondern wichtig für das Allgemeinwohl sind und deshalb seit Dezenien keine Mittel gescheut hätte, um diesem Anliegen Rechnung zu tragen".

Städtische Grünplanung begann mit der Umwandlung des Sallenwäldchens zu einer Parkanlage im Jahre 1865. Die bedeutendste Parkanlage, das grüne Herz, wie es bereits vor 100 Jahren genannt wurde, ist und bleibt aber der Stadtgarten. Der nördliche Teil entstand parallel zum Tiergarten im südlichen Teil in den Jahren von 1865 bis 1875 und wurde nach dem Bau der städtischen Festhalle im Jahre 1877 mit dem Tiergarten zum „Stadtgarten" vereint und in die Obhut der Stadtverwaltung genommen. Der Stadtrat berief eine eigene Kommission, und daneben wurde um 1900 unter Leitung von Friedrich Ries eine städtische Garteninspektion geschaffen.

Eine besondere gärtnerische Attraktion stellte der tropische Bereich mit einer ausgedehnten Gewächshausanlage und einem 100 Quadratmeter großen Teich dar, der heizbar war und die tropischen Wasserpflanzen beherbergte. Bei Anschüttung der Terrassen an der Festhalle wurden Bodenmassen gebraucht, die man ausgrub, um den Stadtgartensee zu gestalten. Der Schwanensee im südlichen Teil des Stadtgartens entstand zusammen mit einem größeren See, dem Lautersee, der später allerdings für den Bau des Hauptbahnhofes wieder zugeschüttet wurde. Das Material aus den Seen wurde für die Schüttung eines künstlichen Berges von 38 Meter Höhe gebraucht. Oberbürgermei-

ster Lauter, der von Beruf Wiesenbaumeister war, ließ diesen, heute nach ihm benannten Hügel schütten, um dort einen Hochbehälter der städtischen Wasserwerke errichten zu können, der für die Versorgung der hohen Häuser in der Süd- und Südweststadt notwendig wurde und der gleichzeitig als neues Motiv den Stadtgarten bereichern sollte. Von der Plattform des Hügels über dem Wasserhochbehälter, mit einem Fassungsvermögen von 3 200 000 Liter Wasser, bot sich ein weiter Blick über die Stadt bis zu den Bergen des Schwarzwaldes und der Pfalz. Neben der Gestaltung von Parkanlagen, die im Jahre 1897 erst 14 Hektar umfaßten, war dem verantwortlichen Gartendirektor Friedrich Ries die Gestaltung von Schmuckplätzen ein besonderes Anliegen, denen er besondere Aufmerksamkeit widmete, und die eine Fläche von vier Hektar umfaßten. Erste öffentliche Grünanlagen entstanden vor dem städtischen Vierortbad, auf dem Kunstschulplatz (heute Scheffelplatz), am Durlacher Tor, am Kaiserplatz, an der Hirschstraßenbrücke, am Lidellplatz und an der Kriegsstraße.

Anlagen, die im Eigentum der Großherzoglichen Domäne waren wie der Friedrichsplatz, oder Anlagen längs der Bismarckstraße wurden von der Stadt in Pflege genommen. Die Aufstellung der Nymphengruppe im Erbprinzengarten (heute Nymphengarten) im Jahre 1890 war Anlaß, diesen vorher geschlossenen Garten für das Publikum zu öffnen und ebenfalls der Stadt zur Unterhaltung zu übergeben. Die Verlegung des Friedhofes von der Kapellenstraße an den heutigen Standort des Hauptfriedhofes im Jahre 1874 bot die Gelegenheit, den Friedhof zu einem Park als Naherholungsanlage für die Altstadt umzugestalten. Der alte Baumbestand konnte weitgehend übernommen werden und bot deshalb von vornherein das Bild eines älteren Parks mit schattigen Wegen und Plätzen.

Im Jahre 1895 erfolgte der Kauf des Beiertheimer Wäldchens, das vom Besitzer, dem Dorf Beiertheim, lange Zeit ungepflegt sich selbst überlassen worden war. Mit einem Aufwand von 28 000 Mark wurde dieser Bereich zu einem Park umgestaltet. Die Erhaltung des über 100jährigen Eichen- und Buchenbestandes und der zahlreichen malerischen „Baumruinen" waren damals ein besonderes Anliegen.

Besonders wichtig waren Gartendirektor Ries auch die Alleen und Baumreihen an Straßen, auf deren Bedeutung für das Stadtklima er in einem „Hygienischen Führer durch die Residenzstadt Karlsruhe" aufmerksam machte. Er weist darauf hin, daß die Baumpflanzungen an Straßen verschiedenartig zu gestalten seien, da die Normalalleen ermüdend wirkten. Ein weiteres Anliegen war ihm zurecht, daß sich die Baumkronen nicht zu nahe kommen und gegenseitig Luft und Licht nehmen und damit das Gegenteil von dem erreicht würde, was durch Baumpflanzungen beabsichtigt ist. Er wies in seinem Beitrag darauf hin, daß es wichtig sei, die Bäume an Straßen gesund und lebensfähig zuerhalten. Er zeigte auf, daß eine ganze Reihe von schädlichen Einflüssen das Wachstum der Bäume beeinträchtige und nannte daher die ungünstigen Luftverhältnisse, die Befestigung der Straßen und vor allem die atmosphärischen Niederschläge, die nicht in den Boden eindringen können, andererseits schädliche Gase, die durch undichte Leuchtgasleitungen austreten. Er nannte aber auch die vielen Beschädigungen, die die Bäume täglich durch Menschen, Tiere und Fuhrwerke erleiden.

Zur Besserung der Lebensverhältnisse der Bäume ließ er Drainrohre zur Bewässerung verlegen, die sich nach seiner Aussage gut bewährten. Darüber hinaus setzte er sich für die regelmäßige Düngung der Bäume ein. Es gab 1897 immerhin schon 8 870 Straßenbäume in Karlsruhe.

Friedrich Ries entfaltete große Aktivitäten und schuf in der wachsenden Stadt allüberall neue Grünanlagen. Teile des Albgrüns, insbesondere im Bereich der Bannwaldallee, aber auch in Grünwinkel und Daxlanden, entstanden in dieser Zeit.

Im Jahre 1905 wurde die Städtische Gartendirektion gegründet, die von Friedrich Ries als Gartendirektor geleitet wurde. Ries entfaltete weiterhin große Aktivitäten in der Planung und Verwirklichung zahlreicher Grünanlagen und Schmuckplätze und gestaltete im Jahre 1908 den Haydnplatz, die Plätze an der Christuskirche, der Auf-erstehungskirche und die Grünanlagen auf den ehemaligen Bahnanlagen der Maxaubahn und Rheintalbahn (heute Hildapro-menade, Riefstal- und Erzbergerstraße) und vor allem auch Außenanlagen an Schulen, Kinderheimen und öffentlichen Gebäuden.

Ab 1917 übernahm Gartendirektor Scherer die Leitung des Städtischen Gartenbauamtes, und unter seiner Leitung wurden im Stadtgarten einzelne Sondergärten, die von Karlsruher Bürgern gestiftet worden waren, in die Parklandschaft des Stadtgartens eingefügt. So entstand 1919 mit einer Stiftung in Höhe von 100 000 Mark die Wolffanlage als Heckengarten und in den folgenden Jahren die Kalleranlage. Der Japangarten wurde 1927 durch ein Geschenk der Stadt Nagoja bereichert. Der japanische Tempelbaumeister Iyutsujari Yamada baute den Shintoschrein. 1929 wurde die Konzertmuschel in der Nähe der Festhalle erstellt, und von nun an spielte das gesellschaftliche Leben im Stadtgarten eine bedeutende Rolle. An Wochenenden fanden regelmäßig Konzerte statt, Feuerwerke, bengalische Beleuchtungen, „italienische Nächte" und Veranstaltungen vielfältiger Art fanden auch unter Einbeziehung des Stadtgartensees statt, und der Stadtgarten erfreute sich ständig steigender Besucherzahlen. Ein wichtiges Anliegen war es, ihn auch für die Bildenden Künste zu öffnen. Großplastiken, wie die sitzende Flora von Professor Schreyögg und die romantischen Figuren des flötespielenden Knaben, des Hirtenmädchens Hadumod und einige andere Werke kamen so in den Stadtgarten.

Neben der künstlerischen und gärtnerischen Ausgestaltung des Stadtgartens wurden zahlreiche Tiergehege gebaut oder erweitert. Es entstanden ein Raubtierhaus, ein Elefantenhaus, ein Vogel- und ein Affenhaus und weitere kleine Unterkunftshäuser für die verschiedensten Tierarten. Die Einheit von gärtnerischen Anlagen und Tiergehegen war eine geglückte Einmaligkeit, auf die die Karlsruher stolz waren.

Die Durchgrünung der Stadt wurde von Gartendirektor Scherer zielbewußt weiterbetrieben. Er arbeitete eng mit dem damaligen ideenreichen Bürgermeister Schneider zusammen und gestaltete weitere Parkanlagen am Albufer, im Bereich des Bannwaldes und vor allem auch weitere Stadtplätze, insbesondere im Westen. Die künstlerische Ausgestaltung mit Brunnen und Plastiken waren ihm, wie seinem Vorgänger Ries, ein besonderes Anliegen.

Der zunehmende Straßenverkehr veranlaßte ihn, die Grünplätze und Grünanlagen

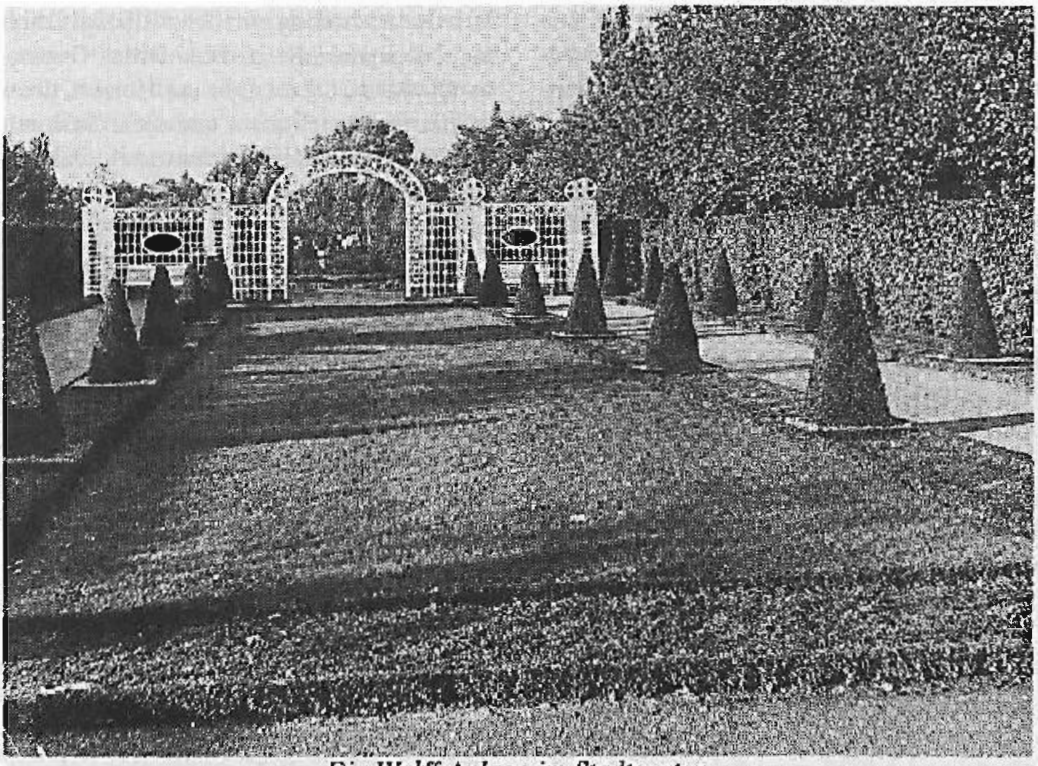
mit Kinderspielplätzen auszustatten. Auch Erholungsangebote für Erwachsene und besonders ältere Leute zu verwirklichen, waren sein Ziel. In dieser Zeit stieg die Bedeutung der Grünanlagen für das Stadtklima, ohne daß die städtebauliche Bedeutung der Anlagen und Plätze als Schmuck der Stadt vernachlässigt wurde.

Gartendirektor Friedrich Scherer wurde im Jahre 1917 Nachfolger von Gartendirektor Friedrich Ries. Während zur Zeit von Friedrich Ries das Amt den Namen „Städtische Gartendirektion" trug und unmittelbar dem Stadtrat unterstand, erhielt 1917 das Amt den Namen „Städtisches Gartenbauamt". Auch unter der Leitung von Friedrich Scherer sah das Gartenbauamt den Stadtgarten als die wichtigste und bedeutendste Grünanlage der Stadt Karlsruhe. Es widmete, wie der „Chronik" der Landeshauptstadt für die Jahre 1918 bis 1923 zu entnehmen ist, seine volle Aufmerksamkeit der Verwaltung dieses Stadtgartens und seines Zoos. Bereits 1920 besuchten 284 742 Besucher diese Einrichtung.

Darüber hinaus bemühte sich das Gartenbauamt aber auch intensiv um die Verschönerung und vor allem auch um die Erweiterung des Stadtgartens. So plante Friedrich Scherer bereits 1918 die Weiterführung der Platanenallee nach Süden in Richtung Hauptbahnhof und skizzierte die ersten Ideen zur Gestaltung eines Blumengartens südlich der damaligen Unterführung unter der Tiergartenstraße. Er fand in dem Geheimen Kommerzienrat Friedrich Wolff, dem Eigentümer der gleichnamigen bekannten Karlsruher Kosmetikfirma, einen Mäzen, der für die Realisierung des Blumengartens 50 000 Reichsmark stiftete.

Am 6. Oktober 1920 konnte der Blumengarten durch Oberbürgermeister Finter der Öffentlichkeit übergeben werden. Dieser Blumengarten, von dem der Berichterstatter der Zeitung schwärmte, daß „er in seiner Schönheit und Eigenart seinesgleichen suchen würde", erhielt den Namen „Wolff-Anlage" und ist mit seinen schönen Heckenräumen auch heute noch einer der beliebtesten Gartenteile der Gesamtanlage. Die Wolff-Anlage war eines der bedeutendsten Werke Friedrich Scherers. Mit Erfolg wehrte er sich damals gegen den Vorschlag, die Beiertheimer Allee in den Stadtgarten einzubeziehen, da er keinen Sinn darin sah, westlich der Pflanzenschauhäuser, die damals den Westrand des Rosengartens bildeten, weitere Freiräume in den Stadtgarten zu integrieren. Er argumentierte damit, daß andere Städte Grünzüge dieser Art mit hohem Aufwand verwirklichten und dieser Grünzug eine große Bedeutung als Verbindung von der Stadt in die Landschaft darstellen würde. In dieser Argumentation zeigt sich sehr deutlich, daß Scherer trotz aller Liebe zum Stadtgarten, in städtebaulichen Zusammenhängen dachte und die Bedeutung von Grün- und Freiflächen für die Stadtentwicklung sehr gut einschätzen konnte.

Der Blumengarten der Wolff-Anlage war kaum fertiggestellt, als vom Gartenbauamt eine Einsparung an Personal- und Sachkosten verlangt wurde. Interessant ist, in den Akten des Gartenbauamtes zu lesen, wie er um die Bereitstellung von Mitteln kämpfte und argumentierte. Bei allem Gebot zur Sparsamkeit, meinte er, müsse diese „bedeutende Erholungsstätte für die Bürger und Anziehungspunkt für Fremde" gepflegt und erhalten werden. Er machte einige wenige Vorschläge für die Reduzierung von Blumenpflanzungen zugunsten von Rasenflächen; seinen Blumengarten in der Wolff-



Die Wolff-Anlage im Stadtgarten

Anlage wollte er jedoch möglichst unverändert erhalten wissen.

Über die Entwicklung der öffentlichen Anlagen in den Jahren 1923 bis 1928 kann wegen der Einstellung der Chroniken wenig gesagt werden. Eine fast lückenlose Entwicklungsgeschichte der öffentlichen Anlagen, der Tätigkeit des Gartenbauamtes, des Baues von Schmuckplätzen und Parkanlagen ist in den „Verwaltungs- und Rechenschaftsberichten der Landeshauptstadt Karlsruhe" nachzulesen. Bei ihrer Lektüre bedauert man, daß derartige Berichte in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg bis heute nicht weitergeführt wurden und werden.

1928 gab es immerhin 7,5 ha Schmuckplätze und 28 ha Parkanlagen außerhalb des Stadtgartens sowie 11 021 Bäume an Straßen. In diesem Jahr entstanden der Schmuckplatz zwischen Damaschkestraße und Freydorfstraße und verschiedene Spielplätze, darunter am Lindenplatz in Mühlburg, sowie ein Planschbecken auf dem Fliederplatz. 2 600 Kleingärten gab es bereits, und in Rüppurr wurde 1928 eine der ersten Dauerkleingartenanlagen mit 86 Gärten gebaut. Damals spielten auch neun Schulgärten eine wichtige Rolle in der Hinführung der Kinder zur Natur.

Im Jahre 1929 baute Friedrich Scherer die Nördliche und Südliche Hildapromenande, die ehemalige Trasse der Maxaubahn, zu einem wichtigen Grünzug in der Weststadt aus und begann mit den Gartenanlagen für die Dammerstock-Siedlungs-Ausstellung, die in den folgenden Jahren weiterentwik-

kelt wurde. Die Bepflanzung von Straßen mit Bäumen und die Anlage von Kinderspielplätzen am Lessingplatz, im Sallenwäldchen und im Beiertheimer Wäldchen waren wichtige Programmpunkte. Für den Bau und die Unterhaltung der öffentlichen Anlagen stellte die Stadt 1929 196 000 Reichsmark zur Verfügung.

In den Berichten des Jahres 1930 spielte, wie in allen Jahren, der Stadtgarten die Hauptrolle. Genauestens wird über Anzahl und Arten der Tiere, Veranstaltungen und Besucher berichtet, und erwähnenswert ist sicher auch, daß damals die Verwaltung der am Festplatz liegenden alten Festhalle vom Gartenbauamt übernommen wurde. Pflanzen und Tiere lagen Friedrich Scherer in gleicher Weise am Herzen, und er wies immer wieder darauf hin, daß der Stadtgarten „die schönste Erholungsstätte von Karlsruhe sei, die zugleich als Botanischer Garten und Tiergarten" bereits damals 400 000 bis 500 000 Besucher im Jahr anlockte.

Interessant ist auch, daß in den Berichten des Gartenbauamtes ab 1930 als gesondertes Kapitel die Bekämpfung der Schnakenplage erwähnt wird, für die das Gartenbauamt veranwortlich zeichnete. Die Bekämpfung erfolgte nicht nur im Freien, sondern auch in den Gebäuden der Stadt.

Der Stadtgarten blieb in den 30er Jahren in Karlsruhe die wichtigste Grünanlage und wurde trotz der wirtschaftlichen Schwierigkeiten und dem damit verbundenen Abbau des Mitarbeiterstabes im Gartenbauamt jederzeit vortrefflich gepflegt. Auch die dem Stadtgarten benachbarten Grünflächen wurden 1930 umgestaltet, so das Beiertheimer Wäldchen bis zum Albtalbahnhof und ebenso der Ettlinger-Tor-Platz östlich und südlich der Ausstellungshallen. Offensichtlich lag das sogenannte „soziale Grün" Gartenbaudirektor Scherer sehr am Herzen, denn er kümmerte sich mehr und mehr auch um das Karlsruher Kleingartenwesen, das damals 2 100 Kleingärten aufwies.

1931 erfolgte wegen der schlechten Finanzlage der Stadt eine weitere Reduzierung des Personals im Gartenbauamt. In dieser Zeit konnten nur noch wenige Verbesserungen von Grünanlagen erfolgen, so wurden z. B. in den Anlagen am Dammerstock Schutzhecken und in der Albuferstraße 100 Nußbäume gepflanzt, das Albgrün zwischen Albsiedlung und Appenmühle wurde als Erholungsanlage ausgestaltet.

1932 legte man in der Dammerstocksiedlung vier ha Grünflächen an, pflanzte 1 500 Bäume und Sträucher und richtete in der Albsiedlung neue Wege aus. 1933 und 1934 wurden im Rahmen von sogenannten „Pflichtarbeiten" unter Einsatz von Arbeitslosen neue Albuferanlagen in Grünwinkel und Daxlanden gestaltet und durch entsprechende Pflanzungen aufgewertet. Die Umgestaltung des alten Friedhofes an der Kapellenstraße zu einer Parkanlage, die Entfernung von umgestürzten und zerstörten Grabsteinen, die Einebnung der Fläche und die Gestaltung von Erholungsanlagen und Tummelplätzen kostete damals 5 500 Reichsmark. Damit entstand eine sehr wichtige Parkanlage für die Altstadt und die südliche Oststadt, die auch heute von größter Bedeutung ist. Durch die geplante Bundesgartenschau 2001 soll eine weitere Aufwertung und Verbindung zum Gottesauer Schloß und den angrenzenden Wohngebieten der Süd- und Oststadt erfolgen.

Der Stadtgarten erfuhr eine bedeutende Bereicherung durch die Anlage eines Tier-

kindergartens und eines großen Geheges für junge Raubtiere. In den Berichten des Jahres 1935 wird er, zugleich Botanischer Garten und Tiergarten, immer wieder als schönste Erholungsanlage Karlsruhes apostrophiert, und man war stolz auf die 445 000 Besucher.

Außerhalb des Stadtgartens gab es bereits 25 ha Grünflächen. Neue Anlagen entstanden an der Kriegsstraße beim Karl-Benz-Denkmal, das in den 60er Jahren dem Ausbau der Kriegsstraße weichen mußte, am Rüppurrer Schlößchen, vor allem aber in den Stadtrandsiedlungen und in den Albuferanlagen.

1937 konnte das Gartenbauamt wiederum eine größere Anzahl von Grünanlagen neu schaffen oder umgestalten. Der zunehmende Verkehr machte offensichtlich die ersten Abschirmungspflanzungen gegenüber den Straßen notwendig. So schuf man einen Schutzstreifen für das Krankenhaus entlang der Blücherstraße. Die Rheinstrandsiedlung wurde durch Baum- und Strauchpflanzungen sowie neue Grünanlagen in die Landschaft eingebunden. Eine vier ha große ehemalige Kiesgrube stattete man in Zusammenarbeit und mit finanzieller Unterstützung des Mieter- und Bauvereins mit Bäumen, Heckenpflanzungen, Böschungen, Mauern, Wasserbecken und Spielplätzen aus. Sie bildete nun die grüne Mitte der Rheinstrandsiedlung. Am Festplatz mußten im gleichen Jahr auf Geheiß der NSDAP 25 starke Kastanienbäume beseitigt werden, um die dort damals üblichen Aufmärsche ungestört durchführen zu können. Der Badische Fußballverband trat an die Stadtverwaltung heran, um auf die Gefahren des Fußballspielens auf den Straßen hinzuweisen und forderte die Anlage von Kleinfeldern für das Fußballspiel.

1938 wurden eine große Anzahl neuer Arbeiten vom Gartenbauamt durchgeführt, viele Straßen wurden erstmals mit Bäumen bepflanzt, so die Graf-Eberstein-Straße mit Kastanien, der Holderweg mit Kugelakazien, die Arndtstraße, die neu ausgebaute Ettlinger Allee mit 180 Spitzahornbäumen und in der Oststadt die Berckmüllerstraße sowie die Veilchenstraße mit Mehlbeerbäumen. Die wohl bedeutendste Maßnahme war die Fortsetzung der Hildapromenade in Form des großen Grünzuges zum Mühlburger Bahnhof mit Rasenflächen und Gehwegen unter 85 Kastanien.

Professor Dr. Trautz stiftete für den Stadtgarten eine Gorinto-Pagode, die er in Japan nach historischem Vorbild herstellen ließ. Sie zeigt die fünf buddhistischen Elemente: Erde, Feuer, Wasser, Luft und Äther. Die Attraktivität des Stadtgartens wurde außerdem durch umfangreiche Schmuckpflanzungen und durch beste Pflege der Grünanlagen auch in den beiden letzten Friedensjahren erhöht.

Die Eingemeindung Durlachs 1938 brachte eine Reihe von Verschönerungsarbeiten in diesem Stadtteil. Straßen und Plätze wurden mit Bäumen bepflanzt, so vor allem der Pestalozziplatz und die Kleingartenanlagen erweitert, hier vor allen Dingen die Kleingartenanlage Oberer See, die zu einer Musteranlage als Anregung für die Kleingärtner ausgebaut wurde. Die Fläche der Kleingartenanlagen umfaßte 1938 bereits über 43 ha.

1939 wurden für den Stadtgarten 413 000 Einzeleintrittskarten und über 7 000 Dauerkarten verkauft. Veranstaltungen und Konzerte vor allem der Badischen Staatskapelle, erfreuten die Besucher, aber der bevorstehende Zweite Weltkrieg veranlaßte die Stadt-

verwaltung, am 30. August 1939 111 Tiere des Zoos in den Tierpark Hellabrunn in München zu evakuieren. Dafür mußten erhebliche Tagespensionen von der Stadtkasse Karlsruhe bezahlt werden. In Zeitungsberichten wurde bedauert, daß damit auch der Anfall von Nebenprodukten wie Dung, Wolle, Haare in Karlsruhe fehlten. Im zweiten Kriegsjahr kehrten, wahrscheinlich aus diesem Grunde, zahlreiche Tiere nach Karlsruhe zurück, doch bald fehlte es an Personal und Futter, viele Tiere wurden bei den Bombenangriffen getötet und verletzt, ein Teil wurde von den einrückenden Besatzungstruppen aus den Gehegen geholt und der Restbestand im November 1945 an den Zoo in Frankfurt abgegeben. Der zoologische Teil war damit aufgelöst.

Der Stadtgarten konnte 1941 mit 467 000 Einzeleintrittskarten und fast 8 000 Dauerkarten noch einen Rekord feiern, und 1943 wurde in Zeitungsberichten über das Stelldichein im Frühling, das Treffen von jungen Müttern und Kleinkindern mit Urlaubern geschwärmt und von der Schönheit des Japangartens, der Frühjahrsblüte von Zwiebelpflanzen und Vergißmeinnicht, von jungen Bären und dem Bootsfahren auf dem Stadtgartensee berichtet, aber bald war auch er von Bombentrichtern, gestürzten Bäumen und zerstörten Gebäuden und Hütten gezeichnet. Im Herbst 1944 wurde der Garten für die Allgemeinheit geschlossen. In der Stadtgärtnerei an der Ettlinger Straße hatte man schon zuvor ab 1943 anstelle von Blumen Gemüse angebaut.

Das städtische Gartenbauamt war mit der Pensionierung von Gartendirektor Scherer am 31.10.1941 aufgelöst und eine städtische Garten- und Tierparkverwaltung innerhalb des Tiefbauamtes gegründet worden. Ihr unterstanden neben Stadtgarten und Zoo auch die Unterhaltung der städtischen Alleebäume. In den Grünanlagen war allerdings seit dem Tagesbefehl vom 26.3.1942 des damaligen Reichsstatthalters nicht mehr viel zu pflegen. Er verfügte, daß die Kriegsgartenaktion in Karlsruhe beispielgebend für andere Großstädte zu sein habe. So wurden in allen wichtigen Grünanlagen der Stadt Gartenflächen verpachtet, z. B. auf dem Friedrichsplatz, in Teilen des Nymphengartens, auf dem Schloßplatz, aber auch die kleinsten Grünflächen und Grünstreifen entlang der Straßen, wie zum Beispiel die Randstreifen und Mittelstreifen der Kriegsstraße oder die Mittelstreifen der Bergbahnstraße, Kastellstraße und Posseltstraße in Durlach nutzte man als Gemüsegärten; und im Stadtgarten pflanzten in den letzten Kriegsjahren städtische Gärtner Gemüse und Feldfrüchte.

Robert Mürb

Die Provokation des Leisen

– Laudatio auf Walter Helmut Fritz, Trakl-Preisträger 1992 –

Das Laute ist besser zu hören als das Leise, das scheint eine Binsenwahrheit. Aber ist es auch die Wahrheit? Sind nicht das Laute und Lärmende mittlerweilen so total geworden, daß wir ihnen gegenüber fast völlig taub wurden, während es umgekehrt dem Leisen noch gelegentlich gelingt, unsere Taubheit aufzubrechen und uns wieder zu Hörenden, zu Horchenden werden zu lassen?! Und was sehen wir eigentlich noch, wenn wir uns umsehen? In seinem großen Résistance-Gedicht „Hypnos" schrieb der

französische Dichter René Char: „Würde der Mensch nicht von Zeit zu Zeit souverän die Augen schließen, er sähe zu guter Letzt nicht mehr, was angesehen zu werden verdient."

Muß man die Augen schließen, um Sehenswertes zu sehen, die Ohren schließen, um Hörenswertes zu hören – und womöglich noch den Mund schließen, um Sagenswertes zu sagen? Sind das die Aporien und Paradoxien, vor die sich jeder gestellt sieht, der heute noch an die Möglichkeit des Gedichts glaubt? „Singen mit geschlossenem Munde", so umschrieb der im vergangenen Sommer tödlich verunglückte Ludwig Greve sein Dichten. Auch er, wie Walter Helmut Fritz, ein Meister des Leisen und Lakonischen, und auch er, wie Walter Helmut Fritz, deshalb zeitlebens in bewußter Distanz zum literarischen Betrieb, der ja mit dem Weltbetrieb nahezu alles gemein hat, die Vorliebe für das Laute und Vorlaute, für das Grelle und Gemeine - und für das, was seine Marktschreier so gerne Schock und Provokation nennen.

Je lärmender es jedoch in diesem Literaturbetrieb zugeht, desto harmloser, desto peinlicher wirken dessen angebliche Provokationen. Und plötzlich ereignet sich dann etwas, was ich die Provokation des Leisen nennen möchte, eine Provokation, wie sie von den Gedichten des Walter Helmut Fritz ausgeht, eine Provokation, der die Jury des diesjährigen Georg-Trakl-Preises denn auch willig erlag. Was bewirkt im Gedicht eine solche Provokation des Leisen? Zunächst einmal strenger Verzicht, Verzicht auf zu viele Worte, Verzicht auf zu große Worte, Verzicht auf jede Form der Überredung. „Ich fürchte manchmal", heißt es in einem Walter-Helmut-Fritz-Gedicht, „daß uns der Tod/in Gestalt/vieler Worte erreicht".

Es war geradezu ein Weltmeister des Leisen, es war Robert Walser, der einmal bekannte, er hätte sich all dem Natur-Schönen gegenüber eigentlich lieber ausschütten wollen, habe aber einsehen gelernt, daß „Ausschütten in der Kunst des Schreibens fortwährend Ansichhalten verlangt". Nur dieses Ansichhalten garantiert jene Verhaltenheit, die ein Peter Handke schon früh an Walter Helmut Fritz rühmte. Tatsächlich ist das lyrische Werk von Walter Helmut Fritz durch eine erstaunliche Kontinuität gekennzeichnet, es gibt in ihm fast keine Entwicklung, und man wird an Gottfried Benns Wort erinnert, demnach „Entwicklungsfremdheit die Tiefe des Weisen" sei. Schon von allem Anfang an war weise Beschränkung, war kühne Kargheit ein Wesenszug der Fritzschen Poesie - und darüber hinaus eine Transparenz oder Luftdurchlässigkeit, die mir das in Erinnerung ruft, was Rilke einst über Georg Trakls Gedicht „Helian" schrieb: „Es ist gleichsam

auf seine Pausen aufgebaut, ein paar Einfriedungen um das grenzenlos Wortlose: So stehen die Zeilen da."

Daß in der Musik, deren Fundament nach einem Wort Alfred Brendels die Stille ist, die Pausen dasselbe Gewicht wie die Töne haben, wissen wir oder erkennen wir spätestens dann, wenn ein Interpret von Rang am Werk ist wie etwa Alfred Brendel; doch analog gilt das auch für die Pausen im Gedicht, wie Walter Helmut Fritz sie so kunstvoll zu setzen vermag, nur daß in diesem Fall der Interpret jeder einzelne Leser ist, der sich vor die Aufgabe gestellt sieht, diese lyrischen Pausen mitzulesen, mit Sinn aufzufüllen.

Zum 100. Todestag Mörikes, einen der großen Unauffälligen der deutschen Literatur, sagte Walter Helmut Fritz in einer Gedenkrede: „Unauffälligkeit wurde zur Bedingung für seine stillen, rhythmisch verzauberten Bilder. Aus ihr gewann er Geduld, Wartenkönnen, Gelassenheit, Ruhe und Sicherheit des Blicks, gewann er das, was ihm an Ausdauer möglich war. Er mochte keine Schaustellungen, keine Selbstherrlichkeit. Das Unauffällige bestimmte sein Tun bis in alltägliche Einzelheiten, sein Gedicht bis in die Wahl eines Metrums hinein. Unauffälligkeit gehört zum innersten Grund dessen, was ihm gelungen ist. Wenn es stimmt, was Marcel Proust meinte, daß nämlich der Leser eines Buches in erster Linie ein Leser seiner selbst sei, so hat Walter Helmut Fritz in der Gestalt Eduard Mörikes vor allem sich selbst erkannt, sein Mörike-Porträt gleicht stark einem Selbstporträt.

Eine andere Art Selbstporträt, diesmal in die Form einer poetischen Absichtserklärung gefaßt, will ich hier noch anführen, auch wenn es sich dabei um ein eher untypisches, weil auffallend direktes Fritz-Gedicht handelt:

Die Phrasen
galoppieren durch das Land,
als gäbe es keine Bangigkeit mehr.
Man kann nur versuchen,
manchmal ein paar Worte zu sagen,
damit es für Augenblicke
wieder still wird.

Warum, diese Frage erhebt sich, soll eigentlich Stille sein? Die Antwort, die das Gedicht von Walter Helmut Fritz gibt, lautet: Weil nur in der Stille die Bangigkeit nicht übertönt, nicht weggelogen werden kann, jene Bangigkeit, die unabdingbare Voraussetzung allen Bedenkens und damit auch allen Dichtens ist, denn eine Poesie, die nicht auch eine spezifische Form des Denkens ist, verdient den Namen nicht. Nur in der Bangigkeit und in der Erschütterung kommen wir ganz zu uns selbst, sehen jedenfalls tiefer und weiter als sonst, und wer die Bangigkeit ganz eingebüßt hat, der ist verloren. Nur aus der Bangigkeit heraus entsteht das Bedürfnis nach reiner Anschauung statt Inbesitznahme, entsteht das Bedürfnis nach Sichtbarmachung und Sicherung der geschundenen Schöpfung, die um ihren Fortbestand bangen muß.

Und nur weil Bangigkeit ihre Basis ist, wächst den Versen von Walter Helmut Fritz ihr tief Vertrauenerweckendes zu, das, was sie immer wieder zu einer Art Licht werden läßt, das auf Natur, Dinge und Menschen fällt, aber nicht als greller Scheinwerferstrahl, sondern als jenes sanft erwärmende Licht wie es etwa in den Bildern des George de la Tour aufscheint - oder auch als jenes kühle, gläserne Licht, das sich zwischen den Vasen, Flaschen und Kannen des Malers Morandi ausbreitet, jenes Morandi, dem

Walter Helmut Fritz nicht von ungefähr eines seiner schönsten Gedichte gewidmet hat.

Einmal hat Walter Helmut Fritz ein Trakl-Gedicht interpretiert, das Gedicht „Unterwegs" in der zweiten Fassung, und dabei Trakls „fast zärtliche Zuneigungen den Erscheinungen gegenüber" hervorgehoben. Eine „wunderbare Briefstelle" nannte Fritz in diesem Zusammenhang das, was Trakl im Juli 1910 an den Freund Erhard Buschbeck schrieb: „Man schaut und schaut – und die geringsten Dinge sind ohne Ende." Dieses andächtige Staunen, das den Dingen erst ihre Aura des Ewigen zurückerstattet, erfüllt die Gedichte von Walter Helmut Fritz ebenso wie das tiefe Staunen über jene endlosen Räume, vor denen schon ein Pascal erschauerte. Die Geschichte, so toll sie sich auch aufspielt, ist für Fritz immer bloß das Endliche, das Vorläufige; er weiß sich mit einer anderen, einer größeren Geschichte im Bunde, die er einmal im Gedicht „Erdgeschichte" nennt:

Diesen Fisch, der vor Millionen Jahren
einen anderen fressen wollte,
mit der Beute im Hals starb
und in Gesellschaft von Krebsen,
Krokodilen und Seesternen
zu Kalkstein wurde,
entdeckte ein Mann bei Solnhofen,
der einen Augenblick daran dachte,
daß im Tod
die Zeit am schnellsten vergeht.

Subtiler, knapper läßt sich der Wunsch nach Auslöschung und das Wissen, daß nichts zu nichts zerfallen kann, kaum in einem einsätzigen Gedicht zusammenbinden!

Überhaupt diese Fritzschen Verknappungen, wie man sie besonders in den vielen seiner lyrischen Porträts bewundern kann, in denen er Maler, Dichter, Philosophen zeichnet, aber auch ganz Namenlose mit ihrem oft bis zur Fühllosigkeit verminderten Leben! Etwa das sechszeilige Porträt einer gerade Witwe gewordenen Bäuerin:

Ihr Mann ist gestorben,
ramponiert von Alter.
Ist klein und hart geworden.
Sie starrt ihn an,
geht in den Stall,
um es den Tieren zu sagen.

Die große Mühsal, die große Müdigkeit erzeugt und große Leere, – hier wird nicht laut darüber lamentiert, sondern eher sanft begütigt. Walter Helmut Fritz weiß wohl, daß die Leere immer auch mehr ist als bloße Leere. Für die Mystiker war die Leere Voraussetzung, um der Gnade teilhaftig werden zu können. Walter Helmut Fritz, den ich manchmal als einen Mystiker des Alltäglichen empfinde, hat die Leere in einem seiner Gedichte denn auch mit einer Art Hausfreund oder Haustier verglichen:

Ich bemerkte die Leere,
gleich da,
gleich neben mir.
Sie verbarg sich nicht,
sie verhielt sich ruhig.
Sie ist ein Tier,
das man füttern muß.

Sollte der unlängst in Jerusalem verstorbene Werner Kraft, der Walter Helmut Fritz einmal als einen „metaphysischen Dichter" bezeichnete, recht gehabt haben? Das mag jetzt der einzelne Leser entscheiden. Walter Helmut Fritz, das wäre noch nachzutragen, wurde 1929 in Karlsruhe geboren, ist aufgewachsen im Nordschwarzwald und in Rastatt und lebt seit 1940, sieht man von seinen Heidelberger Studienjahren einmal ab, ununterbrochen in derselben Stadt, nämlich in

seiner Geburtsstadt Karlsruhe, was wiederum von erstaunlicher Kontinuität zeugt. Walter Helmut Fritz hat bis jetzt die vier Romane „Abweichung", „Die Verwechslung", „Die Beschaffenheit solcher Tage" und „Bevor uns Hören und Sehen vergeht" sowie fünf Prosabände und ein gutes Dutzend Gedichtbände veröffentlicht. Früh ist Walter Helmut Fritz auch als Übersetzer aus dem Französischen hervorgetreten, wobei er – wie sollte es anders auch sein – sich solcher Dichter angenommen hat, die, wie Philippe Jaccottet oder Jean Follain, ebenfalls lieber lakonisch und leise statt laut sind, lieber ansichhalten als sich ausschütten, Dichter, die ebenfalls eine Treuepflicht gegenüber der Schöpfung empfinden und die jene Art der Aufmerksamkeit auszeichnet, die Paul Celan einst in seiner berühmten Büchner-Rede mit einem Worte Malebranches als „das natürliche Gebet der Seele" bezeichnet hat.

Steht zu hoffen, daß die Verleihung des Georg-Trakl-Preises an Walter Helmut Fritz dem Dichter jene Aufmerksamkeit des Lesers beschert, auf welche die Aufmerksamkeit des Dichters immer angewiesen bleibt.

Peter Hamm

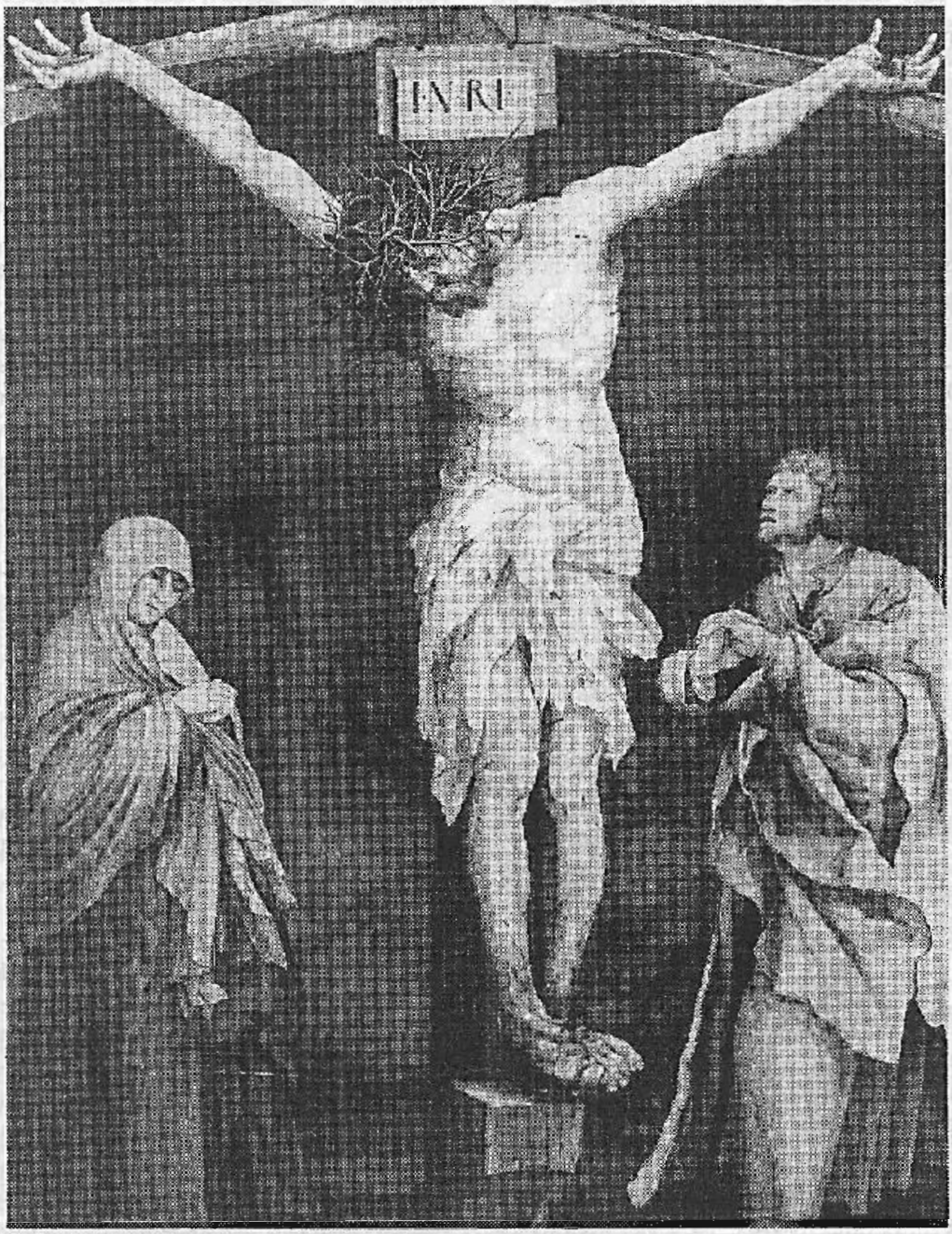
Die Karlsruher Gemälde des Matthias Grünewald

Besucher der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe erblicken in der Abteilung für altdeutsche Malerei schon von weitem Grünewalds großformatiges Tafelbild „Christus am Kreuz zwischen Maria und Johannes". Die dazugehörige „Kreuztragung Christi" sowie zwei in Grisailletechnik gemalte Figuren „Hl. Elisabeth von Thüringen" und „Hl. Märtyrerin" hängen im selben Saal. Diese Sammlung von Gemälden Grünewalds zählt zu den besonderen Schätzen der Karlsruher Kunsthalle.

Auch heute noch ist die Person des Malers nur unvollständig zu fassen. Er selbst nannte sich Mathis Gothart Nithart. Doch setzte sich nach einer Bezeichnung des 17. Jahrhunderts der Name Matthias Grünewald durch. Grünewald wurde um 1475/80 vermutlich in der Gegend um Würzburg und Aschaffenburg geboren. Seine heute bekannten Gemälde waren ursprünglich alle zur Ausstattung von Kirchen bestimmt. Neben seiner Tätigkeit als Maler arbeitete Grünewald auch als Baumeister sowie als Wasserkunstmacher, als der er künstliche Wasserläufe, Kaskaden und Springbrunnen anlegte. Im Jahr 1511 trat er in die Dienste des Mainzer Erzbischofs Uriel von Gemmingen, für den er als leitender Meister bei den Bauarbeiten des Residenzschlosses in Aschaffenburg tätig war. Um 1511/12 malte Grünewald einen Altar für die Dominikanerkirche in Frankfurt a. M., dessen nicht erhaltene Mitteltafel vermutlich die Verklärung Christi auf dem Berg Tabor zeigte. Auf den beiden Altarflügeln waren jeweils zwei Heiligendarstellungen übereinander angeordnet, die einzeln erhalten sind. Oben befanden sich die Bilder des „Hl. Laurentius" und des „Hl. Cyriacus" (Frankfurt, Städtisches Kunstinstitut) und unten die der „Hl. Elisabeth" und der „Hl. Märtyrerin", die beide seit 1971 der Karlsruher Kunsthalle gehören.

Zwischen 1512 und 1515 malte Grünewald den großen Altar für die Kloster- und Spitalkirche der Antoniter im elsässischen Isenheim (Colmar, Musée d'Unterlinden).

Von 1516 an stand er in Diensten des neuen Mainzer Erzbischofs Albrecht von Brandenburg, der zudem Erzbischof von Magdeburg und Halle war, 1518 die Kardinalswürde empfing und später auch Kanzler des Deutschen Reiches wurde. Grünewald war 1527 in Halle als Wasserkunstmacher tätig. Vermutlich ebenfalls in Halle starb er im Jahr



1528. Nach seinem Tod geriet Grünewald rasch in Vergessenheit. Seine Kunst wurde erst im späten 19. Jahrhundert wiederentdeckt.

Die beiden heute in Karlsruhe verwahrten Darstellungen der „Kreuztragung" und der „Kreuzigung" malte Grünewald um 1523/24 - also in seiner spätesten Schaffenszeit - für einen Altar der Stadtkirche in Tauberbischofsheim. Dieser Altar muß umgehbar gewesen sein, denn die beiden Gemälde befanden sich ursprünglich auf den beiden Seiten einer Holztafel. Es ist davon auszugehen, daß die „Kreuzigung" auf der Vorderseite des Altars erschien und die „Kreuztragung" auf der Rückseite. Im Jahr 1761 wurde die Tafel in einen neuen, im Stil des Barock gestalteten Altaraufbau so eingefügt, daß nur noch die „Kreuzigung" zu sehen war. In der Folgezeit sank die Wertschätzung der Tafel erheblich. 1875 ließ sie der Pfarrer sogar aus der Kirche entfernen und gab sie dem Vergolder Franz Stark für geleistete Arbeiten in Zahlung. Doch wurde Oskar Eisenmann, der Direktor der Kasseler Gemäldegalerie, auf die Tafel aufmerksam. Er konnte sie als ein Werk Grünewalds identifizieren und erwarb sie 1882 für den deutsch- amerikanischen Sammler Edward Habich, der sie wiederum als Leihgabe in die Kasseler Galerie gab. Im Jahr 1883 wurden die beiden Gemälde gereinigt und durch Zersägen der Holztafel voneinander getrennt.

Es wurde jedoch festgestellt, daß die Tafel dem Vergolder Stark widerrechtlich übereignet worden war, weshalb die Großherzoglich Badische Regierung ihre Rückgabe verlangte. 1887 kehrten die Gemälde in die Stadtkirche Tauberbischofsheim zurück. Dort wurden sie an den seitlichen Chorwänden aufgehängt, wo sie jedoch durch Feuchtigkeit und häufige Temperaturwechsel erheblich litten. Auch im Pfarrhaus, wohin sie 1893 überführt wurden, verkamen sie weiter.

Adolf von Oechelhaeuser war seit 1893 Professor für Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule Karlsruhe. Im Auftrag des badischen Kultusministeriums bearbeitete er die „Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Tauberbischofsheim", eine beschreibende Statistik, die 1898 veröffentlicht wurde. Oechelhaeuser sah die beiden Gemälde Grünewalds im Treppenhaus des Pfarrhauses in Tauberbischofsheim und erkannte ihre Gefährdung. Mit Erfolg bemühte er sich um die Erwerbung und Rettung der Tafeln. Mit Zustimmung des Erzbischofs von Freiburg wurden sie im Jahr 1900 von der badischen Regierung angekauft und an die Großherzogliche Kunsthalle in Karlsruhe überwiesen.

Die Altarbilder schildern zwei Szenen der Leidensgeschichte. Die „Kreuztragung" zeigt Christus im Zwingerbereich des Stadttores von Jerusalem. Er ist unter der Last des grob gezimmerten Kreuzes zusammengebrochen und auf die Knie gesunken. Erschöpft und schutzlos ist er den vier Schergen ausgeliefert, die ihn umringen. Einer ist niedergekniet, um Christus zu verspotten. Während dessen holen die anderen mit ihren Knüppeln aus, um den Gestürzten weiterzutreiben. Die Brutalität der Szene wird durch die fratzenhaften Gesichter der Schergen und durch die grelle Farbigkeit ihrer Kleider zusätzlich betont. Die Peiniger Christi tragen Trachten der Landsknechte des frühen 16. Jahrhunderts – also der Zeit des Malers. So hebt Grünewald die Gegenwärtigkeit des Leidens Christi hervor. Der Kopf Christi befindet sich im Zentrum der Bild-

komposition und ist frontal ausgerichtet. Die Augen sind zum Himmel erhoben und weisen so auf das Gebälk der Nischenarchitektur am Stadttor. Dort erklärt eine Inschrift mit den Worten des Propheten Jesaja (53,5) die Passion Christi: „ER. IST. UMB. UNSER. SUND. WILLEN. GESCHLAGEN."

Auf dem Gemälde mit der Darstellung der „Kreuzigung" konzentriert Grünewald die Golgathaszene auf den gekreuzigten Christus, der in seiner Todesstunde von Maria und Johannes umgeben ist. Dem Bericht der Evangelisten folgend, ist die Landschaft um das Kreuz in tiefe Dunkelheit getaucht. Dagegen beleuchtet ein steil einfallendes Licht die ganz im Vordergrund stehenden Figuren. Der Längsbalken des nur roh behauenen Kreuzes bildet die Mittelsenkrechte der Tafel. Christus ist im Vergleich zu den beiden anderen Figuren übergroß dargestellt. Sein Körper schimmert leichenhaft gelblich und grünlich und ist ganz von den Spuren der Folter überzogen. Überall finden sich Wunden, Beulen und Blutergüsse. In der Haut stecken unzählige Dornen. Aus der Seitenwunde fließt Blut. Der Querbalken des Kreuzes wird an seinen Enden vom Gewicht des Körpers herabgezogen und spannt gleichzeitig die Arme aufs Äußerste auseinander, weshalb sich die Finger verkrampft spreizen.

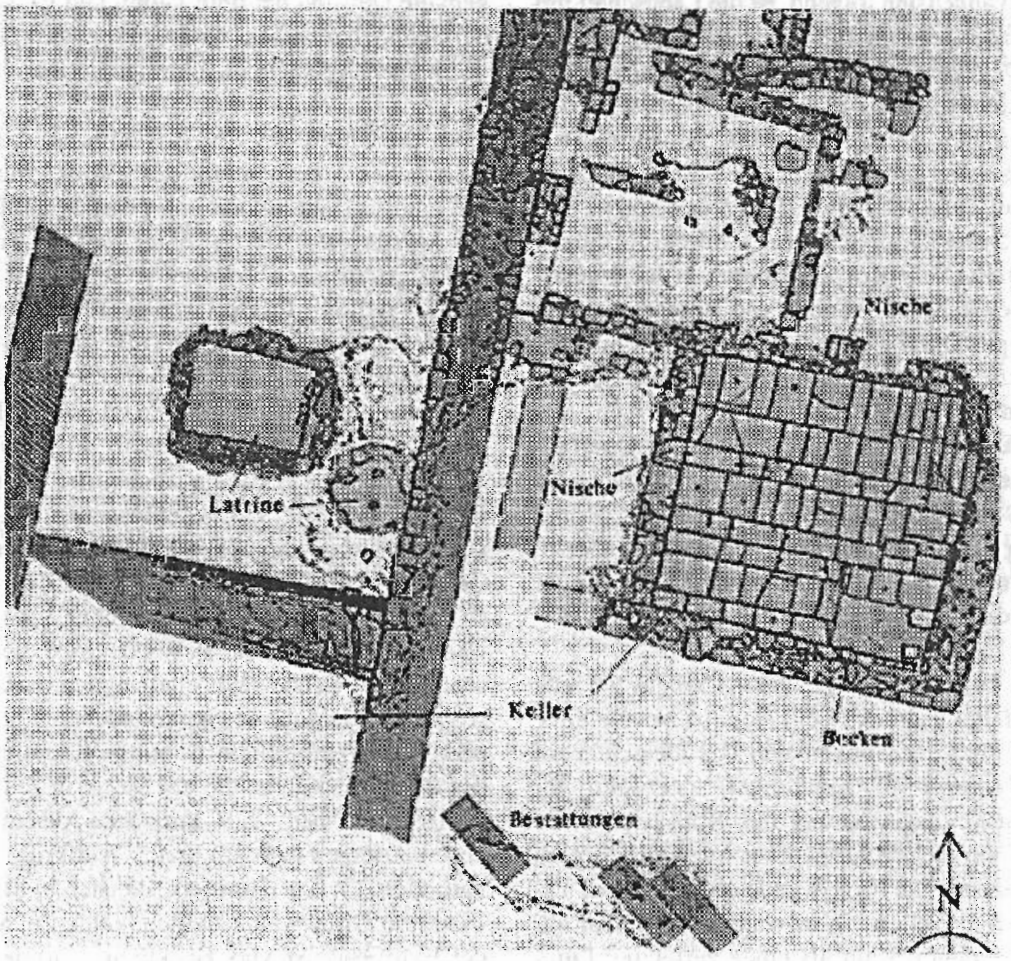
Die Dornenkrone wurde Christus tief aufs Haupt gedrückt. Sein Kopf ist auf die linke Schulter gesunken und das Gesicht vom Todeskampf gezeichnet. Entgegen der Bewegungsrichtung des Kopfes sind die Füße nach rechts gedreht. Sie sind übergroß gemalt. Die Nagelwunde ist eingerissen und aufgequollen. Grünewald malte selbst das Lendentuch nur als einen zerfetzten Lumpen, um zu verdeutlichen, daß dem Gekreuzigten auch die letzte Würde genommen wurde. Links neben dem Kreuz steht Maria, die ganz in der Stille ihres Schmerzes versunken ist. Dies wird durch die geschlossene Umrißlinie der Figur bekräftigt. Weinend hat Maria den Kopf gesenkt und ihre Hände zum Gebet gefaltet. Das Gewand erscheint in gedämpftem Blau und Rot. Der Versunkenheit Mariens steht die Verzweiflung des Johannes entgegen, der rechts neben dem Kreuz dargestellt ist und seinen Schmerz laut hinauszuschreien scheint. Sein Gesicht ist verzerrt, die gefalteten Hände stoßen hervor. Das in leuchtenden Farben gemalte Gewand hat tiefe Falten und ist an der Schulter zerrissen, wodurch die Unruhe des jungen Apostels unterstrichen wird.

An die Stelle des Christus-Königs, des siegreichen Überwinders des Todes, war seit dem 13. Jahrhundert unter dem Einfluß der Mystik das Bild des unter Qualen am Kreuz gestorbenen Erlösers getreten. Dieser Vorstellung folgte Grünewald in vier erhaltenen Gemälden. Seine früheste Kreuzigungsdarstellung entstand um 1505 (Basel, Kunstmuseum), die zweite ist um 1511 datiert (Washington, National Gallery). Auch der bereits erwähnte Isenheimer Altar von 1512/15 zeigt bei geschlossenen Flügeln die Kreuzigung Christi. Auf allen vier Gemälden hob Grünewald das Leiden Christi hervor. Doch ist das Karlsruher Spätwerk die ausdrucksvollste Wiedergabe dieses Themas. Grünewalds eindringlich realistische Wiedergabe des geschundenen Körpers wurde vorbildlich für einige Künstler des 20. Jahrhunderts, die das Motiv in zeitgemäßen Themen – z. B. kritischen Auseinandersetzungen mit dem Ersten Weltkrieg - variierten. Zu den Künstlern, die sich in die Tradition Grünewalds stellten, zählen u. a. der Expressionist Max Beckmann und der Verist Otto Dix. *Jutta Dresch*

Bauer – Bürger – Handelsmann

Ausgrabungen auf dem Saumarkt in Karlsruhe-Durlach

Mit der Umgestaltung des Saumarktes in der Mitte von Karlsruhe-Durlach ergab sich für das Landesdenkmalamt im Frühjahr 1991 die Möglichkeit einer ausschnittweisen archäologischen Untersuchung. Eine flächendeckende Ausgrabung war aufgrund des weitgehend intakt belassenen Untergrundes nicht nötig. Trotz der knapp bemessenen Zeit konnten in einer zweimonatigen Grabungskampagne Fragen zur Siedlungsgeschichte sowie zur Bau- und Wirtschaftsgeschichte durch Spatenforschung einer näheren Betrachtung unterzogen werden. Die Arbeiten wurden vom Landesdenkmalamt mit Unterstützung der Stadt Karlsruhe und des Instituts für Baugeschichte der Universität Karlsruhe durchgeführt. Bei der bislang noch nicht abgeschlossenen Aufarbeitung des Fundmaterials konnten die vor Ort gewonnenen Erkenntnisse um we-



Lageplan der Ausgrabungen

sentliche Details bereichert werden.

Der Saumarkt liegt auf einer bis zu drei Meter hohen Kiesinsel des Kinzig-Murg-Stromes. Sie wird überlagert von einer braungelben Lößlehmschicht und einer etwa meterhohen humosen Kulturschicht. Fragmente von handgemachter Keramik belegen eine zumindest kurzzeitige Besiedlung in vorgeschichtlicher Zeit. In der römischen Epoche wurde der von Sümpfen umgebene Schwemmkegel gemieden. Funde von karolingischer Keramik zeigen an, daß spätestens im 9. Jahrhundert westlich der Kirche eine dorfartige Anlage entstand, aus der sich die erstmals im Jahre 1196 erwähnte Stadt entwickelte. Bei einer Notbergung auf dem Anwesen Am Zwinger 8 konnten zwei Grubenhäuser aus dem 12. Jahrhundert untersucht werden. Die in das Erdreich eingegrabenen strohgedeckten Hütten waren trotz ihrer insgesamt sehr primitiven Anlage mit Kachelöfen ausgestattet. Die Häuser wurden von einer Brandschicht aus dem 13. Jahrhundert überlagert, die sich im gesamten Platzbereich abzeichnete.

Die ältesten Mauerzüge auf dem Saumarkt stammen aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Durch zahlreiche Einbauten gestört, fand sich ein zur Hälfte in die Erde eingetiefter Keller. Er war von einschaligen Sandsteinwänden umgeben, die ohne Verwendung von Mörtel aufeinandergeschichtet wurden. Über einem gestampften Lehmfußboden lagen darin Scherben reduzierend gebrannter Gefäße und Fragmente von gläsernen Trinkbechern vom Schaffhauser Typ. Die Reste mehrerer Nischenkacheln vervollständigen das Fundspektrum. Sie bestehen aus einem halbzylindrischen Tonkörper mit vorgesetztem, modelgeformtem Zierfeld. Die Kacheln lassen sich über Vergleichsfunde von der Burg Tannenberg in Hessen in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts datieren. Die Steinbebauung und das qualitätvolle Fundmaterial zeugen von einem gehobenen Lebensstandard der ansässigen Bevölkerung.

Bei der Umsiedlung der markgräflichen Residenz nach Durlach wurden in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts in der gesamten mittelalterlichen Stadt zahlreiche bauliche Veränderungen vorgenommen. Spätestens zu diesem Zeitpunkt verlegte man den Friedhof westlich der Stadtkirche vor die Stadtmauern. Damit konnte das Saumarktareal mit einer in sich geschlossenen Bebauung versehen werden. Eine in Nord-Süd-Richtung verlaufende Mauer teilte den Platz in zwei etwa gleichgroße Hälften. Sie bildete die Ostfassade einer Reihenhausbebauung. Zwischen unterkellerten Wohnbereichen lag etwa in der Mitte des Grundstücks eine unbebaute Fläche. Darin fanden sich die Reste mehrerer Gruben zur Kalklagerung und ein steingefaßter Latrinenschacht, der annähernd zwei Meter in das Erdreich eingetieft worden war. Vor der Auflassung hatte man die Latrine vollständig geleert und mit Bauschutt verfüllt. Nach der darin enthaltenen Keramik dürfte dies um 1600 erfolgt sein. Ebenfalls um 1600 wurde eine Grube in das Erdreich eingetieft, die mit den Resten eines abgetragenen Kachelofens verfüllt war. Da der Befund trotz seiner geringen Tiefe glücklicherweise frühzeitig erkannt wurde, konnte er vollständig geborgen werden. Die sorgfältige Deponierung legt nahe, daß der Kachelofen aus der Mode geriet und ausgetauscht wurde. Die Ofenreste des Saumarktes können durch das von der Renaissancebaukunst geprägte Rahmenwerk und den Gewinn von Raumtiefe mit dem Mittel der Zentralperspektive in die Mitte des 16. Jahrhunderts datiert werden. Eine grün glasierte Blattkachel zeigt in ih-

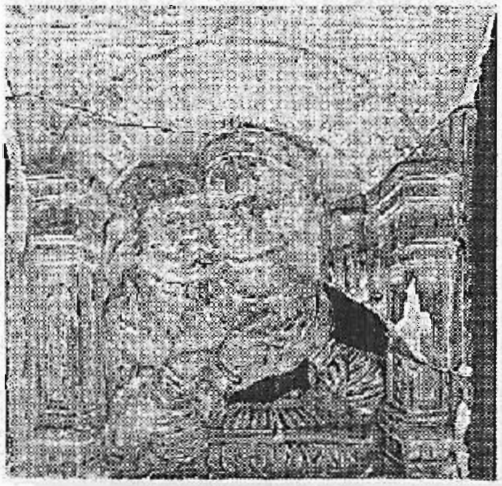
rem Bildfeld ein Liebespaar. Ein älterer Mann mit einer Narrenkappe wird überragt von einer jungen, prächtig gekleideten Frau. Sie gibt sich durch das mit ihrer Linken von unten gehaltene gläserne Trinkgefäß als Dirne zu erkennen. Es handelt sich um die Darstellung des ungleichen Liebespaares, das bis heute als Thema in Gesellschaft und Kunst nichts an Aktualität verloren hat. Ein vergleichbares Gemälde aus dem Jahre 1522 von Lucas Cranach dem Älteren trägt den sinnreichen Titel „Alter schützt vor Torheit nicht". Es dürfte auf dieselbe Vorlage zurückgehen, wie die in Durlach gefundene Darstellung.

Um 1600 errichtete man östlich der vorhandenen Bausubstanz ein weiteres Haus. Lage und Beschaffenheit der Fundamente lassen darauf schließen, daß dessen nördlicher Teil als Stall, Scheune oder Werkstatt genutzt wurde. Darin lag eine rechteckige Grube, die mit einem Spaten etwa 100 Zentimeter in den anstehenden Lößlehm eingetieft wurde. Da sie weder mit Steinen, noch mit Holz ausgesteift war, kann sie aufgrund des umgebenden, lockeren Erdreiches nur kurze Zeit in Benutzung gewesen sein. Auf der Sohle der Grube fand man einen Verwahrfund, der beim Anrücken der französischen Truppen im Jahre 1689 angelegt wurde. Er besteht aus einem Notvorrat an Getreide und einem gußeisernen Dreibeintopf mit Hängevorrichtung. Um seine Auffindung zu erschweren, bedeckte man die Stücke mit Schichten von Büchern. Durch die Brandzerstörung wurde das Grubeninventar unbrauchbar, so daß man sich nicht mehr der Mühe unterzog, die Grube zu öffnen und den Inhalt zu entnehmen. In unmittelbarer Nachbarschaft lag eine runde Senkgrube, über der ehemals ein hölzernes Toilettenhäuschen stand. Im rückwärtigen Bereich der Anlage konnte die Jauche über eine Schräge abgeschöpft werden. Nach ihrer Auflassung am Ende des 17. Jahrhunderts wurde die Grube mit ungelöschtem Kalk abgedeckt. Zu den Funden aus der Senkgrube gehört ein aus einem schwarzen Halbedelstein geschnittenes Gefäßfragment.

Südlich des Wirtschaftsbereichs schlossen sich Wohnräume an. Der repräsentative Teil des Hauses lag über einem in die Erde eingetieften Keller. Der annähernd quadratische Raum mit einer Grundfläche von 25 Quadratmetern war fast noch bis in Deckenhöhe erhalten. Der Keller konnte über eine steile Treppe in der Nordostecke des Raumes betreten werden. Am Fuße der Treppe befand sich eine in die Mauer eingelassene Wandnische. Drei Zapflöcher weisen darauf hin, daß die Nische ursprünglich verschlossen werden konnte. Der Kellerboden war mit Platten aus rotem Buntsandstein bedeckt. Die in Zweitverwendung im Keller verlegten Platten waren an ihrer Oberseite mit einem Steinmetzzeichen versehen. In der Südostecke führten drei Stufen zu einem kleinen, eingetieften Kellerbereich hinab, der nach einem Umbau als frostgeschützter durchfeuchteter Raum zur Lagerung von Rüben und anderen Feldfrüchten genutzt wurde.

In der Kellerverfüllung hat sich das von Plünderungen weitgehend verschont gebliebene Inventar des Untergeschosses vollständig erhalten. Hinzu kommen Ausstattungsteile der beiden darüberliegenden Räume, die bei der Brandzerstörung von 1689 in den Keller stürzten. Das Feuer, das im Keller über 1 000 Grad Celsius erreichte und sogar Backsteine deformierte, erwies sich für die Erhaltung der Eisengegenstände äußerst vorteilhaft. Bei der Hitze wurden die Stücke neuerlich durchgeglüht und teilwei-

se verstahlt. So kam es nur in einem beschränkten Umfang zum Verrosten der Objekte. Insgesamt konnten mehrere Zentner Eisen geborgen werden. Die Palette der Eisengegenstände reicht von einfachen Nägeln über Ackergeräte, Kerzenleuchter, Fensterbeschläge und Kochgeschirr bis zu einem Bügeleisen. Hinzu kommen zwei vollständige Plattenöfen mit tönernen Oberbauten.



Ungleiches Liebespaar

Die reliefierten Tonplatten des Ofenoberbaus wurden nach dem Setzen des Ofens durch Graphitauftrag farblich an das gußeiserne Unterteil angeglichen. Neben religiösen und historischen Themen wurden auf den Ofenkacheln auch Allegorien der vier Elemente dargestellt. Sowohl die Ofenplatten als auch die Kacheln lassen sich über Stilvergleiche in die 70er Jahre des 17. Jahrhunderts datieren. Schon alleine die Ausstattung mit den vorgestellten Kachelöfen weist darauf hin, daß das zentral gelegene Anwesen im 17. Jahrhundert sicher einem der wohlhabendsten Durlacher Bürger gehörte. Mehrere eiserne Schnellwaagen, ein Schachtelgewicht aus Messing sowie ein Prüfstein für die Qualitätskontrolle von Goldmünzen lassen vermuten, daß es sich um einen im Umkreis des Markgrafen tätigen Kaufmann handelte.

Die meisten im Keller gefundenen Stücke dürften aus dem Besitz des Hausherrn stammen, doch wurde das Anwesen seiner zentralen Lage wegen bei der Plünderung durch die Franzosen als Sammellager genutzt. Die Häufung von Fensterbeschlägen läßt vermuten, daß unter anderem bleigefaßte Glasfenster in das Haus gebracht wurden. Ein behelfsmäßig in einem Tonkrug geschmolzener Bleibarren könnte damit erklärt werden, daß man die Bleiruten der Glasfenster noch vor Ort zum Abtransport umschmolz.

Nach den Zerstörungen des Pfälzischen Erbfolgekriegs wurde die Bausubstanz in verminderter Größe und Güte neu erstellt. Spätestens zu Beginn des 19. Jahrhunderts legte man an ihrer Stelle eine Freifläche an, die zur Abhaltung des wöchentlichen Schweine- und Ferkelmarktes diente. Daher erhielt sie ihre noch heutige gültige Bezeichnung als Saumarkt.

Aufgrund seiner zentralen Lage war der Platz von karolingischen Bauern, mittelalterlichen Bürgern und humanistisch gebildeten Kaufleuten bewohnt. Die Umwandlung in einen Saumarkt zeigt beispielhaft den Niedergang Durlachs nach dem Pfälzischen Erbfolgekrieg. Aus der Sicht des Archäologen erweist sich dieser Umstand als Glücksfall, da das Ausbleiben späterer Baumaßnahmen wesentlich zur Bewahrung der aufgedeckten Bodenurkunden beitrug.

Harald Rosmanitz

Städtische Galerie im Prinz-Max-Palais

Der Grundstock für den Kunstbesitz der Stadt wurde 1896 durch die Schenkung der Siegelschen Sammlung mit Meisterwerken europäischer Druckgrafik vom 15. bis 18. Jahrhundert gelegt. Aber es dauerte fast 100 Jahre, bis die inzwischen durch Schenkungen und Ankäufe beträchtlich angewachsene Städtische Kunstsammlung 1981 im umgebauten Prinz-Max-Palais ein angemessenes Domizil fand und endlich der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnte.

Unsere Sammlungsgebiete sind Badische Kunst seit Gründung der Karlsruher Akademie (1854) und Deutsche Kunst nach 1945 mit Schwerpunkt Baden-Württemberg. Dabei liegt das Hauptgewicht der Erwerbungen auf zeitgenössischer Kunst. Ein wesentlicher Grund für dieses Konzept besteht darin, daß Karlsruhe nicht irgendeine Provinzstadt ist, sondern eine Großstadt mit einer Akademie, deren Lehrer weltweit – von Amerika bis Australien – Anerkennung genießen. Das Konzept, das auf dem vorhandenen Bestand aufbaut, wurde 1977 mit der Staatlichen Kunsthalle abgestimmt, um der Städtischen Galerie im Prinz-Max-Palais von vornherein ein eigenes Profil zu geben und sie gegenüber der Kunsthalle, die international sammelt, sinnvoll abzugrenzen. Vollständigkeit ist dabei weder möglich noch angestrebt. Vielmehr geht es um das Aufzeigen von Entwicklungslinien bis in die Gegenwart, wobei der vorhandene Bestand den Ausgangspunkt bildet.

In der Ständigen Ausstellung werden rund 200 ausgewählte Werke unserer inzwischen ca. 13 500 Gemälde, Skulpturen, Objekte und grafische Blätter umfassenden Sammlung gezeigt.

In der älteren Abteilung, vor Beginn gezielter Ankäufe entstanden, sind vorwiegend Landschaften von Lehrern der als Landschafterschule berühmten Akademie wie Schirmer, Schönleber, Baisch, Thoma usw. zusehen, aber auch einige interessante Porträts. Da die Kunsthalle eine qualitätvolle und umfangreiche Sammlung badischer Malerei besitzt, wird unser Bestand nur in wenigen Einzelfällen ergänzt; wie z. B. durch den Ankauf von zwei charakteristischen Landschaften von Kampmann, dem Mitbegründer der Grötzinger Malerkolonie, oder einem das Kriegselend schildernden Gemälde von Hofer.

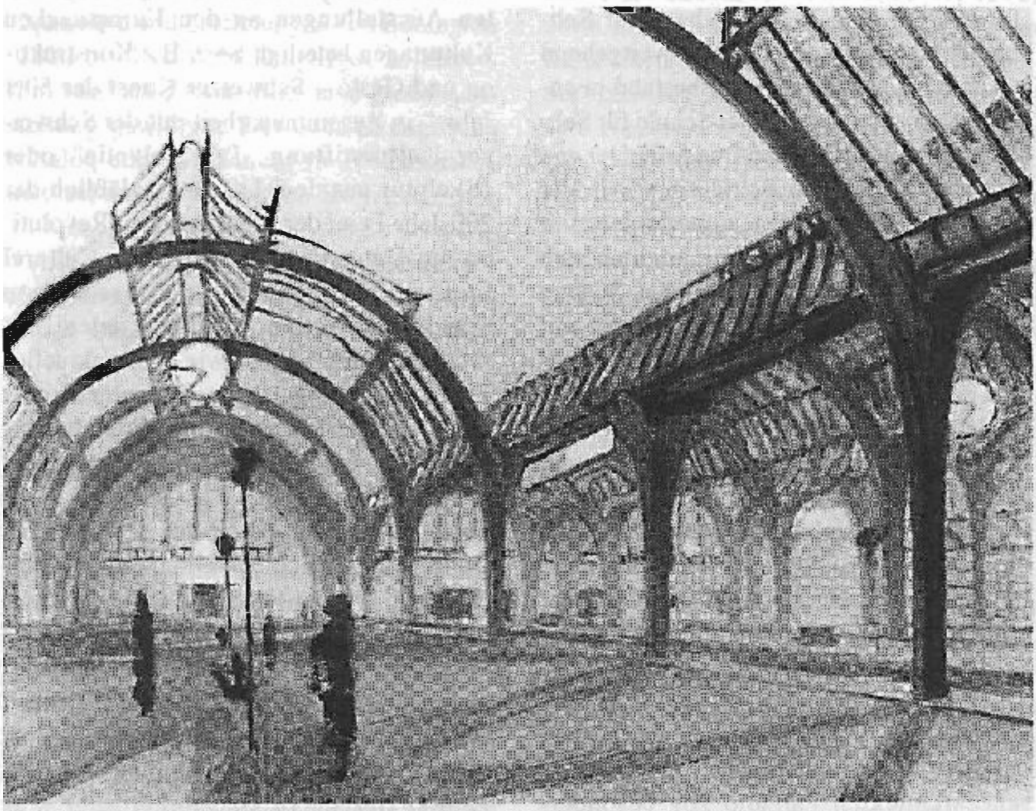
Deutsche Kunst nach 1945 war mit Werken der Karlsruher Akademie und ihrem Umkreis schon in den 50er Jahren erworben worden. Unter meinem Vorgänger hatte außerdem der Ankauf gleichzeitiger deutscher Kunst begonnen. Aufgrund dieser Voraussetzungen wird einerseits der Strang „Karlsruher Akademie" weiterverfolgt. Andererseits erwerben wir herausragende Einzelbeispiele deutscher Kunst, um die Andersartigkeit oder auch Übereinstimmung des in Karlsruhe Entstehenden mit allgemeinen künstlerischen Tendenzen zu verdeutlichen.

In zwei Räumen unserer Galerie kann man dieses Prinzip besonders klar erkennen. Während in Karlsruhe in den 1950er Jahren noch weitgehend gegenständlich gearbeitet wurde, setzte sich andernorts die damals international führende abstrakte Malerei durch. So sind in einem Raum gegenständlich orientierte Werke von Akademielehrern wie Schnarrenberger, Laible, Hubbuch und Heckel sowie stilistisch verwand-

te Arbeiten Karlsruher Maler versammelt, im folgenden Raum dagegen finden wir rein abstrakte Werke von Baumeister, Nay, Ritschel, Winter u. a. Angesichts des Stilpluralismus der letzten Jahre sind so deutlich kontrastierende Positionen wie in den 50er Jahren heute allerdings kaum mehr vorhanden.

Beim Ankauf von Werken arrivierter Künstler, die mit Baden-Württemberg verbunden sind oder waren, unterstützt uns das Land dankenswerterweise durch Dauerleihgaben. So erhielten wir kürzlich eine kraftvolle Granitskulptur von Max Bill, dem Gründungsrektor der Hochschule für Gestaltung in Ulm. Auch die Sparkasse Karlsruhe hat durch den Ankauf eines charakteristischen Waldgemäldes des ehemaligen Karlsruher Akademieprofessors Baselitz einen herausragenden Beitrag zur Abrundung unserer Sammlung geleistet, für den wir sehr dankbar sind.

Daneben gilt bei den Erwerbungen unsere besondere Aufmerksamkeit sowohl der Entwicklung junger Künstlerinnen und Künstler aus dem Umkreis der Karlsruher Akademie wie auch älteren, in Karlsruhe ansässigen Künstlern, die wir mit Förderankäufen unterstützen. Eine Auswahl der in den letzten zehn Jahren erworbenen Werke werden wir in einer großen Ausstellung in diesem Sommer (1992) zeigen.



Wilhelm Schnarrenberger, Karlsruher Bahnhof, 1952

Sonderausstellungen waren von vornherein geplant, um das Haus mit Leben zu füllen. Die Tragfähigkeit dieses Konzepts hat sich in der Zwischenzeit bestätigt: Vor allem durch die Kombination mit einem anspruchsvollen und abwechslungsreichen Sonderausstellungsprogramm sowohl regionaler wie überregionaler Kunst eroberte sich die Städtische Galerie nicht nur einen respektablen Platz neben den alteingesessenen Karlsruher Kunstinstitutionen, sondern auch ein Stammpublikum aus allen Bevölkerungsschichten und Altersgruppen.

Schon im Eröffnungsjahr 1981 erweckten wir nach vier Präsentationen regionaler Künstler auch überregional Aufmerksamkeit: Zuerst mit der Skulpturenausstellung „Plastik mit den Händen sehen" für Sehbehinderte und Blinde. Sie war weitgehend aus dem eigenen Sammlungsbestand in enger Zusammenarbeit mit der Schule für Sehbehinderte, einem blinden Bundesrichter und einer sehbehinderten Schülerin sowie der Realschule Oberreut realisiert worden. Mit Hilfe einer Tonbandführung konnten sich auch Einzelbesucher zurechtfinden. So kam ein blinder junger Mann, ausgerüstet mit einem Langstock und beträchtlicher Initiative, zum Besuch der Ausstellung ohne jede Begleitung eigens aus Frankfurt angereist! Das Besondere an unserer Präsentation war außerdem die Einbeziehung von sehenden Besuchern, die sich durch Schlafmasken in die Rolle von Blinden versetzen konnten. Im „Jahr der Behinderten" erreichten wir mit 35 Presseveröffentlichungen eine Rekordresonanz in den Medien.

Die folgende Ausstellung von Modellen des berühmten italienischen Hochrenaissancearchitekten Palladio zog besonders viele Architekten an. Der dafür herausgegebene Katalog war ein Volltreffer, da es bis dahin keine deutsche Veröffentlichung über Palladio, das klassische Vorbild ganzer Architektengenerationen, unter ihnen auch Weinbrenner, gab.

Inzwischen hat sich seit 1983 durch die Etablierung der Europäischen Kulturtage Karlsruhe unser Ausstellungsspektrum ganz erheblich erweitert. Damals wurde mit Skulpturen aus dem Miró-Museum in Barcelona und Papierarbeiten von Tàpies die Reihe von Präsentationen mit internationalem Anspruch begonnen. Als Kenner des Werkes der beiden katalanischen Künstler war uns Prof. Franzke, der derzeitige Rektor der Karlsruher Kunstakademie, sehr behilflich. Seitdem haben wir uns mit sieben weiteren, von instruktiven Katalogen begleiteten Ausstellungen an den Europäischen Kulturtagen beteiligt. So z. B. „Konstruktion und Geste – Schweizer Kunst der 50er Jahre" in Zusammenarbeit mit der Schweizer Kulturstiftung „Pro Helvetia" oder „Skulptur aus dem Louvre" anläßlich der 200-Jahr-Feier der Französischen Revolution mit Unterstützung des Centre Culturel Français Karlsruhe und der Association Française d'Action Artistique, oder „Zurück zur Natur – aber wie?" ein aktuelles Thema im Spiegel internationaler Kunst, aus Leipziger Museen vom Mittelalter bis zur Gegenwart - um nur einige zu erwähnen.

Als Vorgeschmack auf das „Zentrum für Kunst und Medientechnologie" veranstalteten wir 1986 mit dem Pulheimer „Museum für Holographie & neue visuelle Medien" die „Holomedia", ein internationales Medienspektakel mit Licht- und Klangobjekten, Hologrammen und Computergrafik. In acht Wochen erreichte die Ausstellung mit rund 72 000 Besuchern eine Rekordzahl, was nicht zuletzt am Zauberkasteneffekt der Hologramme lag, deren Bild je nach Be-

trachterstandort greifbar plastisch erscheint oder plötzlich im Dunkel verschwindet.

Am Beispiel unserer Partnerstädte Nancy und Nottingham läßt sich belegen, wie fruchtbar europäische Zusammenarbeit sein kann. – So war aus dem Besitz des Musée des Beaux-Arts in Nancy anläßlich der Europäischen Kulturtage eine umfangreiche Werkschau des international bekannten Zeichners und Karikaturisten Grandville (1803 bis 1847) zu sehen. Dazu gab die Leiterin des Karlsruher Centre Culturel Français, Frau Dr. Delphis, ein Bändchen mit satirischen Hasenillustrationen Grandvilles und deutsch/französischem Text heraus, das im Nu vergriffen war. – Auch das Castle Museum von Nottingham hatte mit Aquarellen und Zeichnungen von Bonington (1802 bis 1828) Hochkarätiges zu bieten. Ihm wird zur Zeit in Paris eine große Ausstellung gewidmet. Der deutsch/englische Katalog entstand damals in Zusammenarbeit mit den Nottinghamer Kollegen.

Aus Anlaß der Paul-Klee-Ausstellung – einer Kooperation mit dem Saarland Museum in Saarbrücken – wurde zum Stadtjubiläum 1990 die Städtische Galerie auch in klimatechnischer Hinsicht auf den neuesten Stand gebracht. Während bis dahin nur einzelne Räume internationalem Standard entsprachen, sind nun alle Räume so klimatisiert, daß sie zu jeder Jahreszeit problemlos „bespielt" werden können. Rund 43 000 Klee-Freunde kamen trotz brütender Hitze zum Teil von weither nach Karlsruhe, um die subtilen Werke dieses Klassikers der Moderne zu bewundern.

Nach Werkschauen von Lüpertz und Kallmorgen gibt es auch in diesem Jahr wieder ein attraktives Programm älterer und neuerer Kunst: Als nächstes zeigen wir ab 14. März „Lithographien aus der Kunstakademie Karlsruhe" von 1890 bis 1990, dann „Kunst in den Landkreisen"; zum Katholikentag folgt „Die Botschaft der Bilder" mit Gegenwartskunst, im Sommer unsere Neuerwerbungen und am Jahresende eine große Retrospektive zum 100. Geburtstag des Karlsruher Akademieprofessors Wilhelm Schnarrenberger (1892 bis 1966). Es wird die 50. Ausstellung sein, die wir mit unserem kleinen Team durchführen.

Helga Walter-Dressler

„Karlsruhe als Sitz des Obersten Bundesgerichts"

Dieser Titel einer Denkschrift der Stadtverwaltung Karlsruhe vom 2. März 1950 wäre nie Realität geworden, wenn der erste Bundeskanzler Konrad Adenauer alleine zu entscheiden gehabt hätte. Den Titel „Residenz des Rechts" hätte Karlsruhe demnächst wohl verloren, wenn es nach den Vorstellungen des Altbundeskanzlers Willy Brandt gegangen wäre, die dieser kurz nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten geäußert hat. Beide konnten sich zum Vorteil der Stadt nicht durchsetzen. Die (zu erwartende) Entscheidung des Bundestages über den Verbleib der beiden höchsten Bundesgerichte in Karlsruhe veranlaßt, an das Ringen Karlsruhes um deren Ansiedlung zu erinnern.

Schon am 22. August 1949 hatte der Beigeordnete Karlsruhes, Hermann Hagen, in

seiner Eigenschaft als Geschäftsführer des württembergisch-badischen Städteverbandes Oberbürgermeister Friedrich Töpper empfohlen, sich um die Ansiedlung von Bundesbehörden zu bemühen. Sie könnten „Ersatz für die Verluste der nach Stuttgart abgewanderten Behörden" bieten. Damit hatte Hagen das Hauptmotiv der Argumentation der Stadtverwaltung, das bis in die aktuelle Diskussion gültig geblieben ist, formuliert. In der Denkschrift vom 2. März 1950 liest sich das so: „Karlsruhe hat eine Berechtigung, den Wunsch, als Sitz des Oberen Bundesgerichts gewählt zu werden, zu äußern. Die Stadt hat die Eigenschaft einer Landeshauptstadt verloren, ohne hierfür bis jetzt in irgendeiner Weise entschädigt werden zu können." Am 22. Oktober 1949 teilte Hagen OB Töpper mit, er habe vertraulich erfahren, Justizminister Thomas Dehler habe mit Stuttgart wegen des Sitzes des Bundesgerichtshofes Verbindung aufgenommen.

Daraufhin begann die Stadtverwaltung unter Hinweis auf den Verlust der Hauptstadtfunktion und ihre schwierige wirtschaftliche Lage, für die Ansiedlung neu zu errichtender Bundesbehörden bei der Bundes- und der Landesregierung zu werben. In einem Schreiben an Bundeskanzler Adenauer vom 26. Oktober sind erwähnt: die Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung, die Bundesanstalt für Fürsorgewesen und „ganz besonders die Errichtung einer Einrichtung einer bundeszentralen Justizbehörde". Am 22. Dezember 1949 legte die Stadtverwaltung nach einem Gespräch mit dem Justizminister in Bonn eine Liste mit Gebäuden für die Unterbringung des Gerichtshofes in der Stadt vor: Das Erbgroßherzogliche Palais, das alte Rathaus am Marktplatz, die Landeshauptkasse und das ehemalige Finanzministerium. Bei einer Besichtigung durch Justizminister Dehler am 6. Januar 1950 fand das Erbgroßherzogliche Palais den größten Anklang.

Unterstützt von der Landesregierung, vor allem von Ministerpräsident Reinhold Maier und dem ehemaligen Karlsruher Oberbürgermeister und Wirtschaftsminister Hermann Veit, im Bundesjustizministerium vom Minister selbst sowie vom späteren Senatspräsidenten des BGH Willi Geiger, schienen die Aussichten der Bewerbung Karlsruhes günstig zu sein. Aber die Konkurrenz war groß, insgesamt zwölf Städte hatten sich schließlich mehr oder weniger ernsthaft beworben. Darunter auch Köln, das von Bundeskanzler Adenauer favorisiert wurde. Am 12. Mai 1950 hielt Dehler in einem Vermerk nach mehreren Kabinettssitzungen, in denen das Thema Sitz des Obersten Bundesgerichts behandelt worden ist, fest, daß das Kabinett „insbesondere auch gegen meine Meinung für den Bundesgerichtshof Köln vorgeschlagen" habe. Adenauer hatte sich auch durch ein Schreiben des Karlsruher Bürgermeisters Fridolin Heurich vom 30. März 1950 in seiner Eigenschaft als Abgeordneter und Landesvorsitzender der CDU-Nordbaden, in dem dieser die drohende Benachteiligung Karlsruhes beklagte, nicht beeindrucken lassen. Immerhin teilte der Staatssekretär im Bundeskanzleramt, Dr. Globke, Heurich am 6. April mit, daß die Bundesregierung sich darüber einig sei, „daß Karlsruhe in ausreichendem Maße Berücksichtigung verdient und als alte Behördenstadt auch einen berechtigenden Anspruch darauf geltend machen kann."

In den Monaten April und Mai 1950 gingen die Überlegungen und Verhandlungen dann um die Ansiedlung des Bundesrechnungshofes und des Bundesdisziplinarho-

fes, die die Bundesregierung erwog, bzw. der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung oder des Bundesversicherungsamtes sowie des Bundesarbeitsgerichts und der Bundesmonopolverwaltung für Branntwein, die die Stadt als Ersatzlösung vorschlug. Letztlich beharrte die Stadtverwaltung, ermuntert durch das Bundesjustizministerium aber auf der Einrichtung des Obersten Gerichtshofes in der Stadt.

Diese Hartnäckigkeit zahlte sich schließlich auch aus. Der Bundestagsausschuß für Rechtswesen und Verfassungsfragen, der nach dem Kabinettsbeschluß einen Vorschlag für die Entscheidung des Bundestages vorzubereiten hatte, prüfte in einem Unterausschuß die Unterlagen aller zwölf Bewerber sorgfältig anhand eines Anforderungskatalogs von acht Punkten. Diese spiegeln deutlich die großen praktischen Probleme der noch im Wiederaufbau befindlichen Städte wider. Neben der Unterbringung des Gerichts in einem nicht provisorischen Gebäudekomplex mußten etwa 100 sofort beziehbare Wohnungen bereitgestellt werden. Insbesondere sollten die notwendigen Bibliotheken möglichst einer Universität am Ort oder in der Nähe vorhanden sein. Der Sitz des Bundesgerichtshofs sollte nicht außerhalb des politischen und wirtschaftlichen Lebens des Landes liegen. Das Prinzip der Streuung der oberen Bundesbehörden mußte beachtet werden, es sollte die Möglichkeit zur Unterbringung anderer oberer Bundesgerichte gegeben und die Verkehrsverhältnisse mußten möglichst günstig sein. Diesen Forderungskatalog erfüllten schließlich nur Karlsruhe, Kassel und Braunschweig. Der Ausschuß entschied sich am 20. Juni 1950 mit 18 gegen vier Stimmen für Karlsruhe als Sitz des Bundesgerichtshofes. Dabei gaben zuerst die sachlichen Bewertungskriterien den Ausschlag. Inwiefern die Entscheidung auch durch das Karlsruher Argument – Entschädigung für den Verlust der Hauptstadtfunktion – beeinflußt wurde, ist aus den Ausschußunterlagen nicht zu ersehen.

Die Stadt Köln hatte sich durch „polemische Angriffe" auf Karlsruhe selbst um ihre Chancen gebracht, wie der Berichterstatter später dem Bundestag mitteilte. Die Kölner behaupteten, das in Karlsruhe vorgesehene Gebäude könne nicht rechtzeitig fertig werden. Bei einer „Spionage" vor Ort hatten sie aber das Erbgroßherzogliche Palais mit dem Schloß verwechselt. Aber auch das Bundeskanzleramt scheint versucht zu haben, die Karlsruher Bewerbung zu hintertreiben. Es wurde in Bonn das Gerücht ausgestreut, in Karlsruhe stünden viel zu wenig Wohnungen zur Verfügung. Und das obwohl die Stadtverwaltung bis zur Entscheidung in Bonn etwa 80 fertige Wohnungen trotz großer Wohnungsnot über Wochen freigehalten hatte.

In den Sitzungen des Bundestags am 26. und 28. Juli 1950 verabschiedete dieser in zweiter und dritter Lesung das Gesetz über den Sitz des Bundesgerichtshofes in Karlsruhe. Vorher hatten die Befürworter Karlsruhes aber jeweils noch bange Minuten zu überstehen. In mehreren Abstimmungen wurden Abänderungsanträge mit dem Ziel, den Bundesgerichtshof in einer anderen Stadt anzusiedeln, abgelehnt. Am 8. Oktober fand dann im Erbgroßherzoglichen Palais der feierliche Akt zur Eröffnung des Bundesgerichtshofes in Anwesenheit des Bundespräsidenten Theodor Heuß an der Spitze der politischen Prominenz der jungen Bundesrepublik statt.

Schon 1949 wurde betont, daß der Sitz des

Bundesgerichtshofes und des Bundesverfassungsgerichts aufgrund der Zugehörigkeit eines Teils der Richter zu beiden Gerichten an einem Ort sein müsse. Justizminister Dehler vertrat diese Position nachdrücklich und setzte sich für eine Stadt in Süddeutschland ein. Nachdem die Entscheidung, den Bundesgerichtshof in Karlsruhe anzusiedeln, gefallen war, beschloß das Bundeskabinett im Dezember 1950, Karlsruhe auch als Sitz des Verfassungsgerichts vorzuschlagen. Es gab jedoch im Bundestag in SPD und CDU starke Strömungen für Berlin. Dort aber, „auf einer Insel in mitten der Ostzone", glaubte Dehler die Unabhängigkeit des Gerichts nicht gewährleistet. Bei der Verabschiedung des Gesetzes über das Bundesverfassungsgericht am 1. Februar 1951 blieb daher die umstrittene Frage des Gerichtssitzes ausgeklammert. Es gelang dann mit der Zusicherung, Berlin werde das Bundesaufsichtsamt für das Versicherungs- und Bausparwesen und die Bundesversicherungsanstalt für Angestellte erhalten, eine Mehrheit für Karlsruhe zu gewinnen.

Als am 18. April 1951 im Bundestag das Gesetz über den Sitz des Verfassungsgerichts verabschiedet wurde, argumentierten die Berlin Befürworter, „Aufgabe dieses Gerichts ist es nämlich, die Freiheit und die demokratische Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland zu sichern. Diese Werte sind in Berlin und für Berlin von besonderer Bedeutung." Gegen den Antrag von fünf Fraktionen (CDU/CSU, FDP, DP, Bayernpartei und Zentrum), Karlsruhe zu bestimmen, konnten sie sich aber nicht durchsetzen. Das Gesetz sah jedoch, wie der Antragsteller ausführte, vor, „daß das Bundesverfassungsgericht vorerst – d. h. vorläufig und bei der gegebenen Situation (gemeint war die Teilung des Landes) – seinen Sitz in Karlsruhe haben soll".

Die Stadtverwaltung hatte sich seit dem Oktober 1950 für die Einrichtung des Verfassungsgerichts in Karlsruhe eingesetzt und sich dabei der Argumente des Justizministers bedient. Zur Unterbringung war das Prinz-Max-Palais vorgeschlagen worden. Der frühere OB der Stadt, Hermann Veit, wies allerdings im Februar 1951 darauf hin, daß Abgeordnete, die sich für Karlsruhe als Sitz des Bundesgerichtshofes eingesetzt hätten, enttäuscht darüber seien, daß bei der Eröffnung „altbadische Propaganda" sichtbar geworden sei. „Die Herren haben es sehr mißfällig registriert, daß die Straße vom Bundesgerichtshof zur Kunsthalle ausschließlich mit den altbadischen Fahnen geschmückt war und daß die Ovationen offenbar bestellter kleiner Gruppen an den Straßenkreuzungen nicht dem Herren Bundespräsidenten, sondern dem Herrn Staatspräsidenten von Südbaden dargebracht worden sind."

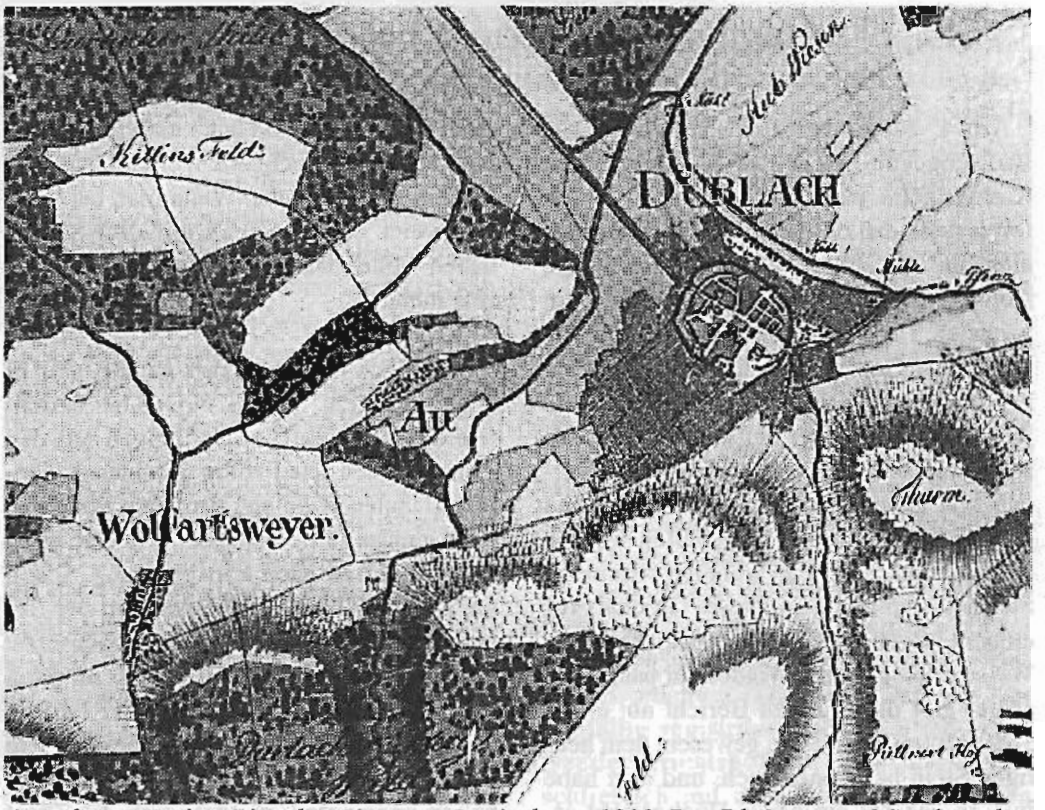
Reinhold Maier kam denn bei seiner Eröffnungsrede am 28. September 1951 in der nun etablierten „Residenz des Rechts" in der alten badischen Landeshauptstadt nicht umhin, darauf zu verweisen, daß als erstes Verfahren vor dem neuen Gericht die Klage gegen die Neugliederung des deutschen Südweststaates verhandelt würde.

Manfred Koch

Das Durlacher Hochgericht bei Wolfartsweier

Am 4. November 1711 berichtete das Badische Amt Durlach an den Markgrafen Karl Wilhelm, man habe bei einer Visitation festgestellt, daß das Hochgericht völlig veraltet und die Balken abgefault seien. Die Antwort kam postwendend, denn schon am nächsten Tag schrieben die Beamten des Geheimen Hofrats. Sie hätten zwar nicht verstanden, auf welches Amt sich diese Angabe beziehe, aber auf jeden Fall müsse sofort ein neuer Galgen aufgerichtet werden. Nur müsse man darauf achten, daß die Kosten möglichst gering gehalten werden sollten, man möge den früheren Amtmann Spach konsultieren, der dieses Geschäft vor einigen Jahren auf eine sehr kostensparende Weise erledigt habe. Wieder ein paar Tage später gibt dieser einen Bericht ab: er sei 1680 Amtmann in Stein gewesen, dem heutigen Stein bei Königsbach, und dort habe man in der Tat ein neues Hochgericht erbaut. Wie üblich hätte man alle Zimmerleute und Maurer im ganzen Amt zu Hilfe gerufen, und diese hätten wenig gearbeitet und viel verzehrt. Die Rechnung habe 37 Gulden betragen. 20 Jahre später, so berichtet Spach, sei schon wieder eine Reparatur des Galgens fällig gewesen, da man einen Pferdedieb aufhängen wollte. Damals habe er es geschafft, mit den Zimmerleuten zurechtzukommen, so daß sie nur drei Gulden erhalten hätten. Es sei für die Meister des Handwerks keineswegs ehrenrührig, einen Galgen zu errichten, und einen Zweisäulengalgen könne man an zwei Tagen aufbauen. Die Bauern müßten dazu das Holz in Fronarbeit liefern, die Tagelöhner müßten die Löcher herstellen, und die Meister des Maurer- und Zimmererhandwerks brauche man nur für die eigentliche Aufrichtung, und dafür seien drei Gulden für die Zehrung mehr als genug. 1708 habe man in Königsbach ein neues Hochgericht erbaut, das acht Gulden gekostet habe. Wenn man bei Wolfartsweier einen Galgen mit drei Säulen haben wolle, dann koste dies allerdings etwas mehr.

So einfach wie Spach dies meinte, ging es allerdings nicht. Am 18. November berichtete das Amt, die Verhandlungen mit den Zimmerleuten seien völlig gescheitert. Diese verlangten Wein und Brot zum Mittagessen, Gemüse zum Nachtessen und eine komplette Mahlzeit nach Fertigstellung. Schon am nächsten Tag kam die Antwort der Regierung. Man solle sich an den Spachschen Bericht halten und so billig wie möglich akkordieren. Auf keinen Fall aber dürften die Unkosten 15 Gulden überschreiten. Am 21. November, inzwischen waren die Arbeiten angelaufen, meldete sich die Zunft der Zimmermeister, 14 an der Zahl, aus Durlach. Mit der Bezahlung könnten sie überhaupt nicht einverstanden sein. Sie arbeiteten schon seit fünf Tagen und müßten das Essen beim Ochsenwirt in Durlach aus eigener Tasche drauflegen. Wenn man schon eine so unehrliche Arbeit machen müsse, dann solle es doch wenigstens bei der alten Gewohnheit bleiben, daß die Zehrung voll übernommen wird. Die alte Gewohnheit, so antwortete die Regierung, sei ein Mißbrauch und die ausgemachten 15 Gulden dürften nun einmal nicht überschritten werden. Wenn die Zimmerleute widerspenstig seien, dann müsse man sie eben bestrafen. Die Abrechnung vom 24. November brachte die Sache an den Tag: 14 Zimmerleute und 40 Taglöhner hatten beim Ochsenwirt Zachmann insgesamt 29 Gulden und 25 Kreuzer ausgegeben. Die Akte endet mit dem Be-



Ausschnitt aus dem Plan des Oberamts Durlach von 1800. Der Pfeil zeigt auf die ehemalige Richtstätte.

schluß der Regierung, außer den festgesetzten 15 Gulden für die Meister dürfe man vier Gulden für die Tagelöhner ausgeben, den Rest von zehn Gulden müßten die Zimmerleute selbst bezahlen.

Was ich hier erzählt habe, ist der Inhalt eines Aktenhefts über den Galgenbau in Wolfartsweier im November 1711. Aber die Ortsbezeichnung von Wolfartsweier gibt nur die Gegend an, wo der Galgen errichtet wurde. Den Platz kennt man aus mehreren Plänen der Zeit um 1800, in denen er eingezeichnet ist. In der Tat muß dort ein dreisäuliger Galgen gestanden sein, und zwar etwas oberhalb der Stelle, an der heute das Zündhütle steht. In der Flurkarte von 1868 heißt dieser Platz „bei dem Hochgericht" und gehört noch zur Durlacher Gemarkung. Die anschließenden „Galgenäcker" gehören bereits zur Wolfartsweierer Markung. Von Aue her führt der Schindweg auf das Hochgericht zu. Es ist begrenzt durch die Straße nach Ettlingen im Westen, also die heutige B 3, die Tiefentalstraße nach Wettersbach und den Tiefentaler Graben nach Norden, der dortige Bach hieß früher offenbar „Galgenbach". Es ist eine seltsame Stelle. Die Durlacher Gemarkung greift hier über den Graben hinweg und stößt in die Wolfartsweierer Gemarkung hinein. Der Galgen stand also am äußersten Rand der Durlacher Gemarkung; die benachbarten Wolfartsweierer Äcker gehörten zum Steinhof. Die genaue Stelle, wo sich das Hochgericht befunden hatte, läßt sich nicht mehr

nachweisen, da der Platz durch die Bauten des ausgehenden 19. Jahrhunderts um und um gegraben wurde. Doch offenbar befand sich der Galgen leicht erhöht vielleicht 50 Meter von der Straße entfernt am Rande des Bergwaldes. Wann seine Reste abgetragen wurden, weiß man nicht, doch im 19. Jahrhundert gab es an dieser Stelle keine öffentlichen Hinrichtungen mehr, und der Galgen mag allmählich abgefault und zerfallen sein. Eine andere Frage ist, seit wann es ihn gab. Der erste Beleg findet sich im Durlacher Amtslagerbuch von 1532, wo unter den zum Steinhof gehörigen Äckern genannt wird: „Item V Morgen an der Strassen bym galgen in der dritten Zelgen an der Solernhof." Im gleichen Zusammenhang wird auch der Galgenbach erwähnt. Es wird berichtet, daß es dort mehrere unbebaute Äcker gebe und daß der Bergwald an dieser Stelle bis an das Hochgericht herankommt, wie es noch der Plan des 19. Jahrhunderts zeigt und wie es letztlich noch heute erkennbar ist. In der Nähe des Galgens wurde also kein fruchtbares Ackerland kultiviert, dort muß auch der Schindanger gewesen sein, auf dem man die Viehkadaver verscharrte, eine der Aufgaben des Scharfrichters, der in Durlach zugleich Wasenmeister, also Abdecker war.

Unsere Quelle von 1711 gibt eine ganze Reihe von Fragen auf. Der Zeitpunkt ist kein Zufall. In den Jahren der französischen Einfälle war Durlach zerstört worden, 1689 komplett. Die Landschaft war verwüstet, und der Hof, der bis dahin in der Durlacher Karlsburg residiert hatte, zog samt dem Markgrafen nach Basel in den Schutz der Stadt, wo man im Markgräfler Hof vor den Schrecken des Kriegs auswich. Erst nach 1700 kehrte der Markgraf, Friedrich Magnus, nach Durlach zurück und wohnte in Pforzheim oder in der Grötzinger Augustenburg, ehe Karlsruhe entstand. Erst jetzt begann das Verwaltungs- und Rechtsleben sich zu normalisieren. Daß man erst jetzt bemerkte, daß der Durlacher Galgen defekt war, läßt erkennen, daß es lange Zeit keine Hinrichtung gegeben hatte. Denn an sich war es ganz normal, daß man die Hinrichtungsstätte erst dann visitierte, wenn sie gebraucht wurde. Ein Beispiel findet sich in den Akten des Jahres 1716. Damals hatte der Hoflakai Jeremias Schnellhardt in Durlach seine Ehefrau vergiftet, indem er ihr Arsen in die Suppe gab. Das Blutgericht verurteilte ihn zum Tode durch das Schwert, und die Hinrichtung wurde vollzogen. Aktenkundig wurde die Sache nicht deshalb, sondern aus einem verfahrensrechtlichen Grund. Das Blutgericht, ein Laiengericht, hatte nämlich nach Meinung der Durlacher Regierung ein zu mildes Urteil gefällt, denn nach ihrer Auffassung hätte der Delinquent gerädert werden müssen. In der Tat wurde das Urteil abgeändert, und in diesem Zusammenhang erfährt man, daß man sogleich das Rad in Auftrag gab, mit dem der arme Sünder hingerichtet wurde. Die Hintergründe dieses Vorgangs sind deshalb interessant, weil sie einen Wechsel anzeigen. Die alten Laiengerichte hatten ausgespielt und die landesherrlichen Gerichte urteilten nach fürstlichem Landrecht. Freilich wurde damals noch mit der ganzen Härte des Strafrechts gehandelt, aber der aufgeklärte Absolutismus bereitete sich vor. Markgraf Karl Friedrich hat 1752 mit einer neuen Hofgerichtsordnung eine größere Rechtssicherheit schaffen lassen, die eine menschenwürdigere Behandlung der Strafgefangenen ermöglichte. 1767 wurde die Folter abgeschafft, und dies beendete die Strafverfahren, bei denen die Geständnisse der Gefangenen auf diese Weise erzwungen wurden. Und spätestens damals endeten wohl auch die letzten öffentlichen Hinrichtungen auf den alten Galgenplätzen. Der Wolfartsweierer Galgen war

übrigens nicht der einzige in der Markgrafschaft Baden-Durlach gewesen, es gab weitere in Knielingen, Stein, Königsbach, Graben, Mühlburg und Pforzheim, in Baden-Baden, Ettlingen, Gernsbach, Kuppenheim usw. Von einem Wolfartsweierer Galgen sollte man auch nicht sprechen: Es war der Galgen des Amtes Durlach, unmittelbar an der Gemarkungsgrenze, aber im Amtsbezirk, weit weg von der Stadt, aber für alle sichtbar an der Poststraße. Wie oft er benutzt worden ist, läßt sich schwer sagen; die Aktenführung über die Kriminalfälle läßt zu wünschen übrig und die Überlieferung ist fragmentarisch. Im 18. Jahrhundert sind es offenbar nur wenige Hinrichtungen gewesen, die hier vollzogen wurden. Unser Aktenstück von 1711 weist darauf hin, daß der Galgen lange Zeit unbenutzt geblieben war. Doch die Flur „Hochgericht" hat ihren Sonderstatus behalten und es ist sicherlich kein Zufall, daß dieses Gelände bis zum Ende des 19. Jahrhunderts sozusagen geächtet war und erst nach einem Jahrhundert, in dem es brach lag, für die Erbauung einer Dynamitfabrik in Anspruch genommen werden konnte.

Hansmartin Schwarzmaier

Nachlässe im Stadtarchiv Karlsruhe – Eine wichtige Quelle der Stadtgeschichte

Stadtarchive bewahren als „Gedächtnis der Stadt" die für die Stadtgeschichte wichtigen Unterlagen und Dokumente. Daß dazu auch Nachlässe mit auf den ersten Blick sehr privaten Bildern und Schriftstücken gehören, mag manchen vielleicht überraschen. Deshalb soll im folgenden anhand einiger Beispiele der Quellenwert von Nachlässen vorgestellt werden.

Am 19. März 1949 wandte sich Willy Model aus New York an den Karlsruher Verlag G. Braun mit der Frage, ob ein in dem Kalender „Das Schöne Karlsruhe" abgebildetes Haus das Anwesen Schloßplatz 20 sei, das er 1907 nach dem Tode seines Vaters Karl Model an das Badische Finanzministerium verkauft habe. Model, dessen Familie eine der ältesten jüdischen Karlsruher Familien war, bot zudem an, der Stadt zunächst Fotokopien der in seinem Besitz befindlichen Familienurkunden zur Verfügung zu stellen. Nachdem der Kontakt zu dem damaligen Stadtarchivleiter Dr. Carlo Hessemer hergestellt war, erhielt dieser von Willy Model die Zusage, die für die Karlsruher Stadtgeschichte bedeutsamen Unterlagen nach deren Sichtung dem Stadtarchiv zu übergeben. Ein sicherlich bemerkenswerter Vorgang, wenn man bedenkt, daß die nationalsozialistische Terrorherrschaft und die Vernichtungsaktion gegen die Juden erst fünf Jahre zuvor ihr Ende gefunden hatten. Die ersten Originaldokumente sandte Willy Model dem Stadtarchiv allerdings erst am 25. Februar 1954 zu, weil er sich noch um die Ergänzung der Unterlagen bemüht hatte. Mit dem neuen Leiter des Stadtarchivs Emil Mangler führte Model in den folgenden Jahren einen regen Schriftverkehr. Im Laufe der Zeit entstand aus den zunächst nur offiziellen Kontakten eine Freundschaft. Nach und nach übergab Willy Model dem Stadtarchiv den gesamten Nachlaß, der inzwischen mit einem Repertorium erschlossen ist. Willy Model veranlaßte 1956 auch seine Schwester Alice Ruppert, das „Goldene Buch" des Karlsruher

Künstlerfestes 1901 an das Stadtarchiv abzugeben. Dieses Buch enthält die Unterschriften zahlreicher Karlsruher Persönlichkeiten und Künstler, die den von Julie Model, der Mutter von Willy Model, eingerichteten „Salon oriental de Sais" besucht hatten.

Die Familie Meyer-Model

Der Stammvater dieser bedeutenden Karlsruher Familie, Salomon Meyer, ließ sich bereits wenige Jahre nach der Stadtgründung im Jahr 1724 in der neuen badendurlachischen Residenzstadt nieder. Nur kurze Zeit später wurde er vom Stadtgründer, Markgraf Karl-Wilhelm, zum Schultheiß der inzwischen aufgrund der relativ günstigen Aufnahmebedingungen für Juden stark angewachsenen jüdischen Gemeinde ernannt. Der Judenschultheiß war gemeinsam mit dem Rabbiner und seit 1736 mit den Judenvorstehern für die niedere Gerichtsbarkeit, die Einhaltung der jüdischen Vorschriften und die Einteilung der Gemeinde in Steuerklassen zuständig. Die Existenz dieses Amtes unterstreicht die Sonderstellung des jüdischen Bevölkerungsteils im 18. Jahrhundert – Christen unterlagen der kommunalen bzw. der markgräflichen Rechtssprechung.

Salomon Meyer, der vermutlich im Jahre 1693 in Oberwesel geboren wurde, war nur wenige Jahre zuvor nach Pforzheim übersiedelt, wo er am 23. April 1717 als Schutzjude aufgenommen wurde. Die an die Person gebundenen Rechte und Verpflichtungen wurden für die Schutzjuden vom jeweiligen Landesherren in der Regel durch Schutzbriefe festgelegt. Mit diesem Schutzbrief, der dem Stadtarchiv mit dem übrigen Nachlaß geschenkt wurde, erhielt Salomon Meyer das Recht, sich mit seinen Angehörigen in Pforzheim niederzulassen. In insgesamt elf Punkten werden Rechte und Pflichten des neuen Schutzjuden aufgezählt: Von allen an die Person gebundenen Abgaben wurde er befreit. Handel durfte er zu denselben Bedingungen treiben wie die christlichen Kaufleute. Ausdrücklich wird festgehalten, daß er „denen Christen und unsrern getreuen, lieben Unterthanen in Ihrem Handel und Nahrung den geringsten unerlaubten Abbruch und Schaden mit Gefährde nicht thun" dürfe. So wird z. B. aus-drücklich erwähnt, daß er „auffrichtig kauf-fen und verkauffen, handeln und contrahiren solle". Die Ausübung der jüdischen Zeremonien wird ihm mit der Auflage gestattet, „sich bey solchen Ceremonien alles Lästerns wider Christliche Religion, sowohl in Ihrer eigenen, als anderen Sprachen, bey einer hohen unnachläßigen Strafe" zu enthalten. Für den gewährten Schutz des Landesherren muß er 40 Gulden Schutzgeld im Jahr bezahlen; „Wann er aber die Lüsterung sothanen Schutzgeldes über die Zeit anstehen lassen würde, solle dadurch dieser unser Schutz alsobald wiederum erloschen seyn." Die Gefahr, mit der Zahlung des Schutzgeldes in Verzug zu kommen, bestand allerdings nie. Salomon Meyer war zu seiner Zeit der vermögendste Karlsruher Jude. Für den markgräflichen Hof übernahm er zahlreiche Lieferungen – 1737 wurde er von Markgraf Karl Wilhelm „nunmehro mit dem Caracter als Hof-Factor begnadigt". Auch diese Urkunde ist im Nachlaß Meyer-Model überliefert.

Als Salomon Meyer 1774 starb, hinterließ er ein Vermögen von über 77 000 Gulden. Damit gehörte er allerdings einer kleinen jüdischen Oberschicht an. Ende des 18. Jahrhunderts waren fast 40 Prozent der jüdischen Gemeinde arm. Auch im 19. Jahrhundert zählte die Familie zu den vermögend-

sten der Stadt. Der Haupterbe des Karlsruher Judenschultheiß Salomon Meyer war 1774 sein Sohn Model geworden. Seitdem trug die Familie den Namen Model. Das von Simon Model 1836 gegründete „Modewarenengros- und Detailgeschäft" gehörte bis zum Verkauf durch den letzten männlichen Nachkommen Salomon Meyers, Wilhelm Model, zu den angesehensten der Stadt.

Das Stadtarchiv bekam mit diesem Nachlaß einen für die Geschichte der Stadt, speziell für die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der jüdischen Oberschicht außerordentlich wichtigen Bestand, der im Rahmen der Ausstellung und der Publikation zum 50. Jahrestag der „Reichskristallnacht" im Jahre 1988 sowie in einer gemeinsam vom Stadtarchiv Karlsruhe, der Landesbildstelle Baden und der Landeszentrale für politische Bildung produzierten Diaserie „Juden in Baden" ausgewertet und gezeigt wurde. Ein weiteres Beispiel soll den Wert von Nachlässen für die Karlsruher Stadtgeschichte belegen.

Wilhelm Christian Griesbach – Erster Karlsruher Oberbürgermeister

Zu den wenigen Fabriken, die Anfang des 19. Jahrhunderts in Karlsruhe existierten, gehörte die Griesbachsche Tabaksfabrik. Seit 1802 war Christian Griesbach alleiniger Besitzer dieser um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Durlach gegründeten und 1782 nach Karlsruhe verlegten Fabrik. 1815 beschäftigte Griesbach rund 50 Arbeiter und war damit einer der größten Arbeitgeber in der badischen Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe. Griesbach gehörte also zu den Honoratioren der Stadt. 1809 wurde er als zweiter Karlsruher Bürgermeister direkt von der Bürgerschaft gewählt, 1812 wurde er erster Karlsruher Oberbürgermeister, 1819 zählte er zu den ersten Abgeordneten, die Karlsruhe in der Zweiten Kammer des Badischen Landtages vertraten. Als Griesbach 1838 im Alter von 66 Jahren starb, widmete ihm die Karlsruher Zeitung einen Nachruf, der neben seinem politischen, das soziale Engagement hervorhob: „Ein bleibendes Denkmal seines humanen Wirkens ist die von ihm mit sorgsamer Liebe ins Leben geführte Errichtung eines Pfründnerhauses, eine Stiftung, welche er als Lieblingsaufgabe betrachtete und mit unverdrossener Beharrlichkeit vollendete. Unser geliebter Großherzog, der gerechte Freund des Guten, ehrte den Biedermann durch die Erteilung des Ritterkreuzes vom Zähringer Löwenorden." Die von Griesbach initiierte „Karl-Friedrich-, Leopold- und Sophien-Stiftung" hatte 1833 ein Altenheim in der Stephanienstraße gebaut, das zunächst 29, nach erheblichen Erweiterungsbauten 1874/75 und 1893/94 116 Zimmer hatte. Dieses Haus fiel im Zweiten Weltkrieg den Bomben zum Opfer. Erst am 7. Oktober 1964 errichtete die Stiftung wieder ein Altenheim in der Sophienstraße 193, das „Christian-Griesbach-Haus".

Der Nachlaß Griesbach, der über die Enkelin des ersten Karlsruher Oberbürgermeisters bzw. über deren Sohn Anfang der 60er Jahre in das Stadtarchiv gelangte, enthält natürlich in erster Linie Unterlagen, die Wilhelm Christian Griesbach selbst betreffen: Seine Tätigkeit als Landtagsabgeordneter wird ebenso berührt wie seine Mitgliedschaft in der Museumsgesellschaft und in der Gesellschaft Zum Haarenen Ring, beides Lesegesellschaften, in denen sich das Bürgertum der kleinen Residenzstadt traf. Die Sitzungsberichte der Gesellschaft Zum Haarenen Ring liegen sogar komplett für die Jahre 1793 bis 1813 vor. Diese Teile des Nachlasses sind bisher kaum

zur Kenntnis genommen worden.

Demgegenüber ist kürzlich ein anderer Teil des Nachlasses ausgewertet worden. Die Ergebnisse erscheinen im November dieses Jahres in der Reihe der Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 15 „Frauen in Karlsruhe 1715 - 1945. Eine Stadtgeschichte." Olivia Hochstrasser hat in dem Kapitel ihres Beitrages „Die Suche nach der Weiblichkeit – Fremdbilder und Selbstverständnis" die Briefe der Mutter Christian Griesbachs, Henriette Salome Griesbach, an ihren Sohn eingearbeitet. In derselben Veröffentlichung wird im übrigen auch der Nachlaß Hoffmann ausgewertet, der das Leben der Familie des Karlsruher Arztes Adolf Hoffmann dokumentiert. Angelika Sauer begibt sich auf „Spurensuche" nach den Frauen dieser Karlsruher Familie des 19. Jahrhunderts.

Adolf Hoffmann, Arzt und Familienchronist

Der Nachlaß Hoffmann besteht aus 23 Alben, die chronologisch geordnet Bilder und Schriftstücke zum Leben Adolf Julius Friedrich Karl Hoffmanns von Kindheit an enthalten. Der 1822 geborene Sohn des Generalleutnants Friedrich Hoffmann und seiner Ehefrau Karoline, Tochter des Botanikers Karl Gmelin, sammelte mit einer bemerkenswerten Akribie Dokumente und Bilder die nun einen Blick in eine großbürgerliche Familie und die damalige Gesellschaftsstruktur erlauben. Bereits in seiner Jugend besuchte Hoffmann häufig kulturelle Veranstaltungen, seine Reiselust setzte bereits als Schüler ein. Das Studium in Heidelberg, Berlin und Paris beendete er 1847. In diesem Jahr begann seine Laufbahn als Oberarzt beim 1. Infanterieregiment in Karlsruhe. 23 Jahre blieb Hoffmann Militärarzt. So nahm er 1848 am Krieg gegen Dänemark teil, den Truppen des Deutschen Bundes unter preußischem Kommando führten. 1870 war er Chefarzt des Belagerungskorps vor Straßburg. Nachdem er am 25. November 1870 aus dem Militärdienst ausgeschieden war, betrieb er bis 1893 eine Praxis in Karlsruhe. Auch als Funktionär verschiedener berufsständischer Organisationen war Hoffmann tätig. Die Reisen, die er in diesen Funktionen unternahm, sind ebenso dokumentiert wie seine zahlreichen Privatreisen, die ihn in viele Städte und Länder führten. Hotelrechnungen und Ansichtskarten belegen dies anschaulich.

Diese Beispiele weisen sicher den Wert von Nachlässen für die Stadtgeschichtsschreibung nach. Es gehört deshalb zu den Aufgaben eines Stadtarchivs, sich um die kontinuierliche Ergänzung der Überlieferung durch solche privaten Unterlagen zu bemühen. Wenn das Stadtarchiv inzwischen auch schon über 20 mehr oder weniger umfangreiche Nachlässe aufbewahrt, so besteht nach wie vor ein großer Nachholbedarf. Als im letzten Jahr die Witwe des langjährigen Karlsruher Oberbürgermeisters Günther Klotz dem Stadtarchiv die Orden und Ehrenzeichen ihres Mannes schenkte, war dies erst der zweite Nachlaß eines Karlsruher Oberbürgermeisters, der im Stadtarchiv vorhanden ist. Gerade von Personen, die in der Politik und der Verwaltung tätig waren fehlen Unterlagen, die so manche Lücke in der offiziellen städtischen Überlieferung schließen bzw. diese sinnvoll ergänzen könnten. Aber auch Nachlässe, die den Alltag in der Stadt Karlsruhe dokumentieren, sind bisher leider nur in sehr geringer Zahl ins Stadtarchiv gelangt. Es wäre deshalb sehr erfreulich, wenn durch diesen Beitrag Leserinnen und Leser des „Blick in die Geschichte" ermutigt würden, Unterlagen aus ihrem Privatbesitz dem Stadt-

archiv zu überlassen. Hier werden sie mit einem Findbuch erschlossen und für die Stadtgeschichte nutzbar gemacht. Stadtgeschichte setzt sich aus vielen Mosaiksteinen zusammen. Nachlässe gehören hier sicher zu den wertvollsten.

Ernst Otto Bräunche

„Frauen in Karlsruhe" – ein längst notwendiger Aufstand wider das Vergessen

Im ersten Moment ein „komisches Gefühl": Zuerst die „Juden in Karlsruhe" (1988), dann die „Karlsruher Frauen". So nacheinander klingt das fatal und ist doch notwendige, längst fällige Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Dem größeren Teil der Bevölkerung, der immer wie eine Minderheit behandelt wurde – nicht verfolgt, aber stets mißachtet – widerfährt endlich Gerechtigkeit.

„Karlsruher Frauen – Eine Ausstellung zur Geschichte der Stadt", so der genaue Titel, ist ein Aufstand wider das Vergessen. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß Frauen in der herkömmlichen Art der Geschichtsschreibung eben doch nicht „mitgemeint" waren, so liegt er jetzt vor. Dabei kann die Präsentation von Dokumenten und Erinnerungsstücken nur einen Bruchteil des entdeckten Materials vorzeigen. Deshalb hat das Stadtarchiv Karlsruhe, wie im Fall der Juden auch, auf einen Katalog zur Ausstellung verzichtet und ein Buch herausgebracht: „Karlsruher Frauen 1715 – 1945". Daß das Projekt dringend bis zur Gegenwart fortgeführt werden muß, ist auch klar. Nach dem ersten Erfolg dürfte den Initiatorinnen – der städtischen Frauenbeauftragten (zuerst Theresia Riedmaier, jetzt Annette Niesyto) und allen Stadträtinnen – die für die Finanzierung notwendige Überzeugungsarbeit im Gemeinderat nicht schwerfallen.

Ein „Konfetti-Bild" von Markus Jäger, das erst bei genauem Hinsehen ein Frauenantlitz erkennen läßt, ziert Buchdeckel und Ausstellungsplakat. Das ist Programm: Man/Frau muß schon genau hinschauen. Keine Vitrinen, keine Schränke mit wohlgeordneten Raritäten. Nichts zum Vorüberlaufen und distanziertem Betrachten. Annäherung ist erwünscht. Neun Monate lang hat ein Team von drei Frauen und einem Mann, freiberuflich mit ähnlichem Auftrag öfter unterwegs, aus allen möglichen Museen in Baden-Württemberg passende historische Gegenstände zusammengetragen.

Die Bettelbüchse des 18. Jahrhunderts z. B. stammt aus Freiburg, viele Alltagsutensilien, etwa aus der Zeit des Nationalsozialismus, aus dem Stadtmuseum Tübingen, solche aus den Nachkriegsjahren unter anderem aus Ehningen. Gabriele Karus, Gilles Piot, Birgit Schweizer und Dominique Stemer nutzten aber auch private Kontakte und durchforsteten den Karlsruher Fundus bei der Stadt, Institutionen und Vereinen. Fotos, ganze Bildalben und andere Dokumente fanden sie im Stadtarchiv, wie Piot feststellt, in „nie gesehener Menge". Und sie entdeckten bisher kaum genutzte Fundorte wie etwa das Lessinggymnasium (das erste deutsche Mädchengymnasium überhaupt) und das katholische St. Antonius-heim.

Aussagekraft der Assemblage

Um die Vielschichtigkeit der Frauengeschichte im Gesamtzusammenhang der Stadtgeschichte sichtbar werden zu lassen, setzte das Museumsteam auf die Aussagekraft der Assemblage. Das sind dreidimensionale Collagen von Fotos, Texten, Reklame und Illustrationen, verschachtelt und verschränkt mit den gegenständlichen Funden. Das Publikum ist aufgefordert, hinter Wänden und Glasbarrieren nachzuschauen. Es muß schon den Kopf verdrehen, um etwa das Reformkleid von 1906 zu entdecken und daneben die verpönte Corsage, und dann einen Schritt zurücktreten und die Glasscheibe betrachten, auf die die Röntgenskizze der durchs Schnüren deformierten Frauenrippen kopiert ist. – Den wissenschaftlichen Unterbau vermittelten die Autorinnen des Buches Dr. Susanne Asche, Dr. Barbara Guttmann, Dr. Olivia Hochstrasser, Sigrid Schambach und Lisa Stern. Die Historikerinnen schrieben auch die Texte für die Stellwände und lieferten damit den notwendigen „roten Faden" für den Gang durch die vier Ausstellungsräume.

Knapp 20 Assemblagen geben eine Ahnung vom Leben ganz gewöhnlicher Bürgerinnen von der Stadtgründung 1715 bis in die Anfangsjahre nach dem Zweiten Weltkrieg. Aus dem Dunkel treten Frauen ans Licht, von denen bisher kaum jemand wußte – jetzt haben sie wieder einen Namen. Wie auf einer Gedenktafel sind sie verzeichnet, all die berufstätigen Frauen, die Hofsängerinnen (die keine „Tulpenmädchen" waren, wie jetzt feststeht) und die Mägde im Schloß, die Handwerkerinnen im Dörfle, aber auch die Angelernten, die als Witwen das Gewerbe ihres Mannes weiterführten und dabei die gleiche Härte beweisen mußten, wenn sie nicht verhungern wollten.

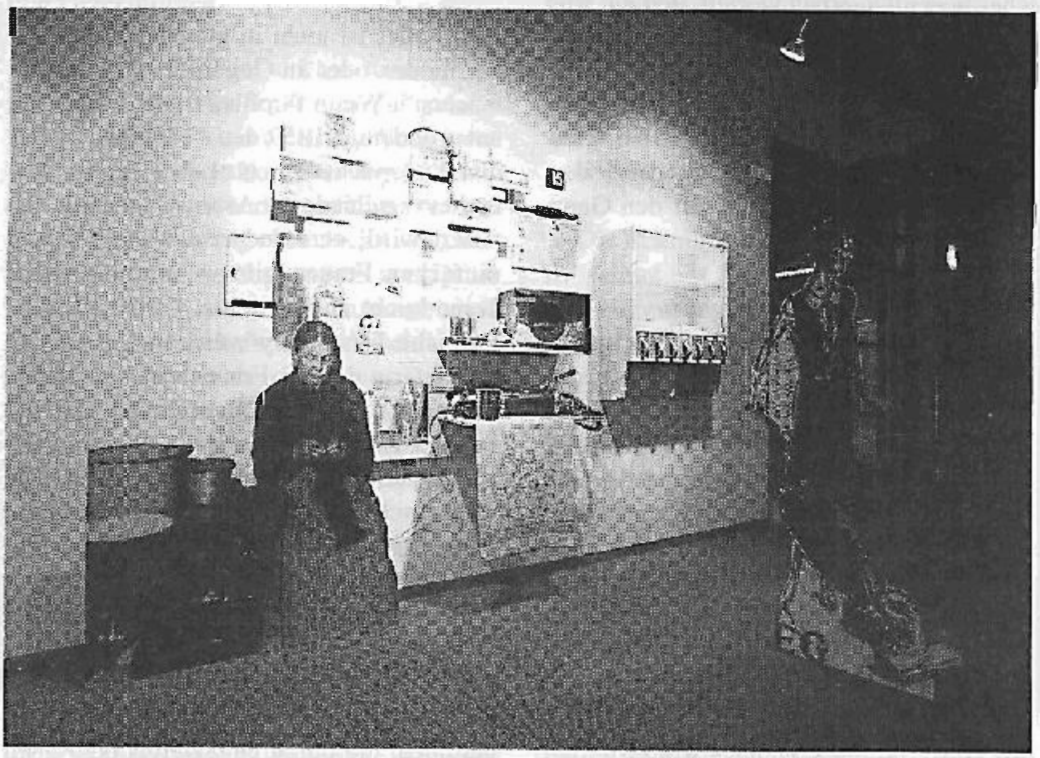
Ideal und Wirklichkeit im Alltag des weiblichen Bürgertums, das von den Großherzoginnen geförderte karitative Engagement, das die frühen Wohltätigkeitsvereine entstehen läßt, das Bemühen um qualifizierte Schul- und Hochschulbildung, der Kampf um Teilhabe an politischen Entscheidungen sind Themenschwerpunkte. Von den Veränderungen der Stadt im Zuge der Industrialisierung sind die Frauen stark betroffen. Sie arbeiten in Fabriken, Kontoren, in den neuen Warenhäusern, in den Büros. Sie gewinnen aber auch Einfluß auf die Verwaltungsarbeit der Stadt, die sich zunehmend professionalisiert. Sie wirken – stärker als in anderen Städten – in Kommissionen für das Kranken-, Wohnungs-, Schul- und Fürsorgewesen mit. Im Ersten Weltkrieg entsteht eine „weibliche Heimarmee".

Das alles ist nicht in gleicher Weise gut abzubilden oder an Gegenständen „festzumachen". Wenn Großherzogin Luise, die unter anderem 1859 den bedeutenden Badischen Frauenverein ins Leben gerufen hat, in drei verschiedenen Assemblagen bildlich zitiert wird, verwundert das nicht – von einfachen Frauen gibt es normalerweise keine leicht zugänglichen Fotos. Wie die badische First Lady wäre auch die erste Gauleiterin der NS-Frauenschaft in Baden und spätere Reichsfrauenführerin Gertrud Scholtz-Klink in jeder ordentlichen zeitgeschichtlichen Ausstellung zu finden. Die stadtgeschichtliche Dauerausstellung im Prinz-Max-Palais, vom selben Team gestaltet, erwähnt sie folgerichtig auch. Aber im Rahmen der Frauenausstellung gewinnt sie ein Gewicht, das ihr nicht zukommt. Der Blick auf die Prominente macht blind für die (hier nirgends erwähnten) braven Bürgerinnen, die durch engagiertes oder auch nur folgsames Mitmachen das System am Leben erhielten und damit selber die Ent-

machtung der Frauen förderten.

Erinnerungen wachgerufen

Noch in anderer Hinsicht, wenn auch aus anderen Gründen, sind die Assemblagen 16 und 17 („Machtergriffenheit" und „Hüterin der Art") nicht geglückt. Die Ausstellung verzichtet, anders als das Buch, auf Biografien und überläßt ausführlichere Erklärungen den Textstellwänden. Sie unterläßt aber auch notwendige Erläuterungen. So sind Jugendfotos von drei Karlsruherinnen – Gretl Vogt, Marie Corterier und Hanne Landgraf – mit dem lapidaren Satz versehen, sie stünden „exemplarisch für unterschiedliche Formen der alltäglichen Widerständigkeit und des Widerstandes gegen die Herrschaft der Nationalsozialisten". Als einziger Hinweis zum Thema ist das mehr als dürftig, ganz abgesehen davon, daß die Betrachtenden, die das nicht wissen, vor allem die jüngeren, auch nicht erfahren, was diese für die moderne Stadtgeschichte nicht ganz unbedeutenden Frauen später noch geleistet haben. Gefahren birgt zudem der Versuch, die Collagen als Kunstobjekt zu präsentieren (Selbstaussage des Teams über die Konzeption: „Jede Assemblage ist ein Original"), wenn beim Thema „Zwangssterilisation" Fotos von (nicht genannten) Frauen hinter gerippten Glas nun unkenntlich gemacht sind – offenbar um das Auslöschen der Person anzudeuten – ist das für „normale" Ausstellungsbesucher(innen), die erklärtermaßen angesprochen werden sollen, schlicht unverständlich.



Assemblage „Neue Frau" (Weimarer Republik). In der Bauhauswohnung (W. Gropius, Dammerstock) benutzt die Hausfrau neue technische Geräte und verzichtet auf Hilfskräfte.

Ganz anders dürfte die Wirkung der Assemblagen ausfallen, die die häusliche Welt der Frauen in den 20er Jahren sowie in der Kriegs- und Nachkriegszeit andeuten. Denn hier erkennt Frau, je nach Alter, Gegenstände aus ihrer eigenen Kindheit und Jugend wieder: die Nähmaschine mit Tretrad und den frühen Staubsauger, die erste Einbauküche in der neuen Dammerstocksiedlung und den ausziehbaren Spültisch, die „Kochhexe", die jegliches Brennmaterial akzeptierte, die Luftschutzapotheke und vieles mehr. Hier hat die Ausstellung ihre Stärke, weil sie zu Ausflügen in die eigenen Erinnerungen einlädt, Gefühle anspricht und Stimmungen wachruft, die vergessen schienen.

Zugleich macht die Ausstellung – und das ist ein positiver Effekt nicht zuletzt ihrer Lücken – Appetit auf das Buch. Es ist ein Werk, das wissenschaftlichen Ansprüchen genügen muß (und sie auch erfüllt), und daher nicht ganz leicht zu lesen. Auf fast 460 Seiten haben die Autorinnen mit bemerkenswertem Spürsinn und Fleiß Stoff angesammelt, der viele populärwissenschaftliche Bücher füllen könnte. Bereits die Erwähnung ihrer Namen setzt Frauen ein Denkmal, weist den Weg zu verborgenen Lebensdramen und verrät, wo noch Schätze der Zeitgeschichte zu heben wären, ehe die letzten Zeuginnen und Zeugen sterben. Als ein herausragendes, schon ausführlicher behandeltes Beispiel sei die 1920 berufene erste Leiterin des Karlsruher Jugendamtes, Elisabeth Großwendt, erwähnt – eine „weibliche Karriere" mit jähem Absturz 1933, der durch bitteres Unrecht noch nach Kriegsende bestätigt wurde.

Die Diaschau, die in der Ausstellung Frauenfotos und Daten aus den Jahren ab 1950 ziemlich wahllos ablaufen läßt, gibt eine Ahnung von der Überfülle des Materials, das für die Fortsetzung des Projekts noch aufgearbeitet werden müßte. Die von den Karlsruher Frauenverbänden mitgetragenen Rahmenveranstaltungen, die die Ausstellung bis März begleiten, liefern zusätzliche Gedankenanstöße. Jetzt sei der Grundstein für die Gesamtdarstellung der Stadtgeschichte gelegt, hatte Oberbürgermeister Prof. Dr. Gerhard Seiler bei der Ausstellungseröffnung vermerkt. An den „Karlsruher Frauen" kommt - ähnlich wie bei den „Juden in Karlsruhe" - eine künftige Geschichtsschreibung jedenfalls nicht mehr vorbei.

Dorothea Schmitt-Hollstein

40 Jahre Baden-Württemberg

Rückblick auf Publikationen aus badischer Sicht

Wolfgang Hug: Geschichte Badens, Konrad Theiss Verlag Stuttgart, 1992, 469 Seiten, 68,- DM

Die letzte ausführliche Gesamtdarstellung der badischen Geschichte von F. von Weech erschien 1890. Spätere Veröffentlichungen beschränkten sich auf einen knappen Überblick, zuletzt von R. G. Haebler 1951 kurz vor der Volksabstimmung über den Südweststaat. Von B. Sütterlins breit angelegtem Werk 1964 wurde nur der erste Band „Frühzeit und Mittelalter" vollendet. Andere Arbeiten sind thematisch und zeitlich begrenzt. Nun hat Wolfgang Hug ein Jahrhundert nach seinem Vorgänger und vier

Jahrzehnte nach dem Ende der selbständigen Staatlichkeit des Landes eine „Geschichte Badens" vorgelegt, die von den ersten Siedlungsspuren bis 1952, mit Ausblick bis 1990, reicht.

Ein solches Unternehmen bedarf der Begründung; für den Autor muß es eine Herausforderung bedeuten, die den beachtlichen Aufwand rechtfertigt. Hug hat sich von dem anregen lassen, was schon Sütterlin als „Fülle des Daseins" im Raum östlich des Oberrheins angesehen hat. In diesem Durchgangsland hat die Polarität von Fremdem und Eigenem, von Innovation und Tradition, von Staat und Kirche, von Revolution und Biedermeier (der Name stammt von Eichrodt aus Durlach) ein besonders spannungsreiches Leben hervorgebracht, das in vielfacher Weise über die territorialen Grenzen hinaus historisch geworden ist. Die älteste Universität und die älteste technische Hochschule des heutigen Deutschland, die Anfänge der Bauernbefreiung, das erste Parlament nach dem Gleichheitsprinzip, diesozialpolitische Parlamentsdebatte, die erste kurzlebige Republik 1849, der Vorläufer des Fahrrades, das erste Auto, der erste Skilift u. a. m. – es ist erstaunlich, wie stark der Wandel der Zeiten in dem vergleichsweise kleinen Lande wirksam wurde. Konflikte wie Bauernkrieg und Revolutionen, kulturelle Impulse wie Humanismus und Liberalismus haben sich hier besonders nachhaltig ausgewirkt. Aus dem Weiterwirken dieses vielfältigen Erbes ergibt sich ein mehr als nur antiquarisches Interesse an einer neuen badischen Geschichte. Hug hat die Fülle des Stoffes einer straffen Gliederung in vier große Abschnitte mit jeweils 10 Kapiteln unterworfen. Der chronologische Aufbau des Ganzen wird ergänzt durch den thematischen Zugriff in einzelnen Kapitelüberschriften wie z. B. „Stadtentwicklung und Bürgertum vom hohem zum späten Mittelalter" oder „Verfolgung, Mord und Widerstand zur Zeit des ‚Dritten Reiches'". Der klare Aufbau und die strenge Auswahl schaffen Raum für anschauliches Erzählen bis hin zum Anekdotischen. Dabei wird selbstverständlich der Bereich der im engen Sinne politischen oder gar dynastischen Geschichtsschreibung eines von Weech weit überschritten. Die schon von Haebler begonnene Öffnung zur Sozial- und Kulturgeschichte wird konsequent fortgesetzt. Besondere Sensibilität entwickelt der Autor für geistige Strömungen. So schickt er dem Kapitel über reformatorische Bewegung und konfessionelle Spaltung einen Abschnitt zum Geistesleben vor der Reformation voraus, der nicht nur die Schul- und Universitätslandschaft und den berühmten Humanistenkreis berührt, sondern auch in lehrreicher Weise auf die Mystik zwischen Konstanz (Seuse) und Straßburg (Tauler) eingeht, nicht ohne den weiblichen Anteil daran als eine Art Frauenbewegung zu würdigen. Einleuchtend auch, daß für das 19. Jahrhundert nicht nur der 48er Revolution, sondern auch dem Kulturkampf ein eigenes Kapitel gewidmet wird. Überhaupt ist gegen die Stoffauswahl wenig zu sagen; über eine Wegstrecke von mehr als zwei Jahrtausenden muß einfach manches übergangen werden. Was man noch hätte unterbringen sollen, wären ein paar Informationen über die Landstände in den Markgrafschaften mit ihrer seltenen Vertretung der bäuerlichen Gemeinden und ihr Ende 1668, im Unterschied zu Württemberg, wo der dualistische Ständestaat ungleich stärker verankert war. Der Band enthält ein ausführliches Literaturverzeichnis, eine nützliche Zeittafel, Stammtafeln und ein Personenregister. Er ist buchtechnisch vorzüglich ausgestattet und eindrucksvoll illustriert. Die Arbeit von Wolfgang Hug ist im Geist zweier großer Gelehr-

ter und Anreger geschrieben, die aus badischer Wurzel stammten und denen der Autor in seinen Lehrjahren begegnen durfte: Franz Schnabel und Wilhelm Hausenstein. Dies ergibt einen europäischen Horizont für die große Geschichte eines kleinen Landes. *Klaus Oesterle*

Der Weg zum Südweststaat
Hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung, Bearbeitung und Redaktion J. Thierfelder, U. Uffelmann, Karlsruhe 1991, 372 S.

Mit dieser Sammlung von 19 – reich mit Literaturhinweisen ausgestatteten – Beiträgen von badischen und württembergischen Autoren ist das gelungen, was sich Ministerpräsident Teufel im Geleitwort wünscht, nämlich durch die Rückblende in die Anfangsjahre zu erklären, „warum Baden-Württemberg heute so und nicht anders ist".

Mit verschiedenartigen geschichtlichen Längsschnitten über die politische Entwicklung, über Landwirtschaft, Industrie, Parteienentwicklung, Gewerkschaften, Kirchen, Schul- und Hochschulwesen, Presse und Rundfunk werden die Wege zum Südweststaat und die Genese seiner Eigenart nachgezeichnet, die uns bis zum heutigen Tag nach mancher Erklärung verlangen läßt. Sucht man nach dem spezifisch badischen Aspekt in diesem Buch, so findet man viele erhellende Partien, die präzise und sachlich geschrieben sind, so z. B. das Zustandekommen des Abstimmungsmodus 1951, zu dem 1956 das Bundesverfassungsgericht sagte: „Der Wille des badischen Volkes ist durch die Besonderheit der geschichtlich-politischen Entwicklung überspielt worden." Als 1970 deshalb eine neue Abstimmung stattfand, zeigten die 89,9 % Jastimmen jedoch, daß Baden und Württemberg bereits zu einem Staat zusammengewachsen waren. P. L. Weinacht weist noch einmal auf den nicht geringen Einfluß der Besatzungsmächte hin, den man heute leicht vergißt. Mögen diese ausgewogenen Erinnerungen manchen noch schmerzen, so versöhnen doch jene Beiträge die Aufbruch und Aufbau des heute immer noch wohlhabenden Südwesten beschreiben. Die vereinheitlichende Förderung von Schulen und Hochschulen ermöglichte z. B. mehr Mobilität innerhalb eines Landes, während sonst eher zentrifugale Kräfte die deutsche Bildungslandschaften prägen. Viele Arbeitnehmer und Arbeitgeber sahen sich in der Durchdringung verschiedenartiger Wirtschaftsräume in ihren Erwartungen nicht enttäuscht.

Aktuell erscheinen die Hinweise, daß die Ostflüchtlinge, von denen sich viele als „Asylanten" fühlten, in einem neuen Südweststaat eher eine neue Heimat zu finden hofften als in den bisherigen historisch geprägten Ländern. Die Aufsätze über die evangelische und katholische Kirche bereiten auf das sehr eindrucksvolle Kapitel über die politische Kultur vor,in dem H. G. Wehling auf die Bedeutung der Konfessionen neben den Erbsitten erläutert. Es gehörte zu den Problemen des badischen Staates, daß bis 1918 dem protestantischen Herrscherhaus mit liberalem Beamtenapparat eine Bevölkerung gegenüberstand, die zu zweidrittel katholisch war. Katholische Freiburger hatten es schwer, in Karlsruhe Karriere zu machen, und so ist die Anhänglichkeit vieler in Südbaden an den Staatspräsidenten Leo Wohleb zu erklären, daß endlich einmal einer aus dieser Landschaft das höchste Amt erreicht hatte.

Das Buch ist eine Fundgrube für viele Eigenarten unseres Bundeslandes, von der

schwäbischen Kehrwoche bis zur badischen Hotellerie, die nicht anekdotisch beschrieben, sondern wissenschaftlich fundiert, aber für jedermann verständlich ausgebreitet werden. Damit wird auch deutlich, was Jubiläen bewirken sollen: nicht sattes Sich-auf-die-Schulter-Klopfen, sondern in der Retrospektive Zustände erkennen, die nicht immer nur positiv zu bewerten sind, die man aber von der Entstehung her begreifen sollte. So kann S. Schiele im Schlußkapitel neben deutlichen Hinweisen auf Problembereiche unseres Landes letztlich auf viele zukunftsträchtige Entwicklungen abheben. Ein Aspekt sollte nicht vergessen werden, der nicht in dieser Aufsatzsammlung zu finden ist: das Modell Baden-Württemberg gibt die Berechtigung, auch von anderen Bundesländern sinnvolle Zusammenschlüsse zu fordern, um sie aus der Abhängigkeit permanenter Subventionen im Länderfinanzausgleich zu befreien, bei dem Baden-Württemberg eine Hauptlast trägt.

Das Ringen um den Südweststaat Karikaturen zum Entstehen des Landes Baden-Württemberg. Hrsg. von Klaus E. R. Lindemann, Karlsruhe 1992

Eine anschauliche Ergänzung bietet der Katalog zu einer Karikaturenausstellung, die auf Initiative des Arbeitskreises für Heimatpflege Nordbaden das Generallandesarchiv Karlsruhe in Verbindung mit dem Staatsarchiv Freiburg zusammengestellt hat. Manche dieser Zeichnungen, die Josef Werner mit Textbeiträgen erläutert, sind witzig, viele recht bissig, alle spiegeln als Geschichtsquellen die hohe Emotionalität wider, mit der diese Volksabstimmung begleitet wurde. Um so erfrischender ist der nüchterne einführende Aufsatz des Zeitzeugen Otto Dullenkopf, in dem Verständnis für eine Wiederherstellung des Landes Baden wie aber auch Zustimmung für den nun etablierten Südweststaat zu finden ist, dies in wohltuender gepflegter Sprache nicht ohne brillante Ironie. Allein der Lektüregenuß dieses Aufsatzes lohnt es, den Katalog in die Hand zu nehmen.

Leonhard Müller

40 Jahre Baden-Württemberg: Aufbau und Gestaltung 1952 – 1992. Hrsg. von Meinrad Schaab, Mitredaktion Hildegard Schaab. Im Auftrag der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg und in Verbindung mit der amtlichen Landesbeschreibung, Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1992, 706 Seiten mit 57 Abbildungen, 55 Tabellen und 93 teilweise farbige Fotos, 69,- DM

Die Landesregierung hatte sich im Vorfeld des Landesjubiläums eine „Gesamtschau" der vierzigjährigen Geschichte des neugeschaffenen Bundeslandes gewünscht. Entstanden ist ein Sammelband mit 19 Beiträgen, die zu vier übergreifenden Themen gruppiert sind: „Staat und Gemeinden", „Bevölkerung und Daseinsvorsorge", „Wirtschaft und Verkehr" und „Bildung, Kunst und Medien". Die Autoren liefern zu ihren jeweiligen Themen fachlich fundierte und gut lesbare historische Überblicke, in denen Etappen und Umbrüche der Landesentwicklung markiert werden. Dabei spielten auch für Baden-Württemberg die politischen und gesellschaftlichen Turbulenzen am Ende der 60er Jahre eine wichtige Rolle. Für einige Bereiche konnten die Autoren auf Vorarbeiten (auch eigene) zurückgreifen, zum Teil mußten sie aber auch erste Schneisen für künftige Forschungen schlagen.

Anstatt auf einzelne Beiträge näher einzugehen, soll hier gefragt werden, welche

Antworten bieten sie insgesamt zu der Frage: „Wie weit wuchs zusammen, was nicht zusammen gehörte?" Tatsächlich ist im Südwesten Deutschlands nach den vom Nationalsozialismus verursachten Zerstörungen ein reiches und blühendes Gemeinwesen entstanden, wozu neben günstigen wirtschaftlichen Voraussetzungen auch eine erfolgreiche staatliche Wirtschaftsförderung beigetragen hat. Tatsache ist aber auch, daß bis heute in den Wahlentscheidungen die alte Territorialstaatlichkeit mit ihrer Konfessionsverteilung durchscheint. Zwar hat die Gebietsreform des Jahres 1973, die von einer Großen Koalition vorbereitet wurde, alte Landes- und Verwaltungsgrenzen verwischt, trotzdem sind bis heute etwa bei den Verkehrswegen, den Lebensgewohnheiten wie auch im allmählich schwindenden Proporzdenken bei Stellenbesetzungen und Mittelverteilungen die Bruchlinien zwischen den Ländern des 19. Jahrhunderts noch spürbar. Dieser Trennung folgen in ihrer territorialen Organisation bis heute noch die Kirchen und die wirtschaftlichen und kulturellen Verbände. Natürlich hat die staatliche Daseinsvorsorge von der Bildung bis zum Umweltschutz für annähernd gleiche Lebensbedingungen im ganzen Land gesorgt. Gleichwohl ist ein gemeinsames Landesbewußtsein nur schwer feststellbar. Die tradierte Bodenständigkeit trug wohl mit dazu bei, daß es keine führende Tageszeitung und zwei Rundfunksender im Lande gibt. So bleibt denn vorerst wohl der Hinweis auf die der Gleichmacherei sich widersetzende kulturelle und historische Vielfalt nicht nur notwendig. Er beinhaltet zugleich eine unverzichtbare Eigenart dieses jungen Bundeslandes.

In seiner Einleitung hat der Herausgeber den Sammelband vorsichtig „eine erste Landesgeschichte als Zeitgeschichte" genannt. In seiner Zusammenfassung, in der zugleich weiterführende Fragestellungen enthalten sind, nimmt er das wieder zurück, indem er völlig zu Recht feststellt, daß komplexere Fragestellungen der Landesentwicklung durch Betrachtung einzelner Sektoren nicht aufgearbeitet werden können. Zu einer „Gesamtschau" der Geschichte Baden-Württembergs bietet dieser Jubiläumsband jedoch wichtige Bausteine.

Manfred Koch

150 Jahre Eisenbahn in Karlsruhe

Am 10. April 1843 fuhr der erste Zug in Richtung Heidelberg

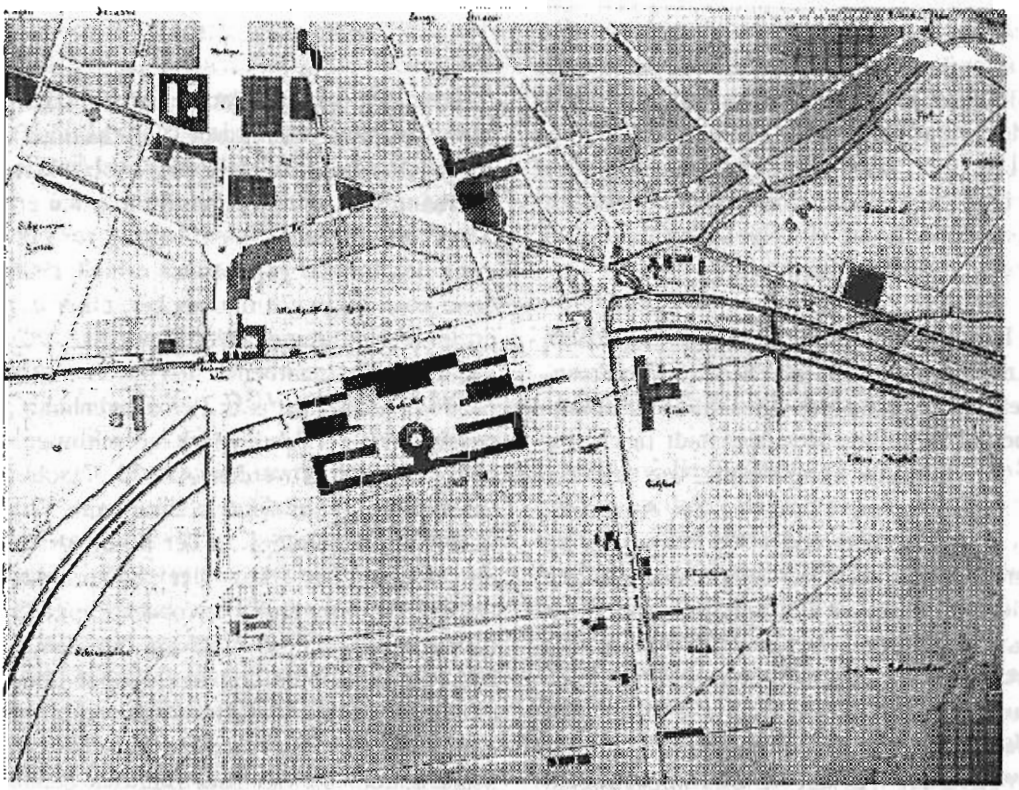
Die politische Umgestaltung Südwestdeutschlands nach dem Ende des Alten Reiches auf Geheiß Napoleons ließ auf der rechten Oberrheinseite als neuen Nachbarstaat Frankreichs das Großherzogtum Baden entstehen. Die verkehrsdurchgängige Rheinebene mit ihren städtischen Wirtschafts- und Bevölkerungszentren am Rhein und am Gebirgsrand von Odenwald und Schwarzwald war der Kernraum des neuen Staates, der vom Main bis an den Hochrhein und Bodensee eine beachtliche Nord-Süd-Ausdehnung erreichte. In der Karlsruher Residenz hatte man nach der Eröffnung der „königlich privilegierten Ludwigsbahn" am 7.12.1835 zwischen Nürnberg und Fürth die Bedeutung dieses neuen, von England aus den Kontinent erobernden Verkehrsmittels erkannt, das unter Ausnutzung der Verkehrsgunst der Rheinebene Baden zu

einem bevorzugten Verkehrsland in einem künftigen europäischen Schienennetz machen konnte. Darüber hinaus vermochte die Eisenbahn als neues und schnelles Verkehrsmittel, das den Menschen eine bisher ungeahnte Mobilität verlieh und Massengütertransporte auf dem Landweg in einem bisher nicht möglichenAusmaß erlaubte, einen wesentlichen Beitrag zum Zusammenwachsen der im Großherzogtum zusammengefaßten einst selbständigen Territorien zu leisten. Es verwundert daher nicht, daß bereits am 28.3.1838 das *badische Eisenbahngesetz* verkündet wurde, das die rechtlichen Voraussetzungen für die Schaffung einer Großherzoglich Badischen Staatsbahn schuf und den Bau einer Bahnlinie von Mannheim über Heidelberg, Karlsruhe, Rastatt, Offenburg und Freiburg im Breisgau zur Schweizer Grenze ermöglichte.

Die erste Linie nach Heidelberg

Schon am 14.4.1838 wurde eine *Eisenbahnbaudirektion* errichtet, die den Bau einer Bahnlinie mit einer Spurweite von 1 600 mm empfahl. Im Hinblick auf eine höchstmögliche Transportkapazität und Verkehrssicherheit in der Anfangszeit des Eisenbahnzeitalters war dies sicher eine richtige Entscheidung. Unter Berücksichtigung des sich aber seit 1835 entwickelnden Eisenbahnsystems in den deutschen Staaten, in das die badischen Bahnen eingebunden werden mußten, war die Wahl dieser Breitspur eine schwerwiegende Fehlentscheidung, die spätestens 1843 beim Abschluß des Staatsvertrags mit Hessen und der Freien Reichsstadt Frankfurt wegen des Baus der Main-Neckar-Bahn offen zutage trat, wurde doch diese Strecke als nördliche Anbindung Badens an das deutsche Eisenbahnnetz in der noch heute üblichen Normalspur von 1 435 mm gebaut. Die Umspurung auf Normalspur sollte Baden zwischen Mai 1854 und April 1855 dann auch viel Geld kosten, zwischen Mannheim und Haltingen mußten 79 km einfaches, 203 km doppeltes Gleis, 33 Bahnhofsanlagen sowie 63 der vorhandenen Lokomotiven und über 1 100 Eisenbahnwagen auf Normalspur umgebaut werden. Diese zwölf Monate dauernde Umstellung war eine herausragende technische Leistung, während der ein gemischter Betrieb auf zwei Spurweiten durchgeführt wurde, ohne daß sich auch nur ein Betriebsunfall ereignete.

Am 12.9.1840 wurde dann die erste badische Bahnlinie zwischen Mannheim und Heidelberg eröffnet und bis 1843 über Wiesloch, Bruchsal und Durlach in die badische Residenz weitergeführt. Am 10.4.1843 verließ der erste Zug den Karlsruher Bahnhof in Richtung Heidelberg. Sein Lokomotivführer war Hans Georg Benz, der Vater des Erfinders des Automobils Carl Benz. Der *erste Karlsruher Bahnhof* am Ettlinger Tor auf dem Platz des heutigen Staatstheaters wurde von Friedrich Eisenlohr erbaut. Zusammen mit dem östlich von ihm und dem Landesgestüt entstandenen *Güterbahnhof* und den *Eisenbahnwerkstätten*, dem späteren Eisenbahn- Ausbesserungswerk, sowie der bereits 1844 im Bereich der heutigen Bahnhofstraße über Ettlingen nach Offenburg weitergebauten badischen Hauptbahnlinie bildeten diese ersten Eisenbahnanlagen über Jahrzehnte eine Barriere, die die weitere Ausdehnung und das Wachstum der Stadt entscheidend behinderte. Am Beginn der Eisenbahnära in Karlsruhe, die mit dem 1842 fertiggestellten Bahnhof Eisenlohrs einsetzte, war die Stadt bis zur Kriegsstraße gewachsen. Die Eisenbahn sowie die von ihr angeregte und beginnende Industrialisierung brachten dann eine erste Bebauung der Südstadt, die durch die Bahn-



Karte des ersten Personenbahnhofs in Karlsruhe von 1842 (Ausschnitt).

anlagen der 1840er Jahre von der Innenstadt völlig abgeschnitten war.

Linien nach Pforzheim und Maxau

Der Verbindung Pforzheims über das Schienennetz mit Karlsruhe erfolgte 1859/62 über Durlach und brachte für die künftige Entwicklung von Badens Residenzstadt keine weiteren Einschnitte. Im Bereich des mit den ersten Bahnanlagen entstandenen Industrieareals der *Maschinenfabrik von Emil Kessler*, die im Winkel von Beiertheimer Allee, Garten- und Mathystraße lag und die im Lokomotivbau für die badische Staatsbahn rasch eine große Bedeutung erlangte, zweigte 1862 die *Bahnlinie nach Maxau*, die 1865 nach Wörth über den Rhein weigergeführt wurde, ab. Sie lag in der heutigen Mathy- und westlichen Jollystraße und führte über das Mühlburger Tor und die Anlagen zwischen Südlicher und Nördlicher Hildapromenade nach Westen. Für die weitere Stadtentwicklung war diese Eisenbahnstrecke ganz sicher eine planerische Fehlleistung, die die Bebauung der Südweststadt verzögert hat. Sie setzte zwar zwischen der Karl- und Hirschstraße und bis zur Klauprechtstraße im Süden noch gegen Ende der 1870er Jahre ein. Der erste geschlossene Bauabschnitt bis zur Südendstraße, der dort im Westen das alte St.-Vincentius-Krankenhaus miteinbezog, konnte aber erst im frühen 20. Jahrhundert abgeschlossen werden. Am Mühlburger Tor entstand ein Bahnhof. Dort wurde 1870 auch die Bahnlinie von Mannheim über Schwetzingen und Graben in das Karlsruher

Stadtgebiet eingeleitet. Westlich des Mühlburger Tors behinderte die Bahn nach dem 1886 eingemeindeten Mühlburg und nach Maxau das städtische Wachstum ebenfalls. Recht spät, nämlich erst in den 1870/80er Jahren entwickelte sich dort die Weststadt als großflächiger, teilweise in den Hardtwald hineingreifender Stadtteil.

Die Südstadt wuchs trotz ihrer schlechten Anbindung an die von Friedrich Weinbrenner im Zeitalter des Klassizismus monumental gestaltete Residenzstadt rasch. Ihr rechtwinkliges Straßennetz war bis zur Reichsgründung schon bis zur Augartenstraße bebaut und rund 4 000 Menschen, die ihren Lebensunterhalt bei der noch jungen Eisenbahn und in der aufkommenden Industrie sicherten, wohnten 1871 in ihr. Bis 1883 war die Bebauung mit vier- und fünfgeschossigen Häusern bis südlich der Nebeniusstraße vorgedrungen, und die Einwohnerzahl war auf 15 000 angestiegen. Gegen Ende der 1880er Jahre erstreckte sich das Straßennetz bereits zum neuen *Rangierbahnhof*, der nach 1889 in den „Langen Bruchwiesen" entstand. Diese städtebauliche Entwicklung war nach der Jahrhundertwende dann ausschlaggebend für die Planung eines *neuen Hauptbahnhofs*, die 1902 vom Gemeinderat und vom badischen Landtag beschlossen wurde. An der Stelle des 1891 bis 1893 als Kiesgrube entstandenen Lautersees sollte der neue Personenbahnhof in westlicher Fortsetzung des Rangierbahnhofs entstehen. 1895 wurden durch den Neubau des Rangierbahnhofs im Stadtgebiet neue Schienenwege in Betrieb genommen. Dies war einmal die Verbindung über Blankenloch und Friedrichstal nach Graben-Neudorf als neue Anbindung der Strecke nach Mannheim, zum anderen die westliche Strecke nach Rastatt über Durmersheim.

Der neue Hauptbahnhof

1904/05 wurde ein Wettbewerb zur baulichen Gestaltung des neuen Hauptbahnhofs ausgeschrieben, bei dem die Architekten Hermann Billing und Klaus Vitalli den ersten Preis gewannen. Den Auftrag zur Planung des Empfangsgebäudes erhielt 1906 dann aber August Stürzenacker, einer der dritten Preisträger des Wettbewerbs. 1908 begannen die Bauarbeiten und am 23. Oktober 1913 konnte der neue Personenbahnhof, dessen Bau 1,7 Mio. Mark verschlungen hatte, eingeweiht werden. Am 22. Oktober war der letzte, aus Graben kommende Zug in den alten Bahnhof an der Kriegsstraße eingefahren. Die Gleise der 1840er Jahre wurden abgebaut und boten neuen Raum für die städtebauliche Entwicklung. Der Hauptbau von Eisenlohrs erstem Bahnhof blieb erhalten. Im Anschluß daran entstanden auf dem einstigen Bahnhofsgelände 1934 die Markthallen, die bis zum Bau des neuen Badischen Staatstheaters in den Jahren 1970 bis 1975 in Betrieb waren.

Unter Beseitigung der Bombenschäden von 1941 bis 1944 wurde der Hauptbahnhof 1948 bis 1954 wiederaufgebaut. Die Jahre 1952 bis 1958 brachten Reparaturarbeiten an den Bahnsteighallen, und zwischen 1956 und 1958 erfolgte die Elektrifizierung der Karlsruhe berührenden Bahnstrecken mit umfangreichen Bauarbeiten im Haupt- und Güterbahnhof. Am Ende der 80er Jahre wurden im Hauptbahnhof mit über 1 100 Mitarbeitern über 150 Zugbegleitern und 270 Lokomotivführern täglich ca. 600 Züge auf 17 Gleisen abgefertigt sowie auf 120 weiteren Gleisen mit einer Gesamtlänge von über 37,5 km 4 800 Rangierbewegungen durchgeführt. Seine Einbindung in das ICE-Netz 1992 sowie sein noch nicht abgeschlossener Ausbau zu einem attraktiven inner-

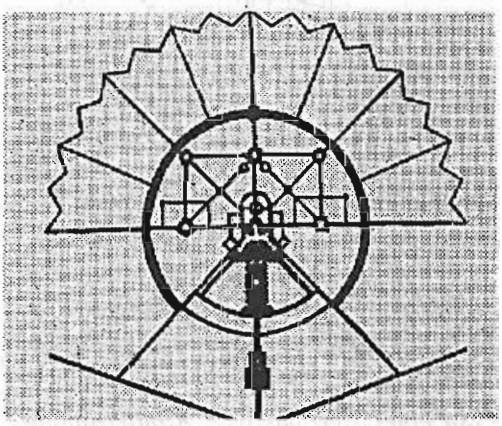
städtischen Kommunikationszentrum mit Ladengeschäften und Servicebetrieben sind jüngste Ausbauprojekte in Karlsruhes 150jährigen Eisenbahngeschichte. Dazu gehören auch der Ausbau seiner Südseite mit Tiefgaragen und geräumigen Parkplätzen für ein problemloses Umsteigen vom Individual- auf den Schienenverkehr und eine verbesserte Einbindung in den innerstädtischen schienengebundenen Nahverkehr durch den Ausbau der Stadtbahnstrekken der städtischen Albtal-Verkehrs-GmbH in Karlsruhes Umland.

Eugen Reinhard

Der Karlsruher Generalbebauungsplan 1926

Ein Entwurf zur langfristigen Stadtentwicklung

In der Geschichte der modernen Stadtplanung ist folgendes Phänomen festzustellen: es wechseln Zeitabschnitte in denen Generalpläne für die gesamte Stadt(region) erstellt werden mit Phasen in denen man ohne diese auszukommen glaubt. In den 20er Jahren versuchten die Planungsbehörden vieler deutscher Großstädte wieder einmal, die räumliche Entwicklung mit Hilfe von umfassenden Planungskonzepten zu steuern. Die Flächennutzungsplanung übernimmt heute diese Aufgabe. Der 1920 ausgeschriebene und von Ernst May gewonnene Wettbewerb für einen Generalbebauungsplan für Groß-Breslau eröffnete diesen Reigen der Erstellung von Generalbebauungsplänen. Anfangs gab es auch in Karlsruhe Überlegungen, einen Wettbewerb auszuschreiben. 1924 nahm die Stadtverwaltung dann aber selbst die Arbeit auf. Vielleicht waren es die Erinnerungen an die negativen Erfahrungen mit der 1905/06 erfolgten Konkurrenz, die zu dieser Entscheidung geführt haben, oder der Ehrgeiz des damals für die Stadtplanung verantwortlichen Tiefbauamts, den Plan selbst zu erstellen, gepaart mit der - nicht ganz unvernünftigen Einsicht, daß ernsthaft betriebene Stadtplanung nicht durch Wettbewerbe zu erreichen sei. Bereits damals dachten die Planer an eine Arbeitsgemeinschaft mit den Umlandgemeinden oder an einen Siedlungsverband nach dem Vorbild des 1920 gegründeten „Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk" mit Sitz in Essen. Die Gemeinden Durlach und Ettlingen erklärten sich zur Mitarbeit und finanziellen Beteiligung an den Planungsarbeiten bereit.



Signet des Generalbebauungsplans.

Hermann Schneider, Karl Pflästerer

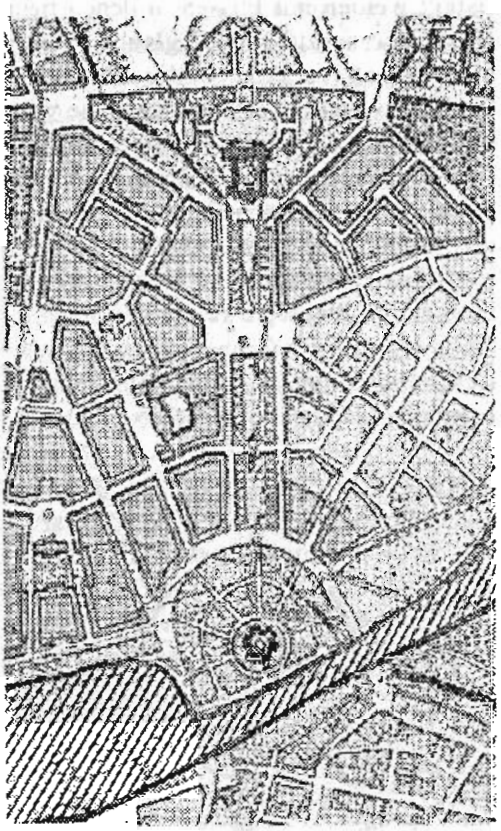
Oft ist die Rede vom „Schneiderplan", benannt nach dem damaligen sehr aktiven Baubürgermeister Hermann Schneider. Er selbst dürfte an der Konzeption zwar wenig Anteil gehabt, aber als umsetzende Kraft vielen Bauprojekten den Weg zur Realisierung bereitet haben. Sein intensives Enga-

gement im Stadtbauwesen wurde 1927 mit einem Ruf an die Technische Hochschule in Karlsruhe hononert. Da H. Schneider aber neben der Professur weiterhin Baubürgermeister bleiben wollte, kam die Berufung der Hochschule nicht zustande. Belegen läßt sich die Arbeit vom damaligen Leiter des Tiefbauamts Emil Bronner, dessen Beschäftigung mit der Stadtplanung bereits durch die Teilnahme am Wettbewerb 1905 nachgewiesen ist. Von dem zweiten wichtigen Mitarbeiter Karl Pflästerer, einem gelernten Architekten, stammt der städtebauliche Beitrag. Pflästerer wurde zum Kontinuum der Karlsruher Stadtplanung. Er wirkte vom Anfang der Weimarer Republik, durch das „Dritte Reich" bis Mitte der 50er Jahre, am Ende seiner Dienstzeit dann als Leiter des Stadtplanungsamtes.

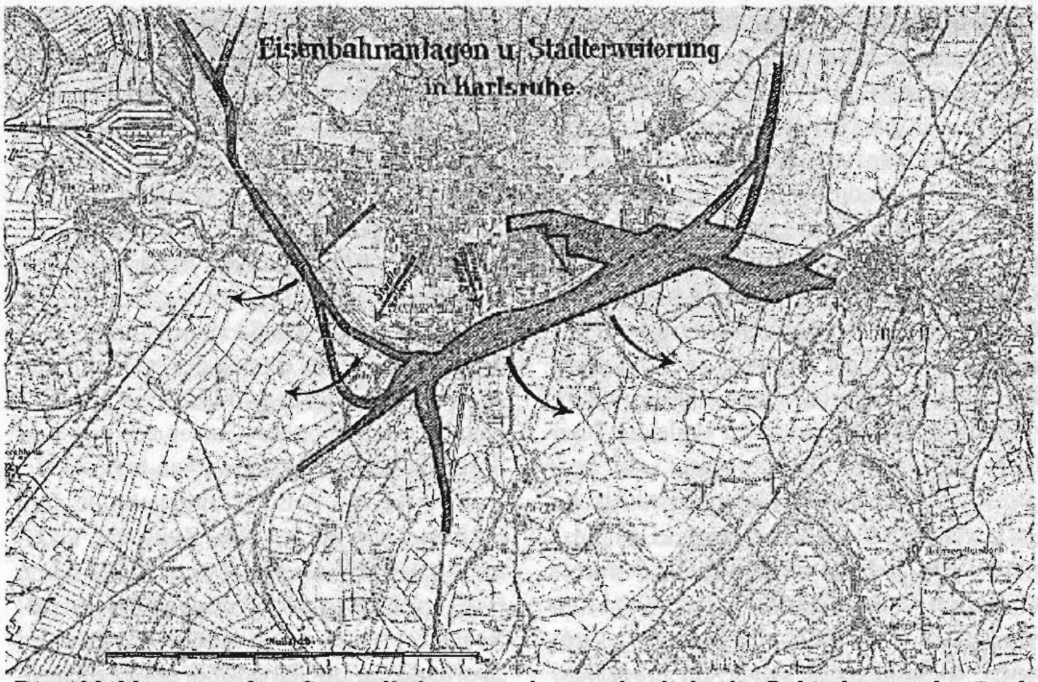
Die räumliche Entwicklung Karlsruhes und seiner damaligen Nachbargemeinden und heutigen eingemeindeten Stadtteile Bulach, Durlach, Hagsfeld, Knielingen, Neureut und Wolfartsweier war mit dem vorgelegten Entwurf des Generalbebauungsplans für die nächsten 50 (!) Jahre ausgerichtet auf eine Einwohnerzahl von 358 350 für das Jahr 1975 (tatsächliche Bevölkerungszahl: 270 770). Für 1925 weist die Statistik für diese Stadtregion eine Einwohnerzahl von etwa 170 000 auf 13 428 ha Fläche aus (Karlsruhe: 147 184 Einwohner auf 4 533 ha). Die Konzeption über die Karlsruher Stadtgrenzen hinaus einschließlich Ettlingen Forchheim und Mörsch zeugt von einem weitsichtigen, damals noch seltenen Verständnis für die Notwendigkeit einer grenzüberschreitenden Planung in einem Verdichtungsraum.

„Das Planwerk"

Die folgenden Hinweise können nur auf den Grundgedanken und einige Schwerpunkte des Planwerks beschränkt bleiben, vielleicht aber doch die Bedeutung dieses Beispiels einer für die 20er Jahre methodisch interessanten Stadtplanung erkennen lassen. Der Begriff „Planwerk" empfiehlt sich deshalb, weil neben dem grafischen Gesamtplan noch ein sehr sorgfältig ausgearbeiteter Erläuterungsbericht mit thematisch ausgerichteten Plänen vorgelegt und über den Buchhandel vertrieben wurde. Das Grundgerüst der Planung war eine völlig neue Konzeption der Verkehrsanlagen. Auslöser dafür war der Wunsch, die Stadt nach Südwesten zu entwickeln (Grünwinkel Oberreut). Dem standen die Bahnanlagen wie ein einengender Wall im Wege. Des-



Plan einer „großartigen Albuferanlage" zwischen Dammerstock und Weiherfeld.



Die Abbildung aus dem Generalbebauungsplan verdeutlicht die Behinderung der Stadterweiterung durch die Bahnanlagen.

halb sollten die Pfälzer Linie und der Westbahnhof mit dem heutigen Industriegebiet aufgegeben werden. („Die dort vorhandenen Anlagen durchbrechen den Grüngürtel der Albniederung in höchst unliebsamer Weise, machen sich infolge ihrer Lage vor der Hauptwindrichtung für die Wohngebiete der Weststadt recht unangenehm bemerkbar ..."). Dieser Gürtel sollte nun aufgebrochen, die Strecke in die Pfalz verlegt werden, was eine grundlegende Änderung des Eisenbahnnetzes erfordert hätte. Diese neuen Bahnanlagen sollten im Norden durch den Hardtwald geführt werden. Die weitere Konsequenz wäre auch der notwendige Bau neuer Bahnhöfe gewesen. So sah das Konzept einen neuen Hauptbahnhof zwischen Karlsruhe und Durlach vor. Denn der heutige Hauptbahnhof wäre durch die Verlegung der Pfälzer Linie nach Norden und die parallel zur vorgeschlagenen Autobahntrasse verlegte Hauptlinie nach Süden zum Kopfbahnhof geworden.

Der Karlsruher Planentwurf scheiterte letztendlich als Gesamtkonzeption an der unrealistischen, weil eisenbahntechnisch angreifbaren und mit immensen Kosten verbundenen Planung der Bahnanlagen. Eine wenig kooperative Eisenbahnverwaltung hatte die Stadt bei der Lösung wichtiger Probleme – wie zum Beispiel der Standortfrage eines neuen Güterbahnhofs – alleinegelassen. Die Untätigkeit und Entscheidungsunfähigkeit der Reichsbahnverwaltung hatte erst ein Ende, als der Karlsruher Vorschlag auf dem Tisch lag und nun abgelehnt werden konnte. Nicht nur dem Eisenbahnverkehr und seiner Neukonzeption war große Aufmerksamkeit geschenkt worden, sondern auch der Straßenplanung und dem öffentlichen Nahverkehr. „Mit der

Aufstellung des Verkehrslinienplans endlich ist das Gebäude im Rohbau errichtet." Eine großangelegte Verkehrszählung zeigt ein genaues Bild der Bedeutung der einzelnen Verkehrsarten. Das Hauptverkehrsstraßennetz gliederte sich in unterschiedliche Kategorien. Zwei „Kraftwagenstraßen" bilden als „Überlandstraßen" die oberste Stufe und führen den Nord-Süd-Verkehr - ähnlich der heutigen Autobahntrasse A 5 - und den Ost-West-Verkehr (vergleichbar der B 10 und Nordtangente) an der Stadt vorbei. Eine Begründung der Ende der 7Oer Jahre geplanten „Nordtangente" mit dem Hardtwalddurchstich als innerstädtische Entlastungsstraße ist nicht korrekt da Ausgangslage und Planungszielvöllig unterschiedlich waren. Die Straßen der nächsten Kategorien erschließen das Stadtgebiet mit einem dichten Netz. Auch der Oberwald und Hardtwald sind davon betroffen. „Dieses organisch aus dem bestehenden heraus sich entwickelnde Straßennetz bildet die Grundlage zu einer möglichst einwandfreien Lösung der Verkehrsaufgabe im engeren Sinne und zur Aufteilung des Geländes für die eigentlichen Siedlungszwecke" (!) Die Straßenbahnen waren damals im Vergleich zu heute von nicht geringerer Bedeutung. 1925 beanspruchten an die 40 Millionen Fahrgäste dieses Verkehrsmittel (1991: 55,5 Mio.). Im Zuge des Ausbaus der Hauptverkehrsstraßen sollte das Netz weiter ausgebaut werden.

Neue Garten- und Wohnanlagen

Nach der Verkehrsplanung wurde der Landschaftsplanung die stärkste Aufmerksamkeit gewidmet. „Nachdem die Um- und Neugestaltung der Verkehrsanlagen in großen Umrissen festgelegt und ihre geordnete Weiterentwicklung in enger Verbindung mit dem Wachstum gesichert ist, erübrigt sich noch als nächst Wichtiges, der Erhaltung und Vertiefung des Charakters der Stadt Karlsruhe als Garten- und Grünstadt einige Aufmerksamkeit zu widmen." Der Einbindung der Waldflächen in die Stadt wird große Aufmerksamkeit geschenkt. Ein geschlossener Wald- und Wiesengürtel, der seine Ausläufer weit in das Stadtinnere hineinschiebt, umschließt die Stadt. Die fingerförmig in die Siedlungsfläche vordringenden Zonen dienen der Naherholung zum Beispiel durch großflächige Wasserbassins, eingebettete Gartenanlagen und Sportflächen. Die Rennwiesen beim Oberwald sind als Ausstellungsgelände und Sportzentrum vorgesehen. Zwischen Dammerstock und Weiherfeld ware die Alb durch eine „großartige Albuferanlage" geflossen. Realisiert wurde der Adenauerring mit den Sportanlagen im Hardtwald, leider nicht in der damals geplanten großzügigen Form. Die Volksparkidee Hamburgs, Kölns und anderer Städte hat auch im Karlsruher Plan ihren Niederschlag gefunden. Dem Verlauf der Alb wird hier erstmals Aufmerksamkeit geschenkt und deren Ausgestaltung als Grünzug vorgesehen.

Die Planungsvorschläge für neue Wohngebiete weisen einen ungeheuren Umfang auf. Für das damalige Karlsruhe war eine Erweiterung der bestehenden 540 ha auf 1250 ha bis 1975 vorgesehen. In den Erläuterungen sind dem Kapitel Wohnen aber nur fünf Zeilen qualitativer Aussagen gewidmet. Neben dem „Auffüllen" freier Flächen innerhalb des Stadtgebietes, wie im Mühlburger Feld, Beiertheimer Feld und in der Oststadt, sollte die Stadt in Fortsetzung der bestehenden Bebauung nicht wie damals für Breslau und Frankfurt vorgeschlagen in Form von „Trabanten" – weiterwachsen. Als vorherrschende Form für eine dichte Bebauung ist die Blockrandbebauung

erkennbar. Der Bau der Dammerstocksiedlung 1928/29 durchbricht dieses Prinzip erstmals durch die Nord-Süd gerichtete Zeilenbauweise. Bandförmige Kleingartenanlagen sollten als Übergangszone zur freien Landschaft den neuen Stadtrand bilden. Als Industrieschwerpunkt schlugen die Planer die Zone im Nordwesten der Stadt vor. Mit der Anlage der Raffinerien ist ein Teil dieses Vorschlages bereits verwirklicht und mit der Planung der Gewerbeflächen „Knielingen-West" weiterhin aktuell.

Das öffentliche Interesse

Die Öffentlichkeit war durch zahlreiche, privat initiierte Vortragsveranstaltungen bei Bürgervereinen und beim Mittelbadischen Architekten- und Ingenieurverein und durch viele Berichte in den Tageszeitungen vor allem im Jahr 1926 in die Diskussion einbezogen. Besonders engagierte sich der Karlsruher Architekt Hans Detlef Rösiger. Ihm schwebte eine Bürgerbeteiligung an der Stadtplanung vor nach dem Vorbild der „Cityclubs" in den USA lose Vereinigungen, die sich mit städtebaulichen Fragen befaßten. Der Stadtverwaltung selbst warf die Presse vor dem Erscheinen des Planwerks die fehlende Diskussion vor. Da die Verwaltung begann, Einzelprojekte wie den Sportpark Hardtwald aus dem noch nicht vorgelegten Plan in Gang zu setzen, regte sich Unmut bei der Presse. Am 22.9.1926 erfolgte im Stadtrat die Vorstellung, aber keine Beschlußfassung. Das folgende Zitat aus der „Badische Presse" vom 17.8.1926 belegt als ein Beispiel das große öffentliche Interesse am noch nicht veröffentlichten Entwurf des Generalbebauungsplans: „Wer das Thema Generalbebauungsplan in Bekannten- oder Kollegenkreisen anschlägt, wird die Erfahrung machen, daß das Interesse an der zukünftigen Gestaltung des Stadtbildes in allen Teilen der Karlsruher Einwohnerschaft ein sehr reges ist... Manche verbinden damit sofort die Aussicht auf eine ideale Wohnung, während andere wieder tiefschürfend sich bereits nach der neuen Geschäftslage informieren wollen. Ein Beispiel für die Resonanz dieser Fragen bilden ja die lebhaften Diskussionen um den Indianerbrunnen auf dem Werderplatz, die Bebauung des Ettlingertorplatzes, Verlegung des Marktes bzw. Umbau des Marktplatzes und des Gleisdreiecks an der Hauptpost und die Durchführung der Amalienstraße bis zur Kriegsstraße..." Der Auszug listet die damals gerade anliegenden Fragen auf, zeigt aber auch - und hieran hat sich bis heute nicht geändert die Unterschiedlichkeit der Probleme, die an die Stadtplanung herangetragen werden. Die Stadtverwaltung nutzte den Besuch einer Studienkommission des Internationalen Wohnungs- und Städtebaukongresses in Wien und öffnete die dafür inszenierte Ausstellung über die Stadtplanung auch für die Bevölkerung. Innerhalb von zehn Tagen konnten über 5 500 Besucher gezählt werden.

Was geblieben ist

Einige wichtige Einzelprojekte des Planes wurden bald auf den Weg der Realisierung gebracht. Die Waldringstraße, der spätere Parkring und heutige Adenauerring, entstand zwischen 1927 und 1931. Im Sommer 1929 öffnete das Rheinstrandbad, konzipiert als Rheinparkanlage, mit seinem vielfältigen Freizeitangebot seine Pforten, im Herbst desselben Jahres präsentierte sich die Ausstellung über die „Gebrauchswohnung" im Dammerstock als der erste Bauabschnitt einer neuen Siedlung, die in Fachkreisen bis heute als ein Beispiel des „neuen Bauens" in der Weimarer Republik große Aufmerksamkeit findet. Die Wirkung des

Rheinschwimmbad Rappenwört 1935.

Plans reichte bis in die 50er Jahre. Denn einzelne Aussagen des Entwurfs wurden, wenn auch oft in veränderter Form, durch Bebauungspläne (Oststadt/Rintheim, Dammerstock) in die Realität umgesetzt. Die Stadtverwaltung stellte schon im Rahmen des Gesamtplans von 1926 Sanierungsvorschläge für die Altstadt an, deren Sanierung in unseren Tagen zu Ende geführt wird. Erst der 1961 vorgestellte Verkehrslinienplan und der „Vorläufige Flächennutzungsplan" lösten als gesamtstädtische Konzeptionen den Entwurf von 1926 ab. Denn alle dazwischenliegenden Konzepte sind nur Weiterentwicklungen gewesen. Der noch während des Zweiten Weltkriegs entwickelte „Schweizerplan" mit seinen „Trabantenbändern" hatte nur durch die Entstehung der Waldstadt Auswirkungen gezeigt. In diesem Jahrhundert erhielt die Stadt – in Verbindung mit den Umlandgemeinden – den ersten beschlossenen Gesamtentwicklungsplan in Form des Flächennutzungsplans erst 1985.

Harald Ringler

Karlsruher Vereine: Die Museumsgesellschaft

Zu den Möglichkeiten der bürgerlichen Gesellschaft im Zeitalter des Absolutismus, sich auf dem Weg der Emanzipation von der Herrschaft des Adels gewisse Freiräume zu verschaffen und damit auch Unmündigkeit und Unwissenheit zu bekämpfen, gehörten die ersten Vereinsgründungen. Anfänglich waren dies vor allem Lesegesellschaften gewesen die sich in den damals in Mode gekommenen Kaffeehäusern gebildet hatten. Auch die explosionsartige Ausbreitung des Pressewesens am Ende des 18. Jahrhunderts – über tausend neue Zeitungen erschienen damals im deutschen Sprachbe-

reich – beeinflußte diese Entwicklung.

So lag die 1784 in Karlsruhe gegründete Lesegesellschaft durchaus im Trend der Zeit. In der näheren Umgebung hatten sich ebenfalls derartige Vereinigungen gebildet, so in Ludwigsburg schon 1769, in Stuttgart 1775, in Heidelberg und Pforzheim 1785 und in Mannheim 1789. Bei den geselligen Treffen sollten die Mitglieder sich zunächst nur „über Gegenstände der Literatur unterhalten, sich einander ihre gesammelten Kenntnisse mitteilen, und auch Journale und gelehrte Zeitungen lesen" wie der Stadthistoriker Friedrich von Weech die Gründungsphase des Karlsruher Vereins beschrieb.

Von Anfang an gehörten der auf Anstoß des Hof- und Stadtvikars Rink ins Leben gerufenen Vereinigung – er hatte auf einer Reise durch Norddeutschland die dortigen Lesegesellschaften kennengelernt – aber die „traditionellen Führungseliten" der badischen Residenzstadt an. Nach der Mitgliederliste von 1814 waren von 340 Personen 93 adliger Herkunft. Der spätere Großherzog Ludwig führte diese Liste an. 77 Personen waren Offiziere. Zusammen mit den 163 Hof- und Staatsbeamten bildeten sie die Majorität des Vereins, wie Dieter Hein in einem Beitrag für die Historische Zeitschrift festgestellt hat. Sogenannte „Krämer und Professionisten" waren unerwünscht. Durch diese Mitgliederstruktur war die Karlsruher Lesegesellschaft sehr stark höfisch geprägt und unterschied sich damit doch deutlich von derartigen Vereinen in anderen Städten. Das Kleinbürgertum der Stadt war jedenfalls auf andere Vereinsgründungen angewiesen, wollte es sich ebenfalls organisieren.

Tagungsort der Gesellschaft war zu Beginn das Gasthaus „Zum Löwen" gewesen, das im „Pfannenstiel" in der heutigen östlichen Kaiserstraße zwischen Waldhornstraße und Durlacher Tor lag. Nach einer Zwischenstation im Kaffeehaus Drechsler am Schloßplatz zog man 1808 in ein Haus am Marktplatz um und gab sich gleichzeitig offiziell den neuen Namen „Museum".

Dieser Name sollte zukünftig zum Programm erhoben werden. Man wollte die bisher entfalteten Aktivitäten durch musische ergänzen. Doch für die Verwirklichung dieser Absicht war das neue Domizil immer noch nicht repräsentativ und geeignet genug.

Karlsruhes klassizistischer Stadtbaumeister Friedrich Weinbrenner errichtete daher 1813 für den Verein an der Ecke Ritter- und Kaiserstraße ein stattliches Gebäude mit einem prunkvollen Festsaal, Nebenräumen und der charakteristischen Rotunde als Eckrisalit, die der Fassade ihr unverwechselbares Gesicht gab.

Der Bau kostete die für die damalige Zeit gewaltige Summe von über 85 000 Gulden, die zu einem geringen Teil aus dem Vereinsvermögen und einem Zuschuß des Großherzogs, zum weitaus größeren Teil durch Kredite und Aktien finanziert wurde, die der Bankier Heinrich Vierordt vermittelt hatte. Die Schulden sollten sich aber bald, vor allem durch den Zuwachs neuer Mitglieder amortisieren. So betrugen die Aufnahmegebühr für neue Mitglieder immerhin 11 Gulden und der Jahresbeitrag das doppelte. Auch dadurch grenzte man sich natürlich von der Mittel- und Unterschicht ab.

Im neuen Haus konnten nun exklusive Bälle und Musikaufführungen stattfinden, die die vornehme Karlsruher Gesellschaft

und häufig auch Mitglieder der markgräflichen Familie und des Hofes besuchten. Bei manchen Veranstaltungen durften auch Frauen, zumeist die Ehegattinnen der Mitglieder, mitwirken, etwa bei einem im Januar 1821 zu Ehren der Markgräfin Sophie aufgestellten Maskenzug. Maskenbälle gehörten damals zum guten Ton für die vornehme Gesellschaft. Im Hoftheater wurden sie schon seit dem Winter 1785 regelmäßig veranstaltet. Allerdings hatten diese Festlichkeiten wenig mit den öffentlichen Fastnachtsbelustigungen für die einfache Bevölkerung zu tun, die in diesen Kreisen damals eher verpönt waren. Trotzdem sandte das Museum 1841 zum ersten öffentlichen Karlsruher Fastnachtsumzug, den drei, erst wenige Jahre zuvor aus der bürgerlichen Mittelschicht gebildete Vereine organisiert hatten, „einige seiner Abgeordneten in reichen Kostümen". Dieses Zugeständnis sollte sich zukünftig aber nicht wiederholen. Gefragt waren im Museum nun vor allem echte Leistungen auf musikalischem Gebiet. Häufig gab das Hoftheaterorchester Konzerte, manchmal traten auch auswärtige Solisten und Komponisten auf. Von den neun großen Symphonien Beethovens wurden allein sieben im Museum aufgeführt. Johannes Brahms brachte mehrere seiner Werke durch die Vermittlung des mit ihm befreundeten Karlsruher Dirigenten Hermann Levi selbst hier zum Vortrag. Am 4. November 1876 wurde seine Erste Symphonie im Museum sogar uraufgeführt.

Das „Museumsgebäude" in der Kaiserstraße; heute „Deutsche Bank".

Die Blütezeit des Vereins sollte mit dem Wandel der badischen Residenz von der Hof- und Beamtenstadt zum Industrie-, Handels- und Dienstleistungszentrum allmählich zu Ende gehen, da sich damit auch die Zusammensetzung der Bevölkerung und

der Stellenwert der mit überholten Konventionen behafteten Vereinigung änderten. Eine der letzten Veranstaltungen, die noch einmal den alten Glanz der Epoche aufleben ließ, war der prächtige Festball, den das Museum zu Ehren des neu vermählten Erbgroßherzogpaares 1885 gab. Damals hatte die Gesellschaft immerhin noch fast 700 Mitglieder, von denen 84 Offiziere waren.

Zu dieser Zeit bestanden in der Stadt aber bereits 141 andere Vereine, von denen allein 14 für gesellige Zwecke, 30 für Musik und Tanz und 25 für Kunst und Wissenschaft gebildet worden waren. Daß „das stolze Museum... aus seiner dominierenden Stellung verdrängt wurde", wie Professor August Friedrich Raif in seiner Festrede zum 150jährigen Bestehen der Gesellschaft 1934 feststellte, lag jedoch nicht nur an dieser Entwicklung. Die überkommenen gesellschaftlichen Umgangsformen, die den Verein prägten, entsprachen nicht mehr dem „neuen Zeitgeist" und wurden zunehmend weniger akzeptiert. Die Oberschicht bestand im übrigen schon lange nicht mehr allein aus Militär sowie Hof- und Beamtenschaft, sondern wurde immer stärker von Unternehmern und Fabrikanten repräsentiert, die zumeist Mitglied in anderen Vereinen waren. Raif schildert, daß selbst manches Museumsmitglied bei den Veranstaltungen „nach Erledigung des offiziellen Teils lieber noch zum Schützenball oder gar zum städtischen Maskenball (in der Festhalle) eilte, wo es ihm viel amüsanter vorkam als im feierlichen steifen Museum".

Auch Hof und Militär zogen sich mehr und mehr zurück. Der Wille der „ehrenwerten Kommissionsmitglieder", den gesellschaftlichen Status durch um so aufwendiger gestaltete Festveranstaltungen und Bälle zu erhalten, führte letztlich dazu, daß das Vereinsvermögen zusammenschmolz. Die Gesellschaft mußte sich reformieren und ein wenig öffnen, wollte sie nicht untergehen. Das vor dem Ersten Weltkrieg in den unteren Räumen des Vereinsgebäudes eingerichtete „Café Museum", das verpachtet wurde, um auch wirtschaftlichen Nutzen daraus zu ziehen war ein Schritt in diese Richtung. Zur Konsolidierung kam es jedoch wegen der Kriegsjahre nicht mehr. Vollends büßte die Vereinigung ihren Nimbus dann durch das Brandunglück am 28. Februar 1918 ein, das durch einen schadhaften Kamin in der Kaffeeküche des Museumsgebäudes ausgelöst worden war und den bedeutenden Weinbrennerbau in Asche legte. Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und der Monarchie kam das Museum aber doch noch einmal zu einer standesgemäßen und prunkvollen Unterkunft. Prinz Max von Baden, 1918 letzter Kanzler des Kaiserreichs, vermietete sein Palais an der Karlstraße an verschiedene Institutionen.

Im Erdgeschoß durfte die Museumsgesellschaft einziehen. Sie erlebte sogar in den 20er Jahren eine Scheinblüte. Nach den „Entbehrungen des Krieges brach eben das Verlangen nach Geselligkeit stark durch", wie Raif erzählt. „Eine oft geradezu groteske Tanzwut erfaßte alle Gesellschaftskreise. Die älteren Ehepaare nahmen wieder Tanzstunde. Auch das Museum veranstaltete solche Tanzkurse. Die Bälle wurden überaus besucht." Diese Zeit beendete die Weltwirtschaftskrise. Auch die nationalsozialistischen Machthaber hatten offenbar kein Interesse am Erhalt eines an alten Traditionen festhaltenden Vereins. Der alte Stamm der Gesellschaft unterhielt sich in den 30er Jahren nur noch „am Spieltisch oder Billard, oder erfreute sich an der immer noch gepflegten Bibliothek". Da sich kein

Nachwuchs mehr fand und die hohe Miete für die Räume im Prinz-Max-Palais bald nicht mehr tragbar war, entschlossen sich die letzten verbliebenen Mitglieder 1940 zur Auflösung des Vereins. Die wertvolle, schon seit der Gründung 1784 angelegte Bibliothek wurde der Badischen Landesbibliothek übergeben, verbrannte aber dort mit zahlreichen anderen Altbeständen bei dem verheerenden Luftangriff Anfang September 1942. So ist das Wirken der altehrwürdigen Museumsgesellschaft endgültig Geschichte geworden.

Peter Pretsch

Der Widerstand der Badischen Staatsregierung bei der Machtergreifung der NSDAP im März 1933

Frau Amalie Heck, Jg. 1912, war 1933 Sekretärin von Dr. Josef Schmitt, der 1931 zum badischen Staatspräsidenten gewählt worden war. Die spätere Rektorin der Weiherwald-Schule erinnert sich als Zeitzeugin an den verhängnisvollen Umbruch in Karlsruhe vor 60 Jahren.

Nach ihrem Wahlerfolg vom 27.10.1929 begann die NSDAP mit dem Aufbau eines bisher nicht gekannten Propaganda-Apparates, wobei vor allem die Aufmärsche der uniformierten SA der Bevölkerung Stärke vermitteln sollte. Dies paramilitärischen Agitationen führten alsbald zu Zusammenstößen mit politischen Gegnern und gefährdeten die öffentliche Sicherheit und Ordnung. So sah sich die Badische Regierung schon bald zu Gegenmaßnahmen veranlaßt: Der Innenminister erließ im Juni 1930 ein Verbot über das öffentliche Tragen von Partei-Uniformen. Die politischen Ausschreitungen nahmen jedoch weiter zu, und als es zu blutigen Überfällen kam, wurden am 21. Oktober 1930 aufgrund der Reichsverfassung alle Versammlungen und Kundgebungen auf öffentlichen Plätzen bis auf weiteres verboten. Das Landtagsprotokoll vom 18.12.1930, das sich mit dieser Maßnahme befaßte, hat einen Umfang von 32 Seiten und belegt die zunehmend scharfen Auseinandersetzungen im Parlament.

Amalie Heck, Rektorin a.D.

Hitler ist Reichskanzler

Seit der Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler am 30.1.1933 herrschte im Staatsministerium wegen der von Berlin ausgehenden Bestrebungen zur Gleichschaltung der Länder eine von Sorge und

zuletzt von Hektik geprägte Atmosphäre, die in den Sondersitzungen der Regierung ihren Ausdruck fand. Dabei standen die zu treffenden Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung im Vordergrund, denn auf den Straßen kam es immer häufiger zu Zusammenstößen zwischen den Gliederungen der NSDAP und den Kommunisten. Die vielen seit 1930 erlassenen Verordnungen mit ihren Verboten, zeugen von dem Kampf gegen die politischen Ausschreitungen und dem Widerstand der Badischen Regierung. Wenn diese Anstrengungen die Machtergreifung durch die NSDAP letzten Endes auch nicht abwenden konnten, so haben sie doch verhindert, daß in Baden solche bürgerkriegsähnlichen Zustände wie in Nord-, West- und Ostdeutschland eintraten.

Nach der Reichstagswahl vom 5. März 1933 zeigte sich, daß die NSDAP entschlossen war, die legal im Amt befindliche Regierung zu beseitigen. Obwohl sie bei der Wahl in Baden nicht die absolute Mehrheit erreicht hatte, forderte sie sofort den Rücktritt der Landesregierung. In dieser schwersten Zeit der damaligen Nachkriegsgeschichte stellte der Austritt der Sozialdemokraten aus der Regierung im Dezember 1932 wegen der Verträge mit dem Vatikan und der Evangelischen Landeskirche ein Beschluß von großer Tragweite dar. Schon am 6. März, ein Tag nach der Wahl, bekundete die NSDAP ihre Absicht, nach eigenem Belieben zu handeln. Sie ließ Hakenkreuzfahnen auf dem Schloßturm, Bezirksamt und anderen öffentlichen Gebäuden hissen, was zum ersten Konflikt mit der Regierung führte, die in einer sofort vormittags 10 Uhr einberufenen Sondersitzung des Staatsministeriums durch Funkspruch an sämtliche Behörden die Weisung erteilte: „Beflaggung staatlicher Dienstgebäude mit Parteifahnen ist verboten. Wo durch Überrumpelung Beflaggung erfolgt ist, sind Parteifahnen zu entfernen!" Außerdem setzte sich Staatspräsident Schmitt telefonisch mit Staatssekretär Meißner im Büro des Reichspräsidenten in Verbindung und machte ihm Mitteilung über die rechtswidrige und gewaltsame Beflaggung, wobei er auf die von der NSDAP behauptete „Anweisung aus Berlin" hinwies. Dr. Meißner bestätigte sofort, daß eine derartige Anweisung nicht erfolgt sei, er werde sich mit dem Reichsinnenminister Frick ins Benehmen setzen. In Telegrammen an den Reichskanzler und den Reichsinnenminister sowie an die Badische Vertretung in Berlin wurde dem Einspruch gegen die Beflaggung Nachdruck verliehen.

Versuch einer Regierungsumbildung

Bereits am Nachmittag des gleichen Tages (6.3.1933) fand eine weitere Sitzung des Staatsministeriums statt, bei der Staatspräsident Schmitt davon Mitteilung machte, daß ihm „vor wenigen Minuten ein Schreiben von der Gauleitung der NSDAP überbracht wurde in dem der Rücktritt der Badischen Staatsregierung gefordert wird." Die Regierung beschloß folgende Antwort: „Auf Ihr Schreiben vom 6. ds. Mts. teilen wir mit, daß nach § 52 der Badischen Verfassung die Bildung oder die Umbildung einer Regierung nur durch Beschluß des Landtags erfolgen kann." Dr. Josef Schmitt, ein überzeugter Demokrat, der bei der Erörterung und Lösung politischer Probleme stets große Sachlichkeit zeigte, vertraute als Jurist auf die Rechtskraft der Verfassung, die für ihn das tragende Fundament des Staates darstellte. Er war das, was wir heute einen „Verfassungspatrioten" nennen, ein absolut korrekter Politiker, der Entscheidungen nüchtern nach genauem Aktenstudium traf und Propaganda haßte. Des-

Reichskommissar Wagner (rechts) und Stellv. Gauleiter Köhler (Mitte) auf dem Weg zum Bad. Innenministerium am 9.3.33.

halb suchte er eine Regierungsumbildung zu erreichen, die jedoch zu keinem Ergebnis führte. In den folgenden Tagen überstürzten sich die Ereignisse. Am Abend des 8. März war beim Staatsministerium ein Telegramm des Reichsinnenministers Frick eingetroffen, daß die Regierung zur Wahrnehmung der Befugnisse oberster Landesbehörden, soweit sie zur Erhaltung öffentlicher Sicherheit und Ordnung notwendig sind, dem Landtagsabgeordneten Robert Wagner in Karlsruhe übertragen habe und diesem die Geschäfte zu übergeben seien. Was man befürchtet, aber im Hinblick auf die laufenden Verhandlungen zur Regierungsumbildung nicht erwartet hatte, war eingetreten: In Baden war ein Reichskommissar eingesetzt worden. Gleichzeitig erreichte den Staatspräsidenten die Nachricht, daß der Reichskommissar bereits auf dem Wege nach Karlsruhe sei. Dies bedeutete nicht nur Gefahr für die Regierung, sondern auch nochmals Gefahr des Scheiterns der Kirchenverträge, wenn der Austausch der Ratifikationsurkunden nicht mehr rechtzeitig erfolgen konnte. Nun zeigte sich wieder die vom Staatspräsidenten bei seinen politischen Entscheidungen stets gewahrte Besonnenheit. Er ließ alle an dem Austausch der Urkunden Beteiligten telefonisch statt auf 11 Uhr bereits auf 8 Uhr am 11. März 1933 in das Staatsministerium bitten und rief das Kabinett zu einer Sondersitzung auf den nächsten Vormittag, 9. März 1933, zusammen. Die Einsetzung eines Reichskommissars stellte, wie dies die Regierungsmitglieder bestätigten, einen schweren Verfassungsbruch dar. Es wurden deshalb die zu ergreifenden Gegenmaßnahmen beraten, wobei auch der Einsatz der Polizei zum Schutz des Staatsministeriums in Erwägung gezogen wurde. Der im Januar 1933 aufgrund des Ausscheidens der SPD aus der Regierung zum Innenminister ernannte bisherige Ministerialrat Dr. Umhauer wandte sich gegen einen Einsatz der Polizei mit der Begründung, daß jeder Schritt des Protestes überholt sei. Da bei einem Polizei-Einsatz wohl mit blutigen Zusammenstößen von Polizei und SA-Trupps zu rechnen war, wurde von dieser Maßnahme Abstand genommen. Ein Blutvergießen wollte niemand riskieren, auch wenn die Regierungsmitglieder nicht wußten, was am nächsten Tag auf sie zukommen würde. Staatspräsident Dr. Schmitt und die Regierungsmitglieder beschlossen jedoch, beim Reichspräsidenten und Reichskanzler telegraphisch gegen die Ernennung eines Reichskommissars im Lande Baden feierliche Rechtsverwahrung einzulegen und Klage beim Staatsgerichtshof zu erheben, was dann auch geschah.

Der Reichskommissar kommt

Noch während im Staatsministerium die-

Dr. Josef Schmidt 1874 – 1939, MdL 1921/25, 1929/33

se Beratungen liefen, war Robert Wagner in Karlsruhe eingetroffen. Er befahl sofort die Alarmierung der gesamten SA- und SS-Einheiten. Am Nachmittag marschierten diese zum Innenministerium, wo dem Reichskommissar durch den Innenminister – mit einem formalen Einspruch – die Geschäfte übergeben wurden. Damit war die Polizeigewalt an den Reichskommissar übergegangen und ein Einsatz der Polizei zum Schutz der Regierung nicht mehr möglich. Sofort ordnete Wagner eine Reihe von personellen Veränderungen in der Leitung der Polizei an, wobei der bisherige Polizeipräsident beurlaubt und der SA-Oberführer Ludin zum neuen Polizeipräsidenten ernannt wurde. Am nächsten Tag (10.3.33) erfolgten weitere personelle Veränderungen in der Polizeiverwaltung.

Das Kabinett war am Morgen des 10. März 1933 wieder zur Beratung der politischen Lage zusammengetreten. Staatspräsident Schmitt, der bisher schon alle rechtsstaatlichen Mittel gegen die verfassungswidrigen Übergriffe in die Hoheitsrechte des Landes ausgeschöpft hatte, vertraute immer noch auf eine demokratische Neubildung der Landesregierung. Die Mitteilung eines NSDAP-Abgeordneten besagte, daß der Reichskommissar mit einer Neubildung der Regierung über den Landtag einverstanden sei. Um diese Neubildung auf schnellstem Wege zu erreichen und der Bevölkerung den guten Willen hierzu kundzutun, beschloß das Kabinett schließlich den Rücktritt und die Weiterführung der Geschäfte gemäß der Verfassung bis zur Neubildung der Regierung. Gleichzeitig erging an den Landtagspräsidenten das Ersuchen, den Landtag auf den 14.3.1933 einzuberufen, was sofort geschah. Doch die Voraussetzungen, unter denen der Rücktritt des Kabinetts erfolgt war, erwiesen sich als unzutreffend. Reichskommissar Wagner ließ wissen, daß er eine Landtagssitzung nicht dulden werde. Diese Weigerung zeigte zugleich daß er nach dem erfolgten Rücktritt der Regierung an einer verfassungsgemäßen Regierungsumbildung nicht interessiert war und die ganze Regierungsgewalt in seine Hände bringen wollte, wie dies am nächsten Tag dann geschah.

Die Kirchenverträge

Am frühen Morgen dieses denkwürdigen Tages, dessen Geschehnisse mir in bleibender Erinnerung geblieben sind, lagen die Ratifikationsurkunden für die Kirchenverträge im Zimmer des Staatspräsidenten bereit. Es herrschte eine gespannte Atmosphäre, die sich jedem in der Behörde mitteilte. So kam es, daß in der Erregung vergessen worden war, Siegel und Siegellack für die Urkunden bereitzulegen. Ich eilte zur Kanzlei im Nebengebäude (dieser Ge-

bäude-Komplex ist heute noch Ecke Erbprinzenstraße/Ritterstraße zu sehen), um mir beides aushändigen zu lassen, und kam gerade zurück, als die Regierungsmitglieder eintrafen. Nuntius Orsenigo war mit dem Nachtschnellzug von Berlin in Karlsruhe eingetroffen und wurde sofort zum Staatsministerium gefahren. Um 8.30 Uhr erfolgte dann in Gegenwart der Regierungsmitglieder der Austausch der Konkordats-Urkunde mit dem Vatikan und etwas später mit Kirchenpräsident D. Würth der Austausch der Urkunde für den Vertrag mit der Evangelischen Landeskirche. Damit waren die Kirchenverträge in Kraft getreten.

Es zeigte sich rasch, daß Eile dringend geboten war. Im Haus drang die Nachricht durch, daß Reichskommissar Wagner die Polizei vereidigt, eine neue Regierung gebildet und auf dem Weg zum Staatsministerium sei. Es dauerte auch nicht lange, da traf Wagner mit SA-Kampftrupps und Polizei vor dem Gebäude ein. Er ließ das Gebäude umstellen und mit den SA-Kampftrupps besetzen. Alle Bediensteten im Haus harrten in ängstlicher Spannung der kommenden Ereignisse. Vorsorglich hatte man uns am Tag zuvor einen Schlüssel zu einem kleinen Gartentor zur Blumenstraße ausgehändigt, um notfalls von dort aus das Grundstück verlassen zu können.

„Ich weiche nur der Gewalt"

Nachdem das Gebäude besetzt war, begab sich Reichskommissar Wagner in das Amtszimmer des Staatspräsidenten und eröffnete ihm die Absetzung der Staatsregierung. Staatspräsident Schmitt widersetzte sich der Absetzung unter Berufung auf die Verfassung und erwiderte, daß er dem Reichskommissar weder die Macht noch die Räume des Ministeriums übergeben könne, da er die Berechtigung der Maßnahme nicht anzuerkennen vermöge und schloß mit den schon oft zitierten Worten: „Ich weiche nur der Gewalt!" Diese folgte dann auch allsogleich, indem der Reichskommissar über ihn die Schutzhaft verhängte und ihn zwang, unter Bewachung von bewaffneten SA-Leuten, sein Amtszimmer und damit seinen Regierungssitz zu verlassen. „Ich weiche der Gewalt" waren seine letzten Worte beim Verlassen des Gebäudes.

Es wurde ihm noch erlaubt, an einem Empfang für den päpstlichen Nuntius Orsenigo im alten Vinzentius-Krankenhaus teilzunehmen, wobei die SA-Leute auf den Gängen Wache standen. Dr. Schmitt ließ sich durch die erfolgte Absetzung und Haftnahme jedoch nicht einschüchtern, sondern erhob in einem Telegramm an den Reichspräsidenten v. Hindenburg Einspruch gegen die gewaltsame Absetzung der Badischen Staatsregierung und gegen seine Schutzhaft. Am Spätnachmittag wurde die Schutzhaft aufgehoben. Es wurde angenommen, daß das gewaltsame Vorgehen des Reichskommissars wohl nicht ganz im Sinne der Reichsregierung gewesen war. Im Gebäude des Staatsministeriums hatte inzwischen ein Stabsführer der SA-Untergruppe Baden auf Weisung des neuen Polizeipräsidenten Ludin die Kontrolle übernommen. In einem allen Bediensteten eröffneten Befehl hieß es u. a.:

„1. Sämtliche Ausgänge des Hauses werden gesperrt und sind durch Posten bewacht. Zugang in das Haus durch linken Eingang.

2. Die Beamten und Angestellten des Hauses erhalten einen Ausweis, der durch mich gezeichnet ist. Dieser Ausweis berechtigt zum ungehinderten Ein- und Ausgang des Hauses.

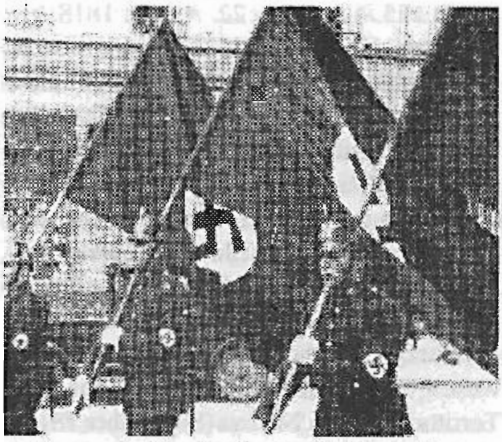
3. Ich weise besonders darauf hin, daß kein Aktenmaterial (Staats- und Handakten) aus dem Hause gebracht werden darf."

Nach der Besetzung des Gebäudes änderte sich in kürzester Zeit die frühere Atmosphäre des Hauses. Während bisher in den Gängen stets eine fast feierliche Stille herrschte, hallte nun das ganze Gebäude von den Tritten der Uniformstiefel wider, und die bisherige Ordnung war innerhalb von Stunden hinweggefegt. Beim Verlassen und Betreten des Hauses wurden bei allen Bediensteten die Taschen und Mappen einer Kontrolle unterzogen, damit nicht Schriftstücke nach draußen gebracht werden konnten. Ich selbst wurde in das Arbeitszimmer des Staatspräsidenten beordert. Dort wurden mir von dem Stabsführer die Entlassungsschreiben für Regierungsmitglieder diktiert. Ich erwartete, daß ich zum Schluß auch mein eigenes Entlassungsschreiben ausfertigen müßte. Die Tortur wurde jedoch durch eine Meldung, die der Stabsführer an der Tür entgegennahm, unterbrochen, und ich mußte auf mein Zimmer zurückgehen.

Noch am 11. März hatte Reichskommissar Wagner seine von ihm ernannte neue Regierung der Bevölkerung bei seiner Ansprache vom Fenster des Staatsministeriums aus vorgestellt. In diesem Hause gab es nach dem 11. März 1933 wichtige Veränderungen. Zuerst wurden die Referate neu eingeteilt und die Dienstzimmer ausgewechselt. Ich selbst mußte mein Zimmer verlassen und wurde in die Kanzlei im Nebengebäude versetzt. Die größte Veränderung stand für die Behörde jedoch noch bevor.

Mit Gesetz vom 19.4.1933 erhielt die bisherige Ministerialabteilung des Staatsministeriums unter Bezugnahme auf das Gesetz zur Gleichschaltung der Länder mit

Übernahme der Polizeigewalt durch SA und SS am 9.3.1933.



Aufmarsch der Polizei mit Hakenkreuzfahnen.

Machtdemonstration der SS.

dem Reich vom 11.3.1933 die Bezeichnung „Staatskanzlei" und wurde nach der endgültigen Regierungsbildung am 6. Mai 1933 dem zum Ministerpräsidenten ernannten Finanz- und Wirtschaftsminister Walter Köhler unterstellt. Reichskommissar Wagner, der inzwischen als Reichsstatthalter in Baden eingesetzt worden war, erklärte das bisherige Gebäude des Staatsministe-riums zu seinem Amtssitz. Die Staatskanzlei mußte in das Landtagsgebäude, das sogenannte Ständehaus, umziehen, das seine Funktion als demokratisches Parlamentsgebäude nun immer mehr einbüßte. Nach dem Ermächtigungsgesetz vom 9.6.1933 vertagte sich der Landtag auf unbestimmte Zeit; am 30.1.1934 erfolgte durch Gesetz seine endgültige Auflösung. Damit war das erste Kapitel badischer demokratischer Nachkriegsgeschichte beendet. *Amalie Heck*

Vor 175 Jahren wurde Baden zum Verfassungsstaat

Vor 175 Jahren, am 22. August 1818, genehmigte Großherzog Carl in Griesbach, wo er sich während etlicher Sommerwochen aufhielt, die „Verfassungsurkunde für das Großherzogtum Baden" und gab seinem Land damit einen entscheidend neuen Status. Fortan galt in stattlichen Angelegenheiten nicht mehr der Wille des Regenten allein, sondern die Regierten hatten Mitwirkungsrechte bei der Gesetzgebung, bei der Steuererhebung und im Haushaltswesen. Baden war, als achtes deutsches Territorium nach Nassau (September 1814), einigen kleineren Ländern und dem Königreich Bayern (Mai 1818), zum Verfassungsstaat geworden und hatte so jene Gestalt erhalten, die liberales Verfassungsdenken seit dem späten 18. Jahrhundert für geboten hielt. Damit war ein Ziel erreicht, über das die maßgeblichen Beamten des Großherzogtums schon ein Jahrzehnt zuvor, im zweiten Halbjahr 1808, intensiv diskutiert hatten und auf das seit Herbst 1814 viel Kraft verwendet worden war. Die wichtigsten Förderer des Verfassungsstaates in Baden waren in der ersten Phase Emmerich von Dalberg, 1808/09 kurze Zeit leitender Minister, in der zweiten Karl Wilhelm Frhr. Marschall von Bieberstein und Sigismund Frhr. von Reitzenstein, die beide damals kein führendes Staatsamt innehatten.

Ein langer Weg

Daß der Weg zum Verfassungsstaat so lange dauerte, lag einmal an der krankhaften Unentschlossenheit des Großherzogs, zum anderen an erheblichen Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Bürokratie. Viele hohe Beamten hielten es nicht für richtig, die Regierungsform des bürokratischen Absolutismus aufzugeben. Sie bezweifelten, ob das Volk schon für die politische Mitgestaltung reif sei, und fürchteten, daß die Existenz eines Parlaments eine erhebliche Erschwerung der Arbeit zur Folge haben werde. Die Widerstände konnten schließlich überwunden werden, weil die fortschrittliche Gruppe der Beamtenschaft in ihren Bemühungen nicht nachließ und weil der auswärtige Druck auf Baden stetig wuchs. Artikel XIII der Deutschen Bundesakte von 1815 besagte, daß überall „eine landständische Verfassung stattfinden" werde, und der Bundestag beschloß Ende 1817 sogar, daß alle deutschen Staaten binnen Jahresfrist über den Stand der Verfassungsgebung berichten sollten. Zudem gab es

dringliche dynastische und territoriale Gründe für den Erlaß einer Verfassung: Dadurch werde, so mußte man annehmen, bei dem in absehbarer Zeit bevorstehenden Aussterben des zähringischen Hauptstammes der Übergang der Herrschaft auf die Linie Baden-Hochberg wesentlich erleichtert, und nur so könnten die für den Zeitpunkt des Dynastiewechsels zu erwartenden Ansprüche Bayerns auf Rückgabe des seit der Jahreswende 1802/03 zu Baden gehörenden rechtsrheinischen Teils der ehemaligen Kurpfalz an das Haus Wittelsbach abgewehrt werden.

Diese Argumente waren Großherzog Carl am ehesten nahezubringen. Für die Befürworter der Verfassung waren sie jedoch nicht allein entscheidend. Marschall und die meisten seiner Mitstreiter wollten die Konstitution, wie man in Anlehnung an die französische Charte constitutionelle von 1814 gerne sagte, um ihrer selbst willen, weil sie die liberalen Prinzipien für richtig hielten und weil sie sich von deren Verwirklichung eine durchgreifende Verbesserung der staatlichen Verhältnisse erwarteten.

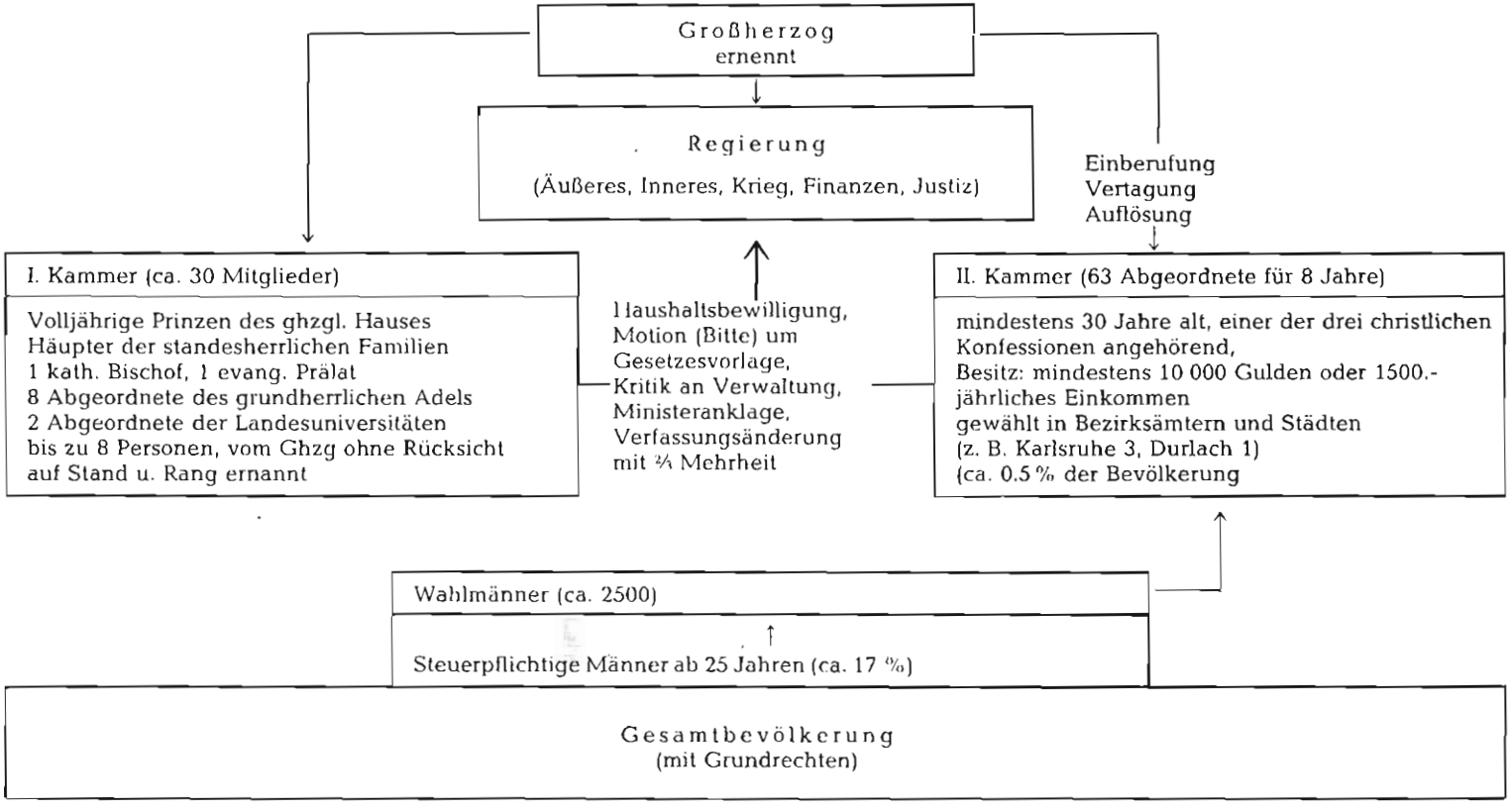
Text aus einem Guß

Der vom Großherzog in Griesbach unterzeichnete Text war aus einem Guß. Er stammte bis auf wenige Passagen von dem damals dreiunddreißigjährigen Rat im Finanzministerium Karl Friedrich Nebenius, einem mit der Materie wohlvertrauten gemäßigt-liberalen Mann, der sich in seiner mehr als vierzigjährigen Diensttätigkeit für Baden bis 1849 zahlreiche Verdienste erwarb, als dessen bedeutendste Leistung aber doch die Ausarbeitung der Verfassung angesehen werden muß.

Nebenius brachte die Normen für das künftige Staatsleben in 83 zumeist knappe Paragraphen. Fortan hatte der Monarch die Staatsgewalt nach den in der Verfassungsurkunde festgesetzten Bestimmungen und mit Hilfe von Ministern auszuüben. Die Bevölkerung erhielt über den aus zwei Kammern bestehenden, damals Stände genannten Landtag beachtliche Mitwirkungsrechte an der staatlichen Willensbildung. Ohne Bewilligung der Stände durften Steuern und Abgaben nicht mehr erhoben werden, und mit dem Auflagengesetz war der Haushaltsplan zu verbinden. Jede Regelung, die „in die Freiheit der Personen und das Eigentum der Staatsangehörigen" eingriff, war nach § 65 gesetzlich zu treffen. Den Ständen war damit ein weites Feld eröffnet, gab es doch kaum Materien, die nicht in der einen oder anderen Form Freiheit und Eigentum berührten. Allerdings hatten die Kammern weder das Recht der Gesetzesinitiative, noch durften sie sich selbst versammeln. Die Abgeordneten genossen jedoch Immunität und hatten ein freies Mandat. Für einen Gesetzesbeschluß war die absolute Mehrheit einer jeden der beiden Kammern erforderlich. Da der Monarch das Bestätigungsrecht hatte, konnte er das Zustandekommen eines ihm unerwünschten Gesetzes verhindern. Die Erste Kammer war im wesentlichen eine Vertretung des Adels, zudem saßen hier je ein Vertreter der beiden Kirchen und der Universitäten Heidelberg und Freiburg sowie bis zu acht vom Großherzog berufene Mitglieder. Die Zweite Kammer zählte 63 indirekt über Wahlmänner für 8 Jahre bestimmte Abgeordnete der Städte und Ämter, wobei die Städte etwas bevorzugt wurden. Alle zwei Jahre sollte eine Teilerneuerung stattfinden. Für das aktive Wahlrecht war die Ansässigkeit der Bürger im Wahlbezirk erforderlich, für die Wählbarkeit der Nachweis eines beachtlichen Vermögens oder eines hohen Einkommens.

Badische Verfassung 1818

Schema: L. Müller



Das aktive Wahlrecht war sehr ausgedehnt. Die anfänglich 170 000 Urwähler stellten 17 % der Bevölkerung dar. Dagegen war die Zahl der Wählbaren klein. Nur etwa 6 500 Badener konnten für die Zweite Kammer kandidieren.

Der Grundrechtsanteil

Die Verfassung erschöpfte sich nicht in organisatorischen Vorschriften. Sie enthielt ebenso einen Grundrechtsanteil. Die Gleichheit der staatsbürgerlichen Rechte, der Militär- und der Steuerpflicht, der gleiche Zugang für Angehörige der drei christlichen Konfessionen zu allen Zivil-, Militär- und Kirchenämtern und die Auswanderungsfreiheit wurden verbrieft, Eigentum und persönliche Freiheit unter den Schutz der Verfassung gestellt. Eine Enteignung war nur auf Beschluß des Staatsministeriums bei vorgängiger Entschädigung zulässig, Presse- und Gewissensfreiheit wurden anerkannt, erstere freilich nach Maßgabe des Bundesrechts. Eine Verhaftung durfte nur in gesetzlicher Form erfolgen. Die in Altbaden schon 1783 verfügte Aufhebung der Leibeigenschaft wurde auf alle Landesteile ausgedehnt, die feudalrechtlich begründeten Pflichten für ablösbar erklärt. Das Individuum erhielt so eine weite staatsfreie Sphäre verbürgt: Die badische Verfassung zielte auf eine liberale Gesellschaftsordnung mit gewissen Sonderrechten für die alten Eliten. Sie war sowohl in dieser Hinsicht wie nach der von ihr gewollten Struktur der politischen Willensbildung das damals modernste aller in Deutschland geltenden Grundgesetze.

Schwierigkeiten der Realisierung

Es war nicht verwunderlich, daß eine angemessene Zusammenarbeit zwischen Großherzog und Ministerium auf der einen, den Kammern auf der anderen Seite nicht sofort zustandekam und daß die Handhabung der Verfassung auch sonst Wünsche offen ließ. Zu sehr war die Bürokratie daran gewöhnt, daß es ihr allein aufgegeben sei, die Lebensverhältnisse des Landes zu gestalten, und zu wenig war Großherzog Ludwig, der Carl schon im Dezember 1818 nachfolgte, ein Freund des modernen Verfassungslebens. So wurde der Landtag nach konfliktreichen Anfangsjahren im Winter 1824/25 weit zurückgedrängt und nahezu lahmgelegt. Nachdem Großherzog Leopold im März 1830 an die Regierung gekommen war, änderten sich die Verhältnisse schnell. Die Zweite Kammer machte sich im neuen Landtag mit großem Selbstbewußtsein an die

Der Autor der Badischen Verfassung 1818, Karl Friedrich Nebenius (1785 – 1857), 1838/39 und 1845 Innenminister, 1846 Präsident des Staatsrats.

Arbeit und nötigte der Regierung wichtige Konzessionen ab. Einem erneuten konservativen Gegenschlag um 1840 widersetzte sie sich mit großer Kraft. Spätestens 1845 war somit klar, daß das Ministerium nicht gegen die Majorität des volksgewählten Hauses agieren konnte, sondern nur mit ihr. Auch hochkonservative Politiker wie Friedrich Karl Frhr. von Blittersdorff, der 1835 bis 1843 Minister des Großherzoglichen Hauses und des Auswärtigen war, mußten zugeben, daß das repräsentative System sich durchgesetzt habe. In diesem Sinne wurde die Verfassung selbst in den Jahren nach der Revolution 1848/49 (bei konservativen Mehrheiten) gehandhabt und mehr noch ab 1860, in Badens liberaler Ära, als Regierung und Kammermehrheit in steter Übereinstimmung waren.

Verfassungsänderungen

Natürlich wurde die Verfassung mehrfach geändert. Zunächst kam es allerdings nur zu geringen Eingriffen, deren wichtigste 1849 die politische Gleichstellung der Juden war. Erst im Winter 1867/68 wurde nach immerhin 50 Jahren eine größere Revision in Angriff genommen. Die zensitäre Einschränkung der Wählbarkeit wurde beseitigt, eine Reihe von Vorschriften über die Ministerverantwortlichkeit eingefügt. Der Landtag 1869/70 setzte das Werk fort und paßte Baden damit an zentrale Regelungen der Norddeutschen Bundesverfassung an. Das aktive und passive Wahlrecht wurde nun gänzlich allgemein und die Kammern erhielten das Recht der Gesetzesinitiative, ein Fortschritt, der tatsächlich nicht so groß war, wie es scheint, da man bis dahin mit der in § 67 vorgesehenen Möglichkeit, den Großherzog „unter Angabe der Gründe um den Vorschlag eines Gesetzes" zu bitten, der sogenannten Motion, gut gefahren war. Auch durfte die Zweite Kammer fortan ihren Präsidenten wählen. Schließlich wurde die Legislaturperiode von acht auf vier Jahre bei Halberneuerung alle zwei Jahre herabgesetzt. Danach stagnierte die Verfassungsentwicklung für ein Menschenalter. Seit 1892 wurde allerdings mit zunehmender Intensität um eine neuerliche Reform gerungen. Dabei ging es vor allem um die Einführung der direkten statt der indirekten Wahl, der die Nationalliberalen ihre parlamentarische Stärke in zunehmendem Maße verdankten, und um die Gestalt der Ersten Kammer. In diesen Auseinandersetzungen erwies sich die Regierung je länger desto mehr als die hemmende Kraft. So konnte erst der Landtag 1903/04 die Probleme lösen. Durch die 12. Verfassungsänderung wurde die Erste Kammer um berufsständische und kommunale Mitglieder ergänzt, also erheblich modernisiert, die Abgeordnetenzahl der Zweiten Kammer auf 73 erhöht, die direkte Wahl vorgeschrieben und die Teilerneuerung beseitigt. In dieser Form bestand die badische Verfassung bis zum Zusammenbruch der Monarchie im November 1918.

Die badische Geschichte des 19. Jahrhunderts beweist, von welch hoher Qualität das 1818 von Nebenius erarbeitete Werk war. Die Verfassung ermöglichte noch in ihrer ursprünglichen Gestalt die Verschiebung der politischen Gewichte zugunsten des Landtags, und sie konnte 1867 bis 1870 und 1904 in nur zwei größeren Reformen den sich wandelnden Bedürfnissen der Zeit angepaßt werden, ohne daß sie in ihrer Struktur verändert werden mußte. Ihren Rang als modernste Grundordnung der deutschen Staaten behauptete sie während ihrer gesamten Geltungsdauer. *Hans Fenske*

Erinnerungsstätte im Ständehaus

Ein Informationssystem zur Landtagsgeschichte

Am 22. August 1993 jährt sich zum 175. Mal die Unterzeichnung der Verfassung, die Großherzog Karl 1818 für das junge Großherzogtum Baden erließ. Diese Verfassung wird mit einigem Recht als die freiheitlichste des deutschen Frühkonstitutionalismus bezeichnet. Sie war Voraussetzung dafür, daß sich im 19. Jahrhundert in Baden liberales und demokratisches Gedankengut wie sonst nirgends in Deutschland entfalten konnte. Ein Zentrum der Bemühungen um die Durchsetzung und Verbreitung des demokratischen Gedankens war ohne Zweifel der badische Landtag bzw. die Zweite Kammer des Landtages. Seinen Sitz hatte dieses Parlament inKarlsruhe, zunächst im Schloß und einem Gebäude am Rondellplatz, seit dem 4. November 1822 im Ständehaus, dem ersten zu diesem Zweck errichteten deutschen Parlamentsgebäude.

Das Karlsruher Ständehaus war also eine der bedeutendsten Institutionen, in denen die Demokratisierungsbestrebungen des 19. Jahrhunderts offen zu Tage treten konnten. Die Diskussionen u. a. um die Schaffung einer volkstümlichen Justiz, über die Abschaffung der Fron und des Zehnt und über die Anerkennung der Pressefreiheit machten das Karlsruher Ständehaus zur „Vorschule des Parlaments", „die Tribüne der Zweiten Kammer stand oft stellvertretend für das fehlende deutsche Parlament".

Ganz in dieser Tradition verabschiedete Baden auch als erstes deutsches Land am 21. März 1919 die demokratische Verfassung des Freistaats Baden. Die badischen Forderungen des 19. Jahrhunderts nach einer demokratischen Staatsform schienen damit zu einem guten Schluß gekommen zu sein. Doch nur 14 Jahre später, am 16. Mai verkündete ein nationalsozialistischer Landtagspräsident das Ende des badischen Landtags. Daß damit auch das Schicksal des Landtagsgebäudes besiegelt war, ahnten nur wenige. Am 27. September 1944 fiel das Gebäude bei einem alliierten Luftangriff in Schutt und Asche. Die Ruine wurde 1961 endgültig abgebrochen.

Wenn nun am 21. August dieses Jahres, am Vortag des 175. Jahrestages der badischen Verfassung, auf dem Restgrundstück des badischen Ständehauses eine neue Stadtbibliothek und eine „Erinnerungsstätte im Ständehaus" der Öffentlichkeit übergeben werden, soll damit an die große demokratische Tradition des ehemaligen Landes Baden und seiner Hauptstadt erinnert werden.

Informationssystem Ständehaus: Entdeckungsreise in die badische Landtagsgeschichte

Die Referenz an den „genius loci" bedeutet eine Konzentration auf die badische Geschichte des 19./20. Jahrhunderts, wie sie sich in der Arbeit des Landtags widerspiegelt. Das Stadtarchiv hat den Auftrag erhalten, diese Erinnerungsstätte inhaltlich zu konzipieren und zu realisieren. Zu diesem Zweck hat sich eine Projektgruppe gebildet, die in Zusammenarbeit mit der Innenarchitektin Prof. Saal und der Hyper-Media-Gruppe des Steinbeis-Transferzentrums unter Leitung von Prof. Schlegel den zur Verfügung stehenden „Ausstellungsbereich"

gestaltet. Aufgrund der räumlichen Vorgaben – nur das Erdgeschoß ist zu den Öffnungszeiten der Stadtbibliothek dauernd zugänglich – ist die Erinnerungsstätte in zwei, allerdings eng aufeinander bezogene Bereiche geteilt: Teilbereiche des Erdgeschosses sowie des ersten und zweiten Untergeschosses bieten eine traditionelle Ausstellung (Texte, Bilder, Modelle, Gegenstände), die sich an den Höhepunkten der

Mit dem badischen Revolutionär Friedrich Hecker (1811–1881) führte der Südwestfunk ein fiktives Interview.

badischen Landtagsgeschichte orientiert. Der zur Verfügung stehende Platz und die Notwendigkeit einer großzügigen Präsentation zwingen zu einer didaktischen Konzentration. Die Geschichte des badischen Landtags kann also nicht in seiner ganzen Breite in diesem traditionellen Ausstellungsteil gezeigt werden. Dies soll stattdessen ein zeitgemäßes Medium, das „Informationssystem Ständehaus", vermitteln. Im Erdgeschoß, in der Ständehausrotunde, wird dieses mit moderner Technik installiert. Durch die Architektur des Neubaus wird die zentrale Bedeutung des Informationssystems zusätzlich betont: Die Rotunde wurde als historisches Zitat von dem ersten deutschen Parlamentsgebäude übernommen. Wie vor 175 Jahren prägt sie das Bild der Ritterstraße, von der aus über einen Großmonitor ein sogenannter Trailer zu sehen sein wird. Dieser Trailer soll in einigen jeweils ca. eineinhalbminütigen Bild- und Filmsequenzen die „Bedeutung und Geschichte des badischen Landtags" herausstellen. Läßt sich die Passantin oder der Passant zu einem solchen Ausflug in die Geschichte einladen, betritt man durch den Haupteingang in der Ritterstraße das Gebäude und findet in der Rotunde einen weiteren Großmonitor und drei Arbeitsstationen, die mit sog. Touchscreens ausgerüstet sind. Dies sind Bildschirme, die auf Berührung reagieren und eine einfache, für jeden beherrschbare Technik bieten. Zwei weitere Arbeitsstationen sind im Bereich der Stadtbibliothek installiert.

Auf dem Großmonitor und den Arbeitsstationen läuft der Ständehaustrailer, der an den Arbeitsstationen aber jederzeit unterbrochen werden kann, um die Entdeckungsreise durch die badische Landtagsgeschichte zu beginnen. Diese Entdeckungsreise kann eine Einzelreise aber auch eine Gruppenreise sein, denn die Rechercheschritte können z. B. für Schulklassen auf den Großmonitor übertragen werden.

Je nach Interesse können Reiseroute und -ziel gestaltet werden. In der Chronik sind die wichtigsten Stationen der badischen

Landtagsgeschichte in Schlagzeilen, Meldungen und Berichten zu finden. War die Verfassung von 1818 der Ausgangspunkt der badischen Landtagsgeschichte, so markiert die nationalsozialistische Machtübernahme 1933 deren Ende.

Im Jahr 1929 stößt man z. B. auf die Schlagzeile „DNVP verliert Wahl – sechs Nationalsozialisten im Landtag". Wer mehr wissen will, liest die Meldung: „Karlsruhe, 27. Oktober. Bei der Landtagswahl kommt die NSDAP erstmals in den Landtag mit sechs Abgeordneten: Robert Wagner, Walter Köhler, Herbert Kraft, Karl Lenz, Franz Merk, Albert Roth. Die Wahlbeteiligung lag diesmal mit 61 Prozent weit über der von 1925; entsprechend gehörten dem neuen Landtag wieder 88 Abgeordnete an, darunter aber nur noch sechs Frauen. Verlierer der Wahl war die DVNP, deren sechs Mandate an die NSDAP gefallen waren."

Diese Meldung enthält zahlreiche Namen und Begriffe, die nun ebenfalls über das Informationssystem recherchiert werden können. Wer war z. B. Robert Wagner? Man tippt den Namen „Wagner" an und wechselt sofort in die Datei „Biographien". Hier erfährt man, Details zum Leben jenes Nationalsozialisten, der 1934 den SPD-Politiker Ludwig Marum umbringen ließ. Ebenso können Informationen über die anderen in der Meldung erwähnten Personen darüber hinaus über alle badischen Landtagsabgeordneten von 1819 bis 1933 abgerufen werden.

Sowohl in der Meldung über die Landtagswahl als auch in den biographischen Informationen wird die NSDAP erwähnt. Auch über die NSDAP sind weitere vertiefte Informationen in der Datei „Historisches Stichwort" zu ermitteln. Man erfährt hier u. a., daß die NSDAP in Baden eigentlich erst 1929 richtig Fuß faßte. Die Landtagswahl am 27. Oktober, als 7% der Stimmen ausreichten, um 6 Abgeordnete in den Landtag im Ständehaus zu entsenden, brachte den Durchbruch.

Wem diese Informationen noch nicht genügen, der findet weiterführende Literatur in der Datei „Bibliographie" mit Publikationen zum badischen Parlamentarismus. Der Zugriff erfolgt über den Autor oder ein Thema. Zur badischen NSDAP sind es z. B. neun Titel.

Die Meldung über die Landtagswahl vom 27. Oktober 1929 enthält keine detaillierten Wahlergebnisse. Abrufbar sind diese in der Datei „Wahlergebnisse", die u. a. mitteilt, daß das Zentrum 1929 mit 36,6 Prozent die stärkste Partei war, die SPD 20,1 Prozent erhielt und die NSDAP mit ihren sieben Prozent der Wählerstimmen die drittstärkste Partei im Lande war.

Für den Untergang des Ständehauses waren letztlich die Nationalsozialisten verantwortlich. Das Schicksal des Gebäudes nach 1945 kann in der Datei „Presse" verfolgt werden. Die Diskussionen über einen Wiederaufbau des Hauses, der Abriß am 13. November 1961, der Streit über die Bebauung des verbliebenen Restgrundstücks bis zum Neubau der Stadtbibliothek und der Erinnerungsstätte werden in dieser Datei dokumentiert.

Daß Geschichte auch kurzweilig sein kann, beweist schließlich die Datei „Unterhaltsames". Hier begegnet man z. B. dem badischen „Revolutionshelden" Friedrich Hecker als Hauptperson eines fiktiven Interviews, das im Südwestfunkstudio Freiburg produziert wurde und zu dem die Hyper-

Media-Gruppe eine Computeranimation beisteuert.

Wie von jeder Datei sind auch von dort Recherchen in allen anderen Dateien möglich, der Entdeckerfreude sind keine Grenzen gesetzt. Dabei ist sichergestellt, daß man jederzeit wieder zum Ausgangspunkt der Recherche zurückkehren oder die Suche abbrechen kann. Auf eine einfache, für jeden verständliche Bedienbarkeit des Systems wurde großer Wert gelegt, so daß zu hoffen ist, daß das Informationssystem zu einem Anziehungspunkt im neuen Ständehaus wird.

Badische Landtagsgeschichte in Bildern, Dokumenten und Objekten

Neben dieser umfassenden Information über das „Informationssystem Ständehaus" erhalten Besucherinnen und Besucher aber auch über die Exponate in der Erinnerungsstätte einen anschaulichen Eindruck von der badischen Parlamentsgeschichte. Die Schritte hin zu einer parlamentarischen Demokratie sollen exemplarisch nach dem Prinzip der didaktischen Reduktion auf die wesentlichen Höhepunkte am Badischen Landtag aufgezeigt werden.

Vom Ausgangspunkt, der Entstehung des Großherzogtums Baden und der badischen Verfassung von 1818, werden die Demokratisierung und die Entstehung einer politischen Öffentlichkeit in Baden gezeigt. Die Revolutionen 1848/49 und 1918/19 werden ebenso dokumentiert wie das Ende des Landtags nach der nationalsozialistischen Machtergreifung, die Zerstörung als Institution (1934) und als Gebäude (1944/1961). Der Baugeschichte des ersten deutschen Parlamentsgebäudes gilt ein weiterer Abschnitt.

Ständehausmodell und Grundstein

Ein Modell des Ständehauses gestattet u. a. einen Blick in die Zweite Kammer des Landtages, in der so viele richtungsweisende Debatten stattfanden. Als ein weiterer Anziehungspunkt wird die Abdeckplatte des Grundsteins gezeigt, der am 16. Oktober 1820 gelegt wurde und als Leihgabe vom Badischen Landesmuseum zur Verfügung gestellt wird. Auch die im Grundstein eingemauerten Utensilien werden zu sehen sein: Münzen und Karten der damaligen Zeit, ein Fläschchen Steinbacher Wein, einige Samenkörner und ein Mitgliederverzeichnis des ersten badischen Landtags.

Mit dieser Präsentation der badischen Landtagsgeschichte dokumentiert die Stadt Karlsruhe einen wesentlichen Zeitabschnitt der badischen Geschichte, in dem die Entwicklung in Baden weit über die Landesgrenzen hinaus beachtet wurde. Heute gültige demokratische Normen wurden im badischen Ständehaus formuliert und verbreitet. Die Erinnerungsstätte möchte deshalb nicht nur eine Stätte der Erinnerung, sondern auch und vor allem der aktiven Auseinandersetzung mit unserer Gegenwart sein. Ab 21. August sind jugendliche und ältere „Forscher" gleichermaßen zu einer Entdeckungsreise in die badische Landtagsgeschichte im neuen Ständehaus in der Ritterstraße eingeladen.

Projektgruppe Erinnerungsstätte Ständehaus (Ernst Otto Bräunche, Manfred Koch, Alexander Mohr, Adelheid Rehbaum-Keller)

Gottesaue – ein 900jähriges Jubiläum in Karlsruhe

Die Stadt Karlsruhe, das weiß hier jedes Kind, ist eine neuzeitliche Stadtgründung des badischen Markgrafen Karl Wilhelm. Vor drei Jahren hat sie die 275. Wiederkehr ihrer Stadtgründung gefeiert und tat dies mit dem Selbstbewußtsein einer modernen Großstadt, die zwar jung an Jahren, aber reich an geschichtlichen Traditionen ist. Ihre Stadtteile sind, immer auf die schriftliche Erstnennung bezogen, wesentlich älter. Durlach, 1938 eingemeindet, wird in drei Jahren sein 800jähriges Jubiläum feiern können und tut dies im Bewußtsein seiner in die Stauferzeit zurückreichenden Stadtgeschichte. Mühlburg wird 1998 ein Alter von 750 Jahren erreicht haben. Am ältesten sind Grötzingen und Knielingen; letzteres hat den Vorteil, in datierten Urkunden des Klosters Lorsch zu stehen, die ihm ein Alter von über 1200 Jahren nachweisen.

Dies alles ist bekannt und wurde zur gegebenen Zeit beachtet und gefeiert. Unbeachtet blieb bisher ein Jubiläum, das im folgenden erörtert werden soll und das eigentlich der Stadt Karlsruhe den Anlaß hätte geben können, auf ihre Vorgeschichte vor der Stadtgründung hinzuweisen, ein Jubiläum, das, wie sich zeigen wird, einen großen Teil des heutigen Karlsruher Stadtgebietes betrifft.

Im vergangenen Jahr hat das Generallandesarchiv Karlsruhe in einer Ausstellung seine wertvollsten alten Urkunden gezeigt, darunter auch jene Pergamenturkunde aus dem Jahr 1110, mit der König Heinrich V. die Stiftung des Klosters Gottesaue bestätigte. Auch der Besitz des damals schon seit längerer Zeit bestehenden Klosters wurde darin aufgeführt unter anderem Güter in den Orten Neureut, Rintheim, Dammerstock, Beiertheim, Aue und Grötzingen sowie im

Grabplatte für den am 3. März 1110 verstorbenen Grafen Berthold von Heneberg (anstatt Hohenberg), den Gründer des Klosters Gottesaue, bei einer Ausgrabung im Bereich des Gottesauer Schlosses 1978 gefunden.

Die Grabplatte wurde um 1370, also rund 250 Jahre nach dem Tod des Grafen, gefertigt und zeigt ihn in der Rüstung dieser Zeit, mitLanze, Schwert und Stechhelm, zu seinen Füßen das badische Wappen, da man ihn als Vorfahren der badischen Markgrafen ansah, die im 14. Jahrhundert die Vogtei über Gottesaue ausübten.

Bereich des Durlacher Turmbergs, wo die Grafen von Hohenberg ihre Stammburg errichtet hatten, nach der sie sich nannten. Graf Berthold von Hohenberg war der Gründer des Klosters Gottesaue, und er hat auch das Privileg König Heinrichs erwirkt, dessen Original im Generallandesarchiv verwahrt wird, ein überaus wortreiches Dokument, dessen Text jedoch fast wörtlich aus der berühmten Urkunde König Heinrichs IV. für Kloster Hirsau von 1075 abgeschrieben ist; nur die lokalen Details hat man im Gottesauer Diplom natürlich verändert.

Die Gründung des Klosters Gottesaue führt uns in die Salierzeit und zugleich in die bürgerkriegsähnlichen Wirren des Investiturstreits. Dieser hatte zu heftigen publizistischen und dann auch zu militärischen Auseinandersetzungen zwischen Kaiser und Papst geführt; sie stritten um die rechte Ordnung in der christlichen Welt, und den ersten Höhepunkt des Kampfes stellt der Gang Heinrichs IV. nach Canossa dar, wo er sich vor Papst Gregor VII. demütigte, um sich Krone und Reich zu erhalten. Doch in Reich und Kirche spalteten sich die Parteien. Dem Papst trat ein Gegenpapst, den Bischöfen schismatische Bischöfe entgegen; in Schwaben gab es in dem Staufer Friedrich einen eng mit dem König zusammenarbeitenden Herzog, wogegen sich ein Großteil des Adels um den Gegenherzog und die Partei der Welfen und Zähringer scharte. Auch die Klöster waren in den Konflikt einbezogen, allesamt Gründungen des Adels, der sie unterhielt und aus dem sich die Mönche und Äbte rekrutierten. Hirsau war das angesehenste unter den der Papstpartei und ihren theologischen Zielen zuneigenden Reformklöstern, und auch die politischen Gegner Heinrichs IV. hatten lange Zeit in Hirsau ihr geistiges Zentrum. Zuden an Hirsau orientierten Klöstern gehörte auch Gottesaue, das auf dem Höhepunkt des Kampfes enstanden ist, zu Füßen der Burg Hohenburg und als Hauskloster der dort residierenden Grafen.

Die Gründung von Gottesaue

Das genaue Gründungsdatum kennt man nicht, denn Gottesaue besitzt keine reiche urkundliche Überlieferung; die Grafen von Hohenberg sind bald nach der Gründung ihres Klosters ausgestorben, und die Markgrafen von Baden, ihre Erben in der Klostervogtei, haben ihm nur einen bescheidenen Spielraum zugebilligt, und auch der Besitz der Benediktinerabtei blieb auf die engere Umgebung, wenn man so will das Stadtgebiet des heutigen Karlsruhe, beschränkt. Doch eine Klosterchronik hat als Gründungsjahr das Jahr 1094 festgehalten, und es besteht wenig Grund, dies zu bezweifeln. Drei Jahre zuvor war in Hirsau die neue, monumentale Peter- und Paulskirche eingeweiht worden, 1093 das Zähringerkloster in St. Peter auf dem Schwarzwald, und zur gleichen Zeit wie Gottesaue auch Alpirsbach als gemeinsame Gründung der Grafen von Zollern, von Sulz und der Herren von Hausen. So wie die heute noch stehende romanische Kirche in Alpirsbach wird man sich auch jene des Klosters Gottesaue vorzustellen haben die, wie Alpirsbach, der hl. Maria und dem hl. Benedikt geweiht war. Da das Gründungsdatum in der Klostertradition stets bewahrt wird und da die Zeitumstände dafür sprechen, dürfen wir also das Jahr 1094 durchaus zum Jubiläumsanlaß nehmen.

Was hatte dies damals zu bedeuten und was bedeutet es heute? Im Investiturstreit, insbesondere in den beiden letzten Jahrzehnten des 11. Jahrhunderts, sind in Süddeutschland zahlreiche neue Benediktiner-

Kloster Gottesaue, Ausschnitt aus einem um 1560 gezeichneten Plan der „oberen und unteren Hard". Auf diesem ältesten Plan des heutigen Karlsruher Stadtgebietes ist noch die Klosterkirche eingezeichnet, jedoch schematisch und nicht als naturgetreue Darstellung. Der Bildausschnitt zeigt oben Durlach mit dem Turmberg, unten Schloß Mühlburg, rechts die Alb mit Schloß Rüppurr.

klöster entstanden Gründungen des in einer Zeit des Kampfes nach religiöser Verwirklichung strebenden Adels, Orte des Gebets und der Sorge für das Seelenheil der Gründer und ihrer Angehörigen. So war es auch bei Gottesaue – der Name erinnert an die Reichenau, das berühmteste alte Kloster unseres Gebiets. Die Grafenfamilie um Berthold von Hohenberg, seine Gemahlin Liutgard und ihre Kinder Berthold, Liutgard und Mathild stattete die Neugründung mit Besitz aus, von dem die Mönchsgemeinschaft leben konnte. Der erste Abt kam aus Hirsau und brachte die dortigen klösterlichen Lebensgewohnheiten und vielleicht auch einige der Mönche mit, die hier im Sinne Hirsaus beteten und arbeiteten und eine Kirche bauten. Dies ist die eine Seite einer Klostergründung. Die andere ist die wirtschaftliche. Auch Gottesaue wurde zu einer großen Grundherrschaft, und zwar im Altsiedelland, in der Rheinaue und auf einer Schotterterrasse in den sumpfigen Niederungen des Oberwaldes, näher am Rheinufer gelegen als heute. Besitzvorgänger mögen auch hier alte Klöster gewesen sein, die in der Reformzeit ihre Bedeutung verloren und an die neuen Reformklöster abgeben mußten, vor allem das elsässische Weissenburg und die berühmte Karolingerabtei Lorsch an der Bergstraße.

Eine kurze Blütezeit

Gottesaue hatte offenbar nur eine kurze Blütezeit und stagnierte dann in der Bedeutungslosigkeit eines – nach dem Aussterben der Gründerfamilie – unter badischer Vogtei, also Gerichtsherrschaft, stehenden Klosters, das seinen Besitz um sich konzentrierte: Außer den schon genannten Orten hatte man Güter in Eggenstein und Söllingen, in Rintheim, Schröck (dem heutigen Leopoldshafen) und Wolfartsweier, in Berghausen und Kleinsteinbach, in letzterem vor allem auch das Patronatsrecht über die Pfarrkirche. Die Vogteirechte waren über die Staufer, die ersten Stadtherren von Durlach, an die Markgrafen von Baden übergegangen, und diese bauten die Gerichtsherrschaft zur Landesherrschaft aus, aus der sie in der evangelisch gewordenen Markgrafschaft Baden-Durlach das Recht ableiteten, nach 1555 das Kloster aufzuheben, seinen Besitz zu säkularisieren und an sich zu ziehen, wie dies auch im benachbarten Württemberg mit Hirsau, Alpirsbach, Maulbronn und Herrenalb geschah. Doch anders als in Maulbronn, wo eine evangelische Klosterschule eingerichtet wurde, anders auch als in Hirsau, wo die Kirche stehen blieb, neben die der württembergische Herzog ein Schloß bauen ließ, hat man in Gottesaue die überflüssig gewordene Kirche abgetragen. An ihre Stelle trat im ausgehenden 16. Jahrhundert ein Lustschloß der Markgrafen in reicher Renaissance-Architektur, ein vielgerühmter Bau, dem jedoch die ehemalige Klosterkirche zum Opfer fiel, deren Fundamente, von einigen Fragmenten abgesehen, bis heute nicht wieder gefunden werden konnten. Das Schloß, so vermutet man, liegt versetzt und quer über dem romanischen Kirchenbau, den man auch beim Wiederaufbau des im 2. Weltkrieg zerstörten Schlosses nicht lokalisieren konnte. Den alten Karlsruhern ist das Gottesauer Schloß vertraut, zuletzt als Artillerie-Kaserne mit einem großen Schießgelände; seine Renaissance-Formen waren bei Teilzerstörungen und in vielen Umbauten stark vereinfacht worden. Auch die Ruine, die fast fünf Jahrzehnte lang zu sehen war, ist den Bewohnern der Stadt noch vertraut, die nach wie vor vom „ältesten Haus" Karlsruhes redeten und sich am „Gottesauer Platz" an den Ort erinnerten, der den Namen des salischen Benediktinerklosters bis heute

noch trägt. Ob die jetzige Musikhochschule als wiederaufgebautes Schloß als gelungene Rekonstruktion oder als Artefakt anzusehen ist, darüber mag man streiten, doch liegt auch darin nach wie vor die Erinnerung an das älteste und zugleich geschichtsträchtigste Gebäude auf Karlsruher Gemarkung und damit an eine der Wurzel der späteren Markgrafenstadt. Aus diesem Grunde sollte man das 900jährige Jubiläum des Klosters Gottesaue nicht ganz unerwähnt lassen.

Hansmartin Schwarzmaier

Das Pfinzgaumuseum in Durlach

Von der Altertümersammlung zum zeitgemäßen Museum

Das Pfinzgaumuseum öffnet zum Jahreswechsel 1993/94 seine Pforten rechtzeitig, um zwei Jubiläen zu begehen: Der Name „Pfinzgaumuseum" besteht für die ehemalige Altertümersammlung 1993 seit 80 Jahren. 1994 ist das Museum seit 70 Jahren für die Öffentlichkeit zugänglich.

Die Anfänge

Der Wunsch der Durlacher Bevölkerung, ein Museum zu besitzen oder, wie es damals hieß, eine „Altertümersammlung", wurde zum erstenmal im Jahre 1902 laut. Im Oktober trat ein „Einsender" im Durlacher Wochenblatt für die Gründung eines Altertumsvereins und die Schaffung eines Museums ein. Schon damals war man der Meinung, daß sich der Prinzessinenbau des alten Schlosses als Ausstellungsraum besonders geeignet anbiete. Seit 1906 wurden die gesammelten Altertümer der Stadt im Rathaus aufbewahrt. Im Dezember des folgenden Jahres beschloß der Gemeinderat, seinem Mitglied Lichtenauer, die Aufsicht über die Städtischen Altertümer, Kunstgegenstände und Denkmäler zu übertragen. Leider wissen wir nicht, was man bis zu diesem Zeitpunkt zusammengetragen hatte. Auch von einer Eröffnung des Museums hören wir zunächst nichts. Doch 1912 findet sich im Durlacher Wochenblatt die Nachricht, daß der städtische Etat zum Ankauf von Altertümern von 900 auf 1200 Mark erhöht worden sei. Im folgenden Jahr, nachdem also bereits ein Grundstock geschaffen war, wurde Oberpostsekretär Friedrich Eberle zum Städtischen Konservator ernannt. Noch in diesem Jahr las man den Namen „Pfinzgaumuseum" zum erstenmal. Wahrscheinlich hatte Eberle ihn gewählt zur Erinnerung an die einstige Bedeutung der Stadt am Eingang des Pfinztales. Erst 1924 konnte das Pfinzgaumuseum im Prinzessinnenbau seine Pforten öffnen. Die drei Ausstellungsräume waren dicht gefüllt. Wie in einem Raritätenkabinett waren vom Mammutzahn bis zum Brötchen aus dem Ersten Weltkrieg die verschiedensten Zeugnisse zur Stadtgeschichte untergebracht. Im wesentlichen beschränkte sich Eberle jedoch auf die Zeit bis 1850.

Das Museum der 70er Jahre

Die erste grundlegende Überarbeitung der Sammlung brachte eine strenge Reduzierung der Themen. Der Besucher konnte sich danach frühe Zeugnisse der Stadtgeschichte, die Produkte der Fayencemanufaktur, eine Dokumentation zur Revolution 1848/49 und die Gemälde Karl Weyssers ansehen. Möglichst hohe künstlerische Qualität und historische Bedeutung waren die Auswahlkrite-

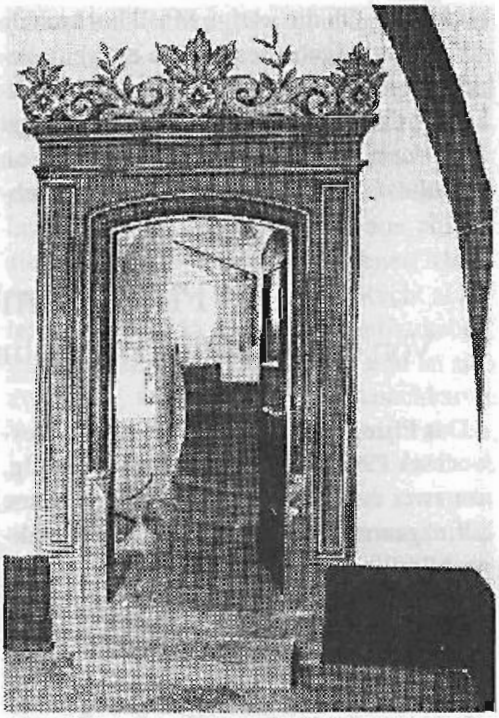
rien. Bei der Anordnung der Gegenstände ließ man sich von ästhetischen Gesichtspunkten leiten. Viele Objekte wanderten ins Depot, doch gelegentliche Anfragen aus der Bevölkerung zeigten, daß die Weinbergkanone oder die Samurairüstung nicht vergessen waren.

Das neue Pfinzgaumuseum: Die Inhalte

In der sanierten Karlsburg stehen dem Museum künftig nahezu 1 000 Quadratmeter statt der bisherigen 300 Quadratmeter zur Verfügung. Die bunte und heterogene Sammlung, die über Jahrzehnte wuchs und die in den letzten beiden Jahren beachtlichen Zuwachs erhielt, bietet anschauliche Objekte für einen chronologisch aufgebauten Rundgang durch die Stadtgeschichte, von der Besiedlung der Kiesinsel in der Kinzig-Murg-Rinne und dem Königsmord im Jahre 1196 bis in die 1960er Jahre.

Die Markgrafschaft Baden-Durlach mit ihren Fürsten und den Nebenresidenzen prägte das politische und kulturelle Leben der Stadt. Obwohl Carl Wilhelm seine Residenz 1718 nach Karlsruhe verlegte, privilegierte er sechs Jahre später in Durlach eine Fayencefabrik. Ihre Chinoiserien sind von höchster Qualität, und die Birnkrüge wurden zum Wahrzeichen der Manufaktur. Ihrer Bedeutung entsprechend steht für „die Fayence" im Pfinzgaumuseum eine große Ausstellungsfläche zur Verfügung. 1689 zerstörten die Truppen Ludwigs XIV. Durlach im Orleanschen Erbfolgekrieg. Eine Vorstellung davon, wie sich die Stadt vom Wiederaufbau bis in die Zeit um 1800 entwickelte, gibt das Stadtmodell. Einige Gebäude, wie der markgräfliche Speicher, das Pädagogium und die städtische Kelter, stehen schon lange nicht mehr.

Hinter den Fassaden der ländlichen Ober-



Pfinzgaumuseum, neugestaltetes Treppenhaus.

amtsstadt ereignete sich mehr, als man auf den ersten Blick vermuten würde. Schon 1815 fanden sich die Gattinnen der Honoratioren zu einem Frauenverein zusammen. 1846 gründete Christian Hengst eine der ersten freiwilligen Feuerwehren Deutschlands. Ihre erste Spritze die Stadtspritze Nr. 2 der Fa. Metz aus dem Jahre 1846, wird im Museum ausgestellt. Die Revolution 1848/49 fand auch in Durlach viele Anhänger. Doch die Preußen gewannen die Schlacht an der Obermühle. Wer trug wohl den Hecker-Hut und wer kämpfte mit der geradegestellten Sense, die heute im Museum sind?

Die Industrialisierung erfaßte Durlach erst nach dem Deutsch-Französischen Krieg und bestimmte das Leben der Einwohner bis in die 1960er Jahre. Auf einer Stadtansicht aus

der Zeit um 1890 ragen die rauchenden Schlote als Symbole des Fortschritts hoch über die Stadt hinaus. Im Museum stehen Produkte und Werbematerial für Firmen wie Eglau, der Badischen Maschinenfabrik, Gritzner oder Ritter. Die Industriebetriebe lockten viele fremden Arbeiter nach Durlach, „Rei'gschlupde" wie die Einheimischen sie nannten. 1933 übernahmen die Nationalsozialisten auch im ehemals „roten Durlach" die Macht. Fünf Jahre später verordnete das Reichsinnenministerium die Eingemeindung nach Karlsruhe. Die Durlacher waren strikt dagegen, und sofort nach Kriegsende kämpften sie, wenn auch vergeblich, um die Ausgemeindung. Mit der Einstellung des Durlacher Tageblattes 1964 verlor die Stadt ein wichtiges Stück ihrer Eigenständigkeit. Der chronologische Rundgang endet mit einer Dokumentation zum Pfinzgau und leitet zu Sonderbereichen über. In den „gotischen Räumen" des Prinzessinnenbaues ist das Modell des Residenzschlosses aus der Zeit vor 1689 zu besichtigen. Unweit davon hängen die reizvollen Architektur- und Landschaftsbilder des in Durlach gebürtigen Malers Karl Weysser. Am Ende der stadtgeschichtlichen Ausstellung lädt das Karpatendeutsche Museum zu einem Besuch ein.

Zur Präsentation

Im Mittelpunkt einer Dauerausstellung müssen die Objekte, die Herzstücke eines jeden Museums, stehen. Sie belegen bestimmte Ereignisse, Zustände oder Einrichtungen in dieser Stadt. Im neuen Pfinzgaumuseum sollen sie mit ergänzenden Abbildungen und mit erläuternden Texten in ihr historisches Umfeld eingebettet werden, in dem sie ihre Bedeutung für die Geschichte Durlachs erst entfalten. Die Schönheit der Durlacher Fayencen können wir allein an den Originalen bewundern. Doch wer sie schuf, auf welche Weise, wo und bei welchem Gehalt, muß als zusätzliche Information von außen an die Ausstellungsgegenstände herangetragen werden. Die Objektlage und die Themenstellung fordern für einzelne Bereiche eine ganz eigene Präsentation. So werden die Arbeitervereine, die politischen Unruhen und die Folgen der Arbeitslosigkeit in den 20er Jahren anhand historischer Fotografien in einer kommentierten Diaschau vorgestellt.

Andererseits können Objektgruppen auch für sich sprechen, wie die nahezu vollständige Einrichtung eines Friseursalons, der einen plastischen Eindruck von der gediegenen Wohnlichkeit der 50er Jahre gibt.

Museumspädagogik und Ausstellungen

Zur künftigen Museumsarbeit gehören regelmäßige Führungen für verschiedene Personenkreise, Kinderaktionen sowie Museumsgespräche für Erwachsene. Vorgesehen sind Ausstellungen, um einzelne Themenbereich des Museums zu intensivieren und zu erweitern. Auch die in Durlach so ausgiebig gefeierte Fastnacht ist ein historisch wie volkskundlich interessantes Ausstellungsprojekt. Geführte Ausflüge in das badische Oberland oder in das ehemalige badische Rhodt könnten zur Vertiefung des im Museum Gesehenen beitragen.

Brigitte Baumstark

Zeitzeuginnen und Zeitzeugen berichten

Zeitzeuginnen und Zeitzeugen berichten

Dr. Lina Kirchenbauer

Direktorin des Lessinggymnasiums 1956 – 1966

Blick: Frau Dr. Kirchenbauer. Sie kamen als 14jährige an das Lessinggymnasium. Welche Motive waren für die Eltern wichtig?

L.K.: Weniger die Vorbereitung für bestimmte Berufe; ein allgemeiner Wissenserwerb stand für das damalige Bildungsbürgertum im Vordergrund, gerade auch bei den zahlreichen jüdischen Mitschülerinnen, die übrigens für das Lernen von Fremdsprachen besonders begabt waren. Freilich schätzte nicht jeder die gymnasiale Bildung. Meine Mutter hatte Kontakte zur alten Großherzogin Luise, von der sie skeptisch befragt wurde, warum man mich auf ein Gymnasium schicke; eine höhere Mädchenschule täte es doch auch.

Blick: War das Lessinggymnasium durch den spezifischen Begriff „Mädchenbildung" geprägt?

L.K.: Kaum, denn wir hatten ja eine „humanistische" Stundentafel mit 14 Stunden Latein und Griechisch. Freilich spielten Naturwissenschaften und Mathematik eine geringe Rolle. In der höheren Mädchenschule gab es noch das Fach „Handarbeit" als Symbol der Mädchenbildung. Wir mußten Hemden nähen nach einem alten Schnitt, den keiner mehr mochte, denn wir Abiturientinnen wollten uns 1919 nicht so betont männlich geben wie manche Frauenrechtlerin um die Jahrhundertwende.

Blick: 1919 konnten in Deutschland Frauen erstmals wählen. Sprach man unter Primanerinnen darüber?

L.K.: Wir wuchsen recht unpolitisch auf. Im Geschichtsunterricht wurde die Zeit bis Napoleon I. behandelt. Wir hörten nichts von 1848/49, nichts von Parteiengeschichte, eine politische Bildung, wie heute die Gemeinschaftskunde, gab es nicht. Auch Landesgeschichte spielte keine Rolle; die preußische Geschichte dominierte.

Blick: Für Mädchen war der Lehrberuf um 1919 besonders beliebt?

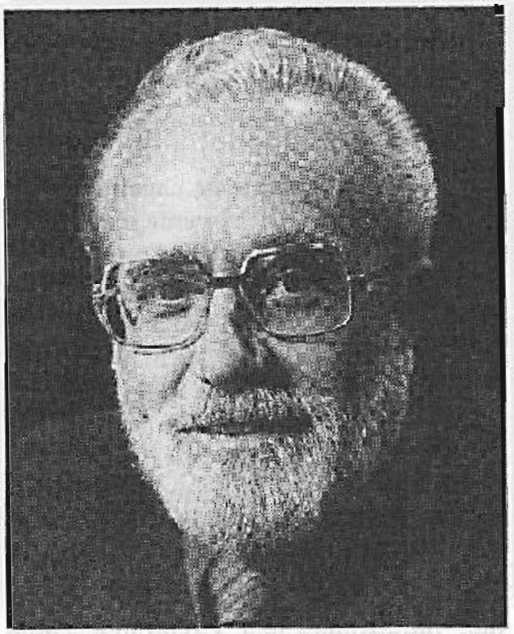
L.K.: Ja, darum waren Studentinnen in den philosophischen Fakultäten keine „Exoten", wie z. B. in den Ingenieurwissenschaften. Die Professoren behandelten uns ohne Vorurteil, die Zusammenarbeit zwischen Studenten und Studentinnen war – gerade in Heidelberg – harmonisch.

Blick: War es schwierig, eine Anstellung beim Staat zu erhalten?

L.K.: Nur wer beide Examen mit „gut" bestanden hatte - und das war damals nicht leicht -, konnte damit rechnen. Mit der Note „sehr gut" rutschte man auf der Warteliste um ein Jahr vor. Dennoch mußte ich zunächst noch drei Jahre an einer Privatschule tätig sein. Nachdem ich als Referendarin keinen Pfennig erhalten hatte, bekam ich jetzt monatlich 70 RM sowie freie Kost bei Übernahme von zusätzlichem Internatsdienst. Frauen wurden nicht benachteiligt, aber wir hatten noch Seltenheitswert. In Buchen, wo ich meine erste staatliche Stelle fand, war ich die erste Studienassessorin. „Uns bleibt auch nichts erspart", war die erste Reaktion des Kollegiums, aber bald ergab sich eine sehr harmonische Zusammenarbeit, und ich hatte einen geachteten Platz als „Fräulein von de Schul", wie meine Zimmervermieterin freundlich sagte.

Die Fragen stellte Leonhard Müller

Helmut Haag
SDR-Studioleiter i. R.



Blick: Herr Haag, der Einzug der Musikhochschule in das wiederaufgebaute Schloß Gottesaue erinnert an eine Bürgerinitiative vor 19 Jahren, deren Initiator und Vorsitzender Sie waren. Was geschah damals?

H.H.: Im Herbst 1970 sprach der Chef der Baugruppe in der Oberfinanzdirektion Karlsruhe Oberbaudirektor Heinrich Gremmelspacher, mit Gerold Benz und mir über Gottesaue. Es war das einzige der im Krieg zerstörten staatlichen Schlösser, das noch nicht wiederaufgebaut war. Das Land hatte bis dahin fast eine halbe Million Mark für die Sicherung der Ruine ausgegeben, ein Wiederaufbau zeichnete sich aber nicht ab.

Die Gefahr, daß dieses Juwel deutscher Renaissance-Baukunst endgültig zugrunde gehen könnte, war nicht von der Hand zu weisen. Der Wunsch, das Schloß in seiner ursprünglichen Form wiedererstehen zu lassen, war schon mehrmals in Stuttgart vorgebracht worden, zum Beispiel durch Landtagsinitiativen der Abgeordneten Otto Dullenkopf und Dr. Traugott Bender. Vor allem war es der Oststadtbürgerverein, der immer wieder auf dieses „Herzstück der Oststadt" hingewiesen hatte. Die Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein, einige Stadträte und engagierte Bürger bemühten sich, durch Anfragen im Gemeinderat, Lichtbildervorträge, Stellungnahmen und Leserzuschriften

das Gottesauer Schloß ins Bewußtsein der Karlsruher Bevölkerung zu rücken und „Stuttgart" aufzurütteln. Die Landesregierung hielt dem immer wieder entgegen: die Finanzlage lasse den Wiederaufbau nicht zu, es gäbe keinen dem Schloß angemessenen Verwendungszweck, die unmittelbare Umgebung der Ruine sei verbesserungsbedürftig, die Stadt solle hierfür erst einmal einen verbindlichen Bebauungsplan vorlegen.

Blick: Ein Verwendungszweck schien aber doch damals gefunden?

H.H.: Ja, Prof. Petrasch, der Direktor des Badischen Landesmuseums, wollte dort die ur- und frühgeschichtliche Sammlung und die provinzialrömische Abteilung unterbringen. Dabei wäre auch Raum für den vom Bürgerverein der Oststadt gewünschten Mehrzwecksaal geblieben. Unter diesen Voraussetzungen hielten wir – Gremmelspacher, Benz und ich – eine neue Runde im „Kampf um Gottesaue" für erfolgversprechend; und um die so oft erhobene Karlsruher Forderung auf breiter Basis vorbringen zu können, rief ich zu einer Bürgerinitiative auf. Sie wurde im Dezember 1970 gegründet und war vor allem „hinter den Kulissen" aktiv.

Blick: Wie war das Echo bei der Landesregierung und den Volksvertretern?

H.H.: Durchweg freundlich, doch Finanzminister Gleichauf warnte vor „allzu großem Optimismus". Einige Zeit später bat mich Landtagsvizepräsident Dr. Hermann Veit zu einem Gespräch: Er habe die Meinung etlicher Landtagskollegen erkundet. Ein Votum des Landtags im Sinn der Bürgerinitiative läge im Bereich des Möglichen, aber wir müßten uns einen anderen Verwendungszweck einfallen lassen. Nachdem das Land so viele Millionen aufgewendet habe, um das Karlsruher Schloß für das Badische Landesmuseum aufzubauen, sei für den Plan, ein weiteres Schloß für das Landesmuseum wiederherzustellen, keine Landtagsmehrheit zustande zu bringen. Er selbst habe dafür Verständnis und meine, es müsse sich ein anderer Zweck finden lassen. „Wie wär's denn mit der Musikhochschule?" fragte er in diesem Zusammenhang.

Blick: Das war wohl ein Rückschlag für die Bürgerinitiative?

H.H.: Gewiß, denn damit war eine der Hauptvoraussetzungen unserer Arbeit entfallen, und mit Veits Anregung kamen wir zunächst auch nicht weiter: Über den künftigen Sitz der Musikhochschule schien damals endgültig entschieden zu sein, sie sollte ins Prinz-Max-Palais kommen. Da war zwar vorübergehend die Pädagogische Hochschule untergebracht, doch der Zeitpunkt des Umzugs der PH in ihre eigenen Räume war abzusehen.

Durch die Verstaatlichung der Musikhochschule und durch neue Überlegungen bei der Stadtverwaltung über die künftige Nutzung des Prinz-Max-Palais' wurde Veits Vorschlag wieder aktuell. Der damalige Rektor der Musikhochschule, Prof. Velte, war von der – für ihn ganz neuen – Idee geradezu fasziniert. Er setzte nun seinerseits alle in Stuttgart erreichbaren Hebel in Bewegung, und einige Monate später rief er mich voller Freude an: „Die Sache läuft; nach menschlichem Ermessen wird die Staatliche Hochschule für Musik Karlsruhe ins Schloß Gottesaue einziehen." Die Bürgerinitiative konnte ihre Arbeit als beendet betrachten.

Eine ganze Reihe derer, die am Ringen um den Wiederaufbau des Gottesauer Schlosses beteiligt waren, dürfen den Einzug der Musikhochschule in Gottesaue leider nicht mehr erleben.

Die Fragen stellte Leonhard Müller

Helmuth Stephan

Stadtoberbaudirektor a. D.

Blick: Sie haben 1930 bis 1936 an der TH Karlsruhe, die damals noch 900 Studenten zählte, studiert und sind nach 1945 in die Heimat Ihrer Frau zurückgekehrt. Was war Ihr erster Eindruck?

H.S.: Ich war erschrocken über die Schäden durch den Luftkrieg. Als erstes mußte ja die Trümmerbeseitigung angepackt werden. Der Schutt der Innenstadt wurde z. T. in den Hafen gefahren, z. T. sollte er im Hardtwald später einem Stadionbau dienen. Man schuf von Anfang an die Fundierung für die Tribüne. Der Architekt äußerte aber, daß es keine leichte Aufgabe sein werde, später hier Verbesserungen vorzunehmen und sich durch die Trümmer durcharbeiten zu müssen.

Blick: Wo lag der Schwerpunkt des Wiederaufbaus in Ihrer Arbeit beim Hochbauamt?

H.S.: Vor allem beim Schulhausbau. Auf diesem Sektor errang Karlsruhe bald eine führende Position in der Bundesrepublik, vor allem mit dem Bau von Schulpavillons, die besonders bei Grund- und Hauptschulen eine kindgemäße Atmosphäre schaffen sollten und eine deutliche Abkehr vom bisher üblichen Repräsentionsstil darstellten. Der Pavillonbau verlangt freilich einen hohen Grundstücksverbrauch, so daß man ihn sich heute kaum leisten kann.

Blick: Wir klagen manchmal über die Nutzung von Asbest in jenen Jahren.

H.S.: Das galt damals als idealer Baustoff: feuerfest, schalldämpfend und vor allem billig. Über mögliche Schadstoffwirkungen war nichts bekannt.

Blick: Die pädagogischen Moden der 60er Jahre haben Sie beim Schulhausbau nicht mitgemacht?

H.S.: Es war für uns unvorstellbar, eine

Schule ohne Fenster und vollklimatisiert zu bauen. Eine Teilklimaanlage haben wir nur bei der Friedrich-List-Schule vorgesehen, um diese Handelslehranstalt vom Verkehrslärm der Kriegsstraße zu schützen.

Blick: Aber dem Flachdach-Trend ist man gefolgt?

H.S.: Das war die Handschrift jener Zeit, und bei hohen Gebäuden, wie z. B.der Heinrich-Hertz-Gewerbeschule, ging es gar nicht anders. Freilich wurden auch Schulen mit Schrägdächern gebaut, so wie wir nicht einseitig nur den neuen Stahlbeton nutzten, sondern auch mit altbewährten Backsteinen bauten.

Blick: Ein anderer Schwerpunkt waren die Sportstätten.

H.S.: Dabei vor allem die Bäder. Das Tulla-Bad, 1954 gebaut, galt bald bundesweit als Muster. Ein Zusammenspiel von Grünanlage und Wasserfläche, durch eine hohe Glaswand getrennt, aber durch Zugänge verbunden, das bezeichnete man als „Karlsruher Riviera". Mit dem Baugrund mußten wir sehr sparsam umgehen, weil das Sallenwäldchen weitgehend erhalten werden sollte. Darum konnte man keine 50 m, sondern nur eine 25-m-Schwimmbahn bauen und mußte die Garderoben übereinander ordnen. Aber als eines der ersten großen Sportbäder war es bald sehr beliebt durch seine zentrale Lage in Bahnhofsnähe und reichlichen Parkraum am Festplatz.

Blick: Furore machte ja auch das Wellenbad in Rappenwört.

H.S.: Deswegen fuhren wir auf Wunsch von OB Klotz extra nach Wien, wo bereits ein solches Bad zu besichtigen war. Zur Einweihung wurde im Gegenzug der Wiener OB Jonas angesagt. Als gleichzeitig ein Schausteller mit einem Walfisch „Jonas" Karlsruhe aufsuchen wollte, gab sich OB Klotz große Mühe, den Besuch der unterschiedlichen beiden „Jonasse" zeitlich zu entzerren.

Blick: Ein dritter Schwerpunkt waren die Städtischen Verwaltungsbauten. Gab es Diskussionen um den Wiederaufbau des Rathauses?

H.S.: Nur ganz am Rande. Allen Fachleuten war klar, daß der Marktplatz in alter Form erhalten werden mußte. Natürlich gab es auch Kahlschlag-Ideen, z.B. an Stelle des ausgebrannten Schlosses Hochhäuser zu errichten, ein undiskutabler Gedanke.

Blick: Das Schloß, im Landesbesitz, sollte ja Sitz des Bundesverfassungsgerichts werden.

H.S.: Wir hatten große Mühe, dem ersten Präsidenten, dem persönlich sehr bescheiden lebenden Gebhard Müller zu verdeutlichen, daß ein Neubau viel funktionsfähiger wäre. Er betonte dagegen, daß das höchste Gericht einen repräsentativen zentralen Platz brauche, und wir meinten, daß das BVG für ganz Deutschland Zentralität besäße, das Schloß aber für die Karlsruher Bürger zugänglich bleiben müsse. Schließlich konnte dort das Badische Landesmuseum einziehen.

Blick: Sie haben an zahlreichen Preisgerichten teilgenommen?

H.S.: In 44 Gremien teils als Mitglied, teils als Vorsitzender. Damit gewann man einen guten Überblick zur allgemeinen Entwicklung und konnte die Leistungen Karls-

ruhes im Vergleich zu anderen Städten einordnen.

Blick: Mit welchen Augen betrachten Sie dann alle jene Bauten, die unter Ihrer 22jährigen Leitung des Hochbauamts entstanden sind?

H.S.: Bei aller Bescheidenheit glaube ich, ich kann mit aufrechtem Gang an ihnen vorbeigehen.

Die Fragen stellte Leonhard Müller

Hanne Landgraf

Stadträtin und Landtagsabgeordnete

Blick: Frauen in der Politik, das war, als Sie damit angefangen haben, noch eher die Ausnahme. Wie haben Sie den Weg zur aktiven politischen Tätigkeit gefunden?

H.L.: Eigentlich kann ich nichts dafür, daß ich in die Politik hineingeschliddert bin. Ich wurde in eine politische Familie hineingeboren. Der Vater meiner Mutter wurde zur Zeit des Sozialistengesetzes mit seiner Frau und 10 Kindern aus Thüringen ausgewiesen. In Karlsruhe in der Luisenstraße konnte er sich ein Geschäft für Haushaltswaren aufbauen. Er hat zu ganz kleinen Raten auch Herde und Öfen verkauft und so den Arbeitern deren Anschaffung überhaupt ermöglicht. Auch die Familie meines Vaters war sozialdemokratisch geprägt. So wurde ich also in die Arbeiterbewegung hineingeboren und habe von Anfang an erfahren, daß man für eine Besserstellung der Lebensverhältnisse kämpfen mußte. Notwendig war dazu aber, sich Kenntnisse anzueignen. Ich habe schon in jungen Jahren viele belesene Leute bei den fast familiären Treffen und Festen der Arbeiterbewegung kennengelernt.

Blick: Welcher der zahlreichen Organisationen der Arbeiterbewegung haben Sie zuerst angehört?

H.L.: Ich durfte damals schon mit 6 Jahren zum Turnen gehen, das war etwa 1920, obwohl das erst im Alter von 10 üblich war. Für meinen Vater war es selbstverständlich, bei all seinen Tätigkeiten für die Partei und die Gewerkschaft, am Donnerstag abend die Kinder, das heißt meine 5 kleineren Geschwister zu hüten, damit meine Mutter ins Turnen gehen konnte. Vor 1933 hatten wir schon durchgesetzt, daß eine Vertreterin der Frauenabteilung im Hauptvorstand des Turnvereins vertreten war, um dort die Interessen der Frauen wahrzunehmen.

Blick: 1933 wurde die Arbeiterbewegung dann von den Nationalsozialisten verboten. Wie haben Sie als Mitglied der Arbeiterbewegung die Auswirkungen des „Dritten Reiches" erlebt?

H.L.: Mein Vater wurde mehrfach verhaftet und dann auch arbeitslos. Ich selbst war bei der Machtergreifung bei der Eisenbahnergewerkschaft im Volkshaus in der Schützenstraße angestellt. Am 2. Mai 1933 war dann das Haus von SA umstellt, hinter jedem Stuhl stand praktisch ein Aufpasser. Der Gleichschaltungsbeauftragte hatte alle Vorsitzenden und Geschäftsführer in einen Raum befohlen und sie angeschrieen: „Am liebsten würde ich Euch jetzt alle an die Wand stellen." Im Juni habe ich dann meine Kündigung erhalten. Unsere Familie blieb auch in der Folgezeit von argwöhnischer Beobachtung der Nationalsozialisten nicht verschont, die Arbeitssuche war schwierig.

Blick: Wie ging es für Sie nach dem Ende des Nationalsozialismus weiter, wie kamen Sie 1945 zur aktiven Teilnahme am politischen Geschehen?

H.L.: Beim Wiederaufbau der städtischen Verwaltung wurde Karlsruhe in Bezirke eingeteilt, und mein Vater Karl Siebert wurde einer von 16 Bezirksvorstehern. In der Kronenstraße 15, im ehemaligen jüdischen Gemeindezentrum, habe ich ihm geholfen, Schreibarbeiten zu erledigen. Es wurden KZ-Häftlinge und heimkehrende Soldaten betreut, Lebensmittelkarten ausgeteilt, Wohnungen vermittelt, Wohnungseinrichtungen und Kleider verteilt. Ich hatte damals gerade meine Tochter bekommen, und mein Mann war noch bis 1948 in Gefangenschaft. Eines Tages kam dann Kunigunde Fischer mit zwei anderen Frauen zu meinem Vater, um ihm zu sagen, er solle die Arbeiterwohlfahrt gründen, was er dann von der Bezirksverwaltung aus organisierte. Zu der ersten Versammlung bin ich natürlich hingegangen, hatte aber noch nichts mit aktiver Beteiligung im Sinn. Als ich dann nach Hause kam, war ich Kassier der Arbeiterwohlfahrt, den Vorsitz hatte Kunigunde Fischer übernommen. Fünfundzwanzig Jahre lang blieb ich ehrenamtliche Hauptkassiererin der Arbeiterwohlfahrt, obwohl ich mir fest vorgenommen hatte, nie eine Kasse zu verwalten. Hinzu kam die Organisation der Kindererholung im Waldheim, bei der 500 Kinder zu betreuen waren. Dabei haben mir eine ganze Reihe ehemaliger Mitturnerinnen geholfen. 1946 trat ich in die SPD ein und war bei den Jungsozialisten. Das lief zwar etwas nebenher, aber wir waren politische Menschen und wollten eine neue Welt gestalten. Mein Ausgangspunkt war, dafür zu sorgen, daß so etwas wie das „Dritte Reich" nicht mehr passieren würde. Ich habe dabei nie daran gedacht, in die Politik zu gehen.

Blick: War es bei Ihren Aktivitäten aber nicht abzusehen, daß man Sie auffordern würde, für den Gemeinderat zu kandidieren?

H.L.: 1947 hat mir der damalige Arbeitsamtsdirektor Karl Konz gesagt, die SPD hätte beschlossen, daß ich unbedingt für den Gemeinderat kandidieren müsse, denn ich sei ja ohnehin schon als AWO-Vertreterin im Schul- und im Jugendwohlfahrtsausschuß der Stadt tätig. Ich habe ihm erklärt, ich wolle bei der AWO bleiben, denn da könne ich viel bewirken. Ich habe mich dann trotzdem als Kandidatin für einen hinteren Listenplatz zur Verfügung gestellt und kam nicht in den Stadtrat. 1953 habe ich mich dann wieder zur Verfügung gestellt und

konnte bei der Wahl vom unsicheren 13. Platz vorrücken und zwei Männer überrunden. Einer der beiden hat es nur schwer verwunden, ausgerechnet von einer Frau abgehängt zu werden.

Blick: Hatten es Frauen in der damaligen Männerwelt der Politik besonders schwer?

H.L.: Ich habe es überhaupt nie schwer gehabt, mit den Politikern klarzukommen.

Blick: Gab es für Sie irgendwelche thematischen Beschränkungen, etwa auf Fragen der Sozialpolitik, oder konnten Sie zu allen Themen Stellung nehmen?

H.L.: Ich habe in allen Dingen mitreden können. Man delegierte mich ja z. B. auch als erste Frau in den Verwaltungsrat der Volkswohnung. Das hat zwar dem damaligen Direktor nicht ganz gepaßt, er hat aber später doch gesagt, es sei gut, daß ich gekommen sei. Nachher kam dann noch Frau Menzinger von der CDU dazu, so daß wenigstens zwei Frauen vertreten waren.

Blick: Gab es Entscheidungen des Gemeinderats, an die Sie sich besonders erinnern?

H.L.: Bei der Entscheidung über die Ansiedlung des Kernreaktors in Karlsruhe habe ich meiner Fraktion großen Kummer gemacht. Wir haben uns natürlich ausführlich von Fachleuten informieren lassen. Als es einmal hart auf hart ging, habe ich die Meinung vertreten, man könne sich nicht dem Fortschritt verschließen, Energie würde nicht beliebig nachwachsen, ich sei für den Reaktor in Karlsruhe. Ernst Schiele hat mir erklärt, er könne mich, die sich um jeden einzelnen Menschen solche Sorgen mache, nicht verstehen. Die Kernforschungsgesellschaft und der Reaktor in Leopoldshafen waren ja für die Stadt und die Region tatsächlich auch ein großer Gewinn. Die SPD im Stadtrat hat um ihre Entscheidung für den Reaktor hart gerungen. Über den Umfang der Folgeprobleme der atomaren Stromerzeugung herrschte damals allerdings noch überhaupt keine realistische Vorstellung. Mein besonderer Einsatz im Gemeinderat galt natürlich auch sozialen Fragen. Hier erinnere ich mich an den erfolgreichen Kampf für Kindergartenzuschüsse.

Blick: War für Sie die Kandidatur für den Landtag die logische Konsequenz aus ihrer Tätigkeit in der Lokalpolitik?

H.L.: 1964 suchte die SPD für die Landtagswahl einen Zeitkandidaten hinter Walter Wäldele, und da ich in Karlsruhe die meisten Stimmen hatte, fragte man mich. Ich schlug daraufhin eine andere Frau vor, worauf man mir sagte: „Wir brauchen keine Frau. Wenn Du nicht willst, dann haben wir auch einen Mann." Nach einiger Bedenkzeit habe ich mir gesagt, diese Chance kann ich den Frauen jetzt nicht nehmen. Zwei Jahre später, als Walter Wäldele Bürgermeister wurde, bin ich dann in den Landtag nachgerückt. Und hier kam mir meine Erfahrung aus dem Stadtrat, wo ich für die Menschen Politik gemacht hatte, sehr zugute. Lokalpolitische Kenntnisse sind eine ganz wichtige Voraussetzung, um im Landtag erfolgreich zu sein.

Blick: Was haben Sie im Landtag erreicht?

H.L.: Sehr viel für die Jugendhilfe, für den Sport, für die Altenhilfe, für die Behinderten insbesondere. Dabei bin ich immer zu den unmittelbar Betroffenen z. B. zu den Blinden oder zu den Eltern der contergangeschädigten Kinder gegangen und habe mich

von ihnen über ihre Sorgen und Nöte informieren lassen. Besonders hart war der Kampf um das Gesetz für die Blindenhilfe, das dann doch durchgebracht wurde.

Blick: Was konnten Sie als Karlsruher Abgeordnete in Stuttgart für ihren Wahlkreis erreichen?

H.L.: Die Musikhochschule in Karlsruhe hat mir ihren Ehrenbrief verliehen für meinen Einsatz für diese Karlsruher Institution, deren Existenz zeitweilig gefährdet war. Sehr schwergefallen sind mir die Entscheidungen über die Eingemeindungen im Zusammenhang mit der Verwaltungsreform, besonders im Falle Neureuts. Damals von 1968 bis 1970, als diese Diskussionen begannen, war ich übrigens die einzige Frau im Landtag. Zahlreiche Frauen- und Jugendorganisationen wollten mich deshalb als Rednerin haben. Ich hatte das Gefühl, das Bettuch an fünf Zipfeln zu halten.

Blick: Sie haben 1968 Ihr Mandat im Stadtrat und 1976 Ihr Landtagsmandat aufgegeben, sind aber weiter in der Arbeit der AWO und anderen sozialen Einrichtungen aktiv geblieben. Was würden Sie heute als wichtige Voraussetzung für politisches Arbeiten ansehen?

H.L.: Ganz wichtig ist es, zu den Menschen zu gehen und sich nach ihren Nöten und Sorgen zu erkundigen, denn für sie wird die Politik gemacht. Nur überlaut Forderungen zu stellen, wirkt abschreckend. Man erreicht dann etwas, wenn man gangbare Problemlösungen selbst vorträgt und dafür Verbündete findet. Politik muß man mit Ruhe und Gelassenheit, aber auch mit Diplomatie und Ausdauer betreiben.

Die Fragen stellte Manfred Koch

Toni Menzinger

Stadträtin und Landtagsabgeordnete

Blick: Wie hat es sich ergeben, daß Sie als geborene Rheinländerin, Jahrgang 1905, in Karlsruhe politisch aktiv werden konnten?

T. M.: Ich kam 1932 durch meine Heirat hierher, nachdem ich zuvor in Bayern als Studentin der Psychologie und zuletzt als Lehrerin an der katholischen höheren Mädchenschule der Dominikanerinnen in Mannheim tätig war. Man bat mich sehr bald, in Karlsruhe den Vorsitz der Vinzenzkonferenz von St. Stefan zu übernehmen. Diese Arbeit war als kirchliche, nicht gleichgeschaltete Gruppe im „Dritten Reich" sehr wichtig, und brachte mich auch sehr bald unter die Aufsicht der Gestapo. Nach 1945

war es klar, daß ich diese Tätigkeit intensiv fortsetzte, wobei mir die Hilfe meiner Familie sehr zugute kam. Wir gründeten mit Hilfe der Jesuiten die „katholische Arbeitsgemeinschaft", deren Ziel es war, den Menschen der Stadt – gleich welcher Konfession – Mut und Hilfe zu einem neuen Anfang zu geben. Ich habe u. a. Elternkurse durchgeführt und einen Filmclub gegründet, weil ich überzeugt war und bin, daß man für alle Berufe eine Ausbildung hat, nur nicht für den der Mutter oder des Vaters. Meine Bemühungen trugen einen stark ökomenischen Charakter, ich durfte z. B. schon damals in der evangelischen Matthäuskirche meine Vorträge halten.

Blick: Insofern waren Sie ja für eine Partei wie die CDU eine interessante Kandidatin?

T. M.: Offensichtlich, obwohl ich überhaupt keine politischen Ambitionen hatte. Schließlich gab ich der Bitte der CDU nach – fand mich allerdings auf ziemlich aussichtslosem Platz elf der Liste. Durch kumulieren und panaschieren kam ich zu meiner Überraschung auf Platz 4 und so in den Stadtrat.

Blick: Hatten Frauen es damals schwerer, politisch aktiv zu sein?

T. M.: Wir waren nun nach der Wahl von 1953 fünf Frauen, und sicher hatten wir immer wieder mit Vorurteilen zu rechnen. Ich erinnere mich z. B. an meine Kandidatur 1972 für den Landtag, als ich in Mühlburg vor meinem Plakat sagen hörte: „Was, ein Weib soll ich wählen?" Aber mit Sachverstand und Engagement konnte man sich durchsetzen.

Blick: In welchen Bereichen war das möglich?

T. M.: Z. B. im Schulausschuß der Stadt, als der Schulhausbau nach den Kriegszerstörungen noch lange vordringlich blieb. Oder im Werkausschuß,wo wir uns entschieden für den Verbleib der Straßenbahn in der Kaiserstraße mit zahlreichen Haltestellen für die Hausfrauen einsetzten, im Dirnenausschuß – so hieß das damals –, wo ich von den Bewohnern des Dörfles mit den Problemen der zunehmenden Prostitution konfrontiert wurde. Die ersten Familien wurden nach Oberreut umgesiedelt, um die Kinder in einer anderen Atmosphäre aufwachsen zu lassen. Das größte Wunder aber war, daß ich als Frau 1957 die Haushaltsrede halten sollte — bisher ausgesprochen einem Mann vorbehalten!

Neben der Ausschußarbeit gab es schwerwiegende Plenumsentscheidungen, z. B. über die Genehmigung eines Atomreaktors in Karlsruhe. Ich stimmte dagegen, weil ich überzeugt war, daß ein Strahlenschutzgesetz zu gleicher Zeit unbedingt erforderlich ist, wenn man einen Reaktor baut. Darüber hinaus verfaßte ich ein Flugblatt zur Unterstützung meiner Forderung: Aktivitäten, die weder bei meiner Fraktion noch bei OB Klotz Freude machten. Sie alle waren meines Erachtens bei dieser Zustimmung nur in erster Linie auf das Größenwachstum und die Bedeutung der Stadt bedacht. Auch bei der Anlage der Raffinerien war das Umweltbewußtsein noch unterentwickelt. Als ein Kollege und ich uns nach der Höhe der Kamine erkundigten, sagte OB Klotz freundlich: „Machen Sie sich keine Sorgen, der Südwestwind weht alles vorbei nach Mannem!"

Wichtig war mir fernerhin die Betreuung behinderter Kinder – in den 50er Jahren gab es die ersten Contergan-Fälle –, für die wir Kindergärten mit ärztlicher Betreuung ein-

richteten. Neu für Karlsruhe war die Einrichtung der Elternschule mit Tanz-, Bastel- und Märchenerzählkursen sowie Dichterlesungen. In meinen regelmäßigen Sprechstunden wurde mir rasch klar, daß die Ausländerkinder Hilfe für die Hausaufgaben brauchten. Natürlich benötigten alle diese Einrichtungen Zuschüsse der Stadt.

Blick: Sie sind neben Ihrer Arbeit als Gemeinderätin ab 1970 als Landtagsabgeordnete gewählt worden. Gab es auch auf dieser Ebene noch Vorbehalte gegen Frauen?

T. M.: Frauen wurden damals gern als Zweitkandidatinnen aufgestellt, und ich zog als solche in den Landtag als Ersatz für Otto Dullenkopf, da dieser als Oberbürgermeister gewählt worden war. Ich blieb dann 1972 und 1976 als direkt gewählte Abgeordnete dort, bis ich 1980 aus Altersgründen freiwillig ausschied. Mein Start war recht günstig, da 1970 gerade die Verabschiedung des Kindergartengesetzes anstand und ich internationale Erfahrungen aus meiner Unesco-Arbeit in dem Ausschuß „Parents et Maitres" einbringen konnte.

Blick: War es Ihnen möglich, neben der allgemeinen Abgeordnetenarbeit - so als stellvertretende Fraktionsvorsitzende - für Karlsruhe einiges zu bewirken?

T. M.: Natürlich, z. B. beim Ausbau der hiesigen Krankenanstalten – der städtischen als auch der privaten –, der Hochschulen, der Kunsthalle, der Landesbibliothek. Ich habe Mitglieder meiner Fraktion eingeladen, im Gespräch mit den Musikern selber zu sehen, daß die Mitgliederzahl des Orchesters nicht wesentlich hinter der Stuttgarter Mitgliederzahl zurückbleiben dürfe. Bei der kontinuierlichen Arbeit für den Wahlkreis darf man nicht schüchtern sein, denn man ist ja gewählt, um zu helfen. Mich hat da wohl mein rheinisches Temperament unterstützt - aber auch nicht zuletzt der überparteiliche Kontakt, das Vertrauen, das man sich in anderen Fraktionen erworben hatte sowie die rechtzeitige Sachinformation der Ministerialen. Das war gerade bei der schwierigen Frage der Gebietsreform so wichtig, wo z. B. die Neureuter Bürger so bitter – freilich nicht nur auf mich – waren.

Blick: Eigentlich keine spezifische „Frauenpolitik"?

T. M.: Dieser Begriff wird viel zu sehr überdehnt, denn die allermeisten Fragen und Aufgaben müssen von Männern und Frauen gemeinsam gelöst werden. Wenn Frauen in Karlsruhe und anderswo gute politische Alltagsarbeit leisten und sich dabei durchzusetzen vermögen, ist das beste „Frauenpolitik".

Die Fragen stellte Leonhard Müller

Biographien

Biographien

Stephanie Napoleon
Großherzogin von Baden (1789 – 1860)

Stephanie de Beauharnais entstammte einer adligen Familie aus dem Poitou. Die Mutter starb schon drei Jahre nach der Geburt der Tochter; der Vater, Graf Claude de Beauharnais, emigrierte und überließ das Kind einer schottischen Pensionatsfreundin seiner Frau, die für den Unterhalt aufkam. Die nächsten zehn Jahre verbrachte es mit zwei adligen Nonnen in Südfrankreich. 1803 erinnerte sich der aus der Emigration zurückgekehrte Vater, ein Vetter des ersten Mannes der Gemahlin des 1. Konsuls Napoleon Bonaparte, seiner Tochter und holte sie nach Paris. Da ihre Ausbildung in den ersten Jahren vernachlässigt war, schickte man sie in das Erziehungsinstitut der Madame Campan nach St. Germain. Von dort kam sie 1806 an den Hof Napoleons. Der Kaiser bestimmte sie im Zuge seiner dynastischen Bündnispolitik dem badischen Erbprinzen Karl zur Frau, adoptierte sie und machte sie zur „Altesse Impériale, Madame la Princesse Stéphanie Napoléon de France fille adoptive de S.M. l'Empereur et Roy". Mit großem Prunk wurde am 7. April 1806 die Zivil- und am 8. April die kirchliche Trauung vollzogen.

Beide Partner waren jedoch zu jung und unerfahren, um die Pflichten des ehelichen Bündnisses zu erfassen. Als Wohnsitz wurde ihnen das Mannheimer Schloß zugewiesen; Karl weilte unter dem Vorwand von Regierungsgeschäften die meiste Zeit in Karlsruhe, wo er sein ausschweifendes Junggesellenleben wieder aufnahm. So führte das Paar weitgehend getrennte Hofhaltungen und lebte in denklich schlechtem Einvernehmen. 1810 lud Napoleon die Gatten nach Paris ein, um Rechenschaft über ihr Verhalten und von Karl auch über die schlechten Zustände in Baden zu verlangen. Mehr aus politischem Kalkül denn aus Zuneigung fand eine Annäherung der beiden statt. Am 5. Juni 1811 brachte Stephanie ihre erste Tochter zur Welt. Das zweite Kind, ein Sohn, starb völlig unerwartet zehn Tage nach der Geburt. An ihn knüpft sich die Legende Kaspar Hauser. Nach dem Tod des Erbprinzen entwickelten die Ehegatten echte Zuneigung. Als nach dem Sturz Napoleons dem Großherzog nahegelegt wurde, sich von seiner ihm aufgezwungenen Gemahlin scheiden zu lassen, lehnte er rundweg ab. Von den drei weiteren Kindern blieben die Töchter am Leben, während der Sohn nur ein Jahr alt wurde. Auch der Großherzog, dessen Gesundheit früh zerrüttet war, starb nach nur siebenjähriger Regierungszeit am

8. Dezember 1818.

Stephanie überlebte ihren Gemahl 42 Jahre. Mit ihren Töchtern, deren Erziehung und standesgemäßen Verheiratung ihr ganzes Bestreben galt, führte sie im Mannheimer Schloß einen bescheidenen, doch geselligen und geistreichen Hof. Sie reiste viel, empfing Besuche, malte und musizierte.

Die älteste Tochter Luise verheiratete sie mit einem Vetter, Gustav Wasa, Sohn des entthronten Schwedenkönigs; die zweite Josephine, mit dem Erbprinzen Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen; die jüngste Marie, ehelichte den 11. Herzog von Hamilton.

Die nie stabile Gesundheit der Großherzogin zwang sie zu zahlreichen Badereisen und mehreren Winteraufenthalten in Nizza, wo sie am 29. Januar 1860 starb. Als letzte des badischen Hauses wurde sie in der Fürstengruft in Pforzheim beigesetzt.

Rosemarie Stratmann-Döhler

Wilhelm Kratt
Hofphotograph

1989 jährt sich sowohl der 120. Geburtstag, als auch der 40. Todestag Wilhelm Kratts, zudem feiert man das 150. Jubiläum der Fotografie. Anlässe genug sich dieses Mannes und seiner wohl einzigartigen Leistung zu erinnern.

Vom Hofschauspieler zum Hofphotographen – wobei die letztere, ihm als Auszeichnung verliehene Titulatur heute wohl eher geeignet ist, falsche Assoziationen über seine Tätigkeit zu erwecken - die Beschäftigung mit Kunst bzw. ihre Ausübung, waren für den am 1. Juli 1869 in Karlsruhe geborenen ein Leben lang Bedürfnis. Kein Wunder, angesichts der „kunstgesättigten Atmosphäre" in seinem Elternhaus, wie es Rudolf Proschky 1928 in der „Badischen Heimat" formulierte. Dieser Neigung Kratts wurde während der Schulzeit, er besuchte das Gymnasium in Baden-Baden, weiter gefördert. Nach Abitur und Militärdienst entschied er sich daher, Schauspieler zu werden. Die erste Station bildete von 1888 bis 1891 das Großherzogliche Hoftheater Karlsruhe. Es folgten Engagements des als jugendlicher Held und Liebhaber agierenden Kratts an verschiedenen auswärtigen Bühnen. Seine Theaterlaufbahn fand jedoch bald ein unfreiwilliges Ende: Schwerhörigkeit sowie ein Lungenleiden zwangen ihn, sich nach einem anderen Beruf umzusehen. Seine Wahl fiel auf die Fotografie, die es ihm

ermöglichte, sein kunsthistorisches Interesse und die auf diesem Gebiet noch während seiner Schauspielerzeit in Karlsruhe bei Prof. Wilhelm Lübke angeeigneten Kenntnisse mit einer Erwerbstätigkeit zu verbinden. Das Wissen für sein neues Metier erwarb er sich bei Prof. Schmidt in Karlsruhe und bei dem Freiburger Hofphotographen und Nestor der badischen Fotografen überhaupt, C. Ruf. Zunächst von Heilbronn aus, wo Kratt 1898 das Photoatelier Schuler übernahm, dann von Karlsruhe, wo er das „Institut für kunsthistorische Photographie" gründete, machte er sich mit großer Zähigkeit an die sich selbst gestellte Aufgabe. Er wolle, schrieb er 1909, „die vielfach noch ganz unbekannten, oft an kleinen, weltfernen Orten verstreuten Kunstwerke aller Gattungen und Stile besonders durch eingehende Detailaufnahmen dem kunsthistorischen Studium erschließen ... Bei den Bearbeitungen kommt vor allem das Großherzogtum Baden in Betracht ...

Bei dem von Jahr zu Jahr anwachsenden Negativbestand hoffe ich, ... den Verlag allmählich zu einem badischen Denkmälerarchiv auszubauen, in welchem möglichst alles vertreten ist, was es in kunsthistorischer Beziehung Interessantes im Großherzogtum Baden gibt." Tatsächlich gelang es ihm, dieses Ziel in hohem Maße zu realisieren. Umfaßte sein Archiv 1909 1.500 Aufnahmen, so waren es 1928 bereits 12.000. Eine enorme Leistung, die Kratt mit einem gehörigen Schuß Idealismus erbrachte: Reichtümer waren damit nicht zu verdienen. Zwar fand seine Arbeit „das freundliche Interesse" des badischen Staates, von dem er verschiedentlich, wie auch von kirchlichen Institutionen, Aufträge erhielt, die Mehrzahl der Bilder entstand jedoch auf eigenes Risiko. Erst 1936 wurden staatliche Mittel zum Erwerb größerer Bestände dieser einmaligen Dokumente bewilligt. Nach dem Tode Kratts, der am 26. Februar 1949 in seiner Heimatstadt starb, kaufte das Landesdenkmalamt von seiner Witwe weitere Aufnahmen und besitzt heute gut 9.000. Vor kurzem wurden auch im Stadtarchiv Architekturfotos Kratts entdeckt, dessen Werk, zumal mit Blick auf die kulturgeschichtlichen Aspekte des geplanten ZKM, eine eingehende Würdigung verdient hätte.

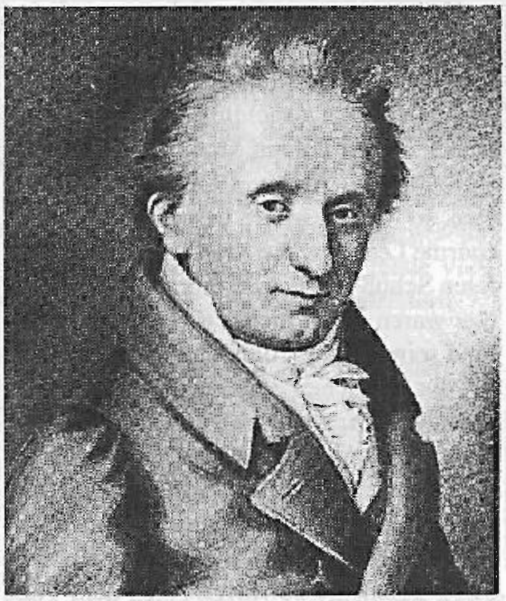
Bernhard Schmitt

Sigismund v. Reitzenstein

Ein „Revolutionär" von oben

Während die Französische Revolution verschiedene Geburtsorte kennt, haben ihre Auswirkungen in Deutschland in den Amtsstuben der Ministerialen, den „Revolutionären von oben", ihren Niederschlag gefunden. Der für Baden bedeutendste war Sigismund Freiherr von Reitzenstein, 1766 bei Bayreuth geboren. Mit 15 Jahren begann er in Göttingen Jura zu studieren, schloß dann in Erlangen ab, trat nach einer Praxiszeit mit 22 als Hofrat in badische Dienste und wurde 1792 Landvogt des Oberamts Rötteln bei Lörrach.

Als im 1. Koalitionskrieg das französische Revolutionsheer erfolgreich über den Rhein setzte, schloß nach dem Ausscheiden Preußens auch Baden einen Sonderfrieden in Basel, den Reitzenstein, seit 1796 Badischer Bevollmächtigter in Paris, ausgehan-



delt hatte. Er hatte zum einen seinen zögernden Fürsten davon überzeugt, daß „unter den Kanonen Straßburgs" nur ein Votum für Frankreich den Bestand der Markgrafschaft sichern könne, andererseits hatte er dem Pariser Direktorium klar gemacht, daß es in seinem Interesse liegen müsse, am Oberrhein mit einem einzigen, freundlich gesonnenen Staat zu kooperieren. 1803 im Reichsdeputationshauptschluß und 1806 im Rheinbund des „gestiefelten" Revolutionärs Napoleon konnte man die Früchte dieser Politik ernten: zum Großherzogtum um das Vierfache erweitert, war Baden nun ein Mittelstaat, dessen Erbprinz Karl durch seine Frau Stephanie Beauharnais mit der Familie Napoleons verbunden war, eine politische Ehe, die auch Reitzenstein mitgestiftet hatte.

Seit 1807 als Kurator um die Reorganisation der abgesunkenen Universität Heidelberg bemüht, wurde er angesichts einer schwierig gewordenen Verwaltung und zerrütteter Finanzen 1809 als leitender Staatsminister berufen. Mit seinem Organisationsedikt wurde Baden nach dem Vorbild französischer Präfekturen in Kreise aufgeteilt, in denen der Kreisdirektor über den Zugriff bis in die letzte Gemeinde verfügte. An Stelle des Geheimen Rats, einer Kollegialregierung, waren jene Fachministerien getreten, die wir heute als die klassischen bezeichnen, streng hierarchisch gegliedert, in denen akademisch ausgebildete Beamte arbeiteten, die nach Leistung, nicht nach Stand rekrutiert wurden, ein Durchbruch zum modernen Staat, in dessen Säurebad die alten Traditionen mediatisierter und säkularisierter Erwerbungen sich auflösten.

Unter der Regierung des Großherzogs Karl vermittelte Reitzenstein 1813 beim – späten – Wechsel in das Lager der Gegner Napoleons und half mit, den badischen Staat 1815 zu erhalten. Er gehörte zu jenen Beratern, die den lethargen Großherzog zur Genehmigung einer Verfassung bewegten, die zwar nicht die erste, aber die freiheitlichste der drei süddeutschen Staaten war.

1832 bis 1842 wurde Reitzenstein noch einmal an die Regierungsspitze gerufen, um mit seinem guten Namen den Druck Metternichs auf den badischen Liberalismus abzufangen, zehn Jahre, in denen der von Krankheit und Alter gezeichnete nicht mehr jenes Durchsetzungsvermögen zeigte, das seine Anfangsphase charakterisierte. Ein Jahr vor der Revolution 1848 starb er in Karlsruhe, wo in der Halle des Alten Friedhofs sein Grabstein aufgestellt ist. „Des Vaterlandes Rat und Freund" liest man als Inschrift – eine Untertreibung. Der badische Staat kann in ihm seinen eigentlichen Gründer sehen. *Leonhard Müller*

Die Macklots

Am 29. Dezember 1756 erschien als erste Karlsruher und badische Zeitung das „Carlsruher Wochenblat / oder Nachrichten / zum Behuf der Policey, des Haushaltungs- und Handlungs-Wesens wie auch der Gelehrsamkeit". Nicht ganz ein Jahr später, am 24. Oktober 1757, wurde dem Herausgeber auch das Privileg auf die „Carlsruher Zeitung", das erste politische Blatt des Landes, mit der Bemerkung erteilt, daß außer dem, zwei Jahre danach zum „Hofbuchführer" ernannten Michael Macklot (1728-1794) in den Baden-Durlach'schen Landen niemand eine politische Zeitung verlegen dürfe. Dieses Privileg machte Michael Macklot zum Begründer des badischen Pressewesens. Doch über die Grenzen der Markgrafschaft und der damaligen Zeit hinaus berühmt wurde Macklot durch den in „Dichtung und Wahrheit" verewigten Zorn Goethes, der sich, näher betrachtet, über einem offenkundigen Irrtum des Dichters entzündet hatte...

Dies geschah im Mai 1775, als Goethe dem badischen Markgrafen Karl Friedrich seinen Besuch abstattete. „Die Frau Markgräfin", so lesen wir in „Dichtung und Wahrheit", „wollte auch mit anmutigen Reden eine gewisseTeilnahme beweisen, wogegen wir uns zwar dankbar verhielten, konnten aber doch zu Hause ihre schlechte Papierfabrikation und die Begünstigung des Buchdruckers Macklot nicht ungeneckt lassen". Und im dritten Teil seiner Erinnerungen kommt Goethe spürbar verärgert noch einmal darauf zu sprechen: „Die Frau Markgräfin habe auch eine Papierfabrikation angelegt, deren Ware aber so schlecht geworden sei, daß man sie nirgends habe unterbringen können. Da habe der Buchhändler

Camille Macklot jun. 1839 – 1914

Macklot den Vorschlag getan, die deutschen Dichter und Prosaisten auf dieses Papier abzudrucken, um dadurch seinen Wert in etwa zu erhöhen. Mit beiden Händen habe man dieses angenommen."

Hier irrt Goethe, denn der spätere Verleger seiner Jugendwerke in der badischen Markgrafschaft war Christian Gottlieb Schmieder, der, da ihm das badische Privileg versagt blieb, sein Handwerk mit „allerhöchst gnädigst kayserlichem Privilegio" ausübte. Möglicherweise findet Goethes Verärgerung darin eine Berechtigung, daß Macklot im Auftrag Schmieders als Drucker tätig gewesen sein könnte.

Militärs zählen zu den Ahnen des späteren Verlagsgründers der zuerst Medizin studiert hatte, dann aber in die erste Karlsruher Buchhandlung gekommen war. Am 14. Februar 1757 erhielt er das Privileg als alleiniger Buchhändler am Platz. Neunzehn Jahre

danach ersteigerte der unternehmungslustige Macklot in der Waldhorngasse die erste Karlsruher Druckerei, die er allerdings nie bezahlte. Zu jener Zeit war er schon der erfahrene Herausgeber der ersten Zeitungen in der Markgrafschaft. Hinzu war sehr bald schon das nicht minder gewichtige Druckprivileg auf sämtliche Kirchen- und Schulbücher gekommen, so daß Michael Macklot bei Erwerb der Druckerei in der Markgrafschaft bereits bekannt war. Seinen Blättern schloß sich bald das wissenschaftliche Organ der „Carlsruher Nützlichen Sammlungen" sowie die „Carlsruher Beyträge zu den Schönen Wisenschaften" an. Augenscheinlich zeichnete sich schon jene enge Verbindung mit den Schicksalen des badischen Landes und seiner Residenzstadt ab, die sich dann über anderthalb Jahrhunderte lang in Druckerzeugnissen spiegelte.

Sechs Jahre vor seinem Tode, am 8. September 1788, wurde der nun sechzigjährige Michael Macklot durch Ernennung zum „Fürstlichen Rat" geehrt und mit ihm sein Werk, das später dann von seiner Witwe Christine Henriette und seinen beiden Söhnen Carl Friedrich und Philipp (1771 – 1848) sowie seinem Enkel Camill Macklot sen. (1809 – 1886), insbesondere aber von Camill Macklot jun. (1839 – 1914) weitergeführt wurde.

Camill Macklot sen. erwarb am 11. Mai 1839 das Haus Waldstraße 10 – 12, in dem, fünfzig Jahre zuvor, der Augenarzt, Theologe und Geisterseher Heinrich Jung-Stilling (1740 – 1817) gelebt hatte. Hier verließen viele, der Region verpflichtete Werke, die Druckerpressen. Großherzog Leopold ehrte den Verleger durch die Verleihung der „Großen Goldenen Medaille für Kunst und Gewerbefleiß". Am 1. Mai 1849 gründete C. Macklot die „Badische Landeszeitung", die erst im Mai 1922 aufgegeben wurde.

Bekannt wurden die Macklots durch ihre Zeitungen, mit denen sie 165 Jahre lang Geschichte und Geschicke der Residenz begleiteten. Auch der letzte Namensträger, der Kunstmaler Camill Macklot (1887 – 1966) fühlte sich, wie seine Bürgermeisterporträts im Großen Sitzungssaal des Karlsruher Rathauses bezeugen, nicht minder herzlich seiner Heimatstadt zugetan. Über deren Grenzen hinaus aber machte Goethes Groll die Karlsruher Verleger-Dynastie berühmt.

Toni Peter Kleinhans

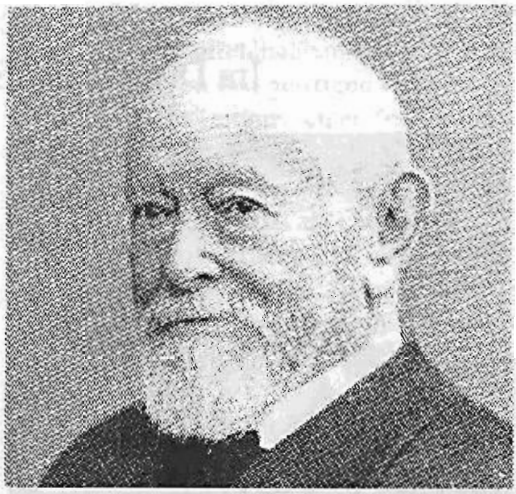
Friedrich Wolff

Als der Geheime Kommerzienrat Dr. Ing. h.c. Friedrich Wolf am 17. Juni 1920 verstarb, gedachten alle Karlsruher Zeitungen am folgenden Tag des Verstorbenen: „Er war einer der Männer des alten Deutschland, deren Name in der Geschichte der industriellen Entwicklung sich für alle Zeiten einen Ehrenplatz errungen hat, jenes Deutschland, in dem Fleiß und persönliche Tüchtigkeit, Wagemut und ehrliches Streben noch mehr zur Geltung kamen, als in der heutigen Zeit der Gleichmacherei, wo diese Tugenden aber auch reiche Früchte trugen für den einzelnen wie für die Gesamtheit." Dieser mit einem Seitenhieb auf die inzwischen erfolgte demokratische Umgestaltung des Deutschen Reiches gespickte Nachruf der bis 1918 nationalliberalen „Badischen Landeszeitung" galt einem Parteifreund, der dem Karlsruher Bürgerausschuß von 1875

bis 1905 angehört hatte und als Gründer der Parfümerie- und Feinseifenfabrik F. Wolff & Sohn weit über Karlsruhe hinaus bekannt war.

Am 15. Februar 1833 als Sohn des Hoftheaterfriseurs Gottlob Friedrich Wolff in Karlsruhe geboren, gründete er am 20. November 1857 gemeinsam mit seinem Vater in dem Haus Karl-Friedrich-Straße 4 die Firma, deren Produkt „Kaloderma" Weltruf erlangen sollte. 1863 zog das Unternehmen in das neue Geschäftszentrum Karlsruhe, in die Lange Straße, später Kaiserstraße 104-106, wo sie bis 1891 ihren Sitz hatte. Nach der Entscheidung, im Osten der Stadt ein Industriegebiet anzulegen, erwarb Friedrich Wolff an der Durlacher Allee im Mai 1889 ein rund 20 000 Quadratmeter großes Baugelände, auf dem kurz darauf mit dem Bau der Firmengebäude begonnen wurde, die heute noch das Bild der Oststadt mitprägen und derzeit von der Landespolizei genutzt werden. Mit dieser Verlagerung war der Schritt zu einem industriellen Großunternehmen vollzogen. Die bereits seit den 70er Jahren bestehenden internationalen Kontakte wurden nun stark ausgeweitet – u. a. China, Japan, Süd- und Mittelamerika gehörten nun zu den Geschäftspartnern.

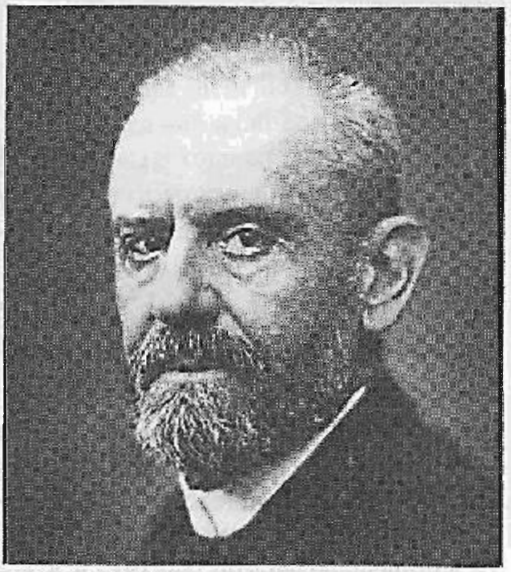
Als der Firmengründer 1913 seinen 80. Geburtstag feierte, war die Firma mit mehr als 1 000 Belegschaftsmitgliedern die größte ihrer Art in Deutschland. Sie trug somit wesentlich dazu bei, den Ruf der badischen Haupt- und Residenzstadt als reine Beamtenstadt zumindest abzuschwächen. Anläßlich dieses besonderen Geburtstages verlieh der Badische Großherzog dem Jubilar den Titel „Geheimer Kommerzienrat". Dieser stiftete seinerseits 100 000 Reichsmark zugunsten des Firmenpersonals, von denen 50 000



der „Mina-Wolff-Stiftung" vorbehalten waren, die älteren Angestellten ein Ruhegehalt auszahlte. Diese Stiftung bedachte der hochbetagte Seniorchef, ein typischer Patriarch seiner Zeit, anläßlich des 60jährigen Firmenjubiläums im Jahr 1917 u. a. erneut mit einer großzügigen Spende. Der unbekannte Verfasser des Nachrufs in der „Badischen Landeszeitung" dachte wohl auch an diese vielfältigen Stiftungen Wolffs, als er von den „reichen Früchten" der Arbeit dieses für die industrielle Entwicklung der Stadt außerordentlich wichtigen Mannes sprach - Verdienste, die im übrigen alle in den Karlsruher Zeitungen erschienenen Nachrufe im Juni 1920 anerkannten.

Die Stadt hatte Friedrich Wolff bereits 1917 durch die Ernennung zum Ehrenbürger, die Technische Hochschule durch die Verleihung der Ehrendoktorwürde geehrt. Heute erinnert außer der nach ihm benannten Straße in der Hardtwaldsiedlung auch die Friedrich-Wolff-Anlage im Stadtgarten, dem er noch kurz vor seinem Tode großzügige Spenden hatte zukommen lassen, an den bedeutenden Industriepionier und Ehrenbürger. *Ernst Otto Bräunche*

Karl Schnetzler
Im Dienste der Stadt 1875 – 1906



„Dem neuen Wirkungskreis bin ich nicht ohne einiges Bangen genaht, nicht ohne einigen Zweifel darüber, ob meine Fähigkeiten hinreichen werden, denselben auszufüllen, ob meine Sach- und Menschenkenntnis und meine Erfahrungen groß genug sind, mit Sicherheit und gutem Erfolg darinnen tätig zu sein." So stellte sich Karl Schnetzler dem Bürgerausschuß in Karlsruhe am 6.7.1875 nach seiner Wahl zum Ersten Bürgermeister vor.

Der am 20.11.1846 in Rastatt geborene Sohn eines Bahnverwalters hatte tatsächlich noch keine lange Berufspraxis. Nach dem Jurastudium in Freiburg und Heidelberg, der ersten und zweiten Staatsprüfung 1871 und 1873 verzeichnet seine Personalakte eine Tätigkeit im badischen Staatsdienst, die ihn in acht badische Städte zwischen Weinheim und Konstanz führte. Wie erfolgreich er jedoch für die Stadt arbeitete, belegt seine Wahl (1892) und Wiederwahl (1902) zum Oberbürgermeister der Stadt Karlsruhe. Schon zu seinem 25jährigen Dienstjubiläum und dann bei seinem frühen Tod am 6.12.1906 ehrte man ihn – ganz unabhängig von parteipolitischen Bindungen - als den Mann, dank dessen Tätigkeit und Einfluß Karlsruhe „zu einem bedeutenden Gemeinwesen, zu einer Großstadt emporgeblüht" sei.

Ohne Zweifel gehörte Karl Schnetzler zu den herausragenden Bürgermeistern der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. So wählte man ihn nach der Gründung des Deutschen Städtetages 1905 in den Vorstand. Schnetzler verkörperte die neue Generation von Kommunalpolitikern, die den Übergang von der alten Hoheits- und Vermögens- zur modernen städtischen Leistungsverwaltung bewerkstelligte. Industrialisierung und rasches Bevölkerungswachstum stellten auch Karlsruhe vor neue Probleme und große Aufgaben. Mit Weitblick, Wagemut und Tatkraft galt es, ein System von Anstalten zur Daseinsvorsorge zu schaffen und die Bedürfnisse der wachsenden Industrie zu befriedigen. Diese Entwicklung verlangte sowohl den Wandel der Organisationsstruktur der Stadt, wie sie auch ihr äußeres Erscheinungsbild entscheidend veränderte.

Während Schnetzlers Amtszeit wuchs die Stadt von 43 000 auf 115 000 Einwohner und von 530 auf 3 300 ha. 1870 gab es 60 Gemeindebedienstete, 1909 waren es 1 000. Die dadurch erforderliche Professionalisierung derVerwaltung förderte er durch zahlreiche Ortsstatute. Für die Beamten und Arbeiter veranlaßte er Gehaltsordnungen. Er

ordnete das städtische Schulwesen so vorbildlich neu, daß Karlsruhe „Schulstadt" genannt wurde. Seiner Initiative verdankt die Stadt ihr Elektrizitätswerk, das neue Krankenhaus, die Kommunalisierung der elektrischen Straßenbahn sowie die Anlage von Industriebezirken. Er setzte sich ein für die Verlegung des Hauptbahnhofs und die Schaffung von Vorortbahnen wie der Albtalbahn. Für die Durchsetzung des Rheinhafenprojektes ließ er sich 1895/96 als nationalliberaler Abgeordneter in den Landtag wählen.

Karl Schnetzler galt als Mann von großer Beredsamkeit und Überzeugungskraft. In seinen 1914 veröffentlichten Reden zeigt er sich geprägt von den geistigen Grundströmungen des Bürgertums seiner Zeit. Er hing der monarchisch-konstitutionellen Verfassung an, lehnte aber das direkte Wahlrecht für die Gemeinden strikt ab. Die Bedeutung der sozialen Frage erkannte er, sah aber ihre Lösung nicht in einer der „Natur des Menschen widerstrebenden Gleichmacherei".

Die Stadt ehrte ihren hervorragenden Oberbürgermeister im Jahre 1911 mit der Benennung einer Straße und 1919 mit der Schaffung eines Denkmals.

Manfred Koch

Johann Wilhelm Schirmer

Erster Direktor der Karlsruher Kunstschule

Der Regent und spätere Großherzog von Baden, Friedrich I., war stets ein engagierter Förderer der Künste. Im Jahr 1852 leitete er mit der Berufung Eduard Devrients zum Theaterdirektor die erfolgreiche Reform der Karlsruher Hofbühne ein. Zwei Jahre später gründete er die Karlsruher Kunstschule und stellte damit auch die Ausbildung der bildenden Künstler in Baden auf ein neues Fundament. Für die Organisation der Kunstschule nahm sich Friedrich I. die 1819 gegründete Düsseldorfer Kunstakademie zum Vorbild, die die im 19. Jahrhundert aufstrebende Landschaftsmalerei in den Vordergrund des künstlerischen Interesses stellte. Kon-sequenterweise berief der Regent 1854 mit J. W. Schirmer (1807 bis 1863) einen Professor der Düsseldorfer Akademie zum Direktor der neuen Karlsruher Kunstschule und übertrug ihm auch die Leitung der Landschafterklasse.

Noch in den 1850er Jahren verpflichtete Großherzog Friedrich I. weitere Düsseldorfer Maler nach Karlsruhe: Ludwig Des Coudres wurde Professor für Figurenmalerei,

der Landschafts- und Historienmaler Carl Friedrich Lessing wurde Direktor der Kunsthalle, Adolf Schrödter erhielt eine Professur für Ornamentik am Polytechnikum. Nach Schirmers Tod im September 1863 berief der Großherzog mit Hans Gude einen anderen Düsseldorfer Künstler zu dessen Nachfolger. Der Einfluß der Düsseldorfer Akademie auf die Karlsruher Kunstschule währte bis 1880 und wurde dann von einer Orientierung an der Münchener Freilichtmalerei abgelöst.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten Carl Kuntz und Carl Ludwig Frommel mit ihrer vedutenhaften Darstellungsweise die Karlsruher Landschaftsmalerei dominiert. Schirmers Malerei unterschied sich davon prinzipiell. Für sie sind zwei verschiedene Ansätze charakteristisch: In seinen Werken mit offiziellem Anspruch überhöhte Schirmer im Stil der altmeisterlichen Landschaftsmalerei die Natur ins zeitlos Ideale, wobei die Bildelemente und die Lichtführung aufwendig inszeniert wurden. Zu dieser Werkgruppe gehört beispielsweise der 1857 entstandene vierteilige Zyklus der „Tageszeiten", den Schirmer selbst als sein Hauptwerk bezeichnete. Großherzog Friedrich I. erwarb die Gemälde, die sich heute in der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe befinden. Dagegen geben Schirmers aus privatem Interesse entstandenen Arbeiten und vor allem seine im Freien gemalten, kleinformatigen Ölstudien die realistische Erscheinung der Natur unmittelbar wieder. Schirmer prägte die Karlsruher Kunstschule und gab ihr den Charakter einer Landschafterschule, den sie bis zum Ersten Weltkrieg behielt.

Schirmer nahm die Kunstschüler erst dann in seine Klasse auf, wenn sie in einer Vorbereitungsklasse die malerischen Grundlagen gelernt hatten. Gerade seine Freilichtstudien, die in großer Zahl in seinem Atelier hingen und nach seinem Tod in den Besitz der Kunstschule gelangten, dienten den Schülern als vielfältiges Anschauungsmaterial. Darüber hinaus hielt Schirmer seine Schüler, zu denen u. a. Hans Thoma gehörte, zum unmittelbaren Studium der Natur an und richtete einen „Komponierverein" ein. Einmal wöchentlich traf er sich abends zu geselligem Beisammensein mit seinen Schülern, um die Kompositionen einzelner Kunstwerke zu besprechen. Dagegen nahm Schirmer keinen Anteil am gesellschaftlichen Leben Karlsruhes, das in jener Zeit vor allem von einem literarisch-musischen Kreis um Lessing und Schrödter gestaltet wurde.

Jutta Dresch

Gustav Schulenburg
Ein Karlsruher Gewerkschaftsführer

Am 2. Mai 1933 stürmten bewaffnete nationalsozialistische Trupps die Büros der Karlsruher Gewerkschaften – wie zur gleichen Zeit im gesamten deutschen Reich. Fritz Plattner, der Führer der badischen Nazi-"Gewerkschaften", wollte dabei auch den Triumph auskosten, den ihm verhaßten Gustav Schulenburg persönlich festzunehmen. Doch Schulenburg war schon längst nach Frankreich geflohen, wohl wissend, daß die Nazis ihm an den Kragen wollten. Sieben Jahre konnte er noch in Freiheit verbringen, bis er 1940 von der Gestapo in Münster/Elsaß verhaftet wurde. 1942 verurteilte ihn

ein Sondergericht in Stuttgart wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu vier Jahren Zuchthaus. Vom Zuchthaus Zweibrücken sollte er am 21.11.1944 mit einem Gefangenentransport ins Konzentrationslager Dachau gebracht werden.

Hier verliert sich seine Spur. Ende 1944 erhielten seine Verwandten zwar von der Leitung des KZ die Mitteilung, er sei trotz „bestmöglicher medikamentöser und pflegerischer Behandlung" verstorben. Kein Mithäftling hat ihn jedoch in Dachau gesehen, so daß unklar ist, ob er dort überhaupt angekommen ist. Bis heute konnte nicht herausgefunden werden, wo und wann Schulenburg ermordet wurde.

Gustav Schulenburg, am 7. März 1874 in Freiburg geboren, war gelernter Schlosser. Früh hatte er sich dem Deutschen Metallarbeiterverband angeschlossen, für den er ab 1906 hauptamtlich in Straßburg arbeitete. Nach dem Kriegsende 1918 kam er nach Karlsruhe, wo er sogleich wieder für die Gewerkschaften tätig wurde. Am 1. Mai 1919 trat er als Redner auf der ersten Maikundgebung nach vier Jahren Krieg auf und forderte vor mehreren tausend Teilnehmern Frieden, Ausbau des internationalen Arbeiterschutzes und politischen und sozialen Fortschritt. Am 1.11.1919 wählten ihn die Karlsruher Metallgewerkschafter zum 1. Bevollmächtigten. Kurze Zeit später wurde er auch Vorsitzender des Ortskartells des Allgemeinen deutschen Gewerkschaftsbundes. Beide Positionen hatte er bis zur Zerschlagung der Freien Gewerkschaften 1933 inne. Von 1930 bis 1933 vertrat er zudem die SPD im Gemeinderat.

Die Zeit seiner Tätigkeit in Karlsruhe war eine schwierige Periode für die Gewerkschaften: Zwar waren die Gewerkschaften nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs von Staat und Unternehmern als Interessenvertretung der Arbeiterschaft anerkannt, zwar waren mit Tarifautonomie und Achtstundentag zwei alte Forderungen der Gewerkschaften verwirklicht worden. Doch die ständigen Wirtschaftskrisen der Weimarer Zeit verhinderten eine Verbesserung des Lebensstandards der Arbeiterschaft. Wichtigste Aufgabe der Gewerkschaften wurde es, Lohnabbau und andere materielle Verschlechterungen abzuwehren. Im Inflationsjahr 1923 mußte Schulenburg wöchentlich vor den Schlichtungsausschuß ziehen, um die Löhne den rasenden Preissteigerungen anzugleichen. Mit der Wirtschaftskrise ab 1929 wuchsen dann die Arbeitslosenzahlen ins Unermeßliche. Ende 1931 waren bereits 42 Prozent der Mitglieder des Karlsruher Metallarbeiterverbandes arbeitslos, und die Zahl stieg noch weiter.

Nicht zuletzt deshalb brachten die Gewerkschaften nicht die Kraft auf, die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten zu verhindern. Viele tausend Gewerkschafter fielen dem Terror zum Opfer. Das Schick-

sal Schulenburgs war kein Einzelschicksal. Die Erinnerung an Gustav Schulenburg steht daher für die Erinnerung an alle Opfer der 12jährigen Terrorherrschaft.

Wolfgang Glaeser

Clara Maria Siebert

Zentrums-Politikerin in Baden

„Ich hatte ja immer eine Vorliebe für die Sozialdemokratie, und als ich 17 Jahre war, da hatte ich sehr Neigung zur Roten Fahne", bekennt Clara Siebert 1950 freimütig in ihrem Manuskript „Als Frau und Mutter im Kriegsamt und Parlament". Clara Siebert war zeitlebens auch mit Andersdenkenden solidarisch, solange diese in ihrer „Sozialethik" mit ihr übereinstimmten. Bereits als Jugendliche setzt sie sich mit dem Elend der Arbeiterinnen und Arbeiter der Industriestadt Lörrach auseinander, wo sie zu dieser Zeit mit ihren Eltern und Geschwistern lebt. Der Vater ist dort Amtsarzt, Lörrach schon die fünfte Station der Familie.

Clara Siebert wird am 2.8.1873 in Schliengen bei Müllheim geboren. Ihre Ausbildung erhält sie in einer Offenburger Klosterschule, sodann besucht sie das Basler Lehrerinnenseminar und legt dort ihr Sprachexamen ab. 1897 heiratet sie den Juristen Albert Siebert, ein Jahr später bringt sie den Sohn Dieter zur Welt. Nachdem sich die Familie 1907 endgültig in Karlsruhe niederläßt, beginnt Clara Siebert, sich verstärkt für politische und soziale Belange einzusetzen. So übernimmt sie unter anderem 1909 die Schriftleitung des neugegründeten Ortsverbandes des Katholischen Frauenbundes Deutschlands. 1917 wird sie vom Kriegsamt des XIV. Armee-Korps in eines der Frauenreferate berufen: sie ist nun als Fürsorgerin für die weiblichen Arbeiter und Angestellten in einem Teilbereich Badens zuständig.

Als Kandidatin der Zentrums-Partei wird sie schließlich im Januar 1919 in die badische Nationalversammlung, später dann in den badischen Landtag gewählt, wo sie bis 1933 Abgeordnete bleibt. Clara Sieberts politisches Selbstverständnis ist einerseits geprägt durch ihre tiefe Religiosität - Politik ist für sie angewandte Theologie. Andererseits steht sie dem sogenannten gemäßigten Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung nahe. Sie will als Politikerin „weibliche Geistes- und Stellenwerte in die Bildung unseres Gemeinschaftslebens" hineintragen, sich vor allem um Mütter und Kinder kümmern sowie Friedensarbeit leisten. Clara Siebert ist politische Denkerin und christliche Philosophin zugleich, ihre geschliffenen

Reden stoßen auf großes Interesse. Sie basieren nicht nur auf ihrem breiten literarischen und historischen Wissen, sondern in ihnen mischt sich gleichzeitig Intellektualität mit religiösem Pathos. In den 20er Jahren ist die Zentrums-Abgeordnete – mittlerweile Landesvorsitzende des Katholischen Frauenbundes Baden und im Reichsvorstand des Friedensbundes deutscher Katholiken – unermüdlich aktiv. Im Jahr 1925 verzeichnet sie beispielsweise 126 Reisen, 160 Sitzungen, 87 Vorträge, 65 Aufsätze; ferner verfaßte sie 27 Gedichte und für spezielle Anlässe zehn Festszenen. Von 1932 bis 1933 ist Clara Siebert Zentrums-Abgeordnete im Deutschen Reichstag in Berlin. Obwohl sie die Politik Hitlers verabscheut, beugt sie sich dem Fraktionszwang ihrer Partei und stimmt dem Ermächtigungsgesetz zu. Später bereut sie ihre Entscheidung und setzt sich immer wieder damit auseinander, ob der einzelne nicht doch nach seinem Gewissen hätte handeln müssen. Clara Sie-bert ist sich ihrer Gefährdung unter den neuen Machthabern durchaus bewußt und vernichtet einen Großteil ihrer politischen Korrespondenz. Nach dem Anschlag auf Hitler am 20.7.1944 wird sie von der Gestapo eine Woche in Schutzhaft genommen. In der Nachkriegszeit kann Clara Siebert ihre während der NS-Gewaltherrschaft nicht unterbrochene caritative und schriftstellerische Tätigkeit fortsetzen und sich jetzt auch wieder politisch engagieren. Hochbetagt und hochangesehen stirbt sie am 23.3.1963 in Karlsruhe. *Lisa Sterr*

Juliana Catharina Würbs
„gericht den 17. Januar anno domini 1772"

Kein Maler wäre auf die Idee gekommen, ein Porträtbild von Catharina Würbs anzufertigen. Sie lebte von 1750 bis 1772 in Kleinkarlsruhe, damals Sammelbecken für die Unterschichten der aufblühenden Residenzstadt. Aus der anonymen Masse ihrer Standesgenossinnen tritt Catharina nur durch ihr öffentliches Ende heraus: 1772 wurde sie vor dem Mühlburger Tor hingerichtet - wegen Kindsmord. Am 16. November hatte sie frühmorgens beim Kartoffelnholen im Keller ein uneheliches Kind geboren und ihm mit einer Rübe einen Schlag auf den Kopf versetzt, an dessen Folgen es Stunden später starb.

Catharinas Vater arbeitete als Taglöhner und Stallknecht am Hof, die Mutter verdiente ein paar Kreuzer, indem sie Soldaten als Kostgänger aufnahm. 1769 lernte die 19jährige Catharina auf diesem Weg den Grenadier Simon Wehringer kennen. Zwei Jahre dauerte die Beziehung zwischen den beiden, 1770 war bereits ein erstes Kind zur Welt gekommen, das aber gleich nach der Geburt starb. Die Familie hatte gegen das uneheliche Verhältnis keine Einwände. Wehringer hatte erklärt, er wolle Catharina heiraten und dieses Versprechen durch Geschenke bekräftigt. Innerhalb der bäuerlichen Normvorstellungen, die in Kleinkarlsruhe offensichtlich noch Gültigkeit hatten, war dies durchaus die übliche Form der Brautwerbung. Es fehlte nur noch die öffentliche Einlösung des Eheversprechens.

Soldaten aber durften nur mit Genehmigung der militärischen Vorgesetzten heiraten, die selten erteilt wurde. Dem Grenadier Wehringer wurde jeglicher Umgang mit

Catharina verboten. Beziehungen zu Frauen waren beim Militär nicht gern gesehen, man fürchtete Ungehorsam und Desertionen. Den Grund für die zunehmenden Unzuchtvergehen sah die Obrigkeit allerdings nicht in den Heiratsverboten, sondern in der mangelnden Moral der Frauen. Immer schärfer wurde gegen „die liederlichen Weibspersonen, die sich an Soldaten hängen" vorgegangen. Landesverweisung und die Schandstrafe des „Hurrenkarrenziehens" drohten auch Catharina, die bei ihrer ersten Schwangerschaft zu acht Tagen Gefängnis begnadigt wurde. Die erhoffte Wirkung der Strafen blieb aus, im Gegenteil – immer mehr uneheliche Kinder belasteten die Armenkasse, immer mehr Soldaten lebten in Kleinkarlsruhe in „wilder Ehe".

Nicht so Wehringer. Er wußte, daß er als Soldat der bürgerlichen Gerichtsbarkeit entzogen war und Catharina keinerlei Rechtsansprüche an ihn hatte. „Ihr Kerl habe ihr eben geläugnet, der Vater zu sein und gedroht, ihr das Messer in den Leib zu stechen, wenn sie schwanger seye" erzählt sie später. Ehrverlust, soziale Isolierung, Armut und Ausweisung drohten der ledigen Mutter. Gegen das zunehmende Gerede in der Nachbarschaft und die Vorwürfe der Familie versuchte sie, die Tatsache ihrer Schwangerschaft sogar vor sich selbst zu leugnen. Der Schlag mit der Rübe war der letzte Versuch die verhängnisvolle Realität in einer Art „verspäteter Abtreibung" doch noch abzuwenden.

Auf Kindsmord stand die Todesstrafe, die jedoch meist in Zuchthaus umgewandelt wurde. Catharina Würbs aber wurde am 17.1.1772 mit allem Pomp des frühneuzeitlichen Strafrituals vor den Augen der Karlsruher Bevölkerung enthauptet – als warnendes Beispiel. Ihre Hinrichtung markiert den Höhepunkt, und das Ende einer rigiden Strafpolitik gegen die Frauen der Karlsruher Unterschicht. Wenig später setzte eine Humanisierung des Strafrechts ein, wiesen aufklärerische Sozialreformer auf die sozialen Ursachen von Unehelichkeit und Kindsmord hin und forderten Aufhebung der Heiratsbeschränkungen, Unterhaltsrecht für Soldatenkinder und schließlich eine Reform der Militärverfassung.

Olivia Hochstrasser

Marie Baum

Chemikerin, Fabrikinspektorin, Abgeordnete

Die im deutschsprachigen Raum erste soziologische Studie über die Lebensrealität von Arbeiterinnen verdanken wir Marie Baum. Ort ihrer Untersuchungen war Karlsruhe. Dieser glückliche Umstand eröffnet uns heute Einblick in Arbeits- und Lebensbedingungen von Karlsruherinnen zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Die 1906 unter dem Titel „Drei Klassen von Lohnarbeiterinnen in Industrie und Handel der Stadt Karlsruhe" veröffentlichte Arbeit entstand im Rahmen ihrer Tätigkeit als Fabrikinspektorin bei der badischen Gewerbeaufsichtsbehörde in Karlsruhe.

Marie Baum wurde am 23. März 1874 in Danzig geboren. Da zu jener Zeit in Deutschland Frauen der Zugang zum Studium verwehrt war, ging sie 1893 nach Zürich, studierte dort Chemie und promovierte 1899. 1899 bis 1901 arbeitete sie als Chemikerin bei Agfa in Berlin. 1902 trat sie dann die Stelle als Fabrikinspektorin bei der badischen Gewerbeaufsicht an. Doch bereits 1907 bat sie um ihre Entlassung. In den folgenden Jahren leitete sie die Geschäfte des Vereins für Säuglingspflege und Wohlfahrtsarbeit in Düsseldorf. 1916 wurde sie Leiterin der Sozialen Frauenschule in Hamburg. 1919 erfolgte ihre Wahl als Abgeordnete der DDP in die deutsche Nationalversammlung; dem Reichstag gehörte sie bis 1921 an.

Eine Anstellung als Regierungsrätin beim neugebildeten badischen Arbeitsministerium führte sie 1919 wieder nach Karlsruhe. Nach Auflösung dieses Ministeriums war sie als Referentin für Fürsorgewesen beim badischen Innenministerium tätig. 1926 bat sie wiederum um ihren Abschied. Von 1928 bis zu ihrem Tod am 8. August 1964 lebte sie in Heidelberg. Zunächst lehrte sie am Fachbereich Sozial- und Staatswissenschaften der dortigen Universität. 1933 jagten die Nationalsozialisten sie wegen der jüdischen Abstammung ihrer Großmutter aus diesem Amt. In den folgenden Jahren war sie Mitarbeiterin des Heidelberger Stadtpfarrers Hermann Maas, der hunderten jüdischen Familien zur Flucht verhalf.

Marie Baum leistete einen bedeutenden Beitrag zur Entwicklung und Institutionalisierung der modernen Sozialarbeit. Dabei standen im Mittelpunkt ihrer Tätigkeit stets Probleme und Interessen von Frauen. Durch ihre Mutter, Vorsitzende des Vereins „Frauenwohl" in Danzig, war sie früh mit den Ideen der Frauenbewegung in Berührung gekommen. So hatte sie auch in Karlsruhe Verbindung zum Verein „Frauenbil-

dung – Frauenstudium" und baute eine Rechtsschutzstelle für Frauen mit auf. Anders als ihre Freundin und zeitweise Vorsitzende des Bundes Deutscher Frauenvereine, Marianne Weber, forderte sie jedoch nicht nur Entfaltungsmöglichkeiten für die gebildeten Frauen der bürgerlichen Schichten. Marie Baum setzte sich auch für gewerbliche Bildung der Frauen unterer Schichten ein. Ihre berufliche Tätigkeit konfrontierte sie sowohl mit der brennenden sozialen Frage als auch der Frauenfrage des beginnenden 20. Jahrhunderts. Es ist nicht verwunderlich, daß sie mit der Sozialdemokratie sympathisierte und zeitweise ihren Eintritt in die SPD erwog. So wie sie als Gewerbeinspektorin konsequent für die Interessen von Arbeiterinnen eintrat, scheute sie sich auch nicht, wie bei ihrer Einstellung ins badische Arbeitsministerium, für sich selbst bessere Arbeitsbedingungen und eine angemessene Bezahlung einzufordern. 1907 wie auch 1926 empfand sie schließlich das enge Korsett der Bürokratie als hinderlich für eine selbständige Arbeit im Interesse von Frauen und zog jeweils mit einer Kündigung ihrerseits die Konsequenzen. Sie war, wie es der badische Innenminister anläßlich ihres Rücktrittsgesuchs 1926 formulierte, nur zeitweise oder teilweise bereit, sich anzupassen, oder, wie sie selbst sagte, „ein Fremdkörper" im in sich geschlossenen nationalliberalen Beamtentum Karlsruhes.

Barbara Guttmann

August Klose

Im Großen Sitzungssaal des Karlsruher Rathauses hängt in der Reihe der Ölgemälde der Oberbürgermeister auch das von Emil Firnrohr gemalte Bild von August Klose. Es sind allerdings lediglich die Jahre seiner Amtszeit als Karlsruher Oberbürgermeister von 1830 bis 1833 und erneut 1847 darunter aufgeführt, denn Kloses Lebensdaten waren bislang nicht bekannt, so daß auch vor wenigen Wochen seines 200. Geburtstages nicht gedacht werden konnte.

Eine aufwendige Recherche des Stadtarchivs – die älteren Einwohnermeldeunterlagen der Stadt Karlsruhe gingen bei einem Luftangriff im II. Weltkrieg verloren - brachte nun Licht in das Dunkel: In den Karlsruher Adreßbüchern wird der „Particulier" August Klose letztmals im Jahr 1871, wohnhaft in der Kriegsstraße 5, erwähnt – naheliegend also, daß er um 1871 verstorben sein mußte: die Durchsicht der Jahrgänge 1870 bis 1872 von vier der damals in Karlsruhe erscheinenden Tageszeitungen führte schließlich zu einer unscheinbaren Todesanzeige in der „Karlsruher Zeitung" vom 24.3.1872, in der die Hinterbliebenen mit-

teilten, daß der Karlsruher Altbürgermeister August Klose nach längerem Leiden im Alter von 81 Jahren am 23.3.1872 auf dem Kloseschen Familiengut im schweizerischen Thun unverheiratet verstorben sei. Demnach war Klose im Jahr 1791 geboren worden. Ein Blick in das Karlsruher Evangelische Kirchenbuch aus diesem Jahr bestätigt die Vermutung: „Am 20. Juli abends um 9 Uhr geboren und am 22. Juli zuhause notgetauft wurde Christian August Klose, Sohn des Fürstlichen Rentkammerrats Carl Christian Klose und seiner Ehefrau Henriette Friederike, geborene Sonntag." Für die Nottaufe, der immerhin 7 Taufzeugen beiwohnten, wurde eine Gebühr in Höhe von 2 Gulden erhoben.

Mit 21 Jahren trat August Klose das Bürgerrecht an und betrieb als Kaufmann ein „Specereiwarengeschäft", das offensichtlich gut florierte, denn bereits zu dieser Zeit wird er als „Kaufmann und Bankier" bezeichnet. Offenbar verlieh er als wohlhabender Geschäftsmann Geld und vergab Kredite. Seit ca. 1825 war August Klose außerdem Inhaber des Karlsruher Kunstverlags und einer Kupferdruckerei, die zu den bekanntesten der damaligen Zeit gehörte.

In die II. Kammer des Landtags kam August Klose 1831 als Vertreter seiner Heimatstadt. Im Sommer desselben Jahres gründete er zusammen mit den Abgeordneten Frh. von Wessenberg und Karl Theodor Welcker den Karlsruher Polenverein, der die gegen Rußand aufständischen Polen durch Geld- und Sachspenden unterstützte.

Kloses politische Tätigkeit als Oberbürgermeister Karlsruhes läßt sich in den Bürgermeisterrechnungen, die nahezu lückenlos im Stadtarchiv überliefert sind, genau nachvollziehen:

Nachdem Oberbürgermeister Dollmätsch durch eine Verfügung des Innenministeriums vom 18.9.1830 in „Großherzogliche Dienste" übernommen worden war, versah zunächst der frühere Oberbürgermeister Griesbach das Amt, bis der neu gewählte Oberbürgermeister August Klose am 25.11.1830 die Dienstgeschäfte aufnahm. Durch Erlaß des Innenministeriums vom 22.11.1830 war er in seinem Amt bestätigt und gleichzeitig informiert worden, daß er eine jährliche Besoldung von 1 200 Gulden plus eine Zulage von 400 Gulden „nur für seine Person" erhalten werde.

Klose mußte sein Amt allerdings bereits zum 13.1.1833 wegen Krankheit niederlegen. Sein Nachfolger Carl Füsslin schied als Oberbürgermeister am 3.6.1847 aus, da bei einer turnusmäßigen Nachwahl zum Gemeinderat vier „fortschrittliche" Kandidaten gewählt wurden. Auch an der badischen Haupt- und Residenzstadt waren die liberalen Tendenzen des Vormärz nicht vorbeigegangen.

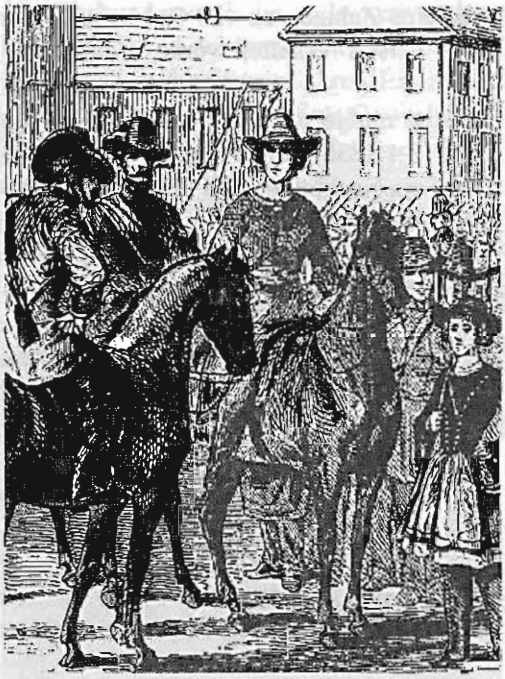
August Klose, der nochmals mit 122 von 160 Stimmen zum Oberbürgermeister gewählt wurde, erklärte sich am 12.5.1847 bereit, das Amt „nur für so lange, bis der kritische Zeitpunkt, in dem sich die Stadt insbesondere hinsichtlich ihrer Finanzlage befinde, an ihr vorübergegangen sein werde" anzutreten. Seinen Liberalisierungsbemühungen, die sich schon bald u. a. darin zeigten, daß den Sitzungen des großen Bürgerausschusses jedermann auf der Tribüne des Rathaussaales beiwohnen konnte und Protokolle geführt wurden, brachte die Bürgerschaft viel Sympathie entgegen. Erneute Richtungsstreitigkeiten innerhalb des Gemeinderats waren Anlaß für Klose, sein Amt schon nach 127 Tagen, am 16.9.1847 niederzulegen.

Er werde sich niemals „um den Preis eines Titels von der Stellung eines unabhängigen Mannes zum willenlosen Werkzeug einer Partei bequemen", lautete Kloses Begründung; sein Gehalt nahm er nicht an, sondern stellte es dem Waisenfonds zur Verfügung.

Nachfolger von August Klose wurde der seitherige Stadtverrechner Louis Daler. Er versah das Amt des Oberbürgermeisters in einer turbulenten Zeit vom 3.11.1847 bis zur Wahl seines Nachfolgers Jakob Malsch am 4.7.1848. *Angelika Herkert*

Henriette Obermüller

Durlacher Demokratin in den Jahren 1848/49



Pfälzische Freischärlerinnen in Karlsruhe.

In der neueren Forschung gilt die Revolution von 1848/49 als ein Meilenstein in der Geschichte der Frauenbewegung. Nur wenige Frauen waren an den Barrikadenkämpfen im März 1848 beteiligt, aber in vielen Städten entstanden Frauen- und Jungfrauenvereine, deren Mitglieder die revolutionären Umtriebe unterstützten. Sehr oft z.B. stickten sie die Fahnen für die überall entstehenden Vereine und Volkswehren, das war alles andere als eine unpolitische Nadelarbeit, wie die Geschichte der Durlacher Bürgerin Henriette Obermüller verdeutlicht. Sie war die Gattin des wohlhabenden „Partikuliers" Gustav Obermüller, über den es im „Verzeichnis der Hauptteilnehmer an der Mairevolution im Oberamtsbezirke Durlach" hieß: „Obwohl über dreißig Jahre alt, bekleidete er die Stelle als Leutenant im ersten Aufgebot und war ein Hauptwühler." Weiter liest man hier: „Heinrike Obermüller, dessen Ehefrau, suchte das Landvolk aufzureizen, verfertigte eine rote Fahne. Auch verhaftet." An anderer Stelle heißt es, daß Obermüller, hierin von seiner Frau noch überboten, zu den ärgsten Wühlern, den gefährlichsten roten Republikanern gehört „und sein Haus den Leuten von dieser Parthey zum Sammelplatz gedient habe."

Henriette Obermüller war wie ihr Mann eine Anhängerin der Fraktion, die die Abschaffung der Monarchie forderte. Im Sommer 1848 nahm sie an dem badisch-pfälzischen Kongreß der demokratischen Vereine in Ettlingen teil und soll sich hier „unter die auf der Tribüne aufgepflanzten roten Fahnen placiert" haben. Als „Democratin" trat sie aus dem Schatten ihres Ehemannes: Sie war Mitglied des Frauen- und Jungfrauenvereins in Durlach, in dem ebenso wie im

Bürgerverein um den richtigen Zukunftsentwurf gestritten wurde. Ob gemäßigte Liberalität oder radikale Demokratie – diese Frage knüpfte sich auch an die Wahl der Fahne. Sollte es eine versöhnende weiße oder eine radikale rote sein? Die Mehrheit entschied sich für eine weiße Fahne. Doch fanden die Anhänger der radikalen Demokratie, die sich im 1846 gegründeten Turnverein zusammengeschlossen hatten, ein offenes Ohr bei Henriette Obermüller. Sie fertigte zusammen mit ihren „Gesinnungsgenossen" eine rote Fahne, auf der die Widmung „Durlachs Demokratinnen den Turnern 1849" und die martialische Losung „Siegen oder Tod" zu lesen war. Als Dank widmete ihr am 16. Juni 1849 im „Auftrag vieler Bürger" ein Mann namens Klenert ein Gedicht. „Des Vaterlandes kampfgeübten Söhnen/die gleich zum Siege wie zum Tod bereit/Hast Du mit andern freigesinnten Schönen/Die Fahne die sie führen soll geweiht. (...) Den Edlen nur sind hold der Musen Zungen/Und preisen es mit hocherfreutem Sinn/Gemeines wird von ihnen nie besungen/Hörst Du das Wort, o edle Bürgerin?"

Nur einige Tage danach marschierten die Preußen in Durlach ein und beendeten jede Hoffnung auf Demokratie und Freiheit. Die Hauptverdächtigen wurden verhaftet – unter ihnen auch Henriette Obermüller, der u.a. das Fertigen der Fahne vorgeworfen wurde. Henriette Obermüller saß ebenso wie ihr Ehemann monatelang im Gefängnis. In den ersten Januartagen des Jahres 1850 wurde sie gegen Kaution auf freien Fuß gesetzt, stand aber weiterhin unter polizeilicher Überwachung. Dann verlieren sich ihre Spuren.

Susanne Asche

Dora Horn-Zippelius (1876–1967)

Als Tochter des Rechtsanwalts Dr. Arnold Horn und seiner Ehefrau Emma, geborene Sexauer, wurde Dora Horn 1876 in Karlsruhe geboren. Von 1897 an besuchte sie die Malerinnenschule, eine Privat-Akademie unter dem Protektorat der Großherzogin, die 1885 gegründet worden war, da Frauen an der staatlichen Akademie nicht studieren durften. Zunächst durchlief sie die Gipsklasse Otto Kemmers, dann die Malklasse Caspar Ritters und die Landschaftsklasse Max Romans. Im Sommer arbeitete sie als Schülerin von Franz Hein vor der Natur in Grötzingen, im Herbst im elsässischen Wasgau.

Seit 1893 gab es den Karlsruher Malerin-

nenverein. Bei einer Sitzung im Mai 1912 schlug die Mannheimer Bildhauerin Kaufmann einen Zusammenschluß der badischen Künstlerinnen vor. Mit Ausnahme von Dora Horn-Zippelius - seit 1909 mit dem Architekten Hans Zippelius verheiratet -, lehnte der Vorstand diese Pläne ab. Einverstanden waren auch Alice Proumen sowie Erna von Parseval, und so konstituierte sich im Herbst 1912 in Karlsruhe der „Bund Badischer Künstlerinnen" (BBK). Bisher stellten die Frauen zwar mit Künstlerorganisationen aus, hatten aber weder Sitz noch Stimme. Selbst beim fortschrittlichen Künstlerbund „saßen wir am Katzentischchen, durften zuhören und nicht Piep dazu sagen", berichtete Dora Horn-Zippelius. So ergab sich notwendigerweise das Engagement in der Frauenbewegung. Der Bund beteiligte sich 1913 an der Internationalen Ausstellung von Frauenkunst in Turin, organisierte aber auch viele eigene Ausstellungen. Wichtig waren die Kontakte zu anderen Verbänden. Dora Horn-Zippelius vertrat den Bund bis zur Auflösung 1935, in der Spitzenorganisation der Karlsruher Künstlervereinigungen, 1923 bis 1933 auch im Reichswirtschaftsverband Bildender Künstler Südwest. Gute Verbindungen gab es zur heute noch bestehenden Gedok, der Gemeinschaft deutscher und österreichischer Künstlerinnen. Für das Jahr 1931 plante man in Karlsruhe eine gemeinsame Ausstellung mit dem Titel „Mutterschaft und Frauenschaffen". Aufgrund der katastrophalen wirtschaftlichen Lage mußte das Vorhaben abgesagt werden.

Das Bestreben zur Gleichstellung der Künstlerinnen in dem von Männern beherrschten Kunstbetrieb zieht sich wie ein roter Faden durch ihr Leben. Es hat vermutlich auch dazu geführt, daß sie im September 1932 eine Position in der Gauleitung der NSDAP einnahm, und zwar in der Hauptabteilung III/Abteilung Frauenarbeit als Referentin für Presse und Propaganda. Überdies war sie in den Jahren 1934 bis 1936 bis zur ihrer Absetzung als Schulwalterin für die Frauenschule Bruchsal tätig, gehörte aber von 1934 bis 1945 der Reichskammer der Bildenden Künste an.

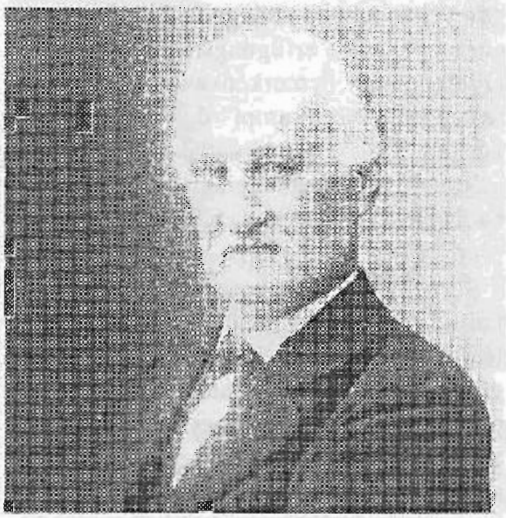
Bis ins hohe Alter war Dora Horn-Zippelius künstlerisch aktiv: Sie malte, zeichnete und lithographierte Landschaften, Porträts, Stilleben und Genrebilder. Ihre Werke knüpften zunächst an die lokale Landschafterschule an, dann beeinflußten sie Impressionismus und Jugendstil. Der Höhepunkt ihres Schaffens lag noch vor dem 1. Weltkrieg. Besonders eindrucksvoll ist das großformatige Gemälde „Mohnblumenfeld", in dem blaßblaue, stilisierte Blüten sich in dekorativer Jugendstilmanier bis zum hochgezogenen Horizont erstrecken. Seit ihrer Heirat 1909 „wurde dann das freie Arbeiten doch oft beschränkt". 1910 begleitete sie ihren Mann bei einem Studienaufenthalt in Griechenland. An neueren Tendenzen in der Malerei orientierte sie sich nicht mehr; ihre späteren Werke sind meist Variationen von früher errungenen Formen. Somit liegt die Bedeutung ihrer Person weniger auf rein künstlerischem Gebiet als vielmehr in ihrem kunstpolitischen Engagement zur Gleichberechtigung der Frauen.

Gerlinde Brandenburger-Eisele

Reinhard Baumeister

Der Begründer des wissenschaftlichen Städtebaus

Vor 75 Jahren, im Dezember 1917, verstarb in Karlsruhe Reinhard Baumeister, emeritierter Professor für Wasser- und Strassenbau der Technischen Hochschule. Bis heute zählt er zu ihren bedeutendsten Ingenieurwissenschaftlern. Zugleich verlor die Stadt einen Mitbürger, der seine Fähigkeiten gerne in den Dienst seiner Wahlheimat gestellt hatte.



Baumeister besaß mancherlei Begabungen, und nachdem er 1851 in Karlsruhe Fuß gefaßt hatte, brachte sie der weitere Lebensweg zu ansehnlicher Entfaltung: Er entstammte einer Hamburger Patrizierfamilie. Neben hanseatischer Nüchternheit, einem dem Alltag zugewandten Luthertum und ausgeprägtem Gemeinsinn gehörte zum Erbteil auch die Neigung zum Ingenieurwesen. Sie jedenfalls war ausschlaggebend.

1849 begann Baumeister, am Polytechnikum Hannover Bauwesen zu studieren; 1853 schloß er das Studium am Karlsruher Polytechnikum mit der badischen Staatsprüfung ab und trat in den Staatsdienst ein. 1858 stellte ihn dann Prof. Franz Keller, der am Polytechnikum das Fach Wasser-, Straßen- und Eisenbahnbau vertrat, als Assistenten an. Die Förderung, die Keller einst von seinem Lehrer Tulla erfahren hatte, gab er jetzt weiter, und 1862 wurde Baumeister zum Professor für Wasser- und Straßenbau ernannt.

Seine wissenschaftlichen Interessen zielten freilich schon bald auf Neuland: 1876 legte er unter dem Titel „Stadterweiterungen in technischer, baupolizeilicher und wirtschaftlicher Beziehung" eine richtungsweisende Untersuchung zu einem brennenden Problem vor. Die fast 500 Seiten umfassende Schrift sollte den Ausgangspunkt einer neuen ingenieurwissenschaftlichen Fachrichtung bilden – des später so bezeichneten „Städtebaus".

Das Werk erschien zu einem denkbar günstigen Moment. Die „Gründerzeit" mit ihrem zügellosen städtischen Wachstum mündete gerade in eine Konjunkturkrise. Aus dieser Not war unschwer eine Tugend zu machen, wenn die unumgänglichen Stadterweiterungen endlich Maß und Ziel erhielten. Baumeisters Kritik an den zurückliegenden Bausünden und seine Neuerungsvorschläge gingen indes weit über technische Bereiche hinaus. Seine Arbeit stieß vielmehr auch zu den sozialpolitischen Voraussetzungen und Richtmarken eines zukunftsträchtigen Städtebaus vor, und das verlieh ihr zusätzlich ein politisches Gewicht.

Aus dieser Schrift schien denn auch schon Baumeisters politischer Standort durch. Sein praktiziertes Christentum hielt ihn offenkundig auf deutlichen Abstand zum damaligen Wirtschaftsliberalismus. So relativierte er das private Verfügungsrecht am Grundeigentum mit bemerkenswerter Gelassenheit. Der „Kulturkampf" der Liberalen gegen den Katholizismus sah den Protestanten an der Seite des letzteren und führte ihn der badischen Konservativen Partei zu.

Seine christlich-konservative Grundhaltung hinterließ in der Errichtung des Karlsruher Diakonissenkrankenhauses eine greifbarere Spur als in seinem kommunalpolitischen Wirken, sei es als Karlsruher Stadtverordneter von 1891 – 1908, sei es für andere Städte, wo er an der Abfassung von zeitgemäßen Bauordnungen mitwirkte. Vielsagende Hinweise auf seine kommunalpolitische Kompetenz geben indes gewisse namhafte Freundschaften: Etwa mit dem Frankfurter Oberbürgermeister Franz Adickes, einem der bedeutendsten Kommunalpolitiker der Kaiserzeit, oder mit Adolf Damaschke, dem treibenden Kopf der Bodenreformbewegung.

Welcher Hochschätzung sich seine Gelehrsamkeit und seine Führungsqualitäten erfreuten, zeigt seine dreimalige Wahl in das Rektoramt der Hochschule an, ein wahrhaft seltener Fall. Er fand ein glänzendes Seitenstück in den Ehrendoktorwürden der Technischen Hochschule Berlin und der Jenaer Medizinischen Fakultät.

Klaus-Peter Hoepke

Anna Lauter

„Nach einer köstlich erfüllten, reichgesegneten Lebensarbeit verschied am 28. Dezember 1926 unsere hochverehrte und herzlich geliebte Frau Präsidentin Anna Lauter." Mit diesen Worten gab das Mutterhaus der Schwestern des Badischen Frauenvereins den Tod einer Frau bekannt, die jahrzehntelang ehrenamtlich in der kommunalen Fürsorge tätig war und die seit 1899 der badischen Rot-Kreuz-Schwesternschaft als Präsidentin vorstand. Sie war eine der Karlsruherinnen, die in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg das Kranken- und Sozialwesen der Stadt mit aufbaute.

Anna Lauter wurde am 29. März 1847 als Anna Wilser in Karlsruhe geboren. In dieser Zeit war das Leben in Politik und Wirtschaft ausschließlich von Männern bestimmt. Frauen hatten kein Wahlrecht und durften nicht gewählt werden. Wenn sie heirateten, standen sie unter der Vormundschaft ihres Ehemannes. Entstammten sie dem Bürgertum, so sollte ihr Lebensbereich ausschließlich die Privatsphäre der Familie sein. Doch immer wieder gab es Frauen, die diesen eng gesteckten Rahmen verließen. Sie suchten neue Betätigungsfelder, die sie meist auf kommunaler Ebene in der Fürsorge-und Gesundheitspolitik fanden. In Karlsruhe hatte das Zentralkommitee des Badischen Frauenvereins seinen Sitz, der sich diesen Aufgaben widmete. 1859 unter dem Protektorat der Großherzogin Luise gegründet, war er einer der bald schon in ganz Deutschland zu findenden vaterländischen Frauenvereine. Er organisierte den Aufbau der Rot-Kreuz-Schwesternschaft, die bis nach

dem Ersten Weltkrieg dem Verein angeschlossen war. Außerdem schufen die Frauen ein Schulwesen für Mädchen, bauten Kinderkrippen und Volksküchen, widmeten sich der Säuglingspflege und der Tuberkulosevorsorge und wandten sich in erzieherischer Absicht an ihre „armen Schwestern". Diese sollten in Flick- und Kochkursen und in Sonntagsschulen dazu befähigt werden, einen Haushalt zu führen, ihre Familie gesund zu versorgen und den Mann aus der Gastwirtschaft fernzuhalten. Anna Wilser war an fast allen Aktivitäten des Frauenvereins beteiligt.

Nach ihrer Schulzeit verbrachte sie einige Zeit in der französischen Schweiz, um nach ihrer Rückkehr mit 24 Jahren dem Badischen Frauenverein beizutreten. Von nun an entfaltete sie eine weitgefächerte Fürsorgetätigkeit. Sie baute die Armenpflege des Karlsruher Elisabethenvereins auf, der später dem Badischen Frauenverein beitrat. Zudem errichtete sie eine Flickschule für bedürftige Mädchen und betreute die Kinderkochkurse des Badischen Frauenvereins. Später leitete sie die Gründungen des Arbeiterinnenheims und kurz vor ihrem Tod des Altersheims für Kleinrentner.

Anna Wilser war eine sehr selbständige Frau, die fast täglich im Rahmen ihrer vielfältigen Tätigkeiten mit der Großherzogin zusammentraf. Als 40jährige reiste sie für längere Zeit nach England, um ihre Sprachkenntnisse zu verbessern und um sich vor allem über die dortigen Krankenhäuser und Wohlfahrtseinrichtungen zu informieren. Kurze Zeit später, im Jahr 1890, heiratete sie den damaligen Oberbürgermeister Wilhelm Florentin Lauter, der allerdings schon zwei Jahre später starb. Sie war inzwischen eine prominente Frau geworden, die 1899 mit Übernahme des Präsidentinnenamtes den Höhepunkt ihrer Karriere erreichte. Seitdem standen die badische Rot-Kreuz-Schwesternschaft und deren Aktivitäten unter ihrer Obhut. Anna Lauter glaubte an den „veredelnden" Einfluß der Frauen, ohne deren Hilfe die Sitten verrohten und sich die gesellschaftlichen Verhältnisse weiter verschlechterten. Am Hofe und in Kreisen der städtischen Oberschicht war sie hochgeachtet, aber mit der Geschichte des Badischen Frauenvereins gerieten auch ihr Leben und ihre Leistungen in Vergessenheit.

Susanne Asche

Georg Gottfried Gervinus

Obwohl er zirka 37 Jahre in Heidelberg gelebt hat, ist dort keine Straße nach ihm benannt, wohl aber in Karlsruhe. Aufgrund schlechten Gewissens? Der streitbare Liberale war vor 140 Jahren, am 25.2.1853, vom Karlsruher Hofgericht zu einer Gefängnisstrafe von zwei Monaten verurteilt worden, weil er in seiner „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts" behauptet hatte, gemäß geschichtlicher Entwicklungsgesetze werde die monarchische Staatsform von der republikanischen abgelöst werden; damit habe er sich „der Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Ordnung" schuldig gemacht. Die Mannheimer Berufungsinstanz hob zwar das Urteil aus formalen Gründen auf, aber die Lehrberechtigung an der Universität Heidelberg wurde dem populären Professor entzogen.

1805 in Darmstadt als Handwerkersohn geboren, meinte der begabte, frühreife Junge der familiären und schulischen Enge als Buchhändler entfliehen zu können und als Literat Karriere zu machen. Er holte aber bald die Hochschulreife als Autodidakt nach, studierte in Gießen alte Sprachen, ab 1825 in Heidelberg Geschichte. Mit 28 Jahren Privatdozent, begann Gervinus seine „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" und galt bald als einer der Begründer der Germanistik. Die fünf Auflagen dieses Werks gehörten zum festen Bestand der bürgerlichen Bücherschränke. 1836 nach Göttingen als Ordinarius berufen, trat er in engen Kontakt zu den Brüdern Grimm und dem Historiker Dahlmann, der 1837 gegen den Verfassungsbruch des neuen Königs von Hannover jenes Protestschreiben für sieben Professoren entwarf, das Gervinus veröffentlichte und damit den Konflikt erzwang. Die Eidesverweigerung der „Göttinger Sieben" wurde zum Fanal im deutschen Vormärz und Gervinus in allen deutschen Staaten bekannt, die Szene seines Abschieds von Göttinger Studenten wurde in Bleifiguren nachgebildet. So lag 1848 seine Wahl als Abgeordneter für das Paulskirchenparlament nahe, zumal er sich mit der 1847 gegründeten „Deutschen Zeitung" ein Organ geschaffen hatte, das meinungsbildend für die liberale Mitte wurde. Enttäuscht vom Frankfurter Parlament und dem Verlauf der „48er-Revolution" zog er sich in seine Gelehrtenstube zurück, die für den durch und durch politisch denkenden Wissenschaftler immer auch eine publizistische Werkstatt war. Die Reaktionszeiten ab 1850 ließen ihn sich den „linken" Demokraten zuwenden, obwohl er über den liberalen Großherzog Friedrich I. ab 1859 wieder Frieden mit dem badischen Staat schloß, ja man munkelte von einem Ministerposten für Gervinus. Seine achtbändige Geschichte des 19. Jahrhunderts – bis 1830 reichend

– wurde längst nicht so gelesen wie seine Literaturgeschichte, in deren letzter Auflage er, der ursprüngliche Parteigänger preußischer Unionspolitik, mit harten Worten das Bismarcksche Einigungswerk kritisierte, weil es ihm von oben aufgestülpt und nicht von der Basis errungen schien. Solche Positionen isolierten den Politiker Gervinus völlig, der schon als Historiker von der dominierenden historistischen Schule Leopold Rankes als „Aufklärungshistoriker" abgestempelt worden war. Während Ranke „in vollem Einklang mit seiner Zeit und seine Zeit mit ihm" lebte, galt das für die einstmalige Galionsfigur eines deutschen Liberalismus nun nicht mehr. In der allgemeinen Einigungseuphorie wurde 1871 sein Tod kaum beachtet, sein Werk fast vergessen. Der kritische, zuletzt pessimistische Polyhistor war ein schwieriger, aber weitsichtiger Mensch, dessen Prognosen in vielem zutreffen sollten, so daß man sich nach 1945 seiner wieder lebhaft in verschiedenen Publikationen erinnerte. *Leonhard Müller*

Marie Ellenrieder

Marie Ellenrieder wurde am 20. März 1791 als Tochter des Hofuhrmachers Konrad Ellenrieder und seiner Frau Anna Maria in Konstanz geboren. Nach einer Lehre als Miniaturmalerin besuchte sie von 1813 an als erste Frau eine staatliche Kunstschule, die Münchner Akademie der bildenden Künste. Ihre Aufnahme verdankte Marie Ellenrieder der Fürsprache des einflußreichen Konstanzer Kirchenmannes Generalvikar Ignaz Heinrich von Wessenberg, der sich bei Akademiedirektor von Langer für sie einsetzte. Johann Peter von Langer lehrte die Prinzipien klassizistischer Malerei, in deren Mittelpunkt das Zeichnerische stand. Zeichnen lernte Marie Ellenrieder durch Kopieren alter Meister und antiker Statuen, das Studium des nackten menschlichen Körpers vor dem lebenden Modell blieb Frauen in dieser Zeit verwehrt.

1816 schloß die Künstlerin ihre Studien ab und war seitdem als Porträtmalerin in Baden, vor allem in Konstanz und in Zürich tätig. Das Selbstbildnis von 1818 zeigt sie im Alter von 27 Jahren. Frisur und Gewand sind im Stil der Zeit biedermeierlich schlicht gehalten, das Perlenkreuz weist die Künstlerin als gläubige Katholikin aus. Das feine Gesicht mit den klassisch schönen Zügen

zeugt von Selbstbewußtsein und souveränem technischem Können. Zu den Porträtaufträgen aus Bürgertum und Landadel kamen solche von Fürstenhöfen. Enge Beziehungen zum Hof in Karlsruhe bestanden seit den 1820er Jahren, als sie mehrfach Großherzog Ludwig porträtierte. 1827 verlieh der Badische Kunstverein Marie Ellenrieder als erster Frau die Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. Großherzog Ludwig fügte dieser das Band des Vaterländischen Verdienstordens hinzu und ernannte sie 1829 zur Hofmalerin, ein Titel, der ihr ein Jahresgehalt von 300 Gulden einbrachte. Auch Großherzog Leopold, der 1830 den Thron bestieg, und seine Gemahlin Sophie schätzten die Künstlerin und beauftragten sie 1832 mit einem großen Familienbild. Aus diesem Grund hielt sich Marie Ellenrieder zwei Jahre in Karlsruhe auf, nahm am gesellschaftlichen Leben der Residenz teil und verbrachte im Haus von Freunden eine glückliche und zugleich schöpferische Zeit.

In den Jahren 1822 bis 1824 hatte die Künstlerin in Rom gelebt, wo sie mit den Malern des Lukasbundes befreundet war und unter den Einfluß der Nazarener geriet. Wie diese orientierte sie sich fortan an der religiös geprägten Kunst des italienischen Quattrocento. Nach der Rückkehr aus Italien entstanden viele religiöse Bilder, darunter mehrere Altarbilder für süddeutsche Kirchen. 1828 erhielt Marie Ellenrieder den ehrenvollen Auftrag, den Hochaltar für die neue Stadtkirche St. Stephan in Karlsruhe zu malen. Das großformatige Gemälde „Die Steinigung des hl. Stephanus" befindet sich heute allerdings nicht mehr an seinem ursprünglichen Platz, sondern in der Kirche St. Stephan in Konstanz.

Nach einem Aufenthalt in Rom 1838 bis 1840 kehrte die Künstlerin verunsichert und depressiv nach Deutschland zurück – die Freunde von einst waren nicht mehr da, und die nazarenische Kunst genoß kein hohes Ansehen mehr. In den folgenden Jahren lebte sie sehr zurückgezogen in ihrer Heimatstadt Konstanz, wo sie am 5. Juni 1863 starb. *Gerlinde Brandenburger-Eisele*

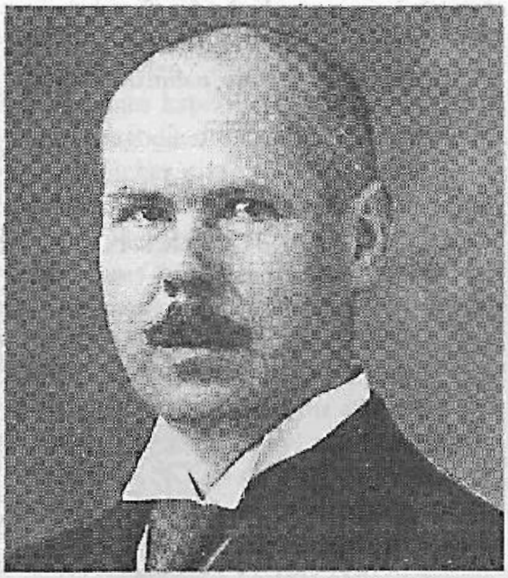
Eduard Dietz
Autor des Verfassungsentwurfs von 1918

Am 21. März 1919 verabschiedete die badische Verfassunggebende Nationalversammlung die neue Grundordnung der demokratischen Republik Baden. Als sie am 13. April in einer Volksabstimmung mit überwältigender Mehrheit angenommen wurde, da hatte Dr. Eduard Dietz, der Autor des maßgeblichen Entwurfs und Vorsitzende der Verfassungskommission, auf dem Höhepunkt seines politischen Wirkens sein Abgeordnetenmandat bereits niedergelegt und den Rückzug aus der Politik begonnen.

Eduard Dietz war am 1. November 1866 in Karlsruhe als Sohn eines Münzarbeiters zur Welt gekommen. Seine Eltern lebten in einfachen Verhältnissen. Sie ermöglichten ihrem Sohn dennoch den Besuch des Gymnasiums in Karlsruhe und nach dem Abitur 1885 das Jurastudium in Heidelberg, wo er als Mitglied der Burschenschaft Franconia deren Sprecher war. 1892 trat Dietz in den

badischen Justizdienst. Bereits 1899 erreichte er die Position eines Oberamtsrichters und Landgerichtsrats in seiner Heimatstadt. Hier galt Dietz als „strammer Richter". „Manschetten haben sie vor ihm gehabt, die Spitzbuben", hieß es in Justizkreisen. Dietz wollte sich aber offensichtlich nicht mit einer Beamtenkarriere zufrieden geben. 1900 machte sich der seit 1897 verheiratete Richter – das Ehepaar Dietz bekam drei Kinder – als Rechtsanwalt selbständig. In einem aufsehenerregenden Indizienprozeß gegen einen des Mordes an seiner Schwiegermutter in Baden-Baden angeklagten Amerikaner führte Rechtsanwalt Dietz 1907 die Verteidigung. Das in lebenslänglich umgewandelte Todesurteil erregte die Gemüter in Karlsruhe nachhaltig und machte Dietz zu einem der bekanntesten und erfolgreichsten Anwälte der Stadt.

Im Jahre 1911 begann Dietz seine politische Tätigkeit als Stadtrat der SPD. Engagiert hatte er sich schon zuvor in der Gartenbaugenossenschaft Rüppurr. Sein Ansehen als Politiker war 1918 so groß, daß er als möglicher Ministerpräsident der vorläufigen Volksregierung im Gespräch war. Er wurde dann jedoch Mitglied der Viererkommission, die eine badische Verfassung ausarbeiten sollte. Dort stellten sich unüberbrückbare Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Vertreter der Zentrumspartei und ihm heraus bei der Frage, ob die Volksvertretung aus einer oder zwei Kammern bestehen sollte. Dietz entwarf daher auf der Basis des Einkammersystems einen eigenen Verfassungstext. Diesen veröffentlichte er im sozialdemokratischen „Volksfreund" im Dezember 1918 mit ausführlicher Begründung. Als Ausgangspunkt diente ihm dabei das Erfurter Programm der SPD, das er allerdings durchaus kritisch betrachtete. So beschränkte er z. B. die mögliche



Sozialisierung der Produktionsmittel auf Großunternehmen. Sowohl in der Regierung als auch in der Verfassungskommission setzte sich schließlich der Entwurf von Dietz durch, der trotz vieler Textänderungen ohne substantielle Eingriffe blieb.

Die Ursachen für den Rückzug von Dietz aus der Politik, 1920 trat er aus der SPD aus und legte auch sein Stadtratsmandat nieder, können nur vermutet werden. Sie hängen offensichtlich mit seinem sozial-religiösen Engagement zusammen. Er vertrat 1919 die damals ungewöhnliche These, daß Christentum und Sozialismus vereinbar seien. 1919 gehörte er zu den Gründungsmitgliedern der „Evangelischen Volkskirchlichen Vereinigung" und später des „Bundes der religiösen Sozialisten", für den er eine Reihe von Schriften verfaßte, darunter: „Das religiöse Problem des Marxismus".

Dietz blieb ein erfolgreicher und angesehener Rechtsanwalt. Von 1922 bis zur Ablösung durch die Nationalsozialisten 1933 war er zugleich Vorsitzender der badischen

Anwaltskammer. Als der Verfasser der ersten demokratischen Verfassung Badens am 17. Dezember 1940 starb, nahm die nationalsozialistische Öffentlichkeit davon keine Kenntnis.

Manfred Koch

Hermann Baumgarten

Erster Inhaber des Karlsruher Lehrstuhls für Geschichte

Das Karlsruher Polytechnikum hatte bereits 1832 einen „Lehrkursus in Weltgeschichte" eingerichtet, der von wechselnden Dozenten wahrgenommen wurde. Bei der Neuerrichtung eines Lehrstuhls für Geschichte 1861 mußte man andere Gesichtspunkte als bei einer Universität berücksichtigen: „Das Bildungsbedürfnis der Polytechniker fordert eine universalhistorische Behandlung des historischen Stoffes, eine nachdrückliche Hervorhebung der großen Grundzüge der geschichtlichen Entwicklung und dennoch Vertrautheit mit dem gesamten Verlauf der Geschichte."

Diesen Anforderungen entsprach Hermann Baumgarten, obwohl er weder promoviert noch habilitiert worden war. 1825 nahe Wolfenbüttel geboren, wechselte der begabte Pfarrerssohn nach dem Abitur bald von der Theologie zur Klassischen Philologie, füllte aber anfangs sein Studentenleben als leidenschaftlicher Burschenschaftler mehr mit Diskutieren und Duellieren aus. Von der Universität Göttingen verwiesen, ermöglichte F. Ch. Dahlmann ihm einen Studienabschluß in Bonn. Nach brillantem Examen hielt es ihn nicht lang in der Gymnasiallehrerausbildung. Dem Journalismus gehörten die nächsten Jahrzehnte; „Deutsche Reichszeitung", Braunschweig, „Süddeutsche Zeitung", München, waren seine Stationen, schließlich die Direktion des „Literarischen Büros" in Berlin. Dazwischen lagen „Assistentenjahre" bei G. G. Gervinus in Heidelberg. Zusammen mit F. v. Roggenbach und H. v. Sybel hatte dieser seinen „Schüler" Baumgarten dem Großherzog Friedrich I. empfohlen, weil die neue Geschichtsprofessur von liberalem Geist geprägt sein sollte. Baumgarten enttäuschte seine Gönner nicht. Einerseits erfüllte er seine Lehrverpflichtungen vorbildlich und arbeitete intensiv an seiner „Geschichte Spaniens vom Ausbruch der Französischen Revolution bis auf unsere Tage", seinem Hauptwerk – andererseits verfaßte er unter anderem einen Essay, der ihn im ganzen politischen Deutschland bekannt machte „Der deutsche Liberalismus – eine Selbstkritik".

Von Preußens Politik nach 1849, erst recht seit dem Amtsantritt Bismarcks enttäuscht,

erkannte er 1866 im Weg Bismarcks die einzige Möglichkeit für einen Nationalstaat. „Der Liberalismus muß regierungsfähig werden!", rief er seinen Gesinnungsgenossen zu. „Ich bin der festen Überzeugung daß eine befriedigende Lösung unserer politischen Aufgaben nur dann gelingen wird, wenn der Liberalismus aufhört, vorwiegend Opposition zu sein, wenn er dazu gelangt, gewisse unendlich wichtige Anliegen der Nation, für die nur er ein volles und aufrichtiges Verständnis hat, in eigener gouvernementaler Tätigkeit zu befriedigen, wenn wir einen wohltätigen Wechsel von liberalen und konservativen Regierungen bekommen." Damit wurde er zu einem wichtigen Weichensteller für die sich neu formierende Nationalliberale Partei, die für das folgende Jahrzehnt meinungsbildend sein sollte.

Nach 1945 sahen Historiker in ihm einen jener Liberalen, „die vor dem preußischen Militarismus kapituliert hatten" und damit an der Tragödie der Deutschen mitwirkten. Das ist sicher einseitig, hat doch Baumgarten nach 1871, nun an der Universität Straßburg lehrend, sich von dem neuen Nationalismus enttäuscht gezeigt und ein Reichstagsmandat abgelehnt, vielmehr mit schneidender Kritik an den Publikationen H. v. Treitschkes sich von dem parvenühaften Stil des Wilhelminismus abgesetzt. Als er 1893 starb, erlosch ein Leben voller politischer Leidenschaft und Geschichtsbewußtseins, eines Querdenkers, der in Karlsruhe eines der wichtigen Zeugnisse zum deutschen Liberalismus verfaßt hatte.

Leonhard Müller

Carlsruher Blickpunkte

Karlsruher Blickpunkte

Der Friderich-Stein

An der Tiefentalstraße Richtung Hohenwettersbach rechter Hand liegt ein massiver Felsbrocken, in den die Worte eingemeißelt sind: Friderich-Stein. Keine weiteren Angaben geben zu erkennen, was sich hinter diesem Namen verbergen mag. Auf den meisten Karlsruher Stadtkarten ist dieser Gedenkstein zudem falsch als Friedrich-Stein eingezeichnet. Doch nicht an den Großherzog Friedrich oder sonst einen Monarchen dieses Namens soll erinnert werden sondern an den Durlacher Gastwirt Carl Friderich.

Am 3. November 1824 kam Friderich als Sohn der Wirtsleute der „Karlsburg" (heute Badenwerk) zur Welt und starb am 23. August 1894 ebenfalls in Durlach. Er übernahm das elterliche Gasthaus und widmete sich mehr und mehr der Politik. Das war in Durlach nichts Ungewöhnliches, wo sich einige Gastwirte besonders in den Revolutionsjahren 1848/49 politisch engagierten. Friderich zählte wohl eher zu den Gemäßigten. 1850 wurde er in die zweite badische Kammer gewählt, deren Mitglied er bis zu seinem Tode blieb.

Von Anfang an gehörte Carl Friderich dem 1869 gegründeten Durlacher nationalliberalen Bezirksverein an. Als dessen Vertreter wurde er 1872 für den 9. Wahlkreis (Pforzheim, Durlach, Ettlingen und Gernsbach) in den deutschen Reichstag gewählt. Von seinen Berliner Reisen brachte er Nachrichen von der „großen Politik" der Reichshauptstadt in die sich erst langsam zum Industriezentrum entwickelnde Kleinstadt. 1874 zum zweiten Mal gewählt, ließ er sich 1876 nicht wieder als Kandidat aufstellen – vermutlich, weil ihm inzwischen die Zeit für diese Tätigkeit fehlte. Seit Ende 1872 nämlich war er Bürgermeister in Durlach – eine ehrenamtliche Tätigkeit, die aber viel Mühe mit sich brachte und die er bis 1884 übernahm.

Fackelzüge, Festmahle und bunte Abende die zu seinen Ehren veranstaltet wurden, zeugten von dem Ansehen, das er in Durlach genoß. Glanzvoller Höhepunkt seiner Amtszeit als Bürgermeister war 1878 die Einweihung des neuen hochmodernen Schulzentrums mit Turnhalle an der heutigen Pfinztalstraße. Auf dem Platz vor der Schule wurde gleichzeitig unter Anwesenheit des Großherzogs ein Kriegerdenkmal enthüllt – Zeichen des neuen Selbstverständnisses, dem 1871 gegründeten Deutschen Reich anzugehören. Beides – Schule (seit 1913 Friedrichschule) und Denkmal – stehen heute noch.

Carl Friderich war als Nationalliberaler Vertreter des mittelständischen Durlacher Bürgertums, das seit 1872 mit zunehmender Industrialisierung erlebte, wie der Einfluß der Sozialdemokratie wuchs. Es scheint fast symbolisch, daß im Jahr von Friderichs Bür-

germeisterwahl erstmals Arbeitervertreter von auswärts in Durlach versuchten, eine Versammlung abzuhalten.

Zwei Jahre vor seinem Tode schenkte Friderich der von ihm eingeweihten Schule die Gipsbüsten von Bismarck und Moltke. Die 42 Jahre seiner Abgeordnetentätigkeit im badischen Landtag in Karlsruhe hatten ihn vom badischen Liberalen zum Vertreter preußisch-deutscher Nationalliberalität werden lassen. *Susanne Asche*

Gedenktafel Apostel

So farblos die Gedenktafel am Haus Amalienstr. 49 ist, so farblos wirkt zunächst auch der Name des Komponisten, der hier am 22. Januar 1901 geboren wurde: Hans Erich Apostel.

Die Frage nach Musik von ihm in einschlägigen Karlsruher Fachgeschäften löst Erstaunen aus. Nach dem Katalog ist nur eine Schallplatte von ihm mit Liedern nach Texten von Rilke (op. 6) lieferbar. In seiner Heimatstadt Karlsruhe, wie überhaupt in der Bundesrepublik, wurde dem schon früh nach Österreich verzogenen Komponisten „neuer Musik" wenig Beachtung geschenkt. Ganze sieben Zeilen widmeten ihm die BNN nach seinem Tod am 30. November 1972.

Immerhin fanden zu seinem sechzigsten und siebzigsten Geburtstag Konzerte mit seinen Werken in Karlsruhe statt. Offensichtlich ist seine Musik, nicht zuletzt Zwölftonmusik, wenig populär. Apostel selbst war sich dessen bewußt: „Und die raren Aufführungen meiner Arbeiten mögen in deren Erfassungsschwierigkeit begründet sein. Es sind dies Fragen der Zeit, mit deren Tiefe oder Oberflächlichkeit man sich abfinden muß." Apostel besuchte die Bürgerschule, ab 1916 das Munz'sche Konservatorium in Karlsruhe. 1920 erhielt er ein Engagement am Badischen Landestheater als Kapellmeister und Korrepetitor, bevor er 1921 nach Wien ging, um bei Arnold Schönberg, später bei Alban Berg zu studieren.

Grundlage des Studiums bei Schönberg war die gründliche Analyse der klassischen Musik. Auf die Frage eines Musikstudenten, wie man sich am besten in die Komposition mit Zwölftonreihen einarbeiten könne, soll Apostel entgegnet haben: „Lernen Sie zuerst die Variationstechnik Beethovens kennen!". Neben Beethoven hatten auch Bach und Haydn nachhaltigen Einfluß auf Apostel. Mit seinen „Variationen über den Zweiten Satz aus Haydns Symphonie mit Paukenschlag" von 1949 errang er seinen ersten großen Erfolg. 1952 wurde ihm der Österreichische Staatspreis verliehen, es folgten weitere Auszeichnungen.

Rückblickend unterschied Apostel drei Perioden seiner musikalischen Entwicklung: die romantische, „bürgerlich-epigonale", die expressionistische, „ich betonte" und schließlich die der Zwölftonmusik, also der Kompositorik aus zwölf gleichberechtigten chromatischen Halbtönen deren bekannteste Vertreter Arnold Schönberg, Alban Berg und Anton Webern sind. Der Romantik erklärte Apostel frühzeitig den Tod, von der Neuromantik grenzte er sich scharf ab: „In Musik gesetzte Wasserfälle, bimmelnde Kuhherden, Heldenposen, keifende Gattinnen sind mir nur amusische Mittel."

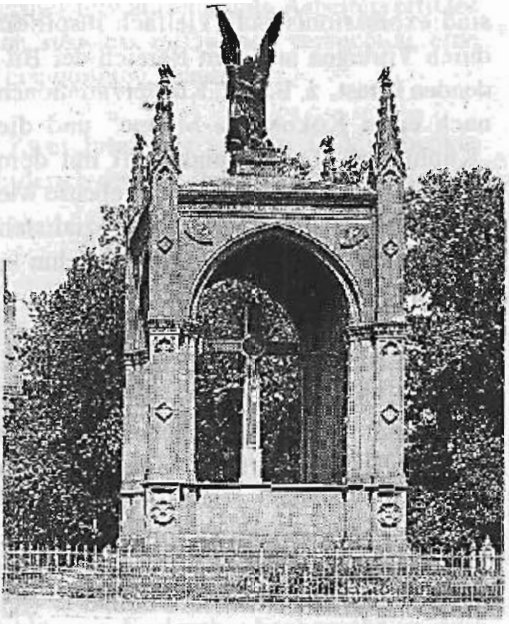
Apostels frühe Kompositionen, hauptsächlich Lieder, sind angeregt durch die Lyrik Hanns Johsts, Stefan Georges und vor allem Rainer Maria Rilkes, den er sehr verehrte. Apostel galt als „begabtester Lyriker des Schönberg-Kreises". Seine Kompositionen sind expressionistisch, vielfach inspiriert durch Vorlagen aus dem Bereich der Bildenden Kunst, z. B. die „Klaviervariationen nach einer Kokoschka-Mappe" und die „Kubiniana". Die Freundschaft mit dem Maler Emil Nolde, dessen Kunst ebenso wie die Apostels von den Nationalsozialisten als „entartet" deklariert wurde, half ihm in der Zeit der inneren Emigration.

Erst in den 50er Jahren entwickelte Apostel Zwölfton-Kompositionen, z. B. 1957 das „Rondo ritmico" für Orchester. Seinen Kompositionen liegt nach seinen lyrischen Anfängen nun eine Architektur von Formtabellen zugrunde, die er am Schreibtisch entwirft: „Ich bin Architekt und benötige, wie jeder, der etwas baut, den Grundriß. Bei der Erfindung des ersten Taktes schon weiß ich bereits, wie der Schluß des Stückes auszusehen hat". *Karin Müller*

Das Preußen-Denkmal

Wer einen Spaziergang über den an historischen Zeugnissen immer noch reichen Alten Friedhof in Karlsruhe unternimmt, wird in seinem östlichen Teil ein Denkmal entdecken, das 1852 zum Gedächtnis an jene preußischen Soldaten errichtet wurde, die im Revolutionsjahr 1849 in Baden gefallen sind. Von dem einst aufwendig ausgestatteten Monument ist allerdings nur noch ein Torso in desolatem Zustand übriggeblieben: Alle plastischen Einzelteile sind zerstört, die in den roten Sandstein gemeißelten Inschriften kaum noch zu entziffern. Kein Wunder, daß sich die Bedeutung des Denkmals dem unvorbereiteten Betrachter heute nicht mehr ohne weiteres erschließt. Ein Blick zurück in die Geschichte des Preußen-Denkmals soll daher an seine Entstehungsumstände und die mit ihm beabsichtigte politische Aussage erinnern.

Im Mai 1849 war Baden für kurze Zeit Republik geworden. Auch der Großteil der badischen Truppen, die noch im April und September 1848 die beiden von Hecker und Struve geführten Aufstände niedergeschlagen hatten, standen nun auf der Seite der Revolutionäre. Als Großherzog Leopold in dieser Situation den preußischen König um rasche militärische Hilfe bat, dauerte es nur wenige Wochen, bis mit der Kapitulation von Rastatt am 23. Juli 1849 die Revolution in Baden endgültig gescheitert war. Die harten Maßnahmen, mit denen die preußische Armee und ihr Oberbefehlshaber, der „Kartätschenprinz" Wilhelm von Preußen,



während und nach der Niederwerfung des Aufstandes durchgriffen, stießen bei großen Teilen der Bevölkerung auf heftige Ablehnung. Zwischen dem preußischen Herrscherhaus und dem großherzoglichen Hof in Baden hatten sich jedoch nach dem Ende der Revolution immer engere Beziehungen angebahnt, die schließlich 1856 zur Vermählung des Großherzogs Friedrich I. mit Prinzessin Luise von Preußen, der Tochter des späteren deutschen Kaisers Wilhelm I., führten. Es erstaunt daher nicht, daß weder der badische Hof noch die Verwaltung der Stadt Einwände geltend machten, als Friedrich Wilhelm IV. bald nach dem Ende des Aufstandes den Wunsch äußerte, alle 1849 in Baden gefallenen preußischen Soldaten mit einem zentralen und anspruchsvollen Monument auf dem Friedhof der Residenzstadt zu ehren.

Mit dem Entwurf und der Bauleitung des Denkmals wurde der badische Architekt Friedrich Eisenlohr beauftragt, der auch die Pläne für die 1842 im neogotischen Stil errichtete Kapelle am Eingang des Friedhofs geliefert hatte. Bereits am dritten Jahrestag der Kapitulation von Rastatt, im Juli 1852 also, konnte das von der preußischen Regierung und der Armee finanzierte Monument in Anwesenheit des „Kartätschenprinzen" eingeweiht werden.

Friedrich Wilhelm IV., dessen Vorstellungen die Planung maßgeblich bestimmten, wählte für Karlsruhe einen Denkmaltypus, den der berühmte Baumeister Karl Friedrich Schinkel im frühen 19. Jahrhundert bereits mehrfach realisiert hatte. Über einem altarähnlichen Sockel, der einst ein Hochkreuz aus weißem Marmor trug, wölbt sich ein gotisierender Baldachin, der mit den Wappen der preußischen Provinzen verziert ist. Eine Szene aus der biblischen Geschichte lieferte die Vorlage für den krönenden Abschluß des Denkmals: der Erzengel Michael als Drachentöter. Gestiftet wurde die Figur von Friedrich Wilhelm IV., der sie bei dem Berliner Bildhauer August Kiss in Auftrag gab. In Bronze gegossen gelangte das Bildwerk in den Babelsberger Schloßpark; für Karlsruhe begnügte man sich mit der kostengünstigeren Ausführung in Zink. In dieser Figurengruppe läßt sich die ideologische Aussage des Denkmals am eindrücklichsten fassen: Der Kampf des Erzengels gegen die Mächte der Finsternis wurde bereits im Mittelalter als religiös verbrämte Legitimation weltlichen Machtstrebens eingesetzt, der blutige Sieg über die Revolution war so zum heiligen und gerechten Kampf verklärt worden.

Aber nicht nur Friedrich Wilhelm IV. trat als Stifter eines Denkmals für seine gefallenen Soldaten auf, auch das preußische Militär ließ an verschiedenen Orten Badens – entweder auf dem Schlachtfeld selbst oder auf dem nächstgelegenen Friedhof – Monu-

mente errichten, die freilich sehr viel bescheidener ausfielen als jenes in Karlsruhe.

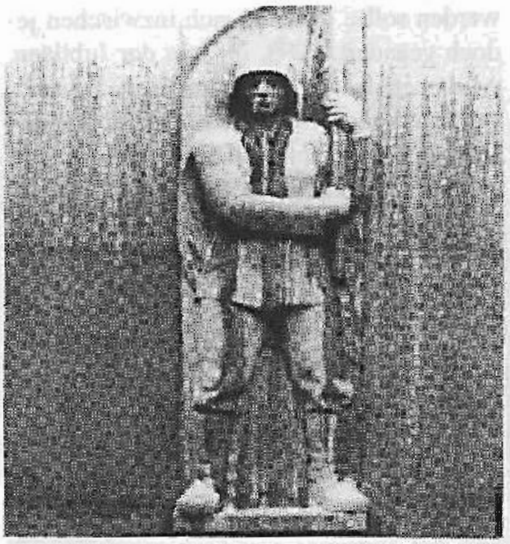
Ganz im Gegensatz zu den Denkmälern für die preußischen Truppen blieben die Monumente für die gefallenen Revolutionäre, auf deren Seite mit Sicherheit mehr Todesopfer zu beklagen waren, eine vereinzelte Erscheinung. Meist wurden sie gänzlich verhindert oder mit jahrzehntelanger Verspätung aufgestellt. Die nachrevolutionären Regierungen betrachteten die Ereignisse von 1848/49 als Entgleisung, als Unfall, der möglichst schnell wieder vergessen werden sollte. Das hat sich inzwischen jedoch geändert. 1989, im Jahr der Jubiläen, wird auch des 40. Geburtstages des Grundgesetzes gedacht: Grund genug, sich an die Vorkämpfer demokratischer Rechte vor 140 Jahren zu erinnern. In Waghäusel, wo im Juni 1849 die entscheidende Schlacht zwischen Preußen und Freischärlern stattfand, wurde vor kurzem die von Volker Krebs geschaffene „Verfassungssäule" enthüllt, die nicht nur an 40 Jahre Grundgesetz, sondern durch die Wahl des Standorts auch an die gefallenen Revolutionäre erinnern soll.

Ursula Merkel

Das Gefallenendenkmal im Rathaus

Wenige Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkrieges wurde in der Gemeindeverwaltung der Stadt Karlsruhe die Errichtung eines Denkmals angeregt, das den Gefallenen der städtischen Behörden gewidmet werden sollte. Auf Betreiben des Stadtrats stellten die einzelnen Ämter zunächst Verzeichnisse mit den Namen und Todesdaten ihrer insgesamt 243 Kriegsopfer auf. Nachdem man diese Listen im Sommer 1924 dem Planungsamt übergeben hatte, wurde das Projekt jedoch zunächst nicht weiterverfolgt. Ausschlaggebend waren dafür einerseits die angespannte Finanzlage der Stadt, andererseits aber auch der Einspruch einiger Stadtratsmitglieder, die sich grundsätzlich gegen die in jenen Jahren zahlreich initiierten Denkmalsetzungen für die Kriegsopfer wandten. Sie vertraten die Ansicht, daß es sinnvoller wäre, anstelle vieler kleinerer Monumente ausschließlich ein zentrales, künstlerisch anspruchsvolles Denkmal für alle Kriegstoten der Stadt zu errichten. Eine Minderheit im Stadtrat lehnte indessen auch diesen Vorschlag entschieden ab und forderte, die für ein Denkmal benötigten finanziellen Mittel den sozialen Einrichtungen für die vom Krieg Betroffenen zur Verfügung zu stellen.

Erst im September 1926 wurde das Vorhaben erneut aufgegriffen. Der Gemeinderat beauftragte das Städtische Hochbauamt, Vorschläge für die Konzeption des geplanten Denkmals zu unterbreiten. Daß es seinen Standort im Rathaus am Marktplatz, also im Zentrum der städtischen Verwaltung, erhalten sollte, stand außer Frage. Zudem kam der Stadtrat überein, die voraussichtlichen Kosten in Höhe von 10 000 Mark in den Voranschlagsentwurf für das Rechnungsjahr 1928 aufzunehmen. Im April 1928 stellte sich jedoch heraus, daß der Haushaltsetat des laufenden Jahres nicht zur Deckung der beantragten Summe ausreichte, da für die Fertigstellung des Kriegerdenkmals der Stadt auf dem Hauptfriedhof dringender Geld benötigt wurde. So blieb nichts anderes übrig, als das Projekt bis zur Aufstellung des Voranschlags für das kom-



mende Jahr zu vertagen.

Im September 1929 mußte die Angelegenheit erneut um weitere zwölf Monate zurückgestellt werden. In dieser Weise verfuhr die Stadtverwaltung auch in den nachfolgenden Jahren: Das Projekt wurde jeweils bei der Aufstellung des Haushaltsplanes in Erinnerung gebracht und stets auf einen späteren Zeitpunkt verschoben - obwohl das Ehrenmal der Stadt auf dem Friedhof 1930 eingeweiht worden war und seither als finanzielle Belastung entfiel.

Erst unter den veränderten politischen Vorzeichen kam im Sommer 1933 wieder Interesse an dem Vorhaben auf. Die treibende Kraft war nun Oberbürgermeister Jäger, der bald nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten das Amt des Stadtoberhauptes als Nachfolger seines entlassenen Vorgängers Finter eingenommen hatte. Um Ideen für die Denkmalgestaltung zu erhalten, wurde 1934 ein eingeschränkter Wettbewerb unter den Karlsruher Bildhauern Karl Dietrich, Fritz Moser und Konrad Taucher veranstaltet. Das Monument sollte entweder auf dem Podest im Treppenhaus oder an einer der Seitenwände im Vestibül des Rathauses seine Aufstellung finden.

Alle drei Bildhauer hatten einen Entwurf für das Treppenhaus angefertigt; für die Wandflächen des Entrees und damit für den vom Stadtrat bevorzugten Standort lag jedoch nur von Moser eine zusätzliche Arbeit vor. Dies gab letztendlich den Ausschlag dafür, daß der Auftrag an Moser vergeben wurde. Von seinem Entwurf fand allerdings nur die Grundidee – eine zu beiden Seiten von Schrifttafeln eingerahmte Relieffigur – Zustimmung, während seine Pietà-Gruppe als figürliches Zentrum des Denkmals abgelehnt wurde. Statt dessen wünschte man, wie im Stadtratsprotokoll vom Juni 1934 nachzulesen ist, eine „vorwärtsstrebende kämpfende Figur", die in Gestalt eines Fahnenträgers in Erscheinung treten sollte. Moser arbeitete daraufhin ein entsprechendes Modell aus, das nach einigen Änderungen die Zustimmung des Gemeinderates fand. Bis zum Frühjahr 1936 war das Denkmal in hellem Treuchtlinger Marmor vollendet und Anfang Juni fand die Einweihungsfeier statt.

In seiner ursprünglichen Aufstellung füllte das Denkmal die Fläche zwischen den beiden mittleren Pilastern an der Südwand des Vestibüls aus. Die Mitte des dreiteiligen Aufbaus nimmt die plastisch hervortretende Figur des Soldaten ein, der in angespannter Körperhaltung, breitbeinig und mit beiden Händen die Fahnenstange umgreifend, auf einem leicht vorspringenden Sockel steht. Gezeigt wird kein Individuum, sondern ein Typus als Repräsentant bestimmter Eigenschaften wie Unbeugsamkeit, Wehrhaftigkeit und dergleichen mehr. Diese Merkmale waren nicht erst mit Etablierung der nationalsozialistischen Ideologie verstärkt gefragt,

sie kommen auch in einer großen Zahl von Kriegerdenkmälern der zwanziger Jahre zum Ausdruck, die Vergeltung anstelle von Versöhnung der Nationen thematisieren. Mit der Wahl des Fahnenträgers verfolgten die Auftraggeber die Absicht, nicht nur ein Erinnerungszeichen für die Gefallenen zu setzen, sondern zugleich auch ein Idealbild gegenwärtigen Soldatentums anschaulich werden zu lassen.

Im September 1944 wurde das Innere des Rathauses durch Bomben zerstört. Das Kriegerdenkmal erlitt dabei jedoch erstaunlicherweise keinen größeren Schaden. Nachdem der veränderte Wiederaufbau des Rathauses 1955 abgeschlossen war, fand das Denkmal im nördlichen Innenhof seinen neuen Platz.

Ursula Merkel

Fund in der Stadtapotheke

Apothekeneinrichtung aus der Weinbrenner-Zeit

Direkt bei der Hauptpost, ausgerechnet dort, wo es im Stadtzentrum am geschäftigsten zugeht, hat sich hinter einer klassizistischen Fassade ein einmaliges Stück Alt-Karlsruhe erhalten – die Stadtapotheke. Jeder, der einmal durch die Ladentür an der Ecke von Karl- und Erbprinzenstraße in die Apothekenoffizin getreten ist, erinnert sich an die besondere Atmosphäre einer andernorts längst vergangenen Welt. In hohen dunklen Schränken, geschmückt mit Pilastern, Giebeln und einer eingebauten Uhr, reihen sich Hunderte von Glasflaschen, Porzellangefäßen, lackierten Blech- und Spandosen mit lateinischen Aufschriften. Balkenwaagen aus Messing, übersät von Eichpunzen vieler Jahrzehnte, tun noch immer ihren Dienst. Ein größerer Kontrast zu den heute üblichen, eher anonym wirkenden Großraumapotheken mit genormten Schubschränken und Warenregalen, die ihre Verwandtschaft mit Selbstbedienungsmärkten nicht leugnen können, läßt sich kaum denken. Es verwundert deshalb nicht,wenn mancher Kunde gerade von der Patina der Stadtapotheke angezogen wird.

Die Bedeutung der Stadtapotheke erschöpft sich keineswegs in einem nostalgisch anmutenden Geschäftsraum. Ist dessen historistische Einrichtung aus dem späten 19. Jahrhundert schon eine kunstgeschichtliche Rarität, so brachte ein genauerer Blick in die Nebenzimmer des Erdgeschosses eine kleine Sensation zutage. Unbemerkt von aller Öffentlichkeit hat sich hier nahezu vollständig das Mobiliar einer älteren Apotheke erhalten. Schlichte, vornehm wirkende Nußbaumschränke mit Schubladen, offenen Regalen und Spiegeltüren in den Eckteilen geben sich stilistisch als qualitätsvolle Kunsttischlerarbeit des frühen Biedermeier zu erkennen. Handelt es sich dabei um die letzte Ladeneinrichtung aus der Weinbrenner-Zeit? Es war die Aufgabe des seit gut einem Jahr bei der Unteren Denkmalschutzbehörde tätigen Stadtkonservators, aus den Archivalien die Geschichte der Stadtapotheke zu rekonstruieren.

1820 hatte ein junger, aus Salem stammender Pharmazeut namens Michael Löhle das Privileg bekommen, eine Apotheke zu führen. Nach der Hofapotheke, der heutigen Internationalen Apotheke und der Kronenapotheke war dies die vierte in Karlsruhe.

Sie befand sich zunächst in der Herrenstraße und von dort stammt auch das Biedermeiermobiliar. Beim Umzug in das Eckgebäude an der Karlstraße, das 1816 von einem Architekten aus dem Weinbrenner-Umkreis errichtet worden war, wurden 1883 die alten Möbel nicht beseitigt, sondern in den Nebenzimmern wiederaufgestellt. Für den Laden ließ der damalige Eigentümer Karl Hasenkamp jene heute noch erhaltene Neorenaissance-Möblierung anfertigen. Eine Erweiterung führte schließlich 1912 zu einem weiteren Apothekenraum, der Homöopathie, die man über einen eigenen Eingang an der Karlstraße betreten konnte. Seit damals scheint die Zeit an der Stadtapotheke vorbeigegangen zu sein. Das lag vor allem an der bewahrenden Einstellung von Hermann bzw. Elisabeth Trumpfheller, die von 1919 bis 1988 die Apotheke leiteten.

Für jeden, der Kulturgeschichte an baulichen und künstlerischen Zeugnissen abzulesen vermag, ist die Stadtapotheke ein über Karlsruhe hinaus einzigartiges Dokument. Gebäude und Einrichtung wurden deshalb vor kurzem vom Regierungspräsidium als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung in das Denkmalbuch eingetragen. Soll die Apotheke auch in Zukunft weiterbestehen, läßt sich ein Umbau kaum vermeiden. Eigentümer, Architekt und Denkmalschutzbehörden müssen dabei eine Lösung finden, die sowohl den wirtschaftlichen Anforderungen als auch der Erhaltung von möglichst viel historischer Substanz gerecht wird.

Gerhard Kabierske

Ein vergessener Brunnen

Brunnen haben gegenwärtig Konjunktur. So vergeht in Karlsruhe kaum ein Jahr ohne Brunnenenthüllung, wobei die häufig kontroversen Diskussionen um Form und Standort nur ein beredtes Zeichen für das allgemeine Interesse sind. Aber auch die historischen Brunnen, von denen Karlsruhe überregional herausragende Beispiele aus Barock, Klassizismus, Historismus und Jugendstil vorweisen kann, erfreuen sich großer Beliebtheit. Kein Sommer ohne Brunnenführungen, kein Tourismusprospekt ohne Farbabbildungen vom Ludwigsplatz- und Stephanplatzbrunnen, vom Hygieia- oder Nymphenbrunnen!

Ein Brunnen kann sich solcher Aufmerksamkeit mit Sicherheit nicht rühmen. Nur die wenigsten werden ihn überhaupt schon einmal gesehen haben, obwohl er nur wenige Schritte vom Marktplatz entfernt zu finden ist. Der Öffentlichkeit weitgehend entzogen steht er im Hof des Landesgewerbeamts an der Karl-Friedrich-Straße etwas verloren auf einer kleinen Rasenfläche, in der wenig einladenden Nachbarschaft von hohen Rückgebäuden, Werkstätten, Garagen und Parkplätzen.

Schon auf den ersten Blick gibt sich der Brunnen als ein auffallend repräsentatives Schaustück aus dem letzten Jahrhundert zu erkennen: Auf einem voluminösen quadratischen Sockel erhebt sich über einem profilierten Fuß eine runde weite Schale. Im Gegensatz zur klassischen Form der Schale ist das Postament reich gegliedert. Die Kanten werden durch diagonal nach außen ge-

stellte Voluten betont, die ihrerseits von Palmettenakroterien über dem Abschlußgesims bekrönt sind. Die vier gleichen Seitenflächen schmücken plastisch profilierte Kassetten, die phantastische Fischköpfe einrahmen, aus deren weit aufgerissenen Mäulern Wasser spritzt. Eine kleine Wasserfontäne entspringt inmitten der Schale und fällt über deren Rand wie ein Schleier vor den Dekorationen des Sockels hinab in das relativ kleine, von einer wulstigen Einfassungbegrenzte Bassin.

Unterzieht man sich der Mühe, anhand von Archivalien und Literatur genaueres über dieses unbeachtete Kunstwerk der Neorenaissance zu erfahren, wird man bald fündig. Der Brunnen wurde 1872 bis 1873 nach Entwürfen des Karlsruher Architekten und Kunstgewerbelehrers Carl Ratzel (1839-1876) sowie einem seiner Schüler, einem Holländer namens Le Conte geschaffen. Ausgeführt wurde er in der damals völlig neuartigen Technik des Zementgusses, den die in Karlsruhe ansässige Firma Dyckerhoff & Widmann entwickelt hatte. Zunächst war er in dem ebenfalls von Carl Ratzel gestalteten Lichthof der Landesgewerbehalle aufgestellt, wo der Schalenbrunnen, umrahmt von Grünpflanzen, die Besucher einer Musterschau anzog, auf der Dyckerhoff & Widmann noch weitere künstlerische Zementgußprodukte offerierte. Anläßlich eines Umbaus wurde der Brunnen schon bald vor das Gebäude versetzt, wo er den kleinen Ehrenhof an der Karl-Friedrich-Straße schmückte, der als Teil des Palais von Beck 1805 von Friedrich Weinbrenner erbaut worden war. Dort überstand der Brunnen unbeschadet selbst den Zweiten Weltkrieg, als das Gebäude ausbrannte. Daß er danach sogar der Trümmerräumung entging, während die Reste der Weinbrenner-Fassade bedenkenlos abgerissen wurden, grenzt fast an ein Wunder, galten doch in der Nachkriegszeit Werke des 19. Jahrhundert recht wenig, wie das Schicksal des nahezu gleichzeitig entstandenen Malsch-Brunnens nur zu gut belegt. Allerdings mußte er sich beim Wiederaufbau des Landesgewerbeamts in den 50er Jahren schließlich mit jenem lieblosen Standort im Hinterhof begnügen.

Eine angemessene Aufstellung und vor allem eine Restaurierung, die den Bestand dieses bemerkenswerten Schalenbrunnens auch für die Zukunft sichert, wären dringend notwendig. Als einzigartiges Dokument der Gründerjahre nach 1871 hat er es verdient, wieder zu einem wirklichen Karlsruher Blickpunkt zu werden.

Gerhard Kabierske

Das Denkmal „Großherzog-Friedrich I." in Durlach

Zwischen 1914 und 1922 stand in Durlach vor dem Schloß an der Ecke der heutigen Pfinztal- und Marstallstraße das Denkmal des 1907 verstorbenen Fürsten. Anlaß zu seiner Errichtung war das Jubiläum zum 50jährigen Bestehen des Trainbataillons Nr. 14, das in der damaligen Schloßkaserne stationiert war. Da es auf Befehl des Großherzogs vom 24. Oktober 1864 aufgestellt worden war, sollte im Oktober 1914 dieses Ereignis drei Tage lang gefeiert werden. Einen Programmpunkt für Samstag, den 24. Oktober, um 11.45 Uhr, bildete die Einweihung des vom Offizierskorps gestifteten Denkmals für Großherzog Friedrich I. Nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde

dieses aufwendige Fest abgesagt und eine schlichtere Feier vorgesehen. Da die Akten keine weitere Auskunft geben und das Durlacher Wochenblatt für diesen Tag keine Feierlichkeit meldet, ist nicht geklärt, ob diese verschoben wurde, oder ob die Presse davon keine Notiz nahm. Nach der Ermordung des Außenministers Walther Rathenau kam es im Juli 1922 in vielen deutschen Städten zu Demonstrationen. In Durlach zogen die Demonstranten zum Rathaus und zerstörten dort die Herrscherbilder im Sitzungssaal, nachdem sie schon vorher das Herrschermonument vor dem Schloß geschleift hatten. Die Büste konnte gerettet werden und ging in den Besitz des Pfinzgaumuseum über.

Das Denkmal bestand aus einer überlebensgroßen Büste auf einem schlichten Sockel, der die Inschrift „Großherzog Friedrich I. von Baden" trug. Das Bildnis aus Bronze ist auf Frontalansicht gearbeitet. Tiefe Falten bestimmen das Gesicht des hoch betagten Herrschers. Sie sind in der Kunst auch Zeichen dafür, daß solch ein Bildnis posthum, nach dem Tod des Dargestellten, entstanden ist.

Der Badener Hermann Föry (1879 bis 1930) entwarf das Monument. Wie so viele seiner Kollegen hatte er die Meisterklasse von Hermann Volz an der Akademie besucht. Er schuf 1914 eine weitere Büste

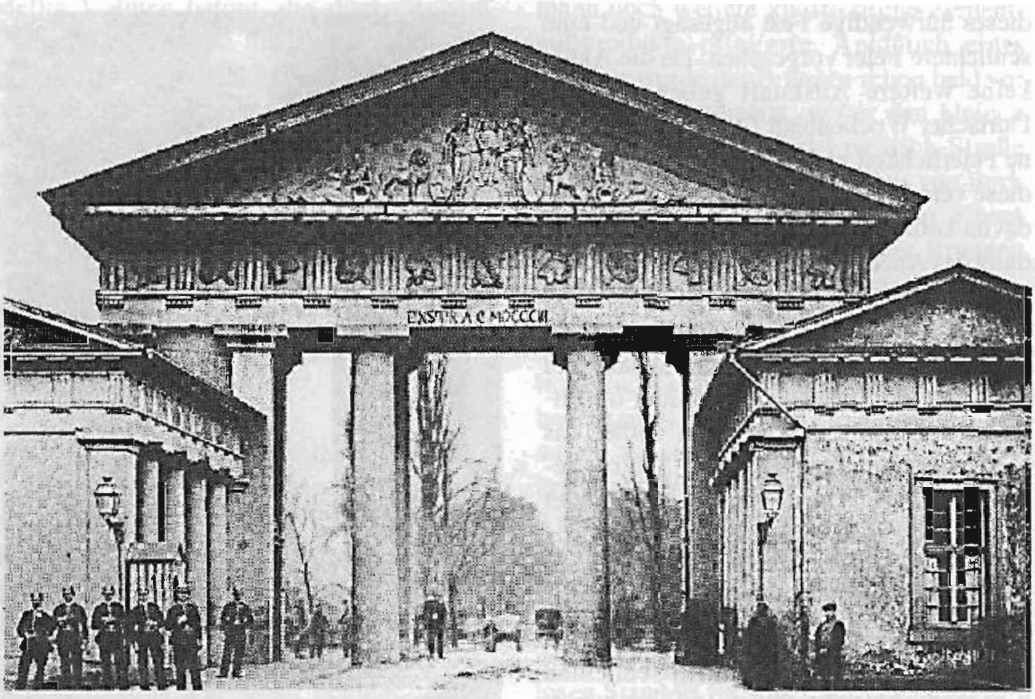
Friedrichs I. für das Kriegerdenkmal in Eppingen.

Als Großherzog Friedrich I. 1907 starb, setzte eine regelrechte Denkmalflut für den Fürsten ein. In Karlsruhe sollte ihm auf dem Friedrichsplatz ein Reiterdenkmal gesetzt werden. Doch der Ausbruch des Ersten Weltkrieges machte diese Planung zunichte.

Brigitte Baumstark

Das Ettlinger Tor 1803 – 1872

Steht es stramm oder hängt es wieder schlaff über seinem Gerüst? Dies fragt sich so mancher Karlsruher, der in diesem Sommer durch die Kriegsstraße fährt oder den Ettlinger-Tor-Platz überquert. Gleich, ob die jeweilige Reaktion begeistert, belustigt oder verärgert ausfällt, das Ballonobjekt „Ettlinger Tor" der amerikanischen Künstlerin Vera Habrecht-Simons, das trotz aller technischen Pannen noch bis Ende Septem-



ber zu sehen sein wird, hat sich zu einem Blickpunkt entwickelt, an dem man kaum unbeteiligt vorbeigehen kann. Ein Blickpunkt besonderer Art wie das alte Ettlinger Tor, an das die Luftplastik erinnern will und dessen kurze Geschichte hier zusammengefaßt werden soll.

Das Rückgrat der klassizistischen Stadterweiterung, die Karlsruhe im frühen 19. Jahrhundert überregional bekannt machte, war die heutige Karl-Friedrich-Straße, die vom Schloß nach Süden ausstrahlende Hauptachse der Stadt. Friedrich Weinbrenner, von 1800 bis zu seinem Tod 1826 Chefplaner der Residenz, machte ihren Ausbau zu einem seiner Hauptanliegen. Ohne Zweifel gehört die entstandene Abfolge wohlproportionierter Platz- und Straßenabschnitte, gesäumt von öffentlichen Monumentalbauten, Palais' und privaten Wohnhäusern und gegliedert durch Denkmäler und Brunnen, zu seinen Meisterwerken.

Die Verschiebung der Stadtgrenze bis an die Kriegsstraße machte am Südende der neuen Straße ein neues Stadttor erforderlich, dem zwar kein Befestigungscharakter zukam, mit dem man jedoch den Zugang kontrollieren und nachts auch versperren konnte. Diese funktionale Notwendigkeit nutzte Weinbrenner 1803 bis 1805 zur Errichtung eines monumentalen säulen- und pilastergeschmückten, über einem mächtigen Gebälk von einem Giebel bekrönten Torbaus mit flankierenden Wachhäusern. Die „via triumphalis" wurde damit architektonisch nach Süden abgeschlossen, und gleichzeitig bot sich dem ankommenden Fremden ein eindrucksvolles Entree in die Stadt, in Form und Größe genau auf die Karl-Friedrich-Straße abgestimmt. Durch Inschriften und die vom Bildhauer Tobias Günther geschaffenen allegorischen Reliefs in den Giebelfeldern präsentierte sich das Gebäude als Denkmal für die Erweiterung Badens durch die Rheinpfalz. Bei sei-

ner Planung standen Weinbrenner berühmte Vorbilder vor Augen, etwa die antiken Propyläen auf der Akropolis in Athen, die damals in Rekonstruktionszeichnungen weit verbreitet waren, oder vor allem das Brandenburger Tor, das er während eines Studienaufenthaltes in Berlin selbst gesehen hatte.

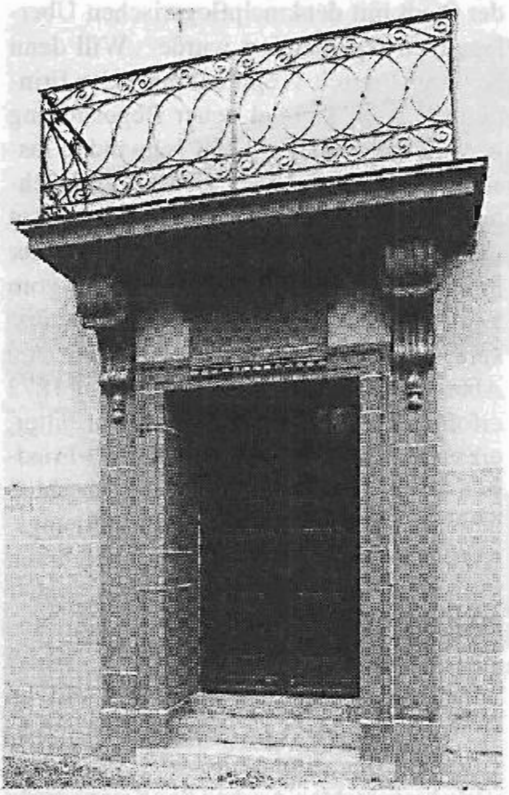
Lange sollte dieses architektonische Kunstwerk allerdings nicht stehenbleiben. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts galten Weinbrenners karger Klassizismus und sein einheitlicher Städtebau nicht mehr viel. Zudem hatte das Tor seine Funktion als Wachgebäude verloren. Und Gebälk und Giebel, aus Kostengründen nur in Holz und Stuck ausgeführt, waren reparaturbedürftig. Außerdem behinderte die schmale Durchfahrt den Wagenverkehr, der nach dem Bau des Bahnhofs an der Kriegsstraße zugenommen hatte. Nachdem 1871 das Tor noch einmal als Ehrenpforte für die zurückkehrenden Truppen gedient hatte, spitzte sich der Streit um Erhaltung oder Abbruch zu, wobei erstmals in der jungen Geschichte der Stadt mit denkmalpflegerischen Überlegungen argumentiert wurde. „Will denn Karlsruhe durch Wegräumung jeder Erinnerung ... im Taumel neuer Begeisterung nachgerade jegliche Pietät schwinden lassen?", schrieben die Karlsruher Nachrichten am 12.4.1871. Obwohl der Gemeinderat nicht zustimmen wollte und sich auch der großherzogliche Bauinspektor Serger vom künstlerischen Standpunkt dagegen aussprach, setzte das Finanzministerium den Abbruch durch, der schließlich Anfang 1872 erfolgte. Das Erwachen danach war bitter, erkannte man doch nun, daß die Karl-Friedrich-Straße ihren städtebaulichen Abschluß verloren hatte. „Die offizielle Beseitigungswuth hat uns am Ettlinger Tor einen üblen Streich gespielt", beklagten die Karlsruher Nachrichten am 8.1.1873. Die Stadt versuchte daraufhin, den Schaden an dieser wichtigen Stelle durch einen dekorativen Brunnen zu mildern. Es entstand der Malsch-Brunnen, der dann seinerseits 1963 dem verkehrsgerechten Ausbau der Kriegsstraße weichen mußte.

Gerhard Kabierske

Reminiszenz an das erste Karlsruher Krankenhaus

„Portal des Städt. Spitals 1788-1912" lesen wir auf einer Tafel an der Schmalseite des Nordflügels der Carl-Hofer-Schule in der Markgrafenstraße, bevor wir in das neue Stadtarchiv in der ehemaligen Pfandleihe gelangen. Mit der Inschrift wird daran erinnert, daß an der Stelle dieses Unterrichtsgebäudes, das von dem Architekten Eugen Beck in den Jahren 1912–1914 als Gewerbeschule am Lidellplatz errichtet wurde, einmal das erste Karlsruher Krankenhaus gestanden hat. Beck integrierte damals einfach das Hauptportal des abgerissenen Hospitals in seinen Neubau, allerdings an ziemlich versteckter Stelle am Nebeneingang von der heute nicht mehr existierenden Schwanenstraße. In seiner ursprünglichen Funktion bildete das Portal den Eingang an der schmalen Frontseite des Krankenhauses an der Ecke Markgrafen- und Adlerstraße.

Das Spital war von 1781 bis 1788 von Residenzbaumeister Wilhelm Jeremias Müller, dem Vorgänger Weinbrenners, errichtet worden. Es war mit einem damals hochmodernen Belüftungssystem ausgestat-



tet, das sogar noch sechs Jahrzehnte nach seiner Erbauung als vorbildlich angesehen wurde.

So steht etwa bei Peter Wagner um 1840 über das Spital: „Dasselbe ist ganz massiv von Stein errichtet und enthält alle Bequemlichkeiten, deren Kranke bedürfen. Die Krankensäle werden durch Luftkanäle, welche die feinere Hitze aus den in der Gallerie des Centrums angebrachten Öfen aufnehmen, erwärmt. Hier genießen die Kranken zugleich in strengen Wintertagen der Bewegung und einer reinen atmosphärischen Luft. Im Ganzen können 200 Kranke untergebracht werden."

Das Krankenhaus nahm in seiner Anfangszeit vor allem Angehörige der Unterschicht auf. Dienstboten und Handwerksgesellen waren im Krankheitsfalle unverpflegt, da sie keine Familie besaßen. In der gleichen Situation lebten die Soldaten. Diesen Personengruppen konnte nun in dem neuen Spital geholfen werden. Unterstützung erfuhren die Bedürftigen auch durch Spenden. So richtete der Kammerrat Christoph Friedrich Lidell, der durch den Holzhandel reich geworden war, 1792 kurz vor seinem Tode eine Stiftung ein, aus der nun Jahr für Jahr sechs bis acht Kranke im Spital unentgeltlich versorgt werden konnten. Das Stiftungsvermögen fiel erst der Inflation nach dem Ersten Weltkrieg zum Opfer.

1872 erinnerte man sich Lidells. Es wurde der heute noch vorhandene Brunnen mit seiner Büste geschaffen und anläßlich seines 100. Todestages 1893 der Spitalplatz, wie er folgerichtig vorher genannt wurde, auf seinen Namen umgetauft.

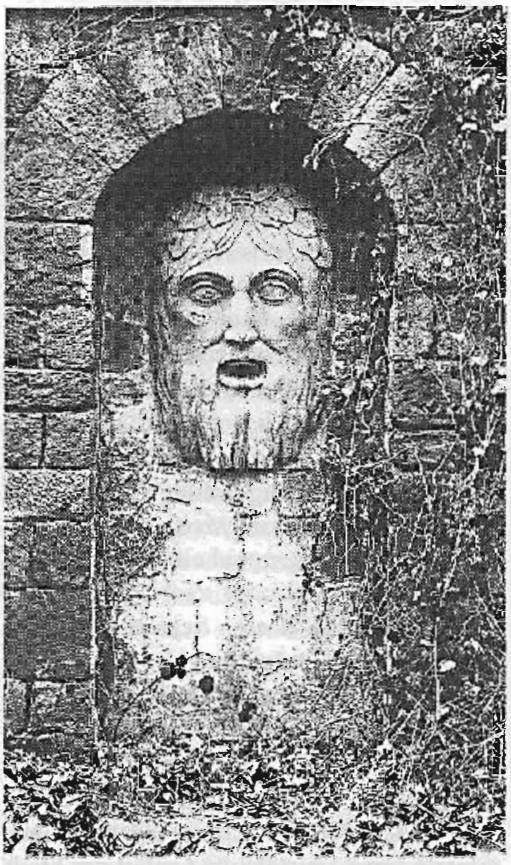
Die Tage des alten Krankenhauses waren allerdings damals schon fast gezählt. Zwar hatte der Architekt Wilhelm Strieder in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts einen Erweiterungsbau hinter dem Spital errichtet, von dem heute nur noch der Türsturz vom Eingang mit der Inschrift „Erbaut 1884-1885" im Hof der Carl-Hofer-Schule übriggeblieben ist, doch dem Bevölkerungszuwachs, der in den hundert Jahren seit der Erbauung des Krankenhauses eingetreten war, konnte damit kaum Rechnung getragen werden. Man entschloß sich daher bald zu einem Krankenhausneubau an anderer nicht durch Nachbargebäude eingeschränkter Stelle, den dann ebenfalls Strieder mit seiner weitläufigen Anlage des Klinikums entlang der Moltkestraße nach der Jahrhundertwende verwirklichte. Damit verlor das Gebäude am Lidellplatz seine Funktion und konnte dem Neubau der Gewerbeschule geopfert werden. An das alte Krankenhaus

erinnern daher heute nur noch der Lidellbrunnen und die hier beschriebenen Relikte, die dem unbefangenen Spaziergänger allerdings völlig unverständlich erscheinen müssen, wenn ihm die geschichtlichen Zusammenhänge nicht erläutert werden. Dem sollte an dieser Stelle Abhilfe geschaffen werden. *Peter Pretsch*

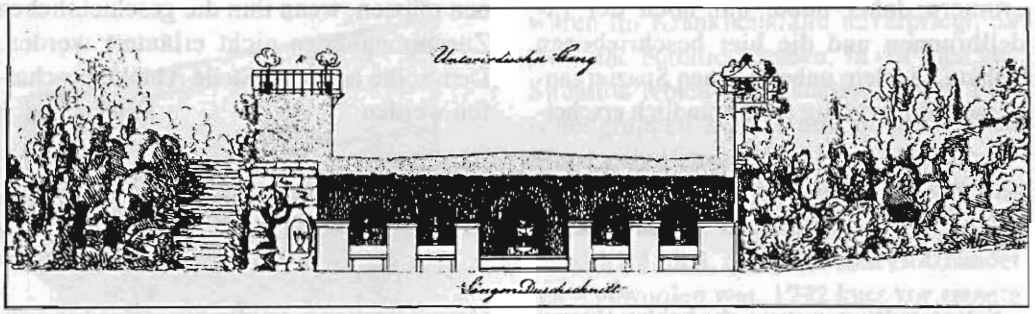
Ein Kopf im Wald

Selbst im Winter, wenn die kahlen Bäume des Hardtwaldes die Sicht nicht versperren, bemerkt kaum ein Spaziergänger das ungewöhnliche Kunstwerk, das es mitten in einem Waldstück beim Ahaweg in der Nähe des Schloßgartens zu entdecken gibt. Eingelassen in eine Mauernische unterhalb vom Turm des ehemaligen Hofwasserwerks erscheint das stilisierte Gesicht eines weit überlebensgroßen Männerkopfes aus rotem Sandstein. Der frontale Blick aus pupillenlosen Augen, die lang herabhängenden Haupt- und Barthaare, die streng gezeichnete Nase und vor allem der geöffnete Mund verleihen dem Antlitz maskenhafte Züge. Nicht zuletzt wegen der Ranken einer Wasserpflanze, die das Haar bekränzen, läßt sich der Kopf als Haupt eines Wassergottes deuten, als Neptuns- oder Tritonskopf in der Tradition antiker Vorbilder, wie sie vor allem in römischer Zeit gerne als Wasserspeier oder Kanaldeckel verwendet wurden. Und tatsächlich kann man feststellen, daß auch hier einst aus dem Mund Wasser in ein heute verschüttetes Becken am Boden fiel.

Beschäftigt man sich näher mit dem Kopf, so erfährt man, daß die Maske keineswegs für den heutigen Ort angefertigt, sondern dort im Jahr 1867 bereits in Zweitverwendung eingemauert wurde. Ursprünglich war der Wasserspeier Teil eines kleinen Brunnens, den kein Geringerer als Friedrich Weinbrenner entworfen hatte. Er schmückte einen 1801 angelegten unterirdischen Gang, der die beiden Parkteile des Erbprinzengartens unter der Erbprinzenstraße hindurch miteinander verband – etwa dort, wo sich heute am Friedrichsplatz die Industrie- und Handelskammer befindet. Um diese erste Karlsruher Fußgängerunterführung attraktiver zu gestalten, hatte sich Weinbrenner eine romantische Inszenierung im Sinne der



Wasserspeiende Maske am Ahaweg.



Ursprüngliche Anbringung in Weinbrenners unterirdischem Gang im Erbprinzengarten.

Parkarchitekturen englischer Landschaftsgärten jener Zeit ausgedacht. Die Zugänge waren dabei als schluchtartige Felsentäler gestaltet, während der eigentliche Tunnel als katakombenartige Höhle mit Ruhebänken und urnengeschmückten Wandnischen, mit einem „Altar der Freundschaft" und eben jenem Wandbrunnen in mystisches Halbdunkel getaucht war. Dem Bau des Friedrichsplatzes mußte diese theaterhafte Szenerie schon 1866 weichen. Es spricht allerdings für die Planer von damals, daß sie die wasserspeiende Maske vorher ausbauten und an einer passenden Stelle neu anbrachten, wo wir uns heute von ihr überraschen lassen können. *Gerhard Kabierske*

Sperrbezirk - Off limits

Off limits - Zutritt verboten! Gesprüht an die Mauer des Hauses Markgrafenstraße 42, markierte das Verbotsschild an dieser Stelle die Sperrzone für Besatzungssoldaten um das Karlsruher Vergnügungsviertel. Schon beinah verblaßt, ist dieser Schriftzug jedoch mehr als nur ein skurriles Überbleibsel amerikanischer Besatzungspolitik, – verweist er doch über die Nachkriegszeitgeschichte hinaus auf die Vergangenheit eines ganzen Stadtviertels. Dahinter verbirgt sich ein Stück Karlsruhe, dessen Schicksal mit der radikalen Altstadtsanierung der 1970er Jahre endgültig besiegelt zu sein schien: Das Dörfle, Rotlichtbezirk und Prostituiertenviertel. Mehr als 100 Jahre hindurch - in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts bereits ebenso wie noch vor wenigen Jahren - erhitzte seine Existenz im Ostteil der Stadt nicht nur die Gemüter der Karlsruher Bürger in den besseren Wohnlagen, die um den sauberen Ruf ihrer Stadt besorgt waren. Auch die Altstadtbewohner selbst drohten mit einem Marsch aufs Rathaus, falls die Dirnenquartiere nicht verlegt würden.

Im 19. Jahrhundert war das Dörfle zwar noch nicht über die Stadtgrenzen hinaus bekannt für seine Animierbars. Doch es hatte schon damals den Ruf eines Viertels, in dem sich die „sittliche Fäulnis" des Lasters ungehindert ausbreite. Mit seinen verwinkelten Gassen war Klein-Karlsruhe schon seit Gründung der Stadt das Viertel der armen Bevölkerung. Bereits in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts sahen Frauen der ärmsten sozialen Schicht in der Straßenprostitution die einzige Möglichkeit, ein paar Kreuzer zu verdienen. Sie zogen gerade in den Sommermonaten nachts durch

die dunklen Gassen und sprachen nächtliche Spaziergänger an. Erste „öffentliche Häuser" mit Zimmern, in denen Frauen in eigener Regie ihr Gewerbe ausübten, etablierten sich trotz des offiziellen Verbots der Prostitution schon in den 1830er Jahren in der Durlacherthorstraße und gegenüber der Infantriekaserne, später noch in der Quer- und in der Schützenstraße. Die Vermieterinnen waren meist selbst ehemalige Dirnen oder Witwen ohne Einkommen, die sich auf diese Weise Geld für die eigene Miete erwirtschafteten. Um zu verhindern, daß sich die Prostituierten mit ihrem Gewerbe weiter über die ganze Stadt verteilten, bedurfte ihre Quartiersuche ab 1874 der Genehmigung durch die Polizei, und ab 1875 war das Wohngebiet der Dirnen auf die Quer-, Durlacherthor-, Brunnen-, Fasanen- und die Kleine Spitalstraße beschränkt. Letztere war es denn auch, in der seit 1897/98 alle offiziell bekannten und „eingeschriebenen" Prostituierten der Stadt in 16 Häusern zusammengefaßt und so quasi in einer „Bordellgasse" kaserniert wurden.

Diese Konzentration der Dirnen in einem bestimmten Gassenbezirk sollte die Überwachung der offiziell immer noch verbotenen Prostitution erleichtern. Doch nächtliche Belästigungen und die Sorge um das eigene Wohl ließen die Bürgerschaft langsam unruhig werden. Während überall in den „besseren" Stadtvierteln Polizeistationen eingerichtet worden waren, scheint gerade im Dörfle außer nächtlichen Patrouillen keine feste Polizeiwache existiert zu haben. So bemängelten die Bewohner im Jahr 1872, daß das Polizeipersonal jeweils abends „unsern unter Tags von ihm so stark frequentierten Stadttheil mit einer gewohnten Pünktlichkeit verläßt, die nichts zu wünschen übrig läßt". Der Beschwerde schloß sich einer dringliche Bitte um Polizeischutz

an. 1877 wurde die Schutzmannschaft für die „Hurenstraße" noch verdoppelt: bei Tag patrouillierten vier, bei Nacht sechs Schutzmänner nur durch die genannten Gassen. Kurzzeitig wurden sogar Militärpatrouillen eingesetzt, um nächtliche Ruhestörungen und „Excesse" zu unterbinden. Erst 1898 wurde in der Markgrafenstraße 29 eine feste Polizeistation ausgebaut, mit einem Zimmer speziell für die Sergeanten der Sittenpolizei. Schon vorher, nämlich 1878, wurde die Bürgerschaft im Dörfle aktiv. In einem anonymen Brief an den Großherzog forderte z.B. eine „dem deutschen Vaterland und badischen Fürstenhaus treu ergebene Unterthanin" die „Entfernung gewisser unmoralischer Persönlichkeiten" aus der Quer- und Kleinen Spitalstraße. Direkt ans Innenministerium wandte sich die Ehefrau des Bierbrauers Lörcher mit der Beschwerde, „daß die in der dortigen Gegend wohnenden öffentlichen Dirnen durch ihr Gebahren auf der Straße, sowie durch ihr unzüchtiges Verhalten in den Wohnungen bei offenen Fenstern großes Ärgernis erregen". Kein Wunder, daß ihr dieses Treiben so direkt aufgefallen war: sie wohnte Durlacherthorstr. 83, also in unmittelbarer Nachbarschaft eines „öffentlichen Hauses". Auch die Zeitungen berichteten immer häufiger über das – wie sie es vorsichtig nannten – „scandalöse Kneipenleben", über nächtliche Ruhestörungen und die öffentlich sichtbaren Anzeichen käuflicher Liebesdienste, „Lohnhurerei" genannt: Dirnen, die zum

Teil sehr leicht oder gar nicht bekleidet nachts vor der Haustür potentielle Kunden ansprachen. Die Bürgerschaft beklagte den „sittlichen Verruf eines ganzen Stadtgebiets", der die Mieteinnahmen mindestens um ein Drittel mindere und die Bodenpreise sinken lasse. Die bürgerliche Toleranzschwelle lag recht niedrig: Schon eine Prostituierte, die in großer Abendrobe und mit einem Hündchen unter dem Arm aus der „Bordellgasse" kam, schien die sittlichen Gefühle vor allem der Karlsruher Jugend zu gefährden. Respektable Bürger, so hieß es, verließen notgedrungen das Viertel, um ihre Kinder vor dem Anblick der auf Kunden wartenden Dirnen zu bewahren. 1899 tauchten daher zum ersten Mal Überlegungen auf, die Kleine Spitalstraße durch Tore vor den Augen der Öffentlichkeit abzusperren. Der „Bürgerverein der Altstadt" war da radikaler: 1897 forderte er in einer Petition vom Großherzog, daß die „sittliche Pest aus jenem so dicht bevölkerten Stadtteil entfernt werde". Die Petition war jedoch ebenso vergeblich wie der sechs Jahre dauernde Prozeß einer Gruppe von Bürgern gegen die Besitzer der öffentlichen Häuser. Parallelen zu den 70er Jahren dieses Jahrhunderts sind unverkennbar. Denn die Stadt Karlsruhe selbst war schon 1911 weder bereit, den Bordellbetrieb an die Peripherie der Stadt zu verlegen, noch ihn gänzlich zu verbieten.

Sabine Kienitz

Durlach und Gustav Adolf von Schweden – Ein ungewöhnlicher Bodenfund aus dem Bereich des Saumarktes

Nach dem Abschluß der Baumaßnahmen auf dem Durlacher Saumarkt erinnert nur noch die schmale Markierung eines Mauerverlaufes an die archäologischen Untersuchungen des Landesdenkmalamtes. Neben den freigelegten Fundamenten konnten im Frühjahr bereits zahlreiche Fundstücke der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Inzwischen kamen nach der Reinigung und einer vorläufigen Bestandsaufnahme weitere interessante Objekte hinzu.

Die meisten Funde stammen aus einem annähernd rechteckigen Keller der beim Stadtbrand von 1689 vollständig mit dem Schutt aus zwei darüber liegenden Stockwerken verfüllt wurde. Das Spektrum der darin gefundenen Objekte reicht von der Nähnadel bis zum Sandsteinsockel. Auffallend sind die Reste zweier Kachelöfen. Ihre Fundlage läßt vermuten, daß beide Öfen übereinander im Erdgeschoß und im Obergeschoß aufgestellt waren. Die Kachelöfen bestanden aus einzelnen reliefverzierten Tonplatten, den Ofenkacheln.

Diese wurden zu einem rechteckigen Kasten zusammengefügt. Im Gegensatz zum Kamin ermöglichte der von außen beheizbare Kachelofen ein rauchfreies Erwärmen der Stube.

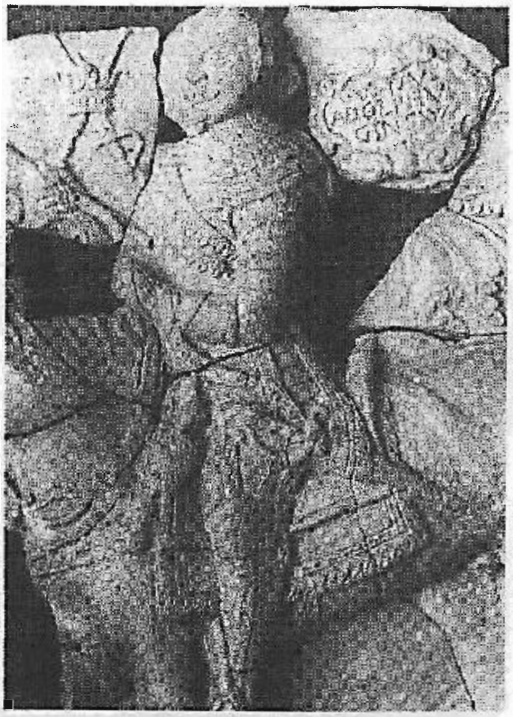
Zu Beginn des 17. Jahrhunderts hatte die deutsche Ofenbaukunst ihren Höhepunkt erreicht. Die Öfen zierten dabei nicht mehr ausschließlich die Wohnräume begüterter Kleriker und Adeliger. Der Kachelofen war fester Bestandteil des städtischen und länd-

lichen Wohnraumes geworden. Der Bedarf an Öfen wurde meist von ortsansässigen Hafnern gedeckt, die neben dem üblichen Tongeschirr auch Kacheln herstellten und diese zu Öfen setzen durften.

Um eine Kachel an ihrer Vorderseite mit einem Relief zu verzieren, benötigt man eine Negativform, ein Model. In das Model wird der vorbehandelte Ton eingedrückt.

Die auf dem Saumarkt gefundenen Kacheln überraschen durch ihre qualitätvolle Ausarbeitung. Entsprechend der zeitgenössischen Mode wurden sie unglasiert gebrannt und nachträglich mit Graphit beschichtet. Damit verlieh man dem Ofen das Aussehen eines wesentlich teureren gußeisernen Plattenofens.

Aus der Vielzahl verschiedener Ofenteile soll die Kachel mit der Darstellung eines Reiters näher betrachtet werden. Das hochrechteckige Tonrelief mit einer Höhe von 53 cm und einer Breite von 39 cm befand sich ursprünglich als Hauptkachel im unteren Teil eines Kachelofens. Das von einem ovalen Früchtekranz umrahmte Bildfeld zeigt eine reitende Figur. Sie läßt sich mit Hilfe einer Schriftkartusche in der oberen Bildhälfte als Schwedenkönig Gustav Adolf II. (1594 – 1632) identifizieren. Der Herrscher ist bekleidet mit einem prachtvollen Küraß. Über diesem trägt er eine weit nach hinten wehende Schärpe sowie einen breiten, spitzenbesetzten Kragen. Die gesamte Darstellung besticht durch ihre detailgenaue Ausführung, wie den portraithaft ausgearbeiteten Gesichtszügen oder dem fein gegliederten Gefäß des angegürteten Degens. In seiner Rechten hält der König als Zeichen seiner Feldherrnwürde den Marschallstab. Damit zeigt er sich nicht als Regent von Schweden, sondern als Feldherr der protestantischen Union im Dreißigjährigen Krieg.



Der Sinn dieser Darstellung in einem reichen Durlacher Haushalt des 17. Jahrhunderts ließe sich mit der Rolle des Markgrafen Georg Friedrich von Baden erklären, der zumindest bis zu der vernichtenden Niederlage bei Bad Wimpfen im Jahre 1622 ebenfalls als führendes Mitglied der protestantischen Union tätig war.

Diese Überlegung wird jedoch von zwei weiteren Kacheln aus demselben Fundzusammenhang widerlegt. Die Übereinstimmungen in der Gestaltung des Rahmens zeigen, daß alle drei Darstellungen einer Bilderfolge zuzurechnen sind. Auf der einen Kachel wird der erklärte Gegner Gustav Adolfs, der Feldherr Graf Tilly (1554 – 1632), als Vertreter der katholischen Liga dargestellt. Die andere zeigt den deutschen Kaiser Leopold I. (1640 – 1705). Die Le-

bensdaten Leopolds weichen dabei erheblich von den beiden anderen ab. Ohne Zweifel war die Kaiserkachel an zentraler Stelle im Ofen eingebaut. Man wählte dafür jedoch nicht den historisch passenden Regenten, sondern den damals regierenden deutschen Kaiser. Der Herrscher wurde flankiert von den beiden Feldherren, die in diesem Zusammenhang sowohl hervorragende historische Persönlichkeiten, als auch die Idee von kriegerischem Scharfsinn und Tapferkeit verkörperten.

Für die Datierung der Kachel Gustav Adolfs ist die Kaiserkachel bestimmend. Eine Darstellung als Herrscher konnte erst nach dessen Krönung im Jahre 1658 erfolgen. Über Vergleichsstücke aus Bad Wimpfen und Alzey können die Tonreliefs in die Zeit um 1660 datiert werden. Eine Zuordnung zu einer Werkstätte kann bisher nicht vorgenommen werden, doch kommen dafür durchaus ortsansässige Hafner in Durlach oder Ettlingen in Frage. Die Model für die Kacheln lieferte eine große Werkstätte, wie sie etwa in Alzey, Speyer oder Straßburg bestand, wo man bereits mehrere Jahrzehnte zuvor tönerne Meisterwerke hergestellt hatte.

Bei der Wahl der Motive war der Hausherr bemüht, ein ausgewogenes, tendenzfreies Bild zu vermitteln. Die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges, die auch für Durlach Armut und Plünderungen bedeuteten, wurden verdrängt. Im Sinne eines humanistischen Bildungsideals sollte die Bildersprache der Ofenwand als Lehr- und Präsentationsobjekt dienen. Entsprechend ihrer ehemaligen Funktion waren diese Kleinkunstwerke nie für ein kurzes Beschauen gedacht. Ihre Schönheit und ihr Sinngehalt bleiben der intensiveren Betrachtung des Einzelstücks vorbehalten.

Harald Rosmanitz

Das Hengst-Denkmal in Durlach

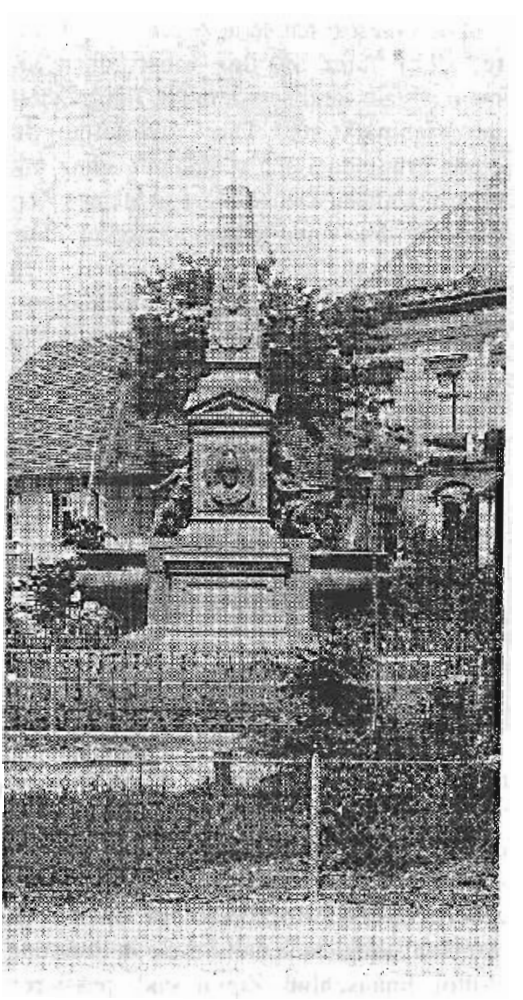
Vier Tage, vom 20. bis zum 23. Juni 1896, dauerten die Feierlichkeiten anläßlich des 50jährigen Jubiläums der Freiwilligen Feuerwehr in Durlach. Die Stadt war festlich herausgeputzt. An den Stadtausgängen standen hölzerne Triumphtore, die Straßen waren mit Fahnen geschmückt und an den Häusern hingen Kränze und Girlanden. Mit einem großen Bankett, bei dem verdiente Feuerwehrmänner im Namen des Großherzogs mit der silbernen Verdienstmedaille ausgezeichnet wurden, begann das Fest. Feuerwehrmann Karl Resch trug einen selbstgedichteten Prolog vor, ein lebendes Bild wurde gestellt und ein Chor der Feuerwehrmänner sang den „Gruß an das Badnerland". Der Hauptfesttag am 23. Juni begann mit der Enthüllung des Denkmales für den Gründer des Durlacher Pompiercorps, Christian Hengst. Es steht noch heute an seinem angestammten Ort, der inzwischen auch den Namen Hengst-Platz trägt.

Das dreiteilige, sich nach oben verjüngende Monument aus rotem Sandstein, erhebt sich über drei Stufen. Dem Postament sind symmetrisch Brunnenbecken angegliedert, die an übergroße halbierte Baluster erinnern. Die Schauseite des Mittelstücks trägt ein Reliefmedaillon mit dem Bildnis Hengsts, das sich dem Betrachter frontal zuwendet. Bart und Helm rahmen

das freundlich lächelnde Gesicht. Über den seitlichen Brunnenbecken reiten behelmte Putti auf Delphinen und halten jeweils einen Feuerwehrschlauch als Wasserspender für den Brunnen. Ein Obelisk bekrönt den Aufbau. Ihn ziert auf der Schauseite das badische Wappen und auf der Rückseite ein Gehänge mit Feuerwehrgeräten. Die Widmungstafel der Rückseite gibt dem Fremden die wichtigsten Informationen: „Dem/verdienten Begründer der/ersten Freiwilligen Feuerwehr/ Chr. Hengst/in Dankbarkeit gewidmet vom/ deutschen Feuerwehrcorps/und seiner Heimatgemeinde/Durlach/1846 – 1896."

Christian Hengst wurde am 5. Dezember 1804 als Sohn des Zimmermannes Konrad Hengst in Durlach geboren. Nach seiner schulischen und handwerklichen Ausbildung ging er auf Wanderschaft, um sich anschließend als selbständiger Zimmermann in seiner Heimatstadt niederzulassen. 1830 wurde er Leiter der Durlacher Gewerbeschule, die er wesentlich reformierte. Hengst nahm rege am bürgerlich kleinstädtischen Leben im biedermeierlichen Durlach teil, z. B. als Mitglied der Lesegesellschaft, die im Gasthaus zur „Krone" zusammenkam. Seit 1841 gehörte er dem Gemeinderat an. Vier Jahre später erhielt er die Stelle eines Stadtbaumeisters. Nach der Revolution wurde er 1849 vom Oberamt als Bürgermeister eingesetzt, 1851 schied er aus dem Amt, 1883 starb Hengst in Durlach.

Künstlerisch ist das Denkmal ein Zeugnis der zeitgenössischen historischen Formensprache. Beim architektonischen Aufbau fühlt man sich an die deutsche Renaissance erinnert; die Putti und das Gehänge sind dem barocken Formenschatz entnommen. Der Entwerfer Hermann Götz, seit 1881 Direktor der Großherzoglich Badischen Kunstgewerbeschule in Karlsruhe, war ein



leidenschaftlicher Kämpfer für das badische Kunsthandwerk, dem er auf nationalen und internationalen Ausstellungen zur Anerkennung verhalf. Götz hatte für eine große Zahl kleinerer badischer Orte Denkmäler entworfen, von denen die meisten einen ähnlichen architektonischen Aufbau aufweisen wie das Hengst-Denkmal. Mit Putti schmückte er die Monumente selten. An der Ausführung des Denkmales war der Karlsruher Bildhauer Heinrich Bauser beteiligt. Er modellierte die figürlichen, in Bronze gegossenen Teile. Den architektonischen Aufbau fertigte der Durlacher Steinmetz und Feuerwehrmann Ulrich Kleiber. Auch der

Aufstellungsort hat seine eigene Geschichte, denn hier in der einstigen Blumenvorstadt fand seit dem 18. Jahrhundert der Viehmarkt statt. Die Umgestaltung in einen grünplanerisch gestalteten Platz mit einem Brunnen-Denkmal ist sichtbares Zeichen für den Wandel des ländlichen Durlach zu einer Stadt der Gründerzeit. Den Viehmarkt verlegte man an den Bahnhof. Gleichzeitig verschwanden die einfachen Nutzbrunnen aus dem Stadtbild, da die neue Wasserleitung die Häuser direkt versorgte.

„Die Gartenlaube", eine überregionale Zeitschrift für Deutschland, berichtete 1896 ausführlich über das Jubiläum und schilderte eindringlich die erste große Bewährungsprobe der Durlacher Wehr, die sie zum Vorbild für viele andere werden ließ: „An jenem Tage brach in der Residenzstadt Karlsruhe ein furchtbarer Theaterbrand aus, bei dem 68 Menschen auf schreckliche Art ums Leben kamen. Auf Anrufen des Markgrafen Wilhelm von Baden kam das Pompiercorps von Durlach im Sturmschritt herbeigeeilt, und alle Augenzeugen mußten den todesmutigen Feuerwehrmännern Durlachs die höchste Anerkennung zollen, da die kleine Schar, im Funkenregen festhaltend, mit ihren Spritzen und Schläuchen dem Feuer Einhalt gebot. Durch die Presse wurde der Ruhm des militärisch eingeschulten Corps von Durlach weit und breit bekannt, und überall zeigte sich der Wunsch, diese Organisation nachzuahmen. Karlsruhe gründete schon wenige Tage nach dem Theaterbrand ein solches Corps, das als erstes die Bezeichnung „Freiwillige Feuerwehr" erhielt.

Brigitte Baumstark

Berlin-Gedenkstein

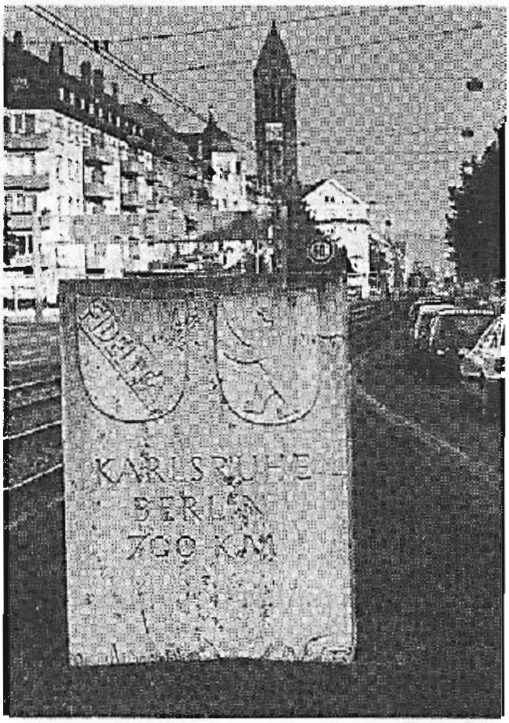
Unübersehbar steht am Durlacher Tor ein übergroßer Kilometerstein zwischen Straßenbahngleisen und Straße in Richtung Autobahnanschluß. Zigtausende passieren ihn täglich morgens auf dem Weg zur Arbeit und abends auf dem Heimweg. Die wenigsten werden den Stein mit dem Karlsruher und Berliner Wappen und der (abgerundeten) Entfernungsangabe Karlsruhe-Berlin 700 km noch bewußt wahrnehmen. Kaum jemand weiß wohl auch aus welchem Anlaß, wann und wo der Stein zum erstenmal aufgestellt wurde. An seine im wahrsten Sinn „bewegte" Geschichte soll hier erinnert werden.

Gesetzt wurde der von dem Grötzinger Bildhauer Josef Weber gefertigte Stein am 17. Juni 1961, am Tag der Deutschen Einheit. Knapp zwei Monate also vor dem Beginn des Baus der Mauer um Berlin am 13. August 1961. Karlsruhe war damit dem Beispiel einer Reihe anderer Städte gefolgt, die bereits Mahnmale oder Gedenksteine für Berlin errichtet hatten. Der Stein sollte „ständig an Berlin, an das Schicksal dieser schwer geprüften Stadt und an die deutsche Wiedervereinigung erinnern". Die ehemalige deutsche Hauptstadt war durch ihre Teilung in Besatzungszonen, durch die sowjetische Blockade der Zufahrtswege 1948/49, durch den vom Ostteil der Stadt ausgegangenen Volksaufstand in der DDR vom 17. Juni 1953 und durch ihre Lage mitten in dem von sowjetischen Truppen besetzten Teil Deutschlands längst zum politischen Symbol für den Kalten Krieg der Weltmächte, für die deutsche Teilung wie für

den Freiheitswillen und die Einheitsbestrebungen im Osten wie im Westen Deutschlands geworden.

Um zu verstehen, warum der Berlin-Gedenkstein so kurze Zeit vor dem Mauerbau gesetzt wurde, muß man sich an die politische Situation am Ende der 50er Jahre erinnern. Am 27. November 1958 hatte der sowjetische Präsident Nikita S. Chrustschow von den Westmächten den Abzug der Besatzungstruppen aus Berlin und dessen Umwandlung in eine „selbständige politische Einheit" unter Preisgabe ihrer Bindungen an die Bundesrepublik innerhalb von sechs Monaten verlangt. Durch Fortschritte in der Nukleartechnik und Erfolge in der Raumfahrt wähnte sich die Sowjetunion stark genug, nicht nur den „Störfaktor" oder, wie „Der Spiegel" schrieb, das „Glitzerding" West-Berlin im sowjetischen Machtbereich zu beseitigen. Sie benutzte Berlin vielmehr auch als Hebel, um die deutsche Frage auf der Basis der Teilung des Landes und im Sinne einer Neutralisierung und Entmilitarisierung zu lösen. Im Schatten des kraftvollen Auftreten Chrustschows versuchte die DDR ebenfalls ihr Berlin-Problem zu bewältigen, um ihr Überleben auf Dauer zu sichern. Die Abwanderung zahlreicher DDR-Bürger (von 1949 bis 1960 insgesamt über 2,5 Millionen) vor allem über West-Berlin mußte im Interesse einer kontinuierlichen Produktion und Wirtschaftsentwicklung gestoppt werden. Die Sowjetunion scheiterte mit ihrer politischen Offensive und ließ es in Berlin nicht zum Äußersten kommen. Ein Verzicht, der durch den Bau der Mauer um Berlin und damit die Abschneidung des Fluchtweges in den Westen erleichtert worden sein dürfte.

Die Anregung, in Karlsruhe einen Berlin-Gedenkstein zu setzen, ging in der gespann-



ten politischen Lage im Jahre 1959 von den Ortsausschüssen des Bundes der Berliner und des Bundes der vertriebenen Deutschen aus. Am 1. Dezember 1959 verlas Oberbürgermeister Günther Klotz die Briefe im Gemeinderat, der den Vorschlag zur Behandlung im positiven Sinn an den Kulturausschuß überwies. Auf diesem Stein zugleich der deutschen Ostgebiete zu gedenken, hatte OB Klotz unter Hinweis auf die Straßennamen in der Waldstadt, die die Erinnerung an die verlorenen Städte im Osten wachhielten, zurückgewiesen. Der Kulturausschuß beschloß am 14. Juli 1960 ohne weitere Diskussion einstimmig die Aufstellung des Gedenksteins.

Am Karlsruher Berlin-Gedenkstein fanden in der Folgezeit immer wieder politische Demonstrationen für Freiheit und Einheit statt. So zogen Studenten der Hochschule 1961 nach dem Mauerbau Stacheldraht

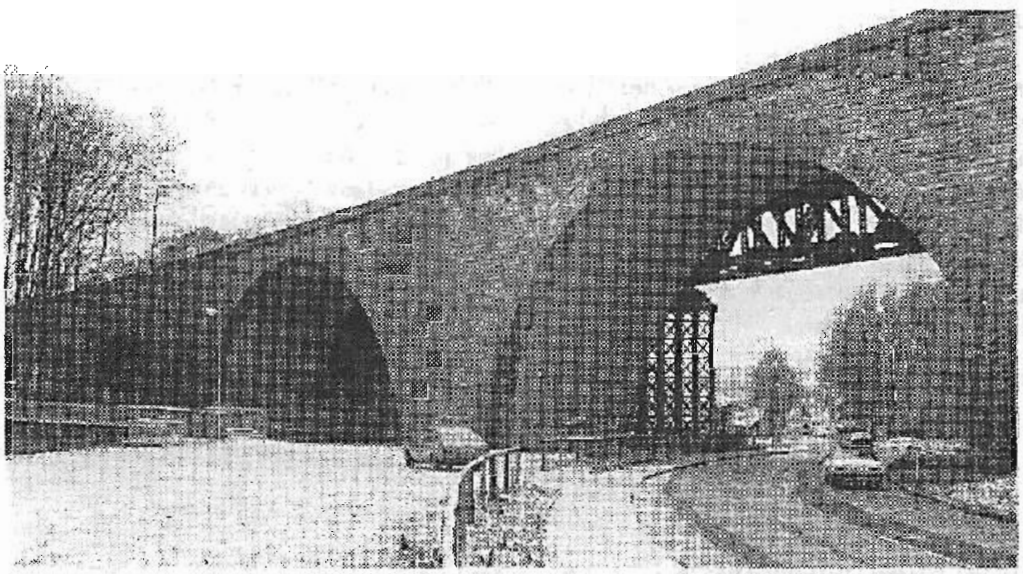
um den Stein und legten einen Kranz nieder. 1980 legte die Gesellschaft für Menschenrechte zur Erinnerung an den Volksaufstand einen Kranz an den Gedenkstein. Das geschah jedoch weder am selben Platz noch am selben Stein. Der Stein stand ursprünglich auf der Grüninsel bei der Einmündung der Kapellenstraße in den Durlacher-Tor-Platz. Von dort wurde er während der Umgestaltung des Platzes zwischen 1968 und 1970 an seinen heutigen Standort versetzt. Im Juli 1973 fuhr dann zuerst ein prominenter Karlsruher Mediziner den Stein mit seinem Pkw an, der sich dadurch von seinem Sockel löste. Zwei Monate später stürzte er dann bei Straßenbauarbeiten um und zerbrach. Im Februar 1974 wurde ein Duplikat des Steins am gleichen Platz wieder aufgestellt. Ein weiteres auch heute in der Stadt noch sichtbares Erinnern an Berlin stammt aus dem Jahr 1963. Bei den Feiern zum Tag der Deutschen Einheit teilte OB Klotz mit, die neuen Großraumwagen würden einen Berliner Bären und jeweils den Namen eines Berliner Stadtbezirks als Aufschrift erhalten.

Die Zeichen des Gedenkens an Berlin als Symbol der deutschen Einheit sind inzwischen von der Geschichte eingeholt. Berlin wird wieder Regierungssitz und deutsche Hauptstadt werden. So mag man den Berlin-Gedenkstein heute als Zeichen einer erfüllten Hoffnung verstehen. Er erinnert und mahnt aber zugleich daran, daß Deutschland nach dem Ende des von ihm begonnenen Zweiten Weltkrieges über 40 Jahre lang ein geteiltes Land war. *Manfred Koch*

Nachruf auf eine Brücke

Die Autolawine brachte ihr Ende, der Verbreiterung der Strecke nach Stuttgart mußte sie weichen: In den letzten Wochen wurde die große Autobahnbrücke in Wolfartsweier abgerissen. Mit ihr verschwand ein Dokument besonderer Art, ein Bauwerk, an dem sich in geradezu exemplarischer Weise die wechselvolle Geschichte der 30er und 40er Jahre ablesen ließ.

Erbaut wurde sie 1937/38 im Zuge der Trassierung der Autobahn nach Pforzheim, die in dem kurzen Abschnitt zwischen Karlsruher Dreieck undAusfahrt Langensteinbach besonders viele Hindernisse zu überwinden hatte: den starken Höhenunterschied zwischen Rheinebene und Alb-Pfinz-Plateau, die Bebauung von Wolfartsweier und vor allem den Einschnitt des Wettersbachtals. Hier wurde eine Brückenkonstruktion notwendig mit 135 m Länge und 21 m Höhe, die Fahrbahnen ansteigend und zudem in einer weiten Kurve geführt. Dennoch sollte die Brücke kein reines Ingenieurwerk werden. Entsprechend den ästhetischen Richtlinien für die damaligen Reichsautobahnen legten die Planer sowohl Wert auf monumentale architektonische Gestaltung als auch auf harmonische Einbettung in die Landschaft. Daß dies kein Widerspruch bedeutete, lag in der Wahl von Konstruktion und Material. Man entschied sich für eine Bogenbrücke in der Tradition antiker und mittelalterlicher Vorbilder, mit drei Bogen von riesigen Dimensionen, gemauert aus roten Sandsteinquadern, dem Gestein der umgebenden Berge: Hinter einer solchen, technisch eigentlich längst über-



holten Lösung stand Paul Bonatz, der Architekt des Stuttgarter Hauptbahnhofs, der seit 1934 als künstlerischer Berater an der Gestaltung von Autobahnbrücken beteiligt war und zusammen mit Paul Schmitthenner, einem weiteren Vertreter der Stuttgarter Architekturschule, die Autobahnbauwerke im südwestdeutschen Raum betreute. Daß sich beide mit ihrer kostspieligen Vorliebe für handwerklich errichtete Steinbauten durchsetzen konnten, hatte freilich noch einen ganz anderen Hintergrund: Stahl war 1937 bereits äußerst knapp geworden, brauchte man ihn doch zur Aufrüstung der Wehrmacht. Bei der Freigabe am 10. Dezember 1938 feierte die Presse den neuen Autobahnabschnitt als „Straße des Friedens". Das falsche Pathos entlarvte sich noch binnen Jahresfrist. Die häufigen Militärtransporte konnten nach Kriegsbeginn jedem vor Augen führen, weshalb die Nationalsozialisten den Autobahnbau forciert hatten. Der Zweite Weltkrieg machte an seinem Ende auch vor der Wolfartsweierer Brücke nicht halt. Am 31. März 1945 sprengten deutsche Pioniere mit einer Dynamitladung zwei der drei Bogen im vergeblichen Bemühen, damit den Vormarsch der französischen Truppen zu stoppen, die am gleichen Tag bei Speyer über den Rhein setzten.

Wiederum waren es militärische Gründe, die zum schnellen Wiederaufbau führten. Die Amerikaner, die bereits 1945 die Abgrenzung ihrer Besatzungszone am Verlauf der Autobahn orientiert hatten, bewerkstelligten ihn trotz größter Probleme bei der Materialbeschaffung noch im Hungerwinter 1946/47. Die erneute Inbetriebnahme am 15. Mai 1947 in Anwesenheit von hohen Besatzungsoffizieren, Ministerpräsident Reinhold Maier und Oberbürgermeister Friedrich Töpper wurde als Neubeginn verstanden.

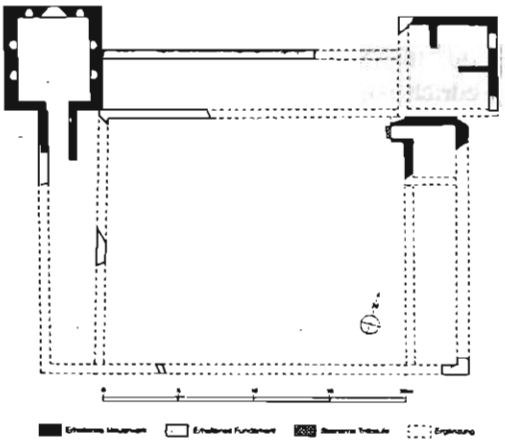
Im Zeichen der Annäherung taufte man die Brücke damals offiziell nach John A. Roebling, einem bedeutenden deutsch-amerikanischen Brückeningenieur des 19. Jahrhunderts; durchsetzen konnte sich diese Bezeichnung allerdings nicht. Auch konnte von einem Wiederaufbau im eigentlichen Sinn des Wortes in dieser Notzeit nicht gesprochen werden. Die durch die Spren-

gung entstandene Lücke war nur in der Breite einer Fahrbahn durch zwei Metallträger englischer Bauart sowie eine gitterartige Stützkonstruktion geflickt worden. Die Ergänzung durch die zweite Fahrbahn in Anlehnung an die ursprüngliche Bogenbrücke, allerdings aus Beton mit einer Sandsteinverkleidung der Außenseite, ließ noch einige Jahre auf sich warten, bis sich die Verhältnisse stabilisiert hatten.

In ihrer heterogenen Form mit den ruinösen Resten der ursprünglichen Bogenbrücke des „Dritten Reiches", der Hilfskonstruktion der Nachkriegszeit und dem Wiederaufbau der beginnenden Wirtschaftswunderära blieb die Wolfartsweierer Brücke bis zu diesem Jahr erhalten. Die Verkehrsentwicklung ließ diesem nicht gerade alltäglichen Denkmal keine Chance, weiter zu altern und künftigen Generationen über eine wechselhafte Zeit zu berichten. *Gerhard Kabierske*

Ein römischer Gutshof

In der letzten Novemberwoche 1991 wurden bei den Bauarbeiten für die neue Gewerbeschule in Karlsruhe-Durlach Mauerreste vom Hauptgebäude eines römischen Gutshofes entdeckt. Die Hauptfront des Hauses ist nach Norden zur Rheinebene hin ausgerichtet und zeigt typische Merkmale römischer Villenarchitektur. Zwei mächtige Ecktürme schließen eine Raumflucht ein, von der bei der Auffindung nur noch Teile des Fundaments erhalten waren. Insgesamt hat die Schauseite des Gebäudes eine Länge von 33 Metern. In beiden Türmen finden

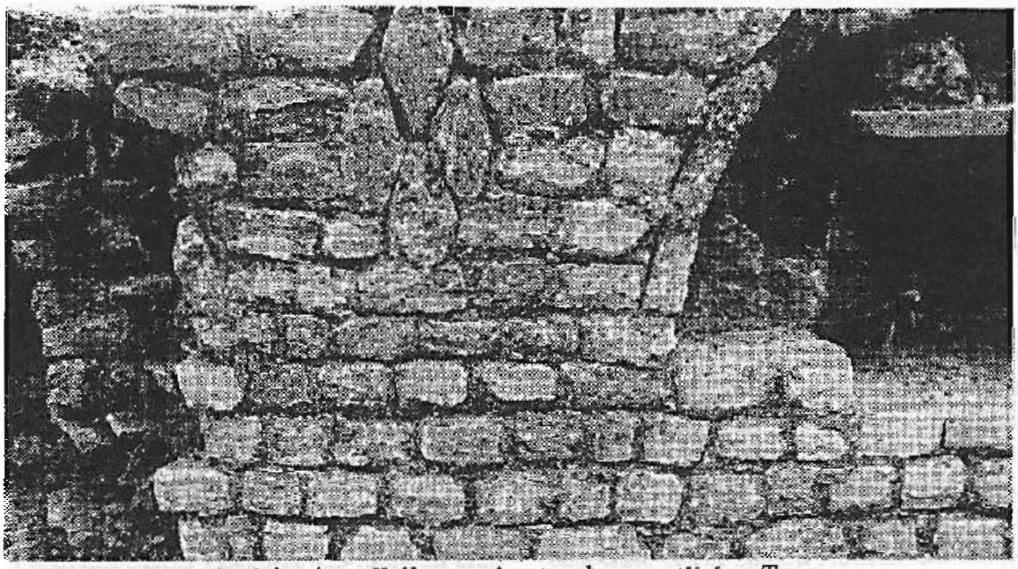


Grundriß des Gutshofes

sich Spuren eines Umbaus, ein unter dem westlichen angelegter Keller wurde zugeschüttet und mit einem Fußbodenestrich überdeckt. Im östlichen wurden zusätzliche Wände eingezogen und ein Durchgang nach außen geschaffen; außerdem fügte man einen rückwärtigen Keller an, dessen Treppenzugang aus Sandsteinblöcken gestaltet war.

An die Schauseite des Hauses schloß sich nach Süden ein kleiner Innenhof an, der von zwei Raumfluchten eingefaßt und vielleicht gärtnerisch gestaltet war, wie es von anderen Gutshöfen bekannt ist. Die Wohnräume für die Besitzer des Gutshofes dürften sich in den Ecktürmen befunden haben, die man sich mindestens zweistöckig vorstellen muß. Die Räume um den Innenhof waren wohl dem Personal vorbehalten.

Von besonderem Interesse ist der etwa 5,0 x 5,5 Meter große Keller unter dem westlichen Turm. Ein gemauerter Zugang flankierte eine Holztreppe, welche auf eine Holztür zuführte. In der östlichen Zugangsmauer war eine Nische eingebaut, in der ein Beleuchtungskörper abgestellt werden konnte, vielleicht eine kleine Öllampe. Gegen-



Ansicht einer Kellerwand unter dem westlichen Turm.

über der Eingangstür befand sich das einzige Fenster des Kellers, das nach außen hin eher wie ein schmaler Schlitz wirkte. Beiderseits des Fensters waren halbrunde Nischen mit einer bogenförmigen Überwölbung in die Wand eingelassen; je zwei weitere finden sich in der West- und Ostwand. An den am besten erhaltenen fanden sich Farbreste, die eine dreifarbige Ausmalung (rot, grün, gelb) erkennen lassen, wie sie in Baden-Württemberg bisher nur an vier Fundstellen nachgewiesen wurde. Vielleicht wird es möglich sein, die Bemalung bei der Restaurierung der Mauerreste zu rekonstruieren. Die Fugen des übrigen Mauerwerks waren überdies mit weißem Kalkmörtel ausgestrichen und mit roten Linien nachgezogen.

Der zweite Keller könnte ähnlich ausgestattet gewesen sein. Da die Bauteile jedoch dem Bagger zum Opfer gefallen sind, läßt sich dies nur vermuten. Dafür fanden sich aber Spuren von hölzernen Einbauten vor den Wänden, dazu Abdrücke von großen Vorratsgefäßen. Es scheint, als habe dieser Keller den Bewohnern des Gutshofes bis zum Ende der Anlage gedient, während der Keller unter dem Westturm wohl um 200 n. Chr. zugemauert und mit Schutt und Abfällen verfüllt wurde. Die meisten Funde an Keramik und Metall stammen deshalb aus diesem Raum.

Insgesamt deuten die erhaltenen Reste des Gebäudes auf eine sehr qualitätvolle Gestaltung, die zusammen mit der Größe der Anlage – 33 x 25 Meter – auf einen gutsituierten Besitzer schließen läßt. Vielleicht gibt ein bereits 1898 gefundener Grabaltar einen Hinweis. Seine Inschrift besagt, daß Flavius Vehemens seinem Vater Flavius Sterius den Stein gesetzt hat, als dieser im Alter von 100 Jahren verstorben war. Man wird die „100" nicht wörtlich nehmen dürfen, doch zeigt sie an, daß der Verstorbene ein für römische Verhältnisse außergewöhnlich hohes Alter erreicht hatte. Da nach den alten Grabungsberichten auch die Grabstelle recht aufwendig hergerichtet war und zudem nicht weit von dem jetzt entdeckten Gutshof entfernt lag, ist zu vermuten, daß

Vater und Sohn nacheinander Besitzer des Anwesens waren. Die Schrift und die bildlichen Darstellungen des Altars lassen auf eine Entstehung zu Beginn des 3. Jahrhunderts n. Chr. schließen. Damit ist wahrscheinlich, daß der Gutshof bis zum Fall der Römerherrschaft auf dem rechten Rheinufer bestanden hat. Das Datum seiner Erbauung läßt sich derzeit noch nicht angeben. Vielleicht erbringt die noch ausstehende wissenschaftliche Bearbeitung des Fundmaterials genauere Hinweise; zieht man die Entstehungsdaten anderer römischer Siedlungen am östlichen Rheintalrand in Betracht, ist die Zeit zwischen 110 und 140 n. Chr. wahrscheinlich.

Rolf-Heiner Behrends

Ein Stein vom „Waldhorn"

Einen sensationellen Fund brachte die seit gut einem Jahr in Gang befindliche Inventarisierung der stadtgeschichtlichen Sammlungen zutage: die zuständige Konservatorin identifizierte eine 43 x 43 x 7,5 cm große Tafel aus rotem Sandstein als den einzigen erhaltenen Teil von Karlsruhes ältestem Wirtshaus, dem „Waldhorn", das sogar schon vor der Stadtgründung bestanden hatte. Offenbar wurde der Stein aus der mit volutenförmigen Reliefs und profilierten Randleisten plastisch geschmückten Friszone über dem Eingangsbereich der Hausfassade herausgebrochen und gelangte durch bisher noch ungeklärte Umstände in die Sammlungen zur Stadtgeschichte. In der Mitte des Steins rahmt eine stilisierte Kartusche ein Emblem, in das seine Bestimmung eingraviert ist: über den Konturen eines im Profil dargestellten Waldhorns lautet

die Inschrift IDM, die Jahreszahl darunter ist 1712. „Daß übrigens vor der Gründung der Stadt die nächste Umgebung nicht so ganz öde und urwaldartig war", schrieb Gustav Fecht 1887, sieht man auch daraus, daß schon 1712 „ein Wirtshaus zum Waldhorn, ‚das goldene Waldhörnle'" erwähnt wird. Diese, in der Nähe der späteren Waldhornstraße gelegene „einsame Waldschenke" soll, gemeinsam mit einem Jagdhäuschen im Fasanengarten, „der Vorläufer von Schloß und Stadt Karlsruhe" gewesen sein. Möglicherweise handelte es sich dabei nicht nur um eine Schenke für Fuhrleute und Waldarbeiter, sondern für die Jagdgesellschaft des Markgrafen, denn Größe und Form des Steins lassen gewiß nicht an eine einfache Bretterbude denken. Ein Gasthaus Waldhörnle hatte es zuvor schon im benachbarten Ludwigsburg gegeben, dessen Entstehung in vieler Hinsicht Parallelen zu Karlsruhe aufweist, ja regelrecht als Vorbild diente. Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg, der Schwager von Markgraf Karl Wilhelm, ließ vor Gründung seiner Residenz für seine Jagdgesellschaft ein „herrschaftliches Wirtshaus à la trompe d'or" errichten, wie die Forschungen von Gottfried Leiber ergaben. Möglicherweise war auch das Karlsruher Waldhörnle zunächst eine herrschaftliche Einrichtung – die Inschrift ließe sich dann vielleicht als In Decreto Marchionis (IDM), also „durch Erlaß des Markgrafen", auflösen. Der Name „Waldhorn" für in Waldesnähe gelegene Wirtschaften ist im übrigen nicht ungewöhnlich.

Gegen Ende des Jahres 1715 übernahm der aus Straßburg stammende Metzger Johann Sembach das Wirtshaus und vergrößerte es 1717 durch den Kauf eines daranstoßenden, einstöckigen „Eckhäuschens bei dem Thor" so, „daß anfangs die lateinische Schule darin gehalten wurde". Die Waldhornwirtschaft entwickelte sich in der noch im Bau befindlichen Stadt „zum gesellschaftlichen Treffpunkt" und diente, seit 1718 die gesamte Bürgerschaft Johann Sembach zum ersten Bürgermeister gewählt hatte, auch als Ratslokal. Das erste Oberhaupt der Stadt Karlsruhe gehörte „der kleinen Gruppe der planmäßig Zugewanderten" an, wie Christina Müller feststellte. Er hatte sich zunächst in Mühlburg niedergelassen, dort eine Wirtschaft betrieben und war 1714 als Hintersasse nach Durlach gezogen, um von dort aus die Fertigstellung seines Hauses im Hardtwald zu überwachen. Sembach war offenbar nicht unvermögend, denn bei seinem Umzug von Mühlburg nach Durlach benötigte er für seinen Hausrat 16 Wagen. Das Ansehen der Familie Sembach unterstreicht auch die Tatsache, daß bei der Taufe eines Töchterchens (wahrscheinlich die Tochter von Johannes Sembach junior) am 3. Januar 1718 in der Schloßkapelle lauter prominente Paten eingetragen wurden, darunter der Markgraf mit Gemahlin. Sembach war am 20. Oktober 1717 als Karlsruher Bürger angenommen worden und hatte ein Wohnhaus in der Günzerischen Gasse (heute Kronenstraße) erbaut. Darüber hinaus betrieb er auch den Erwerb weiterer Häuser in der Residenz, wie der Kampf um das „Lügenbühlsche Haus" am alten Durlacher Tor (nahe der heutigen Kreuzung Kaiser- und Waldhornstraße) zeigte. 1716 bat der Maurer Lügenbühl beim Markgraf um die Erlaubnis, eine Wirtschaft einrichten zu dürfen. Bis dahin hatte es nur eine einzige Wirtschaft, nämlich das Waldhorn, gegeben, und dessen Wirt Sembach versuchte natürlich, dieses Ansinnen zu hintertreiben und kaufte schließlich das Haus des Torwarts Lügenbühl für 400 Gulden. Der Standort der Gastwirtschaft zum „Waldhorn", läßt sich nach bisherigen Erkenntnissen so lokalisieren: wahrscheinlich stand das erste

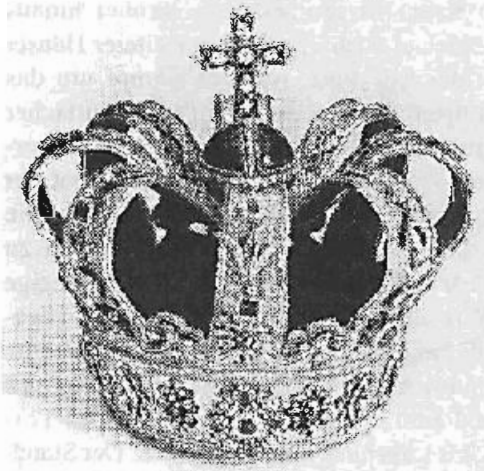
Waldhorn nahe der heutigen Kreuzung Waldhorn- und Kaiserstraße, und zwar nordwestlich davon. Das ursprüngliche Gasthaus war offenbar nicht im Eckhaus, sondern daneben, in der heutigen Kaiserstraße. Es gehörte seit 1725 – Sembach war bereits 1720 gestorben – dem späteren Ratsverwandten Johann Michael Richter und war, nach mehreren Umbauten „eine der größten Wirtschaften in der östliche Langen Straße". 1752 hatte das Waldhorn „12 Stuben, 6 Kammern, 23 Gastbetten, Stall für 24 Pferde, Keller für 30 Fuder Wein" und diente verschiedenen Zünften als Versammlungsort, wie Benedikt Schwarz herausfand.

Bereits 1758 ließ Heinrich Lung, Pächter der Drachenwirtschaft am Durlacher Tor, das baufällig gewordene Waldhorn abreißen und „baute an seine Stelle ein schönes modellmäßiges Haus, auf welches dann der Schild zum Drachen übertragen wurde." Der Stein im Besitz der Stadtgeschichtlichen Sammlungen ist somit der einzige erhaltene Teil des ältesten Karlsruher Gasthauses.

Gerlinde Brandenburger-Eisele

Die badischen Kroninsignien

Vor einigen Jahren kehrten die badischen Kroninsignien in das Karlsruher Schloß zurück, wo sie bis zur Aufhebung des Großherzogtums verwahrt worden waren, ehe sie für mehr als 70 Jahre im Tresor der Staatsschuldenverwaltung verschwanden. Doch auch in großherzoglicher Zeit befanden sie sich stets unter Verschluß. Erst seit der Einrichtung des „Zähringersaals" im Badischen Landesmuseum sind sie der Öffentlichkeit zugänglich.



Die Krone der Großherzöge

Wie ihre Standesgenossen, wurden die badischen Großherzöge nicht gekrönt; und auch bei öffentlichen Anlässen wurde die Krone nicht getragen. Allerdings kann sie als Standessymbol auf offiziellen Porträts erscheinen, und als Staatssymbol kommt sie auf Wappen, Münzen und Akten vor. Eine reale Funktion kam den Kroninsignien lediglich bei der Paradeaufbahrung und beim Leichenbegängnis verstorbener männlicher Mitglieder des fürstlichen Hauses zu.

Großherzog Karl Friedrich hatte als Markgraf die Regierung angetreten, war 1803 Kurfürst und 1806 Großherzog geworden. Mit der Standeserhebung war der alte markgräfliche Fürstenhut unbrauchbar geworden; 1803 wurde zwar ein neuer „Chur-Hut" angefertigt, aber bei seinem Tod im Juni 1811 war auch dieser veraltet. Daher

mußten für die Bestattungsfeierlichkeiten in aller Eile neue Kroninsignien gearbeitet werden.

Aus den akribisch geführten Akten geht hervor, woher die Edelsteine kamen, und selbst bei der 1811 in wenigen Tagen verfertigten Krone mitsamt Zepter und Zeremonienschwert wurde genau festgehalten, welche Juwelen von welchem Wert Verwendung fanden. Dabei handelte es sich zum Teil um Pretiosen aus kurz zuvor angefallenem fürstbischöflich speyrischem Besitz; für die Krone wurden vornehmlich die Edelsteine des 1803 entstandenen Fürstenhutes genommen. Diese stammten aus badischem Hausbesitz und aus Säkularisationsgut, das aus Kirchen und Klöstern an Baden gekommen war. Rücksichtslos wurden aus liturgischem Gerät die Steine gebrochen und Pectoralien verwendet, „die man zum Glück samt der Fassung versägen kann", wie der badische Oberstkammerherr, Marquis von Montperny, in seinen Memoiren über die Kroninsignien schrieb.

Die Krone ist eine Bügelkrone zu acht Bögen, gebildet aus mit einem Drahtgerüst verstärkter Pappe; an den Innenseiten ist sie mit rotem Samt gefüttert; der Reif ist auf den Außenseiten mit vergoldetem Silberblech belegt, die Bügel sind mit gelbem Seidentaft verkleidet. Darüber liegt ein Netz aus vergoldeten Fäden, die Bügelränder sind mit Pailletten besetzt. Darauf sitzen die in Diamanten gefaßten Edelsteine, vornehmlich Smaragde, Saphire, Rubine, Berylle. Nach einem Verzeichnis von 1816 waren es ursprünglich 2 451 Steine. Eine im vergangenen Jahr durchgeführte Untersuchung bestätigte die Echtheit der Steine. Bei manchen läßt sich ihre ursprüngliche Verwendung als Ringe gut erkennen, da noch der Ansatz der Goldreifen vorhanden ist. Auf dem Schnittpunkt der Bügel sitzt eine blau emaillierte Kugel, darüber erhebt sich ein mit Diamanten auf blauem Grund besetztes Kreuz, vermutlich ein Pectorale. Trotz der gebotenen Eile hielt sich Hofjuwelier Dreßler sicherlich an verbindliche, für solche Kronen vorgegebene Schemata.

Für das Zeremonienschwert nahm man das erst kurz zuvor eingegangene der Fürstbischöfe von Speyer. Unter einer mit Edelsteinen besetzten Kartusche am Ansatz der Parierstangen befindet sich noch das Wappen Damian Hugos von Schönborn, von 1719 bis 1743 Fürstbischof von Speyer. Es ist eine Arbeit des Augsburger Goldschmieds Johannes Biller um 1730. Bereichert wurde das Schwert durch zahlreiche, ziemlich wahllos aufgesetzte Steine, die nicht unbedingt zur Verschönerung des Stücks beitragen.

Höchst interessant ist das Zepter, bei dem es sich den Memoiren Montpernys zufolge um das burgundische Ratszepter handeln soll. Die badischen Fürsten, die sich seit 1806 Herzöge von Zähringen nannten, wollten damit an alte Rechte anknüpfen; denn 1127 hatte Kaiser Lothar dem Stadtgründer von Freiburg, Herzog Konrad von Zähringen, den Status eines „principatus burgundiae" übertragen, in staufischer Zeit „rector Burgundiae", wobei laut Hansmartin Schwarzmaier die staatsrechtliche Bedeutung dieses burgundischen Rektorats nicht klar ist. Bei der Beschreibung des Zepters erwähnt Montperny einen „Reichsapfel, fast wie eine Weltkugel aussehend". Dieser sei durch eine Krone ersetzt worden. Diese, mit Diamanten besetzte Krone ist unproportioniert klein. In Wirklichkeit handelt es sich jedoch nicht um ein Goldschmiedewerk aus staufischer Zeit sondern um einen türkischen „Buzogan", ein ähnliches Stück, mit

Kugel, befindet sich in der Karlsruher Türkenbeute. Die Goldschmiedemarke des Zepters bestätigt diese Herkunft. Das Meisterzeichen läßt sich in Bartholomäus Igell auflösen, von 1599 bis 1646 in Kronstadt, heute Brasov, in Siebenbürgen, nachweisbar. Der Streitkolben entstand um 1600. Vermutlich handelt es sich um ein Beutestück der Markgrafen von Baden-Durlach.

Kennt man die aufregende Geschichte der „staatspolitisch notwendigen" (J. M. Fritz) Kroninsignien, so erschließt sich bei deren Betrachten eine neue, interessante Dimension.

Rosemarie Stratmann-Döhler

Das Großherzog-Karl-Denkmal

In der Mitte des Rondellplatzes erhebt sich ein Monument, das mit seiner betont raumbeherrschenden Wirkung als eine ideelle Manifestation des Jahres 1818 erscheint und den Verweis auf einen Höhepunkt in der Geschichte des Landes Baden beansprucht: im August 1818, gewährte Großherzog Karl dem Bundesstaat eine Verfassung. Mit diesem Akt vollendete der eher profillose Regent die Reformen seines Großvaters Großherzog Carl Friedrich und förderte durch das politische Mitbestimmungsrecht die Bestrebungen des Liberalismus. Erste Hinweise, dem verstorbenen Großherzog Karl für die Einsetzung der badischen Verfassung ein Denkmal zu setzen, lassen sich bereits um Jahre 1818 fassen; die Realisierung des Projektes begann jedoch erst in Verbindung mit der Verlegung einer Trinkwasserleitung, der wir beispielsweise auch die Brunnen auf dem Marktplatz und auf dem Ludwigsplatz verdanken.

Das Großherzog-Karl-Denkmal wurde zwischen 1822 und 1832 im Auftrag der Stadt Karlsruhe nach Entwürfen des Stadtbaumeisters Friedrich Weinbrenner errichtet; dementsprechend dominiert eine architektonische Formensprache das massive Erscheinungsbild des Monuments, das aus einem mehrgliedrigen Unterbau und einem schmucklosen, vierkantigen Steinpfeiler mit abschließendem Pyramidon besteht. Die spezifische Botschaft des Denkmals dagegen bestimmen die plastischen Elemente. Das Postament setzt sich aus verschiedenen quaderförmigen Kuben zusammen, die auf der Vorder- und Rückfront jeweils ein Brunnenbecken einfassen; Löwenmasken mit Ausflußrohren dienen als Wasserspeier. Über dem Aufbau sitzt ein Würfel, in den auf der Rückseite die Stifterinschrift und auf der Vorderseite das Tondo mit dem Reliefbildnis des Großherzogs Karl im Linksprofil eingelassen sind. Die beiden flankierenden Greifen betonen die Ausrichtung der Hauptschauseite gegen das Schloß. Die orientalischen Fabelwesen mit geflügeltem Löwenkörper und Adlerkopf gelten als Sinnbild der Hoheit und der Macht; sie dienen als Wappenträger des badischen Herrscherhauses und treten in dieser Funktion auf den beiden Stirnwänden der Brunnenbecken nochmals in Erscheinung – die Krone der badischen Großherzöge ziert die Oberkante des Schildes mit dem Landeswappen.

Die projektierte Aufstellung eines Obelisken auf dem Rondellplatz findet sich bereits in frühen Planverfahren des ausgehenden 18. Jahrhunderts, die sich mit der Stadterwei-

terung nach Süden auseinandersetzen. Der Architekt und Stadtbaumeister Weinbrenner hielt an dieser Idee fest, sollte aber die Einweihung des Sandsteinmonumentes nicht mehr erleben. Technische, vor allem aber politische Faktoren bedingten eine schleppende Ausführung, so daß bis zu seinem Tode 1826 erst der Unterbau mit den Brunnenbecken fertiggestellt war. Die vom Auftraggeber intendierten Funktionen des Denkmals – an Großherzog Karl und an die Einsetzung derVerfassung zu erinnern – sowie der Erwartungshorizont des Publikums kollidierten mit dem Selbstverständnis des regierenden Großherzogs Ludwig von Baden, der noch ganz dem Geiste des Absolutismus verhaftet war. In seiner Regierungszeit wurden im Jahre 1827 lediglich noch die beiden Greifen und die Sandsteinnadel an Ort und Stelle verbracht, wobei die ursprüngliche Länge des Monolithen während des Transportes in Mitleidenschaft gezogen wurde. In diesem Stadium präsentierte sich das Monument ohne Hinweis auf das historische Ereignis als Brunnen mit Obelisk, und zwar als eine klassizistische Umformung vergleichbarer architektonischer Gestaltungen, die beispielsweise das Erscheinungsbild der Platzanlagen im barocken Rom entscheidend prägen. In dieser Form stand die Brunnenarchitektur in der Traditon herrschaftlicher Pflichterfüllung durch die Versorgung der Bevölkerung mit Wasser, ein ausgesprochener Denkmalcharakter war erst nach dem Tode des Regenten abzulesen, nachdem das Denkmal im Sinne des Auftraggebers fertiggestellt und der Anbringung des Medaillonbildnisses und der Inschrift „DEM GRUENDER DER VERFASSUNG DIE DANKBARE STADT CARLSRUHE" die Aussagekraft des Denkmals spezifiziert werden konnte; die gesamten Bildhauerarbeiten übernahm Aloys Raufer und den Guß der Bronzearbeiten führten die Werk-

Die Verfassungssäule auf dem Rondellplatz 1918, geschmückt zum 100jährigen Jubiläum der Badischen Verfassung.

stätten des Gürtlermeisters Raup bzw. Tobias Günther aus.

Das Monument hatte im Sinne seines Auftraggebers, der Stadt Karlsruhe, mehrere Funktionen zu erfüllen: neben der Trinkwasserversorgung mittels zweier Auffangbecken, sollte mit dem Denkmal die Erinnerung an den zwischen 1811 und 1818 regierenden Großherzog Karl und an die Einsetzung der landständischen Verfassung wachgehalten werden. Der Aspekt der Herrscherrepräsentation verblaßte jedoch nahezu neben dem historischen Ereignis der konstitutionellen Verfassung, wie die gebräuchliche Bezeichnung des Monumentes als „Verfassungssäule" verdeutlicht. Die Vereinnahmung herrschaftlicher Ausdrucksformen durch das aufstrebende Bürgertum gehört zu den typischen Phänomenen des 19. Jahrhunderts, dem allein die Einbindung des Monuments in die „via triumphalis", in die Aneinanderreihung von

Denkmälern für badische Regenten, entgegenwirken mag. Aber auch der Aufstellungsort läßt sich mit historischen Prozessen der badischen Verfassungsgeschichte in Verbindung bringen, denn während der Unstimmigkeiten zwischen Landtag und Großherzog Ludwig tagte die Zweite Kammer im Hause Wohnlich in der Nordwestecke des Rondellplatzes.

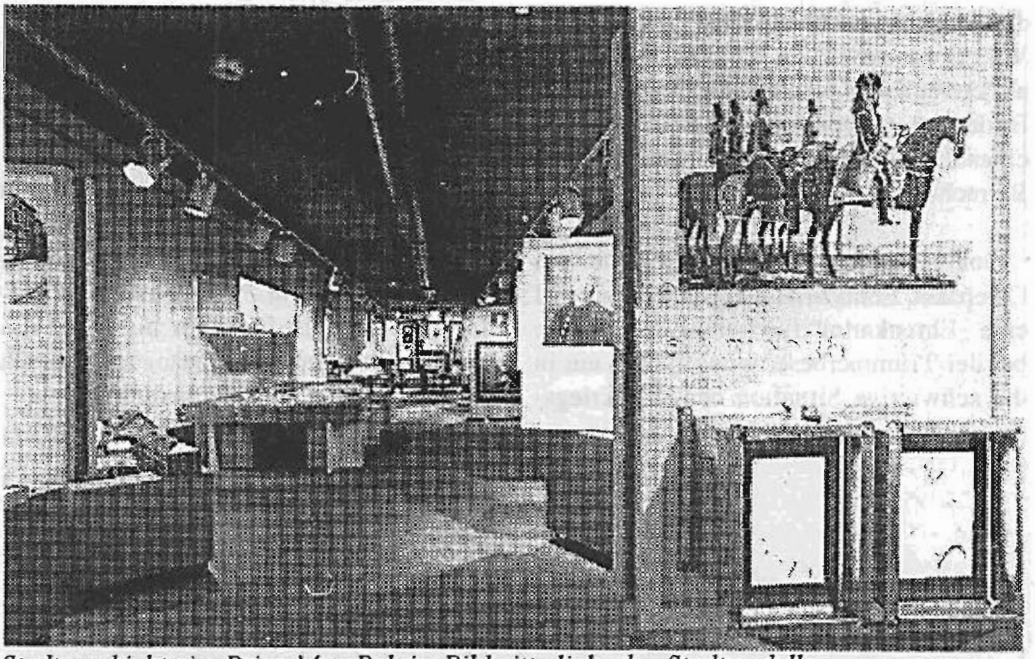
Manfred Großkinsky

„Unterricht im Museum"
Ein Blick in die Stadtgeschichtliche Ausstellung

„Die Schule braucht die griffige Anschaulichkeit des konkreten Falles", so ein Postulat, zu dessen Einlösung sich die ständige Ausstellung zur Geschichte der Stadt Karlsruhe im Prinz-Max-Palais anbietet. Die hier realisierte Art der Präsentation erlaubt die Annäherung an den konkreten Fall Karlsruhe in dreifacher Weise. Der „Ort, in dem wir leben", läßt sich anhand der Ausstellung in seiner Entwicklung entlang des chronologischen Fadens erkunden. Eine andere Vorgehensweise ist das Herausnehmen einzelner thematischer Schwerpunkte quer zur Chronologie, je nach dem besonderen Anliegen des Unterrichts. Die klare Gliederung der Ausstellung in Themenblöcke kommt dieser Nutzung entgegen. Schließlich bietet sich das Erstellen von Längsschnitten zu einzelnen Teilbereichen an, etwa zum Stichwort „Klein-Karlsruhe"/ "Dörfle".

Der konkrete Fall Karlsruhe das ist zunächst die Gründungsstadt der absolutistischen Epoche. Als Muster hierfür erscheint Karlsruhe durchweg in den Schulgeschichtsbüchern und Atlanten. Läßt sich der Dreiklang aus Schloß, Garten und Stadtanlage der Barockzeit trotz aller Verstümmelungen immer noch durch Anschauung mit Schülern in einem Lerngang unmittelbar vor Ort erleben, so lohnt sich zusätzlich der Besuch der stadtgeschichtlichen Ausstellung. „Fürstenhof und Untertanenstadt" ist die Abteilung benannt, die den Blick auf den Stadtgründer Karl Wilhelm lenkt, dessen Liebhabereien wie Jagd und Tulpenzucht thematisiert werden; auch die Gründungslegende ist dokumentiert und kann an Ort und Stelle auf ihre Stichhaltigkeit überprüft werden. Wird derart die prägende Kraft einer absolutistischen Fürstenpersönlichkeit sichtbar gemacht, so zeigen Auszüge aus dem Gnadenbrief die Mechanismen auf, mit denen der Zuzug von Menschen in die sozusagen „im grünen Wald" zu errichtende Residenzstadt gefördert und gesteuert werden sollte. Kennzeichen der Planstadt des absolutistischen Zeitalters ist die Widerspiegelung der Ständeordnung in den Bauvorschriften. Modelle der Modellhäuser und des Marktplatzes zeigen dieses längst stark verwischte Charakteristikum Karlsruhes eindrucksvoll auf.

Ein besonderer Blickfang der Ausstellung ist das Stadtmodell „Karlsruhe 1834", an dem sich die „zweite Stadtgründung" nach den Plänen von Friedrich Weinbrenner erkunden läßt. Den Lebensäußerungen des aufstrebenden Bürgertums der Stadt zwischen Mühlburger und Durlacher Tor einerseits, zwischen Schloß und Kriegsstraße andererseits, läßt sich ebenso nachspüren



Stadtgeschichte im Prinz-Max-Palais, Bildmitte links das Stadtmodell.

wie dem vorsichtigen Lavieren der Karlsruher Bürger samt ihrer Bürgerwehr in der Revolutionszeit von 1848/49. Die Zeit zwischen Biedermeier und Erstem Weltkrieg veränderte das Gesicht der Stadt erneut. Der dieser Epoche gewidmete Teil der Ausstellung ermöglicht die Erarbeitung des Industriestandortes Karlsruhe: Großbetriebe, deren Namen zum Teil nur noch als Straßenbezeichnungen weiterleben wie „Junker & Ruh" oder „Haid u. Neu" bringen sich mit unterschiedlichen Exponaten in Erinnerung. Beispiele des schichtenspezifischen Wohnens und Freizeitverhaltens verweisen auf die soziale Problematik jener Zeit, die auch in der Residenzstadt zutagetrat.

„Vaterländische Veranstaltungen" etwa anläßlich von Kaiserbesuchen oder Denkmalseinweihungen gehörten gerade in Karlsruhe zu den Ritualen, die den Weg in den Ersten Weltkrieg ebnen halfen. In diesem Krieg erfuhren die Karlsruher als Opfer von Luftangriffen früher und eindringlicher als andere Städter am eigenen Leib, was unter dem Begriff „Heimatfront" zu verstehen war. An der Dokumentation der Luftangriffe und an weiteren Beispielen, wie etwa dem Eintreten von Frauen in bislang den Männern vorbehaltene Tätigkeiten läßt sich die Innenansicht des Krieges exemplarisch erkunden. „Demokratie in schwierigen Zeiten" ist die Abteilung überschrieben, die das Doppelgesicht Karlsruhes in der Zeit der 20er Jahre behandelt; auch in dieser Hinsicht läßt sich Karlsruhe als Beispiel begreifen: hier die Dammerstocksiedlung als Muster neuen Städtebaus, dort das Elend im Dörfle in der Darstellung durch Karl Hubbuch. Die Gestalt von Ludwig Marum und sein tragisches Schicksal können die Verbindung herstellen von den Anfängen der Weimarer Republik zur Diktatur des „Dritten Reiches". Der Alltag der „Gauhauptstadt" zwischen Propaganda einerseits, Novemberpogrom und Deportation der jü-

dischen Bürger andererseits läßt sich als Vorstufe eines neuen Krieges deuten, der als totaler Krieg auf die Stadt zurückschlägt. Bilder der Zerstörung und die Einrichtung eines Luftschutzraumes wirken auf den Betrachter.

Dokumente der Besatzungsmächte, ein Carepaket, Entnazifizierungsunterlagen und eine „Ehrenkartei" für freiwillige Mithilfe bei der Trümmerbeseitigung führen ein in die schwierige Situation der Nachkriegszeit. Nicht ohne Fragezeichen bleibt der Wiederaufbau, der Wiederherstellbares vernichtet: Stichworte Hoftheater und Ständehaus. Zum Nachdenken fordert heraus die Flächensanierung der Altstadt mittels Abrißbirne. Ein Blick auf die Eingemeindungen und die Trabantenstädte beendet den Gang durch die Ausstellung. Erwähnt sei abschließend noch, daß im Prinz-Max-Palais aufliegende Arbeitsblätter für die Hand des Schülers dem unterrichtsbezogenen Besuch der Ausstellung entgegenkommen.

Rainer Gutjahr

Bücher-Blick

Juden in Karlsruhe. Beiträge zu ihrer Geschichte bis zur nationalsozialistischen Machtergreifung.

Hrsg. von Heinz Schmitt unter Mitwirkung von Ernst Otto Bräunche und Manfred Koch. (= Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 8), Badenia Verlag, Karlsruhe 1988, 639 Seiten, DM 68,-

Die Stadt Karlsruhe hat die fünfzigjährige Wiederkehr des Pogroms gegen die deutschen Juden vom 9. November 1938 zum Anlaß intensiven historischen Erinnerns genommen. Man sei es den ehemaligen Karlsruhern jüdischen Glaubens schuldig, so hat es der jetzige Oberbürgermeister, Professor Dr. Gerhard Seiler umschrieben, ihren Anteil an der Geschichte dieser Stadt wieder ins Gedächtnis zu rufen und dadurch vor dem Vergessen zu bewahren. Um die Summe vorwegzunehmen: Man ist dieser Aufgabe mit zwei umfangreichen Publikationen in würdiger Form und in einer der Sache angemessenen Weise gerecht geworden.

Die Geschichte der Juden in Deutschland war mehr als eine Vorgeschichte hin zu der in Auschwitz gipfelnden Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten. Andererseits aber, und das muß ebenso klar erkannt werden, war das Jahr 1933 nicht der unvorbereitete Einbruch irrationaler Kräfte; es war auch der Antisemitismus in Deutschland das Ergebnis einer langen Vorgeschichte, in der aber nicht von vornherein ausgemacht war, daß Selbstbehauptung, Emanzipation und Assimilation der Juden den gegenläufigen, sie als Minderheit diskriminierenden, diffamierenden, schließlich unterdrückenden und verfolgenden Kräften unterliegen würden.

Diesen hier nur angedeuteten Befund belegt der Band über die „Juden in Karlsruhe" recht nachdrücklich. Stellt man in Rechnung, daß den Herausgebern nur ein knappes Jahr zur Verfügung stand, dann kann man dem Geleisteten einen hohen Respekt nicht versagen. Unter der Hand nämlich ist hier ein gewichtiges Stück Karlsruher Stadtgeschichte geschrieben worden. Deren besonderer Reiz und erheblicher Ertrag ergeben sich dabei sowohl durch die besondere Perspektive, von der aus die Geschichte der Residenzstadt beleuchtet wird, als vor allem auch durch die große Zahl von Beiträgern (23 Autoren mit insgesamt 27 Einzelbeiträgen), mit deren Hilfe das Berichtsfeld erheblich zu erweitern und das Thema in seinen vielfältigen Bezügen ebenso vielfältig zu spiegeln möglich wurde.

Der erste Teil des Bandes ist chronologisch gegliedert. In sieben Beiträgen wird die Entwicklung der jüdischen Minderheit von 1715 bis 1933 geschildert und analysiert (eine Ausnahme macht der überaus anschaulich geschriebene Aufsatz von Susanne Asche, in dem mit der Darstellung der „Geschichte der Juden in Durlach bis 1715" bis ins späte Mittelalter zurückgegriffen wird). Die Beiträge folgen in ihrer zeitlichen Gliederung den Wegmarken der Geschichte der Juden in Baden: Ernst Otto Bräunche, Leiter des Karlsruher Stadtarchivs, verfolgt in seinem Aufsatz die Entwicklung vom „Schutzjuden zum Bürger zweiter Klasse". Im Kontext der allgemeinen politischen und sozialen Emanzipationsbewegung seit 1789 bietet der Verfasser einen aufschlußreichen Einblick in diese, bis zum Erlaß des Judenedikts 1809 reichende, bedeutsame gesellschaftliche Umbruchphase. Jael B. Paulus, Dozentin an der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg, schildert die spannungsreichen Jahre zwischen „Emanzipation und Reaktion

(1809 – 1862)": Hatte die Judenschaft des Großherzogtums durch das Edikt von 1809 eine kirchliche Verfassung und auch weitgehende Rechtsgleichheit erhalten, so gab es doch infolge der jetzt möglich und nötig gewordenen beruflichen Umschichtung erhebliche soziale Schwierigkeiten, aber auch politische Rückschläge, die den Weg zur vollen sozialen Integration der Juden verstellten.

Der Beitrag des Karlsruher Stadthistorikers Manfred Koch, der den Jahren nach 1860 gewidmet ist, vermag deutlich zu machen, daß durch das Emanzipationsgesetz von 1862 (erst mit ihm erlangten die Juden in Baden die volle Rechtsgleichheit) kein entscheidender Wandel eingeleitet wurde, da im liberalen Baden die Gleichstellung der Juden als Ortsbürger durch die Bewilligung von entprechenden Anträgen im Grunde längst erreicht war. Ungeachtet aller Fortschritte im Emanzipationsprozeß aber blieben im gesellschaftlichen Leben „unsichtbare Barrieren" zu den jüdischen Mitbürgern bestehen. Eindringlich beschreibt der Autor das Neue der Reichsgründungsepoche: Neben der Akzeptanz der bürgerlichen Gleichstellung der Juden nämlich stand der aus alten Quellen gespeiste „moderne" Antisemitismus. Indem diese Problematik in ihren größerer Zusammenhang gestellt und kritisch mit der Literatur konfrontiert wird, gelingt es dem Verfasser, die allgemein diagnostizierte Schwächung des Liberalismus als politische und die politische Kultur prägende Kraft, dem Schwund an allgemeiner Liberalität in der deutschen Gesellschaft exemplarisch am Beispiel Karlsruhes zu verdeutlichen.

Politische Partizipation, soziale Integration und – in ihrer jeweils wechselseitigen Interdependenz – Zionismus und Antisemitismus, dies sind die Begriffe, anhand derer Bernhard Schmitt die Zeit von 1890 bis zum Ende des Ersten Weltkriegs beschreibt. Schien mit dem Kriegsausbruch und der Verkündung des Burgfriedens die völlige Integration der Juden Wirklichkeit geworden, so erwies sich diese Hoffnung spätestens bei der 1916 auf Veranlassung des preußischen Kriegsministeriums durchgeführten sogenannten Judenzählung als Illusion. Durchgeführt, um die Vorwürfe gegen eine angebliche „Drückebergerei" der Juden vor dem Kriegseinsatz zu entkräften, belastete gerade diese Verdächtigung das Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden besonders schwer. Einen ersten Höhepunkt erreichte die antisemitische Propaganda in der Revolution von 1918/1919. In dieser Kampagne von rechts, die in der Schuldzuweisung für den verlorenen Krieg gipfelte, verband sich die Judenfeindschaft mit der Ablehnung von Demokratie und Republik. Der Plan für die Ermordung des Außenministers Walter Rathenau war einem Boden entwachsen, der die Saat des Nationalsozialismus aufgehen lassen sollte. Wie sich diese Stimmung in der krisengeschüttelten Republik von Weimar unheilvoll zu einer Bewegung verdichtete, die den rassischen Antisemitismus zum Programm erhob, schildert Manfred Koch in seinem zweiten Beitrag (Die Weimarer Republik: Juden zwischen Integration und Ausgrenzung).

Es macht den besonderen Wert dieser chronologisch orientierten Beiträge des ersten Teils aus, daß sie durch gleiche Hauptfragestellungen untereinander verknüpft sind. So werden durchgängig die jeweilige demographische Entwicklung, die Rechtsstellung und die ökonomische Bedeutung der Juden für das städtische Gemeinwesen deutlich gemacht, ebenso die Frage nach den inner-jüdischen Organisationsformen

gestellt und auf diesem Hintergrund das Ausmaß gesellschaftlicher Integration auszuleuchten versucht.

Der zweite Teil des Bandes ist Beiträgen zum jüdischen Leben in der religiösen Gemeinde, in Wissenschaft und Kultur gewidmet. Über die Synagogen (Weinbrenner und Durm) berichtet kennt-nisreich Gerhard Everke, über jüdische Friedhöfe in Karlsruhe und Baden Udo Theobald. Zwei Aufsätze sind der sozialen Lage der Karlsruher Juden (Marie Salaba) und zwei der Geschichte der jüdischen Erziehung gewidmet (Esther Ramon und Joseph Walk), Klaus-Peter Hoepke verfolgt das Schicksal jüdischer Gelehrter und Studierender an der Technischen Hochschule von 1825 bis 1933; während Peter Pretsch dem so fruchtbaren Beitrag der Juden zum Karls-ruher Kulturleben im 19. und beginnenden 20.Jahrhundert nachgegangen ist, wird in zwei Aufsätzen auch des Verhältnisses der christlichen Kirchen zu den Juden gedacht (Hermann Rückleben und Franz Hundsnurscher).

Im dritten Teil schließlich sind biographische Beiträge zur Geschichte der Juden in Karlsruhe vereinigt. Während Gerhard Kaller über die jüdischen Abgeordneten im badischen Landtag von 1861 bis 1933 referiert, hat Klaus-Peter Hoepke Biographien jüdischer Hochschullehrer zusammengestellt. Abgerundet wird dieser Abschnitt durch Beiträge über Karlsruher Familien jüdischen Glaubens von Ernst Otto Bräunche, Esther Ramon, Christiane Schmelzkopf, Robert Bender, Martin Doerry, Heinz Schmitt und Wilhelm Meinzer.

Im vierten Teil sind die wichtigsten Quellen im Wortlaut wiedergegeben, ein nützliches Unterfangen, weil dadurch ein direkter Zugriff zu Dokumenten ermöglicht wird, die im allgemeinen nur an entlegener Stelle zugänglich sind. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis, ein Verzeichnis der Autoren und Mitarbeiter sowie ein Personenregister schließen den insgesamt gelungenen Band ab.

Günther Grünthal

Josef Werner: Hakenkreuz und Judenstern. Das Schicksal der Karlsruher Juden im Dritten Reich.

(= Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 9) Badenia Verlag, Karlsruhe 1988, 544 Seiten, DM 68,-

Der Wunsch nach einer Darstellung der Verfolgung und Vernichtung der Karlsruher Juden im Dritten Reich ist nicht neu. Schon Mitte der 60er Jahre war von der Stadt ein erster Anlauf zur Klärung der Schicksale seiner einstigen jüdischen Bürger unternommen worden. Dieses Bemühen um Spurensicherung – auf Anregung des damaligen Oberbürgermeisters Günther Klotz waren die noch lebenden ehemaligen Karlsruher jüdischen Glaubens gebeten worden, ihre Erlebnisse zu schildern – fand ein im doppelten Wortsinn überwältigendes Echo. Die aus aller Welt eingehenden Berichte wurden zu einem „Personalien-Fundus", mit dessen Hilfe es schließlich gelang, den Lebens- und Leidensweg eines großen Teils der ehemals (1933) 3 358 Karlsruher Juden zu klären.

Es muß als ein Glücksfall bezeichnet werden, daß für die Bearbeitung dieses Materials ein Autor zur Verfügung stand, der in besonderer Weise geeignet schien, das Schicksal der Karlsruher Juden im Dritten Reich

zu beschreiben. Josef Werner, selbst Karlsruher und langjähriger Redakteur einer Karlsruher Zeitung, konnte überdies auf Materialien zurückgreifen, die er im Zusammenhang mit Recherchen für sein 1985 über die Ereignisse in Karlsruhe im Jahr 1945 veröffentlichten Buches angestellt hatte. Mehr noch, für den jetzt erschienenen Band hat der Autor eine Reihe weiterer Zeugnisse erschlossen, vor allem aber noch einmal die noch lebenden Zeitzeugen befragt, um Lücken zu schließen und die schrecklichen „res gestae" der Jahre 1933 bis 1945 so detailliert wie möglich zu dokumentieren. – Hier wie auch und gerade im Bereich der staatlichen bzw. städtischen Überlieferung belegt bereits die Geschichte der historischen Quellen ein Stück dieser jüdischen Geschichte selbst. Das gilt etwa für die Überlieferung der Reisepaß-Polizeiakten, durch die ein Großteil der Paßbilder der Karlsruher Juden erhalten geblieben ist, oder für die weisungsgemäß von der Stadtverwaltung angelegte „Judenkartei". Das gilt andererseits wohl aber auch für die Tatsache (und man möchte hoffen, es sei dem nicht so), daß bestimmte Akten aus dem Karlsruher Polizeipräsidium erst seit Mitte der 60er für nicht mehr auffindbar haben erklärt werden müssen (vgl. S. 494 f., Fußnote 16).

Der Autor breitet das Ergebnis seiner jahrelangen Bemühungen in einer Form aus, die der sich selbst gestellten Aufgabe - den „Nebelschleier (gelte es) auf(zu)reißen", so lautet die Überschrift der Vorbemerkungen - wohl am umfassendsten gerecht zu werden verspricht: Es ist Josef Werner eine Dokumentation des Schicksals der Karlsruher Juden zu danken, die vor allem die Quellen, das direkte Zeugnis sprechen läßt, eine Dokumentation, die mit dem Abdruck etwa von Zeitungsmeldungen „Karlsruher Bäder judenfrei!" ebenso eindringlich wirkt wie durch die schroff daneben gestellte nackte Zahl, die Statistik als Addition des Grauens: Das gilt für die schreckliche „Summierung" auf S. 434 ebenso wie für die von Gerhard Stindl erarbeitete „Gedenktafel für die während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Konzentrations- und Vernichtungslagern verstorbenen oder ermordeten Karlsruher Juden" (S. 443 – 480) oder für die Altersgliederung der nach Gurs deportierten Karlsruher Juden" (S. 314).

Der Aufbau des Bandes folgt der, der jüdischen Minderheit von den Nationalsozialisten im Namen des deutschen Volkes seit 1933 aufgezwungenen Chronologie des Schreckens: Der Band setzt ein mit einem kurzen Blick auf die Lage des Judentums vor der Machtergreifung, schildert die stufenweise „Ausschaltung und Verdrängung" der Juden in Karlsruhe seit dem Boykottag (1.4.1933), dokumentiert ihre Ausschaltung aus dem öffentlichen Dienst bis hin zu den Berufsverboten (die etwa die wenigen, nicht zur Schließung ihrer Praxen gezwungenen Ärzten zu „Krankenbehandlern" erniedrigte), stellt schließlich den sich verstärkenden Druck bis hin zum Pogrom 1938 und den sich anschließenden Exodus der Karlsruher Juden dar, der nur für wenige Rettung, für die meisten aber Deportation (zunächst in das südfranzösische Gurs), schließlich den grausamen Tod in den Gaskammern der Konzentrationslager im Osten bedeutete.

Es bedarf hier der Erwähnung von Einzelheiten nicht, ein Hinweis darauf aber, daß der Verfasser auch den Blick in die bedrohte Gemeinschaft der Juden öffnet, sollte nicht fehlen. Die Frage nach den Möglichkeiten von „Selbstbehauptung und Selbsthilfe" wird nicht nur gestellt, sie wird aus und wiederum mit den Quellen zu beantworten

versucht. Besonders eindringlich wird dieser Sachverhalt im Kapitel für die „Jüdische Jugend im Dritten Reich" deutlich.

Hier wie auch sonst ist es die Nähe zu den Quellen, die die Nähe zu den Ereignissen erzwingt, die nicht nur den „Nebelschleier" aufreißt, sondern die keinem mehr, der sich einmal auf die Lektüre eingelassen hat, das „Wegsehen" erlaubt. – Es mag sein, daß dieses Buch erst sehr spät geschrieben worden ist. Daß es nicht zu spät erschienen ist, wird auch von seinen Lesern abhängen. Es wird seinen Weg in die Bibliotheken finden, dazu sollten auch die der Schulen gehören. „Es geschah auch in Karlsruhe", so banal ließe sich der Anlaß zu seiner Lektüre umschreiben.

Natürlich könnte an einigen Stellen des Buches von Josef Werner gefragt werden, ob der Kenntnisstand der wissenschaftlichen Forschung hinreichend eingearbeitet wurde, warum – etwa im Kapitel über die „Reichskristallnacht" – der Versuch unterblieben ist, die Ereignisse in Karlsruhe stärker in den Kontext der von Berlin gesteuerten Politik zu rücken; dies alles aber würde die unbestreitbaren Verdienste dieses wichtigen Buches nicht mindern.

Erheblicher scheint ein anderer Einwand. Er betrifft die Konzeption der auf zwei Bände angelegten Geschichte der Juden in Karlsruhe insgesamt. Ginge es nur um ein beliebiges Ungleichgewicht in der zeitlichen Abgrenzung zweier Teilbände, so bedürfte dies der Erwähnung nicht. Die Zuordnung aber der Geschichte der Karlsruher Juden von 1933 bis 1945 in einen, noch dazu von einem Autor allein verfaßten Band, die Darstellung der Geschichte der Juden vom späten Mittelalter (Durlach) bzw. von 1715 (Gründung Karlsruhes) bis zur nationalsozialistischen Machtergreifung 1933 aber in einem weiteren Band, der Aufsätze verschiedener Autoren als „Beiträge" zusammenfaßt, das macht es dann doch schwer ein gewisses Bedauern zu unterdrücken. Bei allem Verständnis für die Nöte der Stadtverwaltung, die sich unter den Zeitdruck des näherrückenden Gedenktages gesetzt sah – hier ist eine Chance vertan worden. Allein schon durch eine stärkere Verzahnung beider Bände miteinander hätte hier einiges ausgeglichen werden können. Denn jetzt schildert der Band von Josef Werner das, was nach 1933 folgte. Er zeigt – und das kann, schrecklicherweise, gar nicht anders sein – die Juden vornehmlich als Objekte einer ihr feindlichen Politik, als Leidende und Opfer einer pervertierten Ideologie. Auf diese Weise aber erscheint das Jahr 1933 als eine viel zu scharfe Zäsur, weil die Frage nach Ursachen und Folgen, nach Kontinuitäten, aber auch nach Diskontinuitäten gerade dieses Teils der deutschen Geschichte nicht einmal aufgeworfen wird. Natürlich, der Leser hat Gelegenheit, sich den historischen Kontext durch die Lektüre des Bandes „Juden in Karlsruhe" zu erschließen. Der Anreiz dazu aber dies auch wirklich zu tun, wäre sicher stärker gegeben, wenn sich die Stadt dazu hätte entschließen können, beide Bände gemeinsam (etwa in einer Kassette) zu verlegen.

Trotz des Einwandes aber kann das in der Rezension des Bandes „Juden in Karlsruhe" vorweggenommene Resümee zu den beiden Publikationen nachdrücklich wiederholt werden: Der Entschluß von Stadtrat und Stadtverwaltung, die Geschichte der Juden in Karlsruhe der Vergessenheit zu entreißen, hat sich dank der Anstrengungen und Mühen derer gelohnt, die sich dieser Aufgabe gewidmet haben. Daß zwei Israelis als Autoren mitgewirkt und viele Juden

mit Auskünften und Hilfen das Projekt gefördert haben, ist ein Zeichen, das im Sinne des Geleitworts des Oberbürgermeisters hoffen läßt. Es gelte Wege zu finden, so heißt es dort, unterbrochene Traditionen neu aufzunehmen. Die beiden Bände zur Geschichte der Juden in Karlsruhe (und beide Bände zusammen) stellen einen ersten Schritt auf diesem wohl noch langen Weg dar. *Günther Grünthal*

Baden-Württemberg – Eine Heimat- und Landeskunde.

Von H. Burkhardt, G. Frey, R. Kieß, H. Noe, G. Olbert, H. Raisch, H. Veitshans. Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1988. 419 S., DM 46,-

Der Notwendigkeit, Schülern und Lehrern für das fächerübergreifende Thema „Landeskunde" anschauliche und zuverlässige Materialien an die Hand zu geben, hat das Verfasserteam im allgemeinen entsprochen und ein Buch geschaffen, das auch Erwachsenen gefallen dürfte. Der reich und gut illustrierte Band ist für ein Schulbuch zwar nicht billig, aber er bietet Stoff für viele Altersstufen und Interessen: von der Geologie und Klimatologie, Pflanzenwuchs, Landwirtschaft, Technik und Verkehr bis zum Wandel der Baukunst und natürlich der Geschichte. Neben einem allgemeinen historischen Überblick von der Steinzeit bis zur Gegenwart bietet der erste Teil Detailliertes über Natur, Geschichte und Kultur von sieben Landschaften, so auch das Oberrheinische Tiefland. Badener sind geneigt, Publikationen aus schwäbischen Verlagen zuweilen skeptisch zu begegnen, weil ihr Landesteil bei Gesamtdarstellungen oft zu knapp behandelt wird. Dergleichen ist hier nicht zu beobachten, und gerade der Karlsruher braucht über mangelnde Berücksichtigung nicht zu klagen. Markgraf Karl Friedrich und seine Residenz werden bei dem Verfahren von Längs- und Querschnitten zum Teil in Wiederholungen behandelt, aber die ist ja bekanntlich die „Mutter der Studien". Einige Kleinigkeiten seien hinterfragt; so wird die Zeit des Biedermeier arg idyllisch gezeichnet. Sparsam war man aus Not, und den Lebensstandard hätte man sich gern höher gewünscht. Die kritisierte „Kaufwut" unserer Tage schafft halt auch viele Arbeitsplätze, die damals fehlten. Da geistert die Legende von der „guten, alten Zeit" durch die Zeilen. Die Zitate aus Karl Hofers Erinnerungen über Karlsruher Zustände um 1890 (S. 354) sind da schon realistischer.

Karl Friedrichs Wirken positiv zu würdigen, ist sicher richtig, doch das Markenzeichen „Musterländle" wurde wohl erst unter Friedrich I. geprägt, der überraschenderweise trotz seiner bedeutenden nationalen Rolle nicht erwähnt wird. Seine Politik der Öffnung gegenüber dem Liberalismus hat man nördlich des Mains spöttisch, ja abschätzig als „musterhaft" bezeichnet, und so ist wohl der Name „Musterländle" um die Mitte des 19. Jahrhunderts populär und erst später vom Negativen zum Positiven verkehrt worden, wie es um diese Zeit auch mit der Bezeichnung „Made in Germany" geschah. – Ein so umfangreiches Unternehmen leidet in seiner ersten Auflage in der Regel an Unstimmigkeiten, die aber den guten Gesamteindruck einer Publikation nicht mindern, in der sich Karlsruhe samt der alten Markgrafschaft treffend dargestellt sehen kann. *Leonhard Müller*

Kennzeichen KA – Heimatkunde für die Stadt und den Landkreis Karlsruhe. G. Frey, P. Frey, C. Günzler, H. Hauß, H. Hirschbrich, M. Keßler, G. Müller, U. Müller, R. Müksch, W. Wildemann. Verlag Bernhard Gengenbach, Bad Liebenzell, und Ernst Klett, Stuttgart 1987. 208 S., DM 26,40.

Ein neues Heimatbuch für den Stadt- und Landkreis Karlsruhe war überfällig. Das letzte stammt aus dem Jahre 1972 und entsprach schon länger nicht mehr den Anforderungen an einen zeitgemäß-informativen landeskundlichen und regionalgeschichtlichen Überblick. Der Band wendet sich an Schüler von der 3. Grundschulklasse bis in die Abschlußklassen weiterführender Schulen. Ziel ist es, fächerübergreifend Farbigkeit und Anschaulichkeit des Unterrichts durch Bezüge auf den täglich erfahrbaren Lebensraum zu fördern. Als mögliche Leser sieht der Verlag aber auch Eltern, Neuzugezogene und Touristen.

In sieben Kapiteln bietet das reich und gut bebilderte Buch Informationen über die Orte des Landkreises, seine geographischen und klimatischen Bedingungen, die historische Entwicklung, das „Leben in Gemeinschaft", Verkehr und Technik, Leben und Arbeiten, Kultur und Kunst. Bei einem Umfang von 200 Seiten müssen bei dieser Themenfülle manche Wünsche offenbleiben. So werden die Ortschaften häufig nur in wenigen Sätzen vorgestellt und eine Karte mit allen Orten und der Landkreisgrenze folgt erst etwa in der Mitte des Bandes. Auch bei den einzelnen Themen mußten die Autoren Schwerpunkte setzen. Neben vielen präzise dargestellten Problemen erscheint dabei Manches eher zufällig und Notwendiges fehlt. So z. B. eine konzentriertere und ausführlichere Behandlung der drängenden Umweltprobleme, Hinweise zur Sozialgeschichte (auch zur Beschäftigung von „Gastarbeitern") und ein breiteres Eingehen auf die Erfindung von Heinrich Hertz.

Die teilweise kaleidoskopartige Zusammenfügung einzelner Themen macht besonders das Kapitel „Aus der Geschichte" problematisch. Eingezwängt in das verlegerische Konzept der Reihe wird badische und Karlsruher Geschichte nur in Bruchstücken präsentiert, gehen wichtige Fragen (z. B. Badens Bedeutung für die Entwicklung des Parlamentarismus) und Zusammenhänge verloren. Wenn unter der Überschrift „Der Krieg wird total" auf vier bebilderten Seiten Kaiserreich, Weimarer Republik und „Drittes Reich" abgehandelt werden, so ergibt dies eine eigenwillige Perspektive. Auch in den unmittelbar anschließenden, je zweiseitigen Darstellungen des Nationalsozialismus, des Schicksals der badischen Juden und der Heimatvertriebenen fehlt es an der Vermittlung von Ursachen und Wirkungen des historischen Geschehens, an Hinweisen auf die lange Tradition jüdischen Lebens in Karlsruhe.

Völlig zu Recht bemerken die Autoren in der Einleitung, daß zu einem zeitgemäßen Heimatbuch auch die Auseinandersetzung mit Gegenwartsproblemen und die Offenheit für neue Lebenserfahrungen gehört. Zum größeren Teil wurde dies auch eingelöst. Durch eine Überarbeitung, die auch konzeptionelle Überlegungen einbeziehen sollte, könnte dieser Band die in ihn gesetzten Erwartungen erfüllen.

Manfred Koch

TechnologieRegion Karlsruhe. Die Wirtschaft am Mittleren Oberrhein im Wandel.

Redaktion: W. Nowak, P. Weber. Verlag Kommunikation und Wirtschaft, Oldenburg 1988, 245 S., DM 49,80.

Dieser großformatige und repräsentativ ausgestattete Band dient sicher zuerst der Selbstdarstellung des Wirtschaftsraumes und der Werbung für die Technologieregion. Die zahlreichen knappen Texte mit vielen informativen Bildern (dreisprachig erläutert) sind in drei Abschnitte gegliedert: Vorgaben von gestern, Strukturen heute (Branchen, Entwicklungen, Standorte) und Investitionen für morgen. Die Autoren – Landräte, Oberbürgermeister, Repräsentanten staatlicher Institutionen und der Wirtschaft – vermitteln dem Interessierten erste Informationen zum Wirtschaftsgeschehen der Region, die den Blick sowohl zurück wie vor allem in die Zukunft wenden.

Manfred Koch

Paul Sauer: Napoleons Adler über Württemberg, Baden und Hohenzollern.

Verlag W. Kohlhammer Stuttgart, 1987, 340 S., DM 69,-

Sieht man von einigen älteren, freilich vorzüglichen Publikationen zur badischen Geschichte von 1789-1815 ab (z. B. Karl Obser, Willy Andreas, Franz Schnabel), so fehlte bisher eine zusammenfassende Darstellung dieser Epoche. Paul Sauer, dessen Biographie des ersten württembergischen Königs Friedrich I. bekannt ist, hat diese Lücke in zweifacher Weise gefüllt: zum einen in der gründlichen Nachzeichnung der Innen- und Außenpolitik Badens auf dem Weg von der Markgrafschaft zum Großherzogtum; zum anderen im Vergleich mit dem östlichen, nicht immer freundlich gesonnenen Nachbarn Württemberg. Mag auch hinter diesem Ansatz die Absicht stehen, ein Geschichtskapitel des jungen Bundeslandes Baden-Württembeg zu schreiben, zumal auch Hohenzollern im Blickfeld bleibt, der Vergleich bekommt den Porträts der beiden süddeutschen Mittelstaaten vorzüglich, wird doch in der Gegenüberstellung das Trennende und das Gemeinsame besonders deutlich. Trennend die verschiedenartige geopolitische Lage, die innere Struktur, vor allem die unterschiedlichen Charaktere, die diese Staaten in den turbulenten Jahren des Umbruchs als Regenten auf den Thronen sah, das Gemeinsame in den Auswirkungen der Französischen Revolution auf den deutschen Südwesten, die Realisation neuer Prinzipien durch den „gestiefelten" Revolutionär Napoleon und die Fixierung der Grenzen, die trotz Verwaltungsreform bis heute in vielen Bezirken durchscheinen.

Andersartig auch die Einflußnahme Napoleons auf Baden und Württemberg: Während in Karlsruhe der französische Kaiser über seinen Botschafter als oberster Regent quasi mitregierte, verstand es der „schwäbische Zar" in Stuttgart, sich innenpolitisch mehr Freiheit zu bewahren. Diese Unterschiede und Parallelen sind in den Einzelbeiträgen auch schon im Katalog zur Landesausstellung 1987 „Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons" aufgezeigt worden, aber nicht so systematisch wie in dieser Veröffentlichung. Daß der Verfasser als Direktor des Stadtarchivs Stuttgart über besonders detaillierte Kenntnisse zu Württemberg verfügt, heißt nicht, daß der badischen Geschichte zu wenig Raum zugemessen wird, ja bestimmte Kapitel sind

vorwiegend den Badenern gewidmet. Dieses Hin- und Herschwenken von Karlsruhe nach Stuttgart, gegebenenfalls nach Sigmaringen, sichert den klaren Überblick im Bericht zum jeweiligen Staat, bringt freilich auch Wiederholungen. Man hätte sich auch eine stärkere systematische Struktur vorstellen können, z. B. bei der Darstellung der inneren Organisation der Rheinbundstaaten. Da aber die „große" Politik der Herrscherhäuser und Minister in dieser „Revolution von oben" dominieren muß, sind die wirtschafts- und gesellschaftsgeschichtlichen Passagen notwendigerweise knapp bemessen. Man könnte sich als Ergänzung eine solche Strukturgeschichte für die Zukunft wünschen – Einzelarbeiten liegen bereits vor –, doch muß man zufrieden sein, wenn zunächst ein allgemeiner Überblick geschrieben wurde, der als handbuchartiges Standardwerk Bedeutung erlangen wird.

In der Liebe zum Detail spürt man die sichere Hand des Archivars, der nicht mit kühnen Thesen brillieren will, sondern gesicherte Tatsachen vorträgt. Manchmal wünschte man sich freilich kräftigere Akzente. So schließt zwar der Verfasser mit dem Hinweis, daß „ die Landtage Badens und Württembergs... in Deutschland zu Schrittmachern des parlamentarischen Systems" wurden. Da aber erst vor ca. 25 Jahren die Modernität der Rheinbundstaaten in der deutschen Geschichtswissenschaft nach jahrzehntelanger Domäne der „preußischen Reformen" nun stärker beachtet wird, vermißt man – wenigstens in den Anmerkungen – einen Hinweis auf den Perspektivenwechsel deutscher Historiker. Sauer geht eben sparsam mit Urteilen um, wenn es sich um Grundlinien unserer Geschichte handelt, so z. B. bei der Würdigung der Transformation des Code Napoleon durch J. F. Brauer in den badischen Code civil, deren nachhaltige Wirkung für das 19. Jahrhundert andernorts mit kräftigeren Farben, z. B. durch Elisabeth Fehrenbach, vorgenommen wurde. Nichtsdestoweniger ist das zuverlässige Werk ein wichtiger Baustein, zumal es mit 32 sinnvoll ausgewählten Bildern ausführlichem Anmerkungsapparat, Bibliographie und Register ausgestattet ist.

Leonhard Müller

Heinz Schmitt: Volkstracht in Baden. Ihre Rolle in Kunst, Staat, Wirtschaft und Gesellschaft seit zwei Jahrhunderten.

Badenia Verlag, Karlsruhe, 1988, 144 S., DM 49,-

Dies ist kein Trachtenbuch herkömmlicher Art, sondern eine im wahrsten Sinne farbige Kulturgeschichte, die man mit steigendem Interesse liest. Beginnend mit der Kleiderordnung im Mittealter wird die Geschichte der Volkstracht bis in unsere Tage, der schon festgefügten Trachtenfeste verfolgt. Einzelne Kapitelüberschriften geben den Reichtum der Aspekte wider: Höfische Spielereien und literarische Urteile, Trachtendarstellung in der Malerei, Landesfürsten und Volkstracht, Hansjakob und die Frage der Trachtenerhaltung. Vier Kapitel sind allein der Entwicklung des Trachtenwesens im 20. Jahrhundert gewidmet. Auch dieses Feld versuchten die Nationalsozialisten für den Kult um „Volkstum" und „Blut und Boden" zu nutzen. Die Volkskunde, eine seriöse Wissenschaft, der gerade die Sozialgeschichte viele Aufschlüsse verdankt, wurde von führenden Vertretern in den Dienst der herrschenden Ideologie gestellt und in Verruf gebracht. Wenn dies

dem Fach nach 1945 noch verallgemeinernd anhing, dann zu unrecht. Der Verfasser belegt mit dieser flüssig geschriebenen Darstellung, wie solide Forschungsarbeit Brükken aus der Vergangenheit in die Gegenwart schlagen kann, und so eine Synopse kulturgeschichtlicher Entwicklungsbahnen möglich wird.

Ein Drittel des Buchs ist für die Trachtenpflege nach dem II. Weltkrieg reserviert, eine sorgfältige Bestandsaufnahme und zugleich eine kritische Analyse. Der Bollenhut, der Gutacher Tracht zugehörig, ein breitrandiger Strohhut, der „vor Sonne und Regen zugleich schirmen" soll, wurde bald zum Markenzeichen für den Schwarzwald. Die komplizierte Herstellungsart war zunächst ein wohlgehütetes Geheimnis weniger Hutmacherinnen; später wurde er ein billiges Maschinenprodukt, um auch der Nachfrage von Kurgästen zu genügen, ja auch der Verkaufsdamen bei der „Grünen Woche" in Berlin, wenn sie für Baden-Württemberg warben. „Wär's Muschterländle ärmer ohne den Bollenhut-Klimbim?" war eine Umfrage bei den Heimattagen 1980, nachdem die Landesregierung schon 1976 auf eine Landtagsanfrage zugeben mußte, daß dem Mißbrauch der Tracht „durch staatliche Maßnahmen nicht abgeholfen werden" könne. Die Gutacher hätten am liebsten eine Art „patentrechtlichen Schutz" gesehen, zumal man sich nicht gescheut hatte, selbst Schwäbinnen aus Werbezwekken mit ihrer Tracht zu bekleiden. Aber der rührige Bürgermeister konnte schon 1984 melden, daß es mit dem Image des Bollenhuts wieder aufwärts gehe. „Wir haben seine schamlose Vermarktung gestoppt." Nur noch echte Trachtenträgerinnen wolle die Landesregierung auftreten lassen.

Man sieht wie vergnüglich die Lektüre dieses Buches sein kann, in dem Karlsruhe ein wichtiger Platz eingeräumt wird, war doch diese Stadt schon 1884 und 1885 Schauplatz für repräsentative Trachtenauftritte. Obwohl die Großherzöge niemals Tracht getragen haben – im Unterschied zu den bayrischen Königen – waren doch besonders die beiden letzten Monarchen in einer Zeit zunehmender Industrialisierung und Verstädterung sehr interessiert an der Erhaltung der Volkstracht, einem Stück badischer Identifikation. Der Verlag hat das Buch mit reichem Bildmaterial ausstatten lassen, das nicht nur illustriert, sondern auch dokumentiert. Nimmt man die Bibliographie mit über 70 Titeln dazu, dann ist dieses anregende Werk auch zur Hilfe für weitere Einzelforschung gut geeignet, und wer es verschenkt, darf sicher sein, daß der Beschenkte es auch lesen wird, was nicht von jeder weitergereichten Publikation anzunehmen ist. *Leonhard Müller*

Das badische Ständehaus in Karlsruhe. Eine Dokumentation über das erste deutsche Parlamentsgebäude.

Hrsg. von U. Theobald mit Beiträgen von E. O. Bräunche u. a. Info-Verlag, Karlsruhe 1988, 143 S., DM 32,-

Der vorliegende Band ist entstanden aus einer Vortragsveranstaltung des Landesvereins Badische Heimat und der BNN. Ziel war es, die Diskussion um das Schicksal des „vornehmsten Restgrundstücks der Stadt" voranzubringen. Das Buch bietet sowohl die Statements, die die Podiumsdiskussion einleiteten, als auch die Texte zweier Vorträge über „Badens Weg zur Demokratie 1818-1919" (Wolfgang Leiser) und „Das Karlsruher Ständehaus" (Gerhard Everke).

Eine große Zahl von Abbildungen – Außen- und Innenansichten des Ständehauses, Abgeordnetenporträts, Bau- und Lagepläne, Mitgliederlisten und Sitzpläne – dokumentieren die Geschichte des badischen Parlamentsbaus von der Grundsteinlegung 1820 bis zum Abriß der Ruine 1961. Es ist schade, daß die Qualität mancher Abbildung Wünsche offen läßt, und bedauerlich, daß nicht alle datiert und auch für den Nicht-Fachmann ausreichend kommentiert sind, wie dies in der wenige Tage gezeigten Ausstellung des Stadtarchivs zu sehen war. In den Beiträgen zur Podiumsdiskussion werden die demokratischen Impulse, die vom Ständehaus ausgingen, betont. Der Rechtshistoriker Leiser wählt dagegen mit der Interpretation der Entwicklung von Verfassung und Wahlordnung eine Perspektive in der Badens Weg zur Demokratie als „wenig glorreich" erscheint. Die Dynamik der Debatten in Karlsruhe und ihre Wirkung als Schule des Parlamentarismus kommen dabei, obwohl gerade auch darin die demokratische Tradition Badens wurzelt, nicht in den Blick. Umfassend und profund informiert Everke über die Baugeschichte des Ständehauses und seinen unwiederbringlichen Verlust.

Manfred Koch

Barbara Guttmann: Weibliche Heimarmee. Frauen in Deutschland 1914 – 1918.

Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1989, 298 S., DM 48.-

Dies ist – auch wenn es der Titel nicht annonciert – eine Regionalstudie für das Land Baden, mit vielen Belegen zu Vorgängen in der Landeshauptstadt. Barbara Guttmann untersucht detailliert vor dem Hintergrund der Entwicklung im Kaiserreich die Rekrutierung der Frauen für die Kriegswirtschaft. Dabei kommen vor allem Arbeiterinnen in den Blick. Ihre sich verschlechternden Arbeitsbedingungen und Lebensumstände werden aus vielen verstreuten Quellen herauspräpariert. Frauen werden aber nicht nur als Opfer beschrieben, sondern auch in ihrer Rolle als Handelnde. Neue Erkenntnisse liefert dazu die Analyse der bürgerlichen Frauenbewegung Badens, die sich voll in den Dienst der Kriegsadministration stellte. Engagiert resumiert Guttmann nach 1918 eine Rückkehr zur patriarchalisch geprägten Gesellschaft, auch wenn der Krieg „zu punktuellen Veränderungen und Verunsicherungen im Verhältnis der Geschlechter" geführt habe.

Manfred Koch

Alltag in Karlsruhe. Vom Lebenswandel einer Stadt durch drei Jahrhunderte.

Hrsg. v. Heinz Schmitt unter Mitwirkung von Ernst Otto Bräunche. Badenia Verlag, Karlsruhe 1990 (= Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 10), 304 S., DM 29,80

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hatte die Stadt Karlsruhe wenig Glück mit ihren Stadtjubiläen. Die jahrelang vorbereitete und umfassend geplante 200-Jahr-Feier 1915 fiel in den Ersten Weltkrieg, als den Karlsruhern der Sinn bereits nicht mehr nach großen Jubelfeierlichkeiten stand. 25 Jahre später tobte bereits der Zweite Weltkrieg, auch wenn viele Deutsche nach der überraschend schnellen Niederlage Frankreichs auf ein baldiges Kriegsende gehofft hatten.

Nachdem in Mitteleuropa seit 45 Jahren Frieden herrscht, konnte Karlsruhe die nächsten Stadtjubiläen entsprechend feiern. Bei der 250-Jahr-Feier 1965 waren die Folgen des Krieges in der Stadt weitgehend überwunden und der festliche Anlaß wurde entsprechend begangen. In diesem Jahr nun werden die Folgen des Zweiten Weltkrieges in Deutschland und Europa vermutlich endgültig überwunden.

Die 275. Wiederkehr der Gründung Karlsruhes hat die Stadt nun zum Anlaß genommen, sich mit dem Alltag ihrer Bewohner von 1715 bis 1965 auf zweierlei Weise zu beschäftigen, nämlich mit einer Ausstellung und mit dem hier zu besprechenden Buch.

Dies ist eine deutliche, aber sehr zu begrüßende Abkehr von der sonst bei Jubiläen üblichen Art der Präsentationen. Gewöhnlich werden in diesen Fällen die Höhepunkte der Stadtentwicklung (natürlich nur die positiven), die großen Männer der Stadt (vielleicht auch noch die eine oder andere bedeutende Frau, so man eine hat) und die mehr oder minder rosigen Zukunftsaussichten aufgezeigt. Die weit überwiegende Mehrzahl der Bewohner und ihr Alltag bleiben zumeist ausgespart. Der in Karlsruhe eingeschlagene Weg verdient deshalb großes Lob.

Nun hat zwar die Geschichtswissenschaft inzwischen auch den Alltag als wichtiges Forschungsgebiet entdeckt, aber es ist, je weiter man in der Geschichte zurückgeht, umso schwieriger noch Quellen oder gar Objekte des Alltags, vor allem der Mittel- und Unterschicht zu finden. Heinz Schmitt verweist in seinen Vorwort auch darauf, daß man mit dem Thema Alltag in Karlsruhe Neuland betreten habe. Der Begriff Alltag wird nicht zuletzt deshalb auch sehr weit gefaßt. „Ausgeklammert bleiben alle Angelegenheiten des Hofes, des Adels, der großbürgerlichen Schicht, die Regierung, die Staats- und Kommunalverwaltung und alles, was mit Kunst und Wissenschaft zu tun hat." (S. 15)

Die wenigen Vorarbeiten, die es bisher zum Thema Alltag, einem im übrigen sehr schillernden Begriff, in Karlsruhe gibt, machen es auch unmöglich, eine umfassende Geschichte des Alltags in der Stadt in den letzten 275 Jahren vorzulegen. Man ist deshalb zu einem überraschenden, zunächst sehr überzeugenden Entschluß gekommen. Die Stadtgeschichte aus der Sicht der „kleinen Leute", wie es Oberbürgermeister Prof. Seiler in seinem Vorwort bezeichnet, wird am Beispiel einzelner Jahre, nämlich der Jubiläumsjahre dargestellt:

1765 und 1790: Zwischen Existenzgründung und residenzstädtischem Leben.

1815: Im Schatten der neuen Prachtstraßen.

1840: „...und es ist wirklich auch ein schöner Anblick, den langen Wegeszug mit größter Schnelligkeit majestätisch heranrollen zusehen..."

1865: „Wie man leben muß, um leben zu können." Die kleinen Beamten in der großherzoglichen badischen Haupt- und Residenzstadt.

1890: „...aus verschiedensten Ständen und Berufsarten vereint." Die kleinen Beamten.

1890: Die Karlsruher Arbeiterschaft.

1915: Schlaglichter auf den Alltag im Ersten Weltkrieg.

1940: „...sind auch hier die Führerbilder unbeschädigt": Zum Karlsruher Herrschaftsalltag im „Dritten Reich".

1940–1945: Der Luftkrieg über Karlsruhe. Ein Überblick.

1965: Karlsruhe kann feiern.

Man erfährt in den hervorragend bebilderten, mit umfaßenden Anmerkungen versehenen Beiträgen, sehr viele interessante Einzelheiten zum Leben der einfachen Leute in der Stadt, ob es sich nun um Wohnungen, Lebenshaltungskosten, Vereine, konfessionelle Verhältnisse oder die Gründung des Leihhauses, um nur ganz wenige Beispiele zu nennen, handelt. Da dies schon für einen Ortsfremden spannend zu lesen ist, muß es für Einheimische eine wahre Fundgrube sein.

Dabei hängen natürlich die einzelnen Schwerpunkte eng mit den überlieferten Quellen zusammen. Die Stadtentwicklung nimmt zurecht einen sehr breiten Raum ein vor allem auch der Wohnungsbau mit seinen z. T. in Karlsruhe entwickelten oder sehr früh verwirklichten Reformideen. Bei den sozialen Gruppen stehen besonders in den Beiträgen zum 19. Jahrhundert die kleinen Beamten im Vordergrund, was nicht zuletzt dem von Albert Bürklin in mehreren Buchauflagen beschriebenen idealtypischen „Kanzleirath" zu verdanken ist.

Allerdings wird auch deutlich, daß das Konzept mit den Jubiläumszahlen nicht immer zu gleichermaßen überzeugenden Ergebnissen führt. Zum einen bleiben dadurch wichtige das Leben jedes Einzelnen nachhaltig beeinflussende Ereignisse völlig außer Betracht, wie z. B. die Revolution von 1848, der badische Kulturkampf, die Inflation von 1923 oder auch die Währungsreform 1948. Zum anderen sind nicht alle Jubiläumsjahre gleichermaßen geeignet, um die Probleme des jeweiligen Zeitabschnittes zu bündeln oder es fehlt das entsprechende Quellenmaterial. Besonders deutlich wird dies, wenn man die Jahre 1765 und 1790 betrachtet. Diese Jahre scheinen keine besonders herausragende Bedeutung gehabt zu haben, so daß die Orientierung an ihnen etwas aufgesetzt wirkt. In diesem Abschnitt hätte man sich auch gewünscht, daß manche begonnene Geschichte zu Ende erzählt wird, wie z. B. bei der Bürgerumfrage von 1726 (S. 54).

„Reizvoll" werden die Jubiläumsjahre als Ausgangspunkt im 20. Jahrhundert, besonders die beiden Kriegsjahre 1915 und 1940. Sowohl der Beitrag von Rainer Beck als auch das von Ernst Otto Bräunche verfaßte Kapitel das, vom Mittelpunkt 1940 aus, einen exzellenten und inhaltlich bedrückenden Bogen von der Machtergreifung Hitlers 1933 bis zur bedingungslosen Kapitulation 1945 schlägt, demonstrieren dies auf überzeugende Weise.

Bei aller Kritik im einzelnen stellt der Band Alltag in Karlsruhe eine wichtige Pionierleistung der Stadtgeschichte dar, die hoffentlich zu so vielen Detailforschungen anregt, daß spätestens zum 300jährigen Stadtjubiläum eine umfassende Alltagsgeschichte Karlsruhes erscheinen kann.

Thomas Schnabel

Badische Heimat. Zeitschrift für Landes- und Volkskunde, Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz. „275 Jahre Karlsruhe"

70. Jg. Heft 2, Juni 1990, G. Braun Karlsruhe, 260 S., DM 12,-

Ein Geschenk an die Stadt Karlsruhe zu ihrem 275. Geburtstag, so schreibt Ludwig Vögely in seinem Vorwort, ist das Juniheft der „Badischen Heimat". Schriftleiter Heinrich Hauß hat dafür eine reich illustrierte und sehr bunt gemischte Sammlung von Aufsätzen zusammengestellt. Nicht alles dürfte den Leser gleichermaßen interessieren, dafür ist die Vielfalt der Stilebenen und gewählte Thematiken zu verschieden. Aber jeder der sich die Mühe macht, in diesen Band hineinzublättern, dürfte für sich doch Lesenswertes entdecken.

Breiten Raum nimmt die Literatur ein. Das Heft ist selbst ein „Karlsruher Lesebuch", denn es enthält eine Vielzahl von Textpassagen über die Stadt von bekannten und weniger bekannten Schriftstellern. Auch Anekdotisches findet sich in den Texten, etwa Vögelys Gesprächsaufzeichnungen mit der Witwe des Malers Otto Laible, Hubert Doerrschucks Erzählungen über das Zeitungswesen vor dem Krieg. Günter Haass steuerte eine quellenreiche Arbeit zu den ersten Opernaufführungen am Hoftheater bei. Aufschlußreich ist der Kontrast der Beiträge von Karl Foldenauer und Susanne Asche zur Literatur in und über Karlsruhe. Aus beider Sicht bleibt die Bemerkung von Hauß anläßlich einer Gedichtinterpretation („In Karlsruhe" von Walter Helmut Fritz) unwidersprochen, daß der Karlsruher Raum nur „geringe poetische Signifikanz" besitze.

In den anderen Beiträgen umreißen Vertreter der großen Institutionen in Karlsruhe die Geschichte von Universität (Klaus-Peter Hoepke), der Bundesgerichte (Hildebert Kirchner) oder der Karlsruher Verkehrsbetriebe (Dieter Ludwig). Das kulturelle Leben in Karlsruhe schildern Michael Heck aus der Sicht der Stadt und Minister Engler aus der des Landes. Mehr oder weniger ist in diesen Beiträgen immer ein Ausblick auf die zukünftige Entwicklung enthalten, z. B. bei Gerhard Römer zum Neubau der Landesbibliothek. OB Gerhard Seiler zeigt, daß die Karlsruher Stadtentwicklung seit dem Gründungstag keineswegs immer geradlinig verlief, sondern auch Rückschläge hinnehmen mußte, z. B. den Verlust der Hauptstadtfunktion. Ernst O. Bräunche belegt, daß dieser wesentliche Einschnitt von den Nationalsozialisten durchaus bewußt in Kauf genommen wurde. Welche Zukunft hat die Stadt Karlsruhe, oder könnte sie haben? Martin Einsele plädiert aus der Erkenntnis heraus, daß die optimale Größe für Metropolen angesichts der immer offenkundigeren Verdichtungsprobleme eher sinkt, für eine „andere Metropole", den dezentral gegliederten Siedlungsraum am Oberrhein. Unter stärkerer Betonung der historischen Entwicklung entwirft auch Berthold Rudolf das Modell einer mehrkernigen Metropole im Dreieck Mannheim-Heidelberg-Karlsruhe.

Dies sind freilich weit vorausblickende Überlegungen, realisierbar dagegen sind überschaubare Schritte wie etwa die Technologieregion. Seiler, der dieses Projekt entscheidend vorangebracht hat, sieht dann den erfolgreichen Versuch, „die früher verbreitete Kirchturmpolitik in den Rathäusern" zu überwinden. Der nächste Schritt wäre, das zunächst noch überwiegend wirtschaftspolitische Zweckbündnis zu einem Regionalverband auszuweiten, der alle kom-

munalen Lebensbereiche umfaßt. Denn räumliche Vernetzung schließt die Diffusion städtischer Lebenskultur und die Entstehung eines nicht nur mit der Großstadt verknüpften „urbanen Alltags", wie Hauß es nennt, mit ein. *Peter Behringer*

Durlacher Geschichte. Fünf Vorträge in der Karlsburg.

(= Karlsruher Beiträge Nr. 5), Mai 1990, hrsg. von der Stadt Karlsruhe. G. Braun Verlag, Karlsruhe 1990, 112 S., DM 17,50.

In der Fülle der historisch wichtigen Ereignisse, denen gemeinhin in Form von Gedenktagen „Ehre" angetan wird, nimmt das Jahr 1689 einen eher bescheidenen Platz ein. Und doch war die in jenem Jahr erfolgte Zerstörung Durlachs durch die französischen Truppen Ludwigs XIV. Anlaß für das Kulturamt der Stadt, eine fünfteilige Vortragsreihe zur Geschichte Durlachs in dem neugestalteten Festsaal der Karlsburg zu veranstalten, deren Ergebnisse nun in ansprechender Form gedruckt vorliegen.

Nicht zuletzt die zahlreichen historischen Fotos, Bilder und die zeitgenössischen wie modernen Baupläne machen den Reiz der Veröffentlichung aus. Denn bis auf Christianne Weber, die sich mit Friedrich Eberle befaßt, dem Mentor der Durlacher Heimatsammlung, die schließlich im auch überregional beachtenswerten Pfinzgaumuseum aufging, betritt keiner der anderen Vortragenden historiographisches Neuland, beschränken diese sich auf die Aufbereitung und teilweise Neubewertung bereits vorliegender Untersuchungsergebnisse.

Doch auch das hat seinen Reiz, wie man am Beitrag von Wulf Schirmer erfährt, der über den Wiederaufbau der Stadt nach dem verheerenden Brand vom 15. bis 16. August 1689 berichtet. Nach dem Willen des Markgrafen und seines Baumeisters Thomas Lefebvre hätte Durlach eine „Modell"- oder Retortenstadt werden, der Wiederaufbau durch einen Neubau ersetzt werden sollen. Dieses Konzept scheiterte allerdings nicht zuletzt am zähen Festhalten der Durlacher Einwohnerschaft an der seit Jahrhunderten tradierten Eigentums- und Besitzstruktur in der Stadt.

Quasi die Vorgeschichte dieses Wiederaufbaus erzählt die Stadthistorikerin Susanne Asche mit ihrem Bericht über jenen Sommer des Jahres 1689, an dem Durlach nicht nur einer raubenden und sengenden Soldateska ausgesetzt war, sondern letztlich seine Bedeutung als Residenz und damit als Stadt einbüßte. In beklemmender Weise schildert sie, wie die Einwohnerschaft des Städtchens unter den Auswirkungen dieser eigentlich „dynastischen" Kriege zu leiden hatte. Kontributionslieferungen, Kriegsfronen, Plünderungen, ja Gefahr für Leib und Leben, die unterschiedslos von den Söldnern Luwigs XIV. wie von den „Kaiserlichen" ausgingen, waren an der Tagesordnung.

Wie sehr das Jahr 1689 für Durlach eines Zäsur bedeutete, belegt Asche in ihrem einleitendem Vortrag. Anhand der Baugeschichte und der Nutzung der Karlsburg beschreibt sie den Weg Durlachs von der markgräflichen Residenz über die bescheidene Provinzgemeinde des 18. und 19. Jahrhunderts, über den industriellen Vorort der badischen Landeshauptstadt zum heutigen Stadtteil Karlsruhes. Allerdings weckt der Titel dieser tour d'horizon – Bürgerstolz vor Fürstenthronen – Erwartungen, die der

Beitrag selbst zu erfüllen nicht in der Lage ist. Dies liegt vielleicht auch daran, daß es auch in Durlach mit dem bürgerlichen Stolz vor dem markgräflichen Thron nicht weit her war.

Ein Überblick von Günther Haass über die höfische Theatertradition des Barock unter Einbeziehung des markgräflichen Hofs in der Karlsburg runden eine Veröffentlichung ab, die weit mehr als „nur" Informationen zur Durlacher Lokalgeschichte bietet.

Kurt Hochstuhl

Ernst Otto Bräunche, Angelika Herkert und Angelika Sauer: Geschichte und Bestände des Stadtarchivs Karlsruhe.

(= Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 11), Badenia Verlag, Karlsruhe 1990, 224 S., DM 35,-.

Die schönsten Geschenke sind die, die man sich selbst macht. Nach diesem Motto scheint das Stadtarchiv Karlsruhe verfahren zu sein; anläßlich der Neueröffnung des Amtes in der hervorragend restaurierten ehemaligen Pfandleihe konnte eine Beständeübersicht erarbeitet und der Öffentlichkeit auch pünktlich zur Einweihung vorgestellt und übergeben werden.

Der großzügig gestaltete Band soll sicher dazu beitragen, die in der breiten Öffentlichkeit immer noch vorhandene Schwellenangst vor diesem „geheimnisvollen" Amt abzubauen. Der hohe Preis wird nicht gerade hilfreich sein, aber um so mehr tut es der Inhalt. Gerade unter der neutralen Überschrift „Einleitung" vermittelt der Archivleiter Dr. Ernst Otto Bräunche anschaulich Wesen und Aufgaben eines modernen Stadtarchivs, das kaum noch etwas gemein hat mit einem verstaubten Aktengrab.

Diese landläufige Vorstellung wird einem in etwa deutlich, wenn man den Artikel über die „Geschichte des Stadtarchivs" liest, aus dem die Nichtbeachtung dieser Institution in der Öffentlichkeit und die stiefmütterliche Behandlung durch die Verwaltung in früheren Zeiten ersichtlich wird. Wie sehr sich das Bild vom Archiv und das Archiv selbst bis heute gewandelt hat, zeigen die vielfältigen Aufgaben, die als Teil der städtischen Verwaltung zu erbringen sind und die zahlreichen Möglichkeiten der Öffentlichkeitsarbeit, mit denen sich das Archiv darstellen kann.

All dies kann aber nur dann geleistet werden, wenn das Schriftgut, das das Archiv in seiner ganzen Breite von der Akte über das Bild, das Plakat bis hin zur Diskette verwahrt, auch zugänglich und erschlossen ist.

Einer der besten Schlüssel hierfür ist ein systematischer und erläuternder Überblick über die Bestände, wie er auf 100 Seiten geboten wird.

Logischerweise beginnt die Darstellung mit der schriftlichen Überlieferung der städtischen Ämter. Die Inhalte der Akten sind ebenso beschrieben wie die Geschichte und oft wechselnden Funktionen der Ämter. Akten der Vororte und staatlicher Behörden finden sich in der Folge neben den Nachlässen, den archivischen Sammlungen (z. B. Autographen, Geld, Münzen und Medaillen, Pläne und Bilder), dem Filmarchiv und nicht zuletzt der Bibliothek.

Erfreulicherweise bleibt das vorliegende Hilfsmittel für stadtgeschichtliche Forschun-

gen nicht nur auf das Stadtarchiv beschränkt.

Aus kompetenter Feder folgen Beiträge über das Generallandesarchiv Karlsruhe, das ja selbst mit einer auf zehn Bände angelegten Bestandsübersicht begonnen hat, das Landeskirchliche Archiv Karlsruhe und das Erzbischöfliche Archiv Freiburg.

Über die Grenzen hinaus reichen die Hinweise auf Archivalien zur Karlsruher Stadtgeschichte 1918 – 1939 in französischen Archiven.

Die Archivordnung der Stadt Karlsruhe, ein Personen-, ein Orts- und ein Sachindex runden ein hervorragendes Hilfsmittel für die künftigen Besucher und Benutzer des Archivs ab.

Michael Martin

Klar und lichtvoll wie eine Regel. Planstädte der Neuzeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert.

Hrsg. vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe, G. Braun Verlag, Karlsruhe 1990, 381 S., DM 45,-

Das Badische Landesmuseum richtete als Jubiläumsgabe zum diesjährigen Stadtgründungsfest eine großangelegte Ausstellung über nachmittelalterliche Gründungsstädte ein. Der Ausstellungskatalog, eine Aufsatzsammlung mit einem gesonderten Verzeichnis der ausgestellten Objekte, ist das „bleibende Geschenk" zum Jubiläum, vor allem für ein Fachpublikum. Die gut illustrierten wissenschaftliche Texte bieten Kunst- und Bauhistorikern, aber auch den in diesen Disziplinen vorgebildeten Stadtplanern und Architekten ein fundiertes Werk.

Der erste Teil „Theorie und Ideal" liefert Grundlagen. Im zweiten Teil „Von Pius II. bis George Washington" finden sie zehn Aufsätze u. a. über die bekanntesten Barocken Residenzen wie Turin, Richelieu und St. Petersburg. Versailles dagegen fehlt. Der dritte Abschnitt „Klar und lichtvoll wie eine Regel" ist Karlsruhe in seinen heutigen Grenzen gewidmet. Damit liegt erstmals eine planungs- und bauhistorische Gesamtschau mit einem ausführlichen wissenschaftlichen Apparat über die Vorgeschichte und die ersten einhundert Jahre vor. Klaus Merten gibt einen Überblick über die Residenzstädte in Baden-Württemberg im 17./ 18. Jahrhundert. Michael Borrmann erinnert an die 45 Jahre vor der Karlsruher Gründung entstandene Neuplanung für Mühlburg. Auch für Durlach entstand nach dem Pfälzischen Erbfolgekrieg eine Planung zur Neuordnung der unregelmäßig gewachsenen Residenzstadt. Der Wille der Fürsten Baden-Durlachs und ihrer Baumeister, konsequent eine modellmäßige Bebauung durchzusetzen, brachte weder in Mühlburg oder Durlach noch in Karlsruhe den gewünschten Erfolg. Ursula Merkel schildert die verschiedenen Etappen des Modellhausbaues als baukünstlerisches Leitbild des Absolutismus in Karlsruhe von der Stadtgründung bis zur Ära Weinbrenner. Die „Peuplierung" – das „Volkreichmachen" – war eine politische Maxime für Stadtgründungen. Die Fürsten lockten vor allem Glaubensflüchtlinge mit Privilegien zum Niederlassen an. Christina Müller vergleicht dazu die Gegebenheiten in Mannheim, Ludwigsburg, Rastatt und Karlsruhe. Detailliert dargelegt sind die strukturellen Verhältnisse der Bevölkerung Karlsruhes im 18. Jahrhundert. Interessant ist das Ergebnis, daß das Ziel des Stadtgründers, mit dem baulichen Rahmen eine konsequent ständisch

gegliederte Stadt zu gestalten, nicht erreicht wurde. Als eine Besonderheit im Beitrag von Rosemarie Stratmann-Döhler über das Karlsruher Schloß zu werten, ist die Darlegung der verschiedenen Entwürfe zur Neugestaltung Mitte des 18. Jahrhunderts, die letztlich in einen Umbau mündeten. Gottfried Leiber führt die Stadtgründung auf die ursprünglich geplante Anlage eines Jagdsitzes zurück. Ein für die Erschließung des dichten Waldes notwendiger Jagdstern als Wegesystem war der Anlaß für das uns bekannte Strahlensystem. Den Werdegang des „ersten Kirchplatzes" in Karlsruhe bis zum Marktplatz, dessen Gestaltung in seinen entscheidenden Grundzügen wir heute noch sehen, legt Wulf Schirmer dar. Interessant ist auch hier die Zusammenstellung der verschiedenen Entwürfe zur Platzgestaltung. „Kosmos, Vernunft und Ordnung. Die Stadt Karlsruhe in Briefen und Aufzeichnungen des 18. und frühen 19. Jahrhunderts" von Christoph Insu Kim beschließt den dritten Teil.

Harald Ringler

Peter Brandt, Reinhard Rürup: Volksbewegung und demokratische Neuordnung in Baden 1918/19.

Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1991, 192 S., DM 28.-.

Das von den Stadtarchiven Karlsruhe und Mannheim gemeinsam herausgegebene Buch behandelt eine der wichtigsten politischen Umwälzungen in diesem Jahrhundert. Das Wort Revolution, bei dem man in Baden fast unwillkürlich an die Ereignisse der Jahre 1848/49 denkt, haben die Verfasser geschickt in den Untertitel „Zur Vorgeschichte und Geschichte der Revolution" verbannt. Die Grundsubstanz des Buches ist nicht neu. Es geht auf das Vorwort zu dem schon 1980 erschienenen Dokumentationsband „Arbeiter-, Soldaten- und Volksräte in Baden1918/19" zurück, ein Buch das schon wegen seines Umfangs, seines Preises und seiner Zugehörigkeit zu einem Reihenwerk meist nur in Bibliotheken und Fachinstituten zu finden ist. Der solide und grundlegende Text von 1980 wurde aber nicht nur auf den heutigen Forschungsstand gebracht; er wurde vielfach ergänzt, neu gegliedert und mit vielen neuen und besser formulierten Kapitelüberschriften versehen. Die wenigen Änderungen der Änderung wegen (etwa „SPD und Gewerkschaften" statt „Gewerkschaften und SPD") fallen kaum ins Gewicht. Die Darstellung beginnt nicht erst im November 1918. Das Buch greift weit zurück und erläutert die Ausgangspositionen, die zu der Lage bei Kriegsende und der unblutigen, beinahe sanften Revolution führten. Der bewußte Verzicht auf Gewalt brachte ein Ergebnis, das so gut oder so schlecht war wie in anderen deutschen Ländern und etwa in Bayern nur mit Terror und Militäreinsatz, mit Folter und Erschießungen erreicht wurde. Schon allein diese Feststellung ist vielleicht das höchste Lob für die Männer aus allen Parteien und Gewerkschaften, deren Leistung in vielen Darstellungen zu kurz kommt. Das Buch wird durch 20 Seiten mit historischen Fotos ergänzt. Welche Menschenmassen brachten die Ereignisse doch auf den Karlsruher Marktplatz, wo sie sich dicht um die Pyramide drängen! Wie behäbig und gelassen hingegen gibt sich die „Vorläufige Volksregierung", die sich zum Fototermin beim Hoffotografen zusammengefunden hat. Für den Leser sehr hilfreich sind auch die zahlreichen Kurzbiographien am Ende des Buches, auch wenn gerade hier etwas mehr Mühe und Sorgfalt noch bessere Ergebnisse gebracht hätten. Wer kann schon mit der

Abkürzung EKKI etwas anfangen und auch die SBZ (= sowjetische Besatzungszone) wird wohl bald vergessen sein. Für einige Biographien sind im Generallandesarchiv und anderswo noch zusätzliche Daten zu finden, etwa für den im Buch vornamenlosen Oberrevisor Ernst Trautmann. Der aus dem Uradel des Bodenseeraums stammende Freiherr von und zu Bodman, wird ausgerechnet als Sohn eines preußischen Offiziers vorgestellt, sein maßgeblicher Einsatz bei den Rücktrittsverhandlungen mit dem Großherzog aber nicht erwähnt.

Die gute Ausstattung, das handliche Format und der günstige Preis des Buches werden es hoffentlich dahin bringen, wohin es gehört: in die Hand vieler Leser.

Gerhard Kaller

Karlsruhe, Tagebuch der Fächerstadt 1990.

Hrsg. Klaus E. R. Lindemann. Info-Verlag, Karlsruhe 1991, 240 S., DM 12,80.

Chroniken gehören – zumal dann, wenn sie kontinuierlich erscheinen – zu den unentbehrlichen Nachschlagewerken für historisch Interessierte. Vom „Tagebuch der Fächerstadt" liegen nun bereits vierzehn Jahrgänge vor. In dem Band für 1990 lassen 18 Autoren und zahlreiche Fotografen „Höhepunkte des Jahres, sozusagen im Zeitraffer noch einmal Revue passieren". So formulierte der Herausgeber in der ersten Ausgabe für 1977 das Ziel des Tagebuchs. Zugleich hält er fest, daß ein Anspruch auf Vollständigkeit und Objektivität bei der „journalistisch gewichteten und kommentierten Faktenauswahl" nicht erhoben - und, wie hinzuzufügen ist, billigerweise auch nicht verlangt werden kann.

Vierzehnjähriges pünktliches Erscheinen sprechen für den verlegerischen Erfolg und ein gutes Konzept des Tagebuchs, das auf vier gleichbleibenden Elementen basiert: einer Chronik, zahlreichen Beiträgen zu besonderen Ereignissen, einer Rubrik „Karlsruher, die uns auffielen" und sehr vielen Bildern. Der Chronikteil umfaßt jeweils etwa ein Viertel des Umfangs, und dabei geht nur selten ein wichtiges Ereignis verloren - wie 1990 leider die erfolgreiche stadtgeschichtliche Jubiläumsausstellung „Alltag in Karlsruhe". Daß gelegentlich kleinere Fehler unterlaufen – im Oktober 1990 fand nicht zum ersten, sondern schon zum dritten Mal ein deutscher Archivtag hier statt –, schmälert den Wert eines ausführlichen chronologischen Jahresrückblicks nur geringfügig. Erheblich gemindert wird dessen Aussagekraft jedoch mit dem Verzicht auf die Tagesdatierung zugunsten der nur noch monatlichen Zuordnung der Fakten seit der Ausgabe 1985.

Neunzehn Ereignisse auf je etwa vier Seiten behandeln die Autoren in der Ausgabe 1990. Probleme der deutschen Vereinigung spiegeln sich etwa in der Frage über den Verbleib der höchsten Gerichte in der Stadt. Neben Artikeln zu Umweltproblemen, zu politischen, historischen und kulturellen Ereignissen stehen unvermittelt hintereinander Beiträge zur „Beinahe-Katastrophe" des Flugzeugabsturzes, zum Ausbau des Flughafens Forchheim, wobei nur wirtschaftspolitisch argumentiert wird, und zur Überlastung der Fernstraßen im Raum Karlsruhe. Damit kann das Tagebuch Problembewußtsein schärfen. Viele der im Laufe der Jahre beschriebenen Ereignisse sind – heute nachgelesen – anregende Erinnerun-

gen, manche haben inzwischen zeithistorischen Rang.

Informationen, die sonst so konzentriert nirgends zu finden sind, bieten die Mitteilungen über Ehrungen, Berufungen, Geburtstage, Abschiede und Sterbefälle. Auf der Habenseite kann das Tagebuch auch die mit den vielen Bildern gebotenen visuellen Signale zur Erinnerung an Ereignisse, Personen und Veränderungen im Stadtbild verbuchen. Zu wünschen wäre allerdings, daß alle Bildunterschriften Personen und Ereignisse klar benennen. Weniger glücklich erscheinen die Prominentenumfragen (darunter nur knapp 10 Prozent Frauen) seit 1988 mit ihren ermüdend gleichlautenden Antworten. Sehr viel informativer waren in dieser Hinsicht 1985 und 1986 die Kurzporträts von Karlsruher Persönlichkeiten.

Das Tagebuch der Fächerstadt kann sicher von der Informationsfülle und -aufbereitung nicht an die Tradition der 1885 bis 1923 erschienenen Chronik der Stadt Karlsruhe anknüpfen. Es übernimmt von dieser aber leider eine entscheidende Schwäche: Beiden fehlt ein Register, das ein schnelles Auffinden von Ereignissen und Namen erst ermöglicht. Sollen die Tagebücher mehr sein als zuverlässiger, rasch konsumierbarer und aktueller Rückblick – und dieses Leseerlebnis erfüllt die jeweils neueste Ausgabe in jedem Fall –, dann sollte der Herausgeber sich dem Wunsch nicht verschließen, durch die Rückkehr zur Tagesdatierung der Chronik und die Erstellung eines Registers das Tagebuch auch zu einem Nachschlagewerk zu machen. *Manfred Koch*

Badische Biographien. Neue Folge, Band III.

Im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, hrsg. von Bernd Ottnad, Stuttgart 1990, 334 S., DM 48,-

Wer allein politische Strukturen, ökonomische Gesetzmäßigkeiten und gesellschaftliche Zwangsläufigkeiten für geschichtsmächtig hält, der wird in Sammlungen von Biographien eben das bestätigt sehen. Hier finden sich Belege dafür, wie Lebensläufe durch historische Konstellationen beeinflußt, gefördert oder gebrochen werden. Zugleich aber bieten sie auch Beispiele dafür, wie durch Beharrlichkeit in der Sache, Erfindungsreichtum im jeweiligen Wirkungsbereich und persönliche Integrität der einzelne sich Strukturen widersetzen, Gesetzmäßigkeiten verweigern und so letztlich zu ihrer Änderung beitragen kann. Wie für die 1982 und 1987 erschienenen Bände der „Neuen Folge" der Badischen Biographien gilt dies auch für den schon nach nur drei Jahren veröffentlichten dritten Band.

Sechs Bände der Badischen Biographien mit rund 1 500 Biographien namhafter bis 1 910 verstorbener Persönlichkeiten des früheren Großherzogtums Baden sind zwischen 1875 und 1935 herausgegeben worden.

Nach langer Vorbereitungszeit konnten dann 1982 die Badischen Biographien mit methodisch verbesserten Grundsätzen wieder erscheinen. In der neuen Form eines biographischen Handbuchs bieten die einzelnen Lebensläufe nun zunächst die in zeitraubender Forschungsarbeit von den Autoren ermittelten genealogischen Fakten und tabellarisch aufgelistete biographische Daten. Abschließend folgen Literatur-, Quel-

len- und Bildhinweise. Entlastet von diesen Angaben können in den Kurzbiographien mit einem Umfang von einer bis fünf Seiten in anschaulicher Erzählung gut lesbare Porträts geboten werden. Neben die präzise Information tritt so die mitunter spannende Lektüre.

Die Spannung und das Interesse beim Lesen wächst aus der Spannweite der vorgestellten Persönlichkeiten und ihrer Zeitgenossenschaft in dem von tiefen Zäsuren geprägten 20. Jahrhundert. Entsprechend dem Konzept der „Neuen Folge" werden nach 1910 verstorbene Männer und – was auch vom Herausgeber bedauert wird – leider nur wenige Frauen aus Politik, Verwaltung, Wirtschaft, Technik, Medien und Verbänden, Religion, Kunst, Literatur und Wissenschaft präsentiert. Ihre Lebensläufe spiegeln die Epochen des Jahrhunderts vom Kaiserreich über die Weimarer Republik und das „Dritte Reich" bis zur Bundesrepublik wider. Die Auswahlkriterien für die Bände lassen es zu, daß nicht nur wie in den früheren Bänden „positive" Persönlichkeiten dargestellt werden. So gewinnen die Bücher durch das Nebeneinander der Porträts jener, die für das „Dritte Reich" gewirkt haben, und jener, die es bekämpft haben oder ihm zumindest fern standen, eine ganz besondere zeitgeschichtliche Intensität. In den biographischen Details wird hier eine große Bandbreite von Schuld, Verstrickung, Irrtum, Standhaftigkeit und Widersetzlichkeit sichtbar, die zur Nachdenklichkeit zwingt.

In den drei vorliegenden Bänden sind 545 Biographien enthalten.Erschlossen werden sie durch ein Gesamtregister im jeweils letzten Band. Dieses macht deutlich, daß die Bereiche Kunst und Verwaltung gegenüber den anderen deutlich stärker vertreten sind, und daß besonders nur wenige regionale oder lokale Unternehmerpersönlichkeiten vorgestellt werden. 21 Opfer und Gegner des Nationalsozialismus weist das Register aus. Und auch hier fällt ein Ungleichgewicht auf. Der Widerstand und die Verfolgung der Arbeiterbewegung – in der Forschung inzwischen breit gewürdigt – schlagen sich hier kaum nieder, es dominieren Bürgertum und Kirche. Die Benennung von Opfern und Gegnern des Nationalsozialismus scheint im übrigen im Register nicht konsequent durchgehalten. Der Sozialdemokrat Adam Remmele und die Zentrumspolitikerin Clara Siebert z. B. sind dieser Kategorie nicht zugerechnet.

Als Kriterien für die Aufnahme gelten – neben dem Prinzip der Geburt und des Todes im ehemaligen Baden –, daß der bzw. die Betreffende entscheidende Lebensjahre im Lande verbracht hat. Wendet man für den vorliegenden Band diese Kriterien entsprechend auf Karlsruhe an – ein Blickwinkel, der hier hervorgehoben werden soll –, so findet man 60 Lebensläufe von Karlsruher Persönlichkeiten. Darunter befinden sich sieben der insgesamt elf Frauenporträts des Bandes. Neben der letzten Großherzogin Badens sind u. a. vorgestellt die Malerinnen Jenny Fickentscher und Margarethe Hormuth-Kallmorgen, die für die Mädchenbildung in Karlsruhe bedeutende Leiterin einer höheren Töchterschule, Adelheid Friedländer, und die Zentrumspolitikerin Clara Siebert. Wie bei den Frauen dominiert auch bei den Männern der Bereich Kunst und Literatur, dem mehr als ein Drittel der Persönlichkeiten zuzurechnen sind. Neben den Porträts bekannter Maler, Musiker und Bildhauer finden sich auch Lebensläufe fast vergessener Künstler wie der Carl Einsteins, einer „Schlüsselfigur in der Entwicklung der ästhetischen Moderne" oder der des

nationalsozialistischen Bühnenautors Friedrich Roth. Für den Bereich Politik stehen der letzte Kanzler des Kaiserreichs Prinz Max von Baden und das bei aller Schärfe des Urteils nicht undifferenzierte Bild des NS-Politikers Kraft. Aus dem Bereich der Verwaltung sei hingewiesen auf den herausragenden Pädagogen und Erneuerer des badischen Schulwesens Gustav Wendt, auf den bürgerlich-konservativen Leiter der Landesbibliothek Theodor Längin und den für den Wiederaufbau Karlsruhes nach 1945 mitverantwortlichen Baudirektor Karl Kölmel. Kennenzulernen sind Otto Ammon, der die Sozialanthropologie in Deutschland inaugurierte, der Verkehrsexperte an der Technischen Hochschule Friedrich Raab und der Theologe und Mitbegründer der deutschen Einheitskurzschrift Ernst Frey. Karlsruher Kommunalpolitiker sind in diesem Band nicht vertreten, ebensowenig führende Gewerkschafts- oder Verbandsvertreter. Mit Adolf Wilser, dem Mitinhaber der Firma Hammer und Helbling, findet sich jedoch eine Persönlichkeit aus dem Wirtschaftsleben der Stadt.

Alle Porträts des Bandes sind von guten Sachkennern (ein Verzeichnis ist den Bänden beigefügt) erarbeitet und mit großer Einfühlsamkeit und zum Teil erkennbarer Bewunderung geschrieben. In der großen Mehrzahl der Biographien ist dennoch die notwendige kritische Distanz gewahrt.

Die bisher erschienenen Bände der Neuen Folge der Badischen Biographien erfüllen die Zielsetzung des Unternehmens, „das Interesse an der Geschichte im engeren Bereich wie für größere Zusammenhänge zu wecken oder zu vertiefen". Zugleich tragen sie dazu bei, die teilweise einseitig antipersonalistische Geschichtsbetrachtung durch empirische Gegebenheiten über die Rolle der Einzelpersönlichkeit zu korrigieren.

Manfred Koch

Gerhard Friedrich Linder: Eintausend Jahre Hagsfeld. Die Geschichte eines Dorfes.
(= Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 12) Badenia Verlag, Karlsruhe 1991, 439 S., DM 39,80

Susanne Asche: Eintausend Jahre Grötzingen. Die Geschichte eines Dorfes.
(= Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 13) Badenia Verlag, Karlsruhe 1991, 400 S., DM 39,80

Im Jahr nach der 275-Jahr-Feier Karlsruhes konnten zwei Stadtteile, Hagsfeld und Grötzingen, auf 1000 Jahre erstmaliger schriftlicher Erwähnung zurückblicken. In beiden Fällen wird dieses Datum den im Kloster Weißenburg angefertigten Aufzeichnungen über seinen Besitz verdankt, die zum Jahr 991 außer Hagsfeld und Grötzingen mehr als 60 Orte erstmals erwähnen. Doch ist zumindest Grötzingen – wie schon der Name zeigt – erheblich älter, da es auf die Zeit der alemannischen Landnahme zurückgeht, während Hagsfeld als eine von Grötzingen aus gegründete Tochtersiedlung anzusehen ist.

An die Geschichte eines Dorfes, wie sie beide Verfasser bieten, werden zahlreiche Anforderungen gestellt. Eine solche Arbeit soll – ohne die geographische Landeskunde, die Vor- und Frühgeschichte zu vergessen – einen Überblick über die schriftlich bezeugte Geschichte des Ortes geben, der möglichst alle Aspekte einbezieht, und nicht zuletzt eine Darstellung der gegenwärtigen

Verhältnisse bieten. Der Autor hat also nicht nur Erkenntnisse der verschiedensten Zweige der Geschichtswissenschaft in allen Zeitaltern zu berücksichtigen, sondern zugleich auch beschreibendes Material auszubreiten. Dabei soll die Darstellung gewiß wissenschaftlichen Ansprüchen genügen, gleichzeitig aber auch für den Laien, den Bürger des betreffenden Ortes, lesbar sein.

Diese Aufgabe ist in den beiden hier zu besprechenden Büchern auf unterschiedliche Weise gelöst worden, wobei jede Lösung selbstverständlich ihr eigenes Recht hat. Gerhard Linder hat getrennt zwischen dem geschichtlichen und dem beschreibenden Teil; der Geschichtsdarstellung von den Anfängen bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs folgen z. T. längsschnittartige Ausführungen, wie über Gemarkung, Gemeinde und Bevölkerung, sowie eine Hagsfelder Kirchen- und Schulgeschichte. In diesem Teil des Buches konnten dann auch Beiträge fremder Autoren, z. B. über den Luftkrieg und das Schicksal ausgewanderter Hagsfelder, eingefügt werden. Diese Einzeldarstellungen, etwa die Ausführungen über die Vereine und die Kirchengemeinden, reichen z. T. bis in die unmittelbare Gegenwart.

Es folgt hier ein Quellenanhang, in dem etwa eine interessante Zusammenschau von vier Berainen (Verzeichnissen der landesherrlichen Rechte und Einkünfte am Ort) zwischen 1532 und 1722 geboten wird, ferner zahlreiche Listen, wie über die Äbte des Klosters Gottesaue, die Pfarrer und Lehrer, die Einwohner des Ortes zu verschiedenen Zeitpunkten, die Kriegsschäden 1688 – 1690 und die Toten beider Weltkriege. Besonders hervorzuheben sind die in aufwendiger Arbeit erstellten Listen der historischen Flurnamen, der Häuser und Gärten des alten Dorfes, jeweils mit Quellenbelegen, ferner eine Liste der Auswanderer.

Susanne Asche hat in ihrer Grötzinger Geschichte die chronologische Darstellung durchgehalten, wobei einzelne Themen, wie etwa Kirche und Schule oder die Geschichte der Judengemeinde, auf die verschiedenen Zeitabschnitte verteilt sind. Dieser Gang durch die Geschichte Grötzingens endet mit der Eingemeindung nach Karlsruhe im Jahre 1973.

Auch die Grötzinger Geschichte verfügt über einen, freilich etwas kleineren Quellenanhang, der ebenfalls Listen von Amtsinhabern enthält, desgleichen eine tabellarische Zusammenstellung der Vereinsaktivitäten am Ort. Zu den Quellen ist selbstverständlich auch die Gemarkungskarte aus dem Jahr 1798 zu rechnen, die im Vorsatz farbig wiedergegeben ist; im Hagsfelder Buch befindet sich an dieser Stelle ein Ortsplan von 1788. Im Nachsatz zeigen beide Bände ein Luftbild des betreffenden Ortes, das augenfällig den Wandel vom Bauerndorf zur Wohngemeinde dokumentiert.

Das Gemeinsame der beiden Ortsgeschichten liegt natürlich auch im Sachlichen darin, daß beide Orte seit dem Spätmittelalter den Markgrafen von Baden zum Landesherrn hatten. Im äußeren Ablauf der Ereignisse finden sich daher viele Gemeinsamkeiten. So brachte es die Lage am Oberrhein mit sich, daß Grötzingen und Hagsfeld schwer unter den Kriegen des 17. Jahrhunderts zu leiden hatten. In gleicher Weise erlitten beide Dörfer schwerste Zerstörungen als am 24./25. April 1944 ein Luftangriff, der eigentlich Karlsruhe galt, auf sie niederging. Dieses Ereignis bleibt freilich in beiden Ortsgeschichten nicht für sich stehen, vielmehr ist es eingebettet in die

ausführliche Darstellung des Aufstiegs und der Herrschaft des Nationalsozialismus in beiden Orten. Es werden damit lesenswerte Fallstudien über den Nationalsozialismus „im Dorf" geboten, die ein weiteres Interesse beanspruchen dürfen.

Grötzingen hat schließlich als das „badische Malerdorf" eine Besonderheit. Dieser Ruhm ist darauf zurückzuführen, wie der gut illustrierte Beitrag von Brigitte Baumstark zeigt, daß der Maler Friedrich Kallmorgen 1888 ein Sommerhaus am Ort baute. Ihm folgten mehrere Künstler nach, die z. T. im Schloß wohnten und hier nach der Natur malten. Diese Künstlerbewegung „zurück zur Natur" wäre eine vorübergehende Erscheinung gewesen, wenn nicht einige Grötzinger dazu angeregt worden wären, sich selbst zu Malern auszubilden. Vor allem darauf ist es zurückzuführen, daß sich bis zur Gegenwart eine künstlerische Tradition am Ort gehalten hat.

Beide Bücher sind zweifellos den oben geschilderten Erwartungen gerecht geworden, die man an eine Ortsgeschichte zu stellen hat. Zu erwähnen ist noch, daß die benutzten Quellen und die Literatur nachgewiesen und beide Bände durch ausführliche Indices erschlossen sind. Durch die Aufnahme in die Reihe der Veröffentlichungen des Stadtarchivs haben beide Ortsgeschichten dieselbe Aufmachung erhalten, wobei vor allem die reiche und sorgfältig auf den Text abgestimmte Illustration hervorzuheben ist. Nicht zuletzt dadurch empfehlen sich die beiden Bücher, die im jeweiligen Ort sicher schon eine gute Aufnahme gefunden haben. *Hermann Ehmer*

Leben in der Fächerstadt. Vortragsreihe des Forums für Stadtgeschichte und Kultur zur Gründung der Stadt Karlsruhe vor 275 Jahren.

(= Karlsruher Beiträge Nr. 6), Karlsruhe 1991, hrsg. von der Stadt Karlsruhe, bearb. von Dr. Leonhard Müller, G. Braun Verlag, Karlsruhe 1991, 222 S., DM 24,80.

Im Jubiläumsjahr 1990 erlebte Karlsruhe eine dichte Reihe von Veranstaltungen zur Stadtgeschichte. Ausstellungen ließen als Hommage an die badische Residenz ein facettenreiches Bild entstehen; fast alle Karlsruher kulturellen Instanzen trugen dazu bei. Das Karlsruher „Forum für Stadtgeschichte und Kultur" hat gleichzeitig mit Vorträgen zur Entwicklung der Stadt seinem Namen alle Ehre gemacht: der Zyklus wurde zur gemeinsamen Plattform nicht nur für Vertreter der Museen, Archive und Bibliotheken, sondern auch der Universität, der Stadtverwaltung und - last not least - der Politik. Auf diese integrierende Rolle als Ausdruck von Stadtkultur darf das Forum mit Recht stolz sein, hierin liegt auch das Hauptverdienst der vorliegenden Veröffentlichung.

Der Charakter von Vorträgen, von gesprochenen Reden also, die an ein reagierendes Publikum gerichtet sind, ist dabei in beglückter Form erhalten geblieben. Auch diejenigen Beiträge, die zum Druck mit Quellennachweisen versehen wurden, haben sich nicht in „Schreiben" verwandelt - das hat ihnen ihre direkte, gute Verständlichkeit bewahrt. Dies gilt einmal mehr für die Vorträge der Politiker, Stadtplaner und Wirtschaftsvertreter: sie resümieren publikumsnah jüngste Geschichte, die von ihnen mitgestaltet und mitzuverantworten ist. Wenn Otto Dullenkopf über „Kommunalpolitik in zwiespältiger Zeit – Erfahrungen

einer Stadt im Wandel" (S. 11–22) berichtet, ist sein Text ja nicht nur Darstellung von 40 Jahren erlebter Stadtentwick-lung, sondern seinerseits Quelle für das politische Selbstverständnis, für den Wertmaßstab und für die Diktion eines profilierten Kommunalpolitikers. Das gleiche gilt für den Beitrag des Präsidenten der IHK Mittlerer Oberrhein, Hugo Rhein („Von der Beamtenstadt zum Wirtschaftszentrum – Karlsruhes ökonomische Entwicklung in den letzten 40 Jahren" (S. 205–220): auch sein Erfahrungsbericht ist Programm zugleich.

Bis in die unmittelbar gestaltete Gegenwart führt auch das Kapitel Stadtentwicklung und Stadtplanung. Gottfried Leiber übernimmt dabei den Anfangspart. Kontrastierend vergleicht er Vision und Wirklichkeit in den Phasen der Stadtgründung und der Erweiterung durch Weinbrenner (S. 23–48). Daß es eine Übersicht über die „Stadtplanung in Karlsruhe von 1835 bis 1985" (Harald Ringler, S. 49–76) bisher nicht gegeben haben soll, stimmt freilich nur im wörtlichen Sinn der Eckdaten. Wesentliche Perioden und Themen der Stadtplanung sind schon bei Heinz Kneille (Stadterweiterungen und Stadtplanung im 19. Jahrhundert. Freiburg – Lahr – Karlsruhe – Mannheim. 1978) und Wilfried Rößling (z. B. Die „Ettlinger-Tor-Platz-Frage", in: Curjel & Moser. Städtebauliche Akzente um 1900 in Karlsruhe 1987, S. 103–117) behandelt worden: Das nimmt der Zusammenfassung nicht ihren Wert. Bedauerlich bleibt hier und bei anderen Beiträgen, daß keiner der Autoren die Gelegenheit wahrgenommen hat, auf die parallelen stadtgeschichtlichen Publikationen des Jahres 1990 hinzuweisen, selbst wenn sie aus dem jeweils eigenen Haus stammen. So sollte bei Gottfried Leiber ebensowenig der Katalog des Badischen Landesmuseums über Planstädte der Neuzeit („Klar und lichtvoll wie eine Regel") fehlen, wie bei Harald Ringler der Begleitband des Generallandesarchivs zur Ausstellung „Residenz im Kaiserreich - Karlsruhe um 1890", der sich zentral mit Stadtarchitektur und Stadtplanung befaßt. Auch die vor allem sozialgeschichtlich orientierten Vorträge von Ernst Otto Bräunche („Karlsruhe im Vormärz und in der Revolution von 1848/49", S. 207–226), Manfred Koch („Karlsruhe in der Kaiserzeit. Die Residenz im Zeichen der Industrialisierung 1871–1914", S. 127–144) und Heinz Schmitt („Zwischen Schloß und Dörfle – Anmerkungen zur Karlsruher Sozialgeschichte", S. 145–160), die parallel zur Ausstellung „Alltag in Karlsruhe" entstanden sind, nennen in unnötiger Bescheidenheit nicht den so wichtigen Textband des Stadtarchivs. Mutatis mutandis gilt dies ebenso für den souveränen Überblick über die Sammlungsgeschichte der Kunsthalle von Horst Vey („Eine Gemäldegalerie wächst heran", S. 95–106); das Material dazu ist greifbar im Katalog „Kunst in der Residenz. Karlsruhe zwischen Rokoko und Moderne". Das alles mag mit redaktionellen Zwängen und zeitgleicher Entstehung zu entschuldigen sein. Da aber auf der anderen Seite der Hinweis auf eine Publikation des Jahres 1991 noch Platz gefunden hat, seien die fehlendenTitel hier noch nachträglich genannt.

Quellennachweise wie bei den anderen Beiträgen hätte sich der neugierige Leser wohl auch zum „Karlsruher Musikleben im 18. Jahrhundert" (Klaus Häfner, S. 77–94) gewünscht, gerade weil die gut ausgewählten Texte die Alltagsmühen der Hofmusiker so anschaulich vor Augen führen.

Zwei eigene Welten, die ihre besondere Geschichte besitzen und trotzdem den Charakter der Stadt geprägt haben, stehen ne-

beneinander: Universität und Bundesgerichte. Heinz Draheim verknüpft in einer ebenso amüsanten wie eindrucksvollen „tour d'horizon" Entwicklung, Gegenwartsprobleme und herausragende Vertreter der Fridericiana („Hochschule in der Residenz", S. 161–194). Gerhard Pfeiffer schließlich plädiert dafür, die Entscheidung der Nachkriegszeit für den Standort der beiden Bundesgerichte auch für die Zukunft zu akzeptieren („Karlsruhe - auf dem Weg zur Residenz des Rechts", S. 195–206) – der fließende Übergang von Geschichte zur Gegenwart der den ganzen Band charakterisiert, wird hier einmal mehr begreifbar.

Konrad Krimm

Karlsruhe in alten und neuen Reisebeschreibungen.

Ausgewählt von Klaus-Jörg Ruhl, Droste Verlag, Düsseldorf 1991, 306 S., DM 39,80

Die „Droste Bibliothek der Städte und Landschaften" zählt mittlerweile elf Bände, und Klaus-Jörg Ruhl hat hier den letzten über seine Heimatstadt Kassel herausgegeben. Dem läßt der Tübinger Privatdozent für neueste Geschichte den Band „Karlsruhe" folgen, und er bewahrte dabei den frischen Blick des fremden Beobachters, hat er doch zahlreiche Reiseberichte aufgestöbert, die in den landläufigen Büchern über die badische Residenzstadt nicht zu finden sind. Natürlich stößt man auf bekannte Namen: Voltaire, Boswell, Goethe, Kleist, Varnhagen, Scheffel, Hansjakob u. a. Es fehlt Dostojewski. Dazwischen sind lesenswerte Entdeckungen anzutreffen, z. B. Matthias Koch, 1848, oder André Kaminski, 1987. Da Ruhl mit seinen chronologisch angeordneten Berichten nicht eine beliebige Aneinanderreihung von Beschreibungen vorlegen wollte, sondern bemüht war, „die Wachstumsphasen einer Stadt nachzuzeichnen", findet man dazwischen auch Lexikonartikel mit der Aufzählung von Einwohner- und Gebäudezahlen, Fabriknamen, Konfessionsprozentsätzen. So schließt der Band recht prosaisch mit dem Stichwort „Karlsruhe" in der Brockhaus-Enzyklopädie 1990. Das dürfte den Leser überraschen, der mehr Zeitkolorit und weniger Faktensammlung erwartet.

Doch das Feuilletonistische kommt besonders bei den Schilderungen aus diesem Jahrhundert zur Geltung, und da findet man Hubert Doerrschuck, Hermann Ebeling, Toni Kleinhans, Harald Hurst. Wie ein roter Faden zieht sich das Bild von der – oft langweiligen – Beamtenstadt durch viele Beiträge, das bis vor hundert Jahren noch stimmen mochte, doch mindestens seit dieser Zeit von einer lebhaften Industrialisierung abgelöst wurde, bis heute jedoch freilich noch als Klischee überdauert. Da hätte eine zusätzliche, vielleicht triste Darstellung über die Zunahme der Umweltverschmutzung oder der Kriminalität zeigen können, daß Karlsruhe auch dabei ganz auf der „Höhe" der Zeit sich befindet. Bei der Charakteristik des „Mittelbadners" werden ebenfalls Stereotypen weitergegeben, die offenbar mancher Autor vom anderen abschreibt. Gerade auf hiesigen Fastnachtssitzungen kann man oft schlagfertigen Witz und nicht nur behäbigen Humor antreffen. Internationale Ketten für Nahrungsmittelaufnahme beweisen darüber hinaus, daß Badener auf Gourmandise auch verzichten können, daß man im Badischen auch herzlich schlecht essen kann. Ruhl deutet in seinem Vorwort die Entwicklung von der Residenz zur Industriestadt deutlicher an, als dies in den Beiträgen zum Ausdruck kommt.

Auf jeden Fall bekommt man hier kein einlullendes Werbedeutsch geboten, das überall die gleichen Adjektive nutzt, und dem man selten glauben kann. Mancher der 62 Beiträge fordert sogar zur Diskussion heraus und das ist mehr, als man von einer Sammlung von Reiseberichten landläufig erwarten kann.

Die meisten Autoren werden mit kurzen biographischen Notizen vorgestellt, die man sich im Einzelfall präziser wünschte. Die Illustrationen sind so in den Text eingefügt, daß sie den einzelnen Epochen zusätzliche Farbe verleihen. Repräsentationszwecke wie in Bildbänden werden nicht verfolgt; dafür ist der Kaufpreis dieser Publikation auch erschwinglich. In summa also ein Buch, das gelesen, und nicht als „Jubiläumsgabe" nur ins Regal gesteckt werden will.

Leonhard Müller

Unser die Zukunft. Dokumente zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Karlsruhe 1845–1952.

Hrsg. von der Industriegewerkschaft Metall, Verwaltungsstelle Karlsruhe. Bearbeitet und eingeleitet von Wolfgang Glaeser, Heilbronn 1991, 623 S., DM 30,-

Daß Karlsruhe schon im ausgehenden 19. Jahrhundert keine reine Beamtenstadt mehr war, ist wiederholt geschrieben worden. Mit der vorliegenden Publikation werden erstmals „die arbeitenden Menschen, ihre Lebenssituation und ihre Anstrengungen, diese zu verbessern", in den Mittelpunkt einer lokalgeschichtlichen Untersuchung gestellt. Anlaß dazu war der einhundertste Jahrestag des Beitritts des 1888 gegründeten Metallarbeiterfachvereins Karlsruhe zum neu gebildeten Deutschen Metallarbeiter-Verband 1891. Es ist daher durchaus legitim, wenn der Herausgeber das Buch auch „als Materialgrundlage für die gewerkschaftliche Bildungsarbeit... und Ansporn..., sich mit den Ursprüngen und der Entwicklung unserer Bewegung zu beschäftigen" sieht.

Die ersten 250 Seiten des Buches bieten eine „Einführung" in die Geschichte der Karlsruher Arbeiterbewegung bis 1952 sowie einen kurzen Abriß der Entwicklung bis 1990. Die Darstellung der Karlsruher Verhältnisse ist eingebettet in die Geschichte der Gewerkschaftsbewegung Deutschlands, wobei man sich gelegentlich zur schärferen Akzentuierung Karlsruhes den Vergleich mit anderen badischen Städten gewünscht hätte. Die vom Autor eingangs hervorgehobene gering ausgeprägte politische Konfliktbereitschaft, die mit der engen Bindung der städtischen Gesellschaft an das großherzogliche Haus bis 1918 zusammenhängt, und die zu beträchtlichen Teilen ländlich geprägte Arbeiterschaft wären dann deutlicher geworden. Glaeser richtet den Blick nicht nur auf die Organisationsgeschichte, sondern auch auf die alltäglichen Lebensumstände der Arbeiter und Arbeiterinnen. So werden die Bedingungen, unter denen proletarisches Selbstbewußtsein und gewerkschaftliche Interessenvertretung in Karlsruhe stattfanden oder auch nicht, nachvollziehbarer und ein Stück Karlsruher Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts sichtbar.

Die 154 Dokumente des Bandes, auf über 320 Seiten abgedruckt, beziehen sich überwiegend auf Karlsruhe. Ein gutes Drittel davon stammt aus Archiven, wobei dem Bearbeiter erfreulicherweise auch Zugang

zu einigen Firmenarchiven in Karlsruhe gewährt wurde. Zahlreiche Abbildungen, instruktive Tabellen sowie eine Zeittafel vervollständigen den Band. Ein Personen- und Firmenregister sowie ein Sachregister erschließen Darstellung und Dokumente.

Glaesers Arbeit, darauf verweist er selbst, ist nicht die Geschichte der Karlsruher Arbeiterbewegung. Allerdings ist mit dem Schwerpunkt auf der Metallarbeitergewerkschaft der stärkste Karlsruher Industriezweig behandelt. So darf die Publikation dennoch für sich den Charakter einer aus den Quellen gearbeiteten Pionierleistung für die Gewerkschaftsgeschichte in Karlsruhe beanspruchen.

Manfred Koch

Manfred Koch: Karlsruher Chronik. Stadtgeschichte in Daten, Bildern, Analysen.

(= Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 14), Badenia Verlag, Karlsruhe 1992, 356 S., 210 Abbildungen, DM 42,-

Chroniken der deutschen Städte hat es vom 13. Jahrhundert an in großer Zahl gegeben. Es waren Geschichtserzählungen, deren Aufbauprinzip die zeitliche Reihenfolge bildete und nicht der ursächliche Zusammenhang. Manfred Koch hat sich mit dem Titel seines Buches über die Karlsruher Stadtgeschichte in diese alte Tradition gestellt. Die Gattung Chronik wird dabei allerdings in zeitgemäßer Weise abgewandelt: An die Stelle der Erzählung tritt die Aufreihung der Fakten in einer Zeittafel nach der Art von Annalenwerken. Die Datenliste ist in Abschnitte gegliedert, denen jeweils kurze Überblicksdarstellungen vorausgeschickt werden. Sie helfen zur Orientierung über größere Zusammenhänge. Dem selben Ziel dient eine einleitende Gesamtübersicht von der Stadtgründung 1715 bis zur Gegenwart auf 25 Seiten. Dazu kommen 15 Kurzdarstellungen zu Einzelthemen wie z. B. Entwicklung des Karlsruher Stadtrechts, Erwerbsstruktur, Altstadtsanierung u. a., teils aus der Feder des Verfassers selbst, teils von anderen Autoren.

In derselben Weise, auf mehrere Schultern verteilt, wurden die Zeittafeln zur Geschichte der 17 ehemals selbständigen Stadtteile – alle älter als die Kernstadt – bis zur jeweiligen Eingemeindung erarbeitet. Durlach als Vorläuferin und Mutterstadt wird dabei nicht besonders akzentuiert. Bei den Angaben über das Bildungswesen dieses Stadtteils vermißt man Datierung und Charakterisierung des Pädagogiums als Gelehrtenschule nach 1724 und dessen harmonisch gestalteten Schulbau von 1781 nebst Erwähnung des Abrisses zugunsten eines Sparkassengebäudes 1960, eine der nicht wenigen Karlsruher Bausünden nach dem Zweiten Weltkrieg. Im Hinblick auf die vor kurzem geführte Diskussion um die Auflösung der Weinbau-Versuchsanstalt in Durlach wäre auch deren Gründungsjahr 1786 von Interesse.

Vorangestellt ist dem insgesamt 43 Seiten umfassenden Abschnitt über die Stadtteile eine lesenswerte Beschreibung des gesamten Siedlungsraumes der Stadt zwischen dem Rhein und den Ausläufern des Schwarzwaldes. Das Angebot der in diesem Band enthaltenen Informationen wird noch vergrößert durch 18 tabellarische Übersichten zur demographischen, ökonomischen und politischen Entwicklung sowie eine Literaturliste, die auf zielsicherer Auswahl beruht. Durch Orts-, Personen- und Sach-

register wird die Faktenfülle erschlossen und die Benutzung des Buches als Nachschlagewerk ermöglicht.

Besonders ergiebige Stichworte sind im Sachregister Vereine, Zeitungen, Museen, Märkte, Parteien, Krankenhäuser, Hochschulen, Schulen und dahinter jeweils die einzelnen Institutionen. Was man im Bereich Wirtschaft nicht unter Firmen findet, erscheint bei Banken oder Fabriken. Das Personenregister erwähnt nicht nur Karlsruher Namen, sondern auch bedeutende Persönlichkeiten von außerhalb im Hinblick auf ihre Beziehungen zu Stadt. In ähnlicher Weise leitet das Ortsregister zu Straßen, Plätzen und Gebäuden hin, bietet aber auch Ansatzpunkte zu einem vergleichenden Blick auf auswärtige Orte.

Die von Manfred Koch gewählte Darstellungsform und die Zuarbeit von neun weiterer Beiträgern haben zum ersten Mal seit dem Stadtjubiläum im Kriegsjahr 1915 eine zuverlässige Publikation entstehen lassen, die das Ganze der Karlsruher Stadthistorie umfaßt und zugleich eine große Vielfalt von Detailwissen vermittelt. Jeder, der gezielt über einen bestimmten Gegenstand der Stadtgeschichte Auskunft begehrt, wird künftig zuerst zu diesem Band greifen. Aber auch wer sich ohne fest umrissenes Informationsbedürfnis einfach in die lokale Vergangenheit versetzen will, wird gern in diesem Buch blättern, das sich durch gute grafische Gestaltung und reiche Illustration auszeichnet.

Die 210 Abbildungen, teilweise farbig, sind das belebende Element der Anschaulichkeit in der notwendigerweise eher trokkenen Nachrichtensammlung. Ein ausgezeichneter Überblick der räumlichen Stadtentwicklung ergibt sich aus einer Reihe von Stadtplänen in vorzüglicher Farbreproduktion. Von besonderem Informationswert sind die Abbildungen wichtiger Gebäude der Vergangenheit, die heute aus dem Stadtbild verschwunden sind, z. B. Synagoge, Alter Bahnhof, Festhalle. Bei den Bildern des Ständehauses und des Hoftheaters werden Hinweise auf den in einem Fall unverantwortlichen, im anderen sehr bedauerlichen Abriß allzu diskret vermieden.

Aber dies und anderes, was man vermissen mag, kann wohl bald in einer zusätzlich geplanten größeren Publikation berücksichtigt werden, die der Oberbürgermeister im Geleitwort ankündigt und zu der nach seinen Worten der jetzt vorgelegte „Datenspeicher" eine wertvolle Vorarbeit darstellt.

Zu den nützlichen tabellarischen Übersichten der Chronik gehört eine Liste der Ehrenbürger mit gut informierenden Kurzbiografien. Sie enthält auch fünf Nazigrößen mit dem Hinweis auf die Aberkennung der Ehrenbürgerwürde 1946; im Hinblick auf diese Entscheidung der Stadtväter wären die Namen im darstellenden Text besser unterzubringen als in dieser Liste, und zwar ohne Kurzbiografie. Zusätzlich einer Auflistung wert wären dagegen die Vertreter Karlsruhes in den Parlamenten auf Landes- und Gesamtstaatsebene einschließlich Reichs- und Bundesminister sowie der Europa-Abgeordneten.

Was die Gliederung des Geschehens in Zeitabschnitte angeht, so ist die vom Chronisten gewählte Periodisierung völlig einleuchtend. Er hält sich zur Abgrenzung an die Einschnitte im staatlichen Bereich von der Errichtung des Großherzogtums 1806, des Kaiserreichs 1871, der Weimarer Republik 1918, des „Dritten Reiches" 1933, dessen Untergang 1945, und schließlich der

letzten Abstimmung über die Bildung des Landes Baden-Württemberg 1970, allesamt auch für die Stadtgeschichte bedeutsame Wegmarken. Zusätzlich aus dem Fluß des Geschehens hervorgehoben gehörte wohl auch die Revolution 1848/49, als die Stadt kurzfristig Sitz der einzigen und ersten republikanischen Regierung eines deutschen Flächenstaates war.

Wenn in den nächsten Jahren, wie vom Oberbürgermeister in seinem Geleitwort angekündigt, eine ausführlichere Stadtgeschichte vorliegt, dann werden etwa 100 Jahre seit dem Erscheinen des dreibändigen Werkes von Friedrich von Weech vergangen sein, der letzten umfangreichen Publikation zum Thema. Die jetzt von Manfred Koch erarbeitete Karlsruher Chronik wird dadurch nicht überflüssig werden. Sie wird in der Menge der Einzelfakten nur schwer zu übertreffen sein und jedem nützen, der eine knappe, zuverlässige Information sucht, sei es über Daten, sei es über Zusammenhänge zwischen lokaler und allgemeiner Geschichte. Dies trifft u. a. für Lehrerinnen und Lehrer zu, die Kenntnisse zur Landeskunde und Landesgeschichte zu vermitteln haben. Es gilt indes für alle Einwohner von Karlsruhe, ein Stück des eigenen Lebenslaufes vor dem Hintergrund der Geschichte ihrer Heimat zu überdenken.

Klaus Oesterle

Christina Müller: Karlsruhe im 18. Jahrhundert. Zur Genese und sozialen Schichtung einer residenzstädtischen Bevölkerung.

(= Forschungen und Quellen zur Stadtgeschichte Bd. 1. Schriftenreihe des Stadtarchivs Karlsruhe) Badenia Verlag, Karlsruhe 1992, 455 S., DM 45,-

Gut ein Jahr nach dem großen Stadtjubiläum „275 Jahre Karlsruhe", das die Stadt im Jahre 1990 feierte, liegt die erste moderne wissenschaftliche Aufarbeitung der Gründungszeit und des gesamten darauf folgenden Jahrhunderts vor. Es ist eine an der Universität Heidelberg vorgelegte Dissertation, mit der das Stadtarchiv Karlsruhe seine Schriftenreihe „Forschungen und Quellen zur Stadtgeschichte" eröffnet. Die Aufnahme in diese Reihe deutet schon den wissenschaftlichen Wert an, unter dem das Buch dann auch notgedrungen leidet: eine unbestrittene hohe Leistung mit entsprechender Sprache, wie sie die Arbeit darstellt, ist nun einmal nicht die Publikationsform , mit der sich breite Bevölkerungskreise für die Geschichte ihrer Stadt interessieren lassen. Es ist auch die äußere Form der Präsentation – Typographie, keine Illustrationen –, die das Buch etwas schwer verdaulich macht. Damit ist bereits – entgegen allen Höflichkeitsregeln – alles Negative gesagt, und es bleibt der Trost, daß die Autorin in der großen Stadtgeschichte, die das Stadtarchiv in den nächsten Jahren vorlegen soll, ihr Thema in veränderter Form nochmals präsentieren wird. Wer sich von diesen genannten Einschränkungen nicht beirren läßt, den erwartet allerdings ein breites Panorama von Fragen, Problemen und vor allem von vorzüglichen Antworten.

Klar gegliedert ist die Arbeit. Der erste Teil ist theoretisch-analytisch und beinhaltet demographische Untersuchungen, mit denen die Karlsruher Bevölkerung zahlenmäßig und in ihren konfessionellen und sozialen Strukturen vorgestellt wird. Es ist das große Verdienst der Autorin, trotz der von ihr geschilderten schlechten Quellen-

lage gerade die Anfangsjahre der Stadt aufgearbeitet zu haben. Es sind die Jahre zwischen 1715 und den zwanziger Jahren, die geprägt waren vom Entstehen und Wachsen der Residenzstadt Karlsruhe im Bereich des Schlosses und der Randsiedlung „Klein-Karlsruhe" in der Nähe des Rüppurrer Tores, einer Siedlung, die sich nicht als geplanter Stadtteil, sondern als selbständig wachsendes Sozialwesen entwickelte. Bemerkenswert sind bei den Vergleichen der Bevölkerungszahlen bis 1785 die starken Schwankungen. Es gab also keineswegs ein kontinuierliches Wachstum, sondern politische Entscheidungen des jeweiligen Landesherren - wie etwa Garnisonseinrichtungen, Manufakturgründungen - und Kriege beförderten oder behinderten die städtische Entwicklung. Zahlreiche Graphiken, wie sie EDV-Anlagen erleichtern oder gar erst ermöglichen, schlüsseln die Karlsruher Bevölkerung in ihrer Konfessions- und Altersstruktur auf. Diese optischen Darstellungen gehen hin bis zum Veranschaulichen der saisonalen Geburts- und Todeshäufigkeiten bei den einzelnen Konfessionen, wobei erklärende Texte diese Schaubilder in einen logischen Zusammenhang stellen. Es ist der Autorin hoch anzurechnen und zeugt für ihren Fleiß und ihre Umsicht, daß sie diese zugegebenermaßen oft abstrakten Tabellen und Zahlen nicht einfach so hat stehen lassen. Die Beschreibungen der Begleitumstände und Ursachen von Schwankungen (Krieg, Seuchen oder Teuerungen) und die Beschreibung von Einzelschicksalen lassen erkennen, wie die Unsicherheiten des täglichen Lebens oft eine existentielle Gefährdung unserer Vorfahren bedeuteten.

Ein großes Kapitel widmet Christina Müller der interessanten Frage, wo die „Ur-Karlsruher" herkamen: zum einen waren es die „Herumzieher", also entlassene Soldaten, Schausteller oder Handwerksgesellen. Sie bildeten genauso eine Schicht von Neusiedlern, wie Einwanderer aus der Schweiz, dem Elsaß, aus Oberösterreich oder aus Italien. Hinzu kamen noch Durlacher Handwerker, die ihre Chancen in der neuen Residenzstadt suchten und meistens auch fanden. Daß all diese Gruppen zu einem Gemeinwesen zusammenwachsen konnten, dafür sorgten die landesherrlichen Privilegien von 1715 und 1722/24. Diese Privilegien erlaubten die völlige Konfessionsfreiheit, ein Vorzug, den wir heute in seiner Bedeutung für die damaligen Zeitgenossen gar nicht nachvollziehen können. Eher verstehen wir schon, was es für Neubürger bedeuten kann,wenn ein kostenloser Bauplatz, kostenloses Baumaterial und zwanzig- oder gar dreißigjährige Steuerfreiheit zugesichert werden. Freilich, unkontrolliert durfte der Zuzug nach dem Willen des Landesherrn nicht sein. Der neue Bürger mußte „mit sattsamen Mitteln versehen" sein, und auch der Hausbau selbst war reglementiert. Eine Satzung schrieb den Bau nach einem „durchgehenden Modell" vor, also eine Baulanderschließung, wie wir sie heute ebenfalls kennen. Die Entwicklung Karlsruhes kann nicht beschrieben und verstanden werden, ohne daß der Hof in seiner Zusammensetzung untersucht wird. Auch hier gelingt es der Autorin, vor allem mit der Schilderung von persönlichen Biographien, das enge und nicht immer einfache Zusammenleben und -wachsen von Stadt und Hof zu verdeutlichen.

Ganz ohne Konflikte lief der Aufbau der städtischen Gesellschaft nicht ab. Eine polizeistaatliche Verwaltung, wie sie gerade für absolutistische Regierungen so typisch war, läßt sich vor allem am Beispiel Karlsruhe gut nachvollziehen, weil hier oft erst „Verordnungen erlassen wurden, hier

gleichsam geprüft, bevor sie auf andere Oberämter ausgedehnt wurden."

Alle Verordnungen und Privilegien hatten freilich nicht verhindern können, daß sich auch in Karlsruhe soziale Unterschiede herauskristallisierten. Auch auf diesem Gebiet versuchte der absolutistische Staat und auch die Stadt durch zahlreiche „Reglements" Abhilfe zu schaffen. Christina Müller beschreibt die ganze Palette der obrigkeitlichen Armenfürsorge. Stichworte wie Spinnschule, Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, Almosen und Spitalwesen mögen hier genügen, um Interesse für einen Text zu wecken, der trotz der vielen Zahlen erfreulich konkret bleibt. Und diese Feststellung gilt für das gesamte Buch.

Michael Martin

Heinrich Köhler, Politiker und Staatsmann 1878–1949.

Hrsg. von Klaus E. R. Lindemann und Franz Zilken, Info-Verlag, Karlsruhe 1992, 111 S., DM 10,-

Als Beitrag zum Landesjubiläum initiierte der Arbeitskreis für Heimatpflege Nordbaden mit dem Generallandesarchiv, das den Nachlaß Köhler verwahrt, eine Ausstellung, die unter Mitwirkung des Forums für Stadtgeschichte und Kultur im Oktober 1992 eröffnet wurde. Der dazu herausgegebene Katalog vermittelt ein prägnantes Bild des badischen Politikers, der ursprünglich die Wiederherstellung des alten Landes Baden anstrebte, dann aber bei Einschätzung der politischen Lage, besonders im Hinblick auf die französische Besatzungspolitik, sich für den neuen Südweststaat entschied, eine Wende, die für Nordbaden von erheblichem Einfluß war.

Der Katalog enthält neben 50 Fotos die Rede Köhlers bei der ersten Sitzung der Vorläufigen Volksvertretung für Württemberg-Baden 1946, Auszüge aus einem größeren Aufsatz von Prof. Dr. Uwe Uffelmann über den Beitrag Köhlers zur föderalistischen Struktur der Bundesrepublik sowie Erinnerungen von Tochter und Sohn Heinrich Köhlers. Grußworte des Ministerpräsidenten Teufel, Regierungspräsidenten Dr. Miltner und OB Professor Dr. Seiler – Köhler war Stadtrat und Ehrenbürger von Karlsruhe – runden das Porträt einer Persönlichkeit ab, deren eindrucksvolle Laufbahn zum Badischen Staatspräsidenten und Reichsfinanzminister diese zu einem wichtigen Zeitzeugen werden ließen. Präsident der Landesbezirksdirektion Nordbaden 1945-1949, hat Köhler als Mann der ersten Stunde in Notzeiten entscheidende Impulse für den politischen und wirtschaftlichen Wiederaufbau des deutschen Südwesten gegeben. Dem Info-Verlag ist zu danken, daß neben der vorhandenen wissenschaftlichen Literatur nun ein anschaulicher Zugang zum Wirken dieses tatkräftigen Politikers vermittelt wird.

Leonhard Müller

Spaziergang durch das historische Zentrum von Karlsruhe.
Hrsg. vom Verkehrsverein, 1992.

Friedrich Weinbrenner. Ein Spaziergang zu seinen Karlsruher Bauwerken.
Hrsg. vom Stadtplanungsamt, 1992.

Historische Stadtführungen finden zunehmend ein breiteres Publikum, weil mit dem wachsenden Interesse an geschichtlichen Entwicklungen viele den eigenen Lebensraum mit neuen Augen entdecken möchten. Für den, der dies auf eigene Faust versuchen will, bietet der Verkehrsverein einen Prospekt an, der zu einem Rundgang zu den wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Karlsruher Innenstadt in 15 Stationen einlädt, wobei der Einstieg an jeder Station erfolgen kann. Für Idee und Redaktion zeichnen Helmut Kranz, Barbara Tirtohusodo und Rainer Gutjahr verantwortlich, letzterer als Leiter des Arbeitskreises Landeskunde, einer Gruppe von Pädagogen, die stadtgeschichtliches Material für den Unterricht aufbereiten.

Der knappe Text beschränkt sich auf Namen und Daten und bietet ein Mindestmaß an Informationen, um Gebäude, Brunnen, Denkmale in ihrer Entstehungszeit einzuordnen. Der Prospekt soll keinen Baedecker oder andere Kompendien ersetzen, vielmehr dem Besucher, dessen Zeit begrenzt ist, einen sinnvollen Rundgang durch den Stadtkern ermöglichen. Dies Ziel ist mit Erfolg erreicht, zumal die Konzeption und Gestaltung durch H. J. Knopf und E. Weins den Text mit Grafiken und Fotos ansprechend auflockert. Ein Hinweis für eine sicher bald notwendige Neuauflage: Großherzogin Stephanie ist im Revolutionsjahr 1789, nicht 1786 geboren.

Wer genaueres über bestimmte Bauwerke erfahren will, ist mit dem Faltblatt des Stadtplanungsamtes wohl gerüstet. Dr. Gottfried Leiber, ehemaliger stellvertretender Leiter dieses Amtes und ausgewiesener Kenner des Werkes von Friedrich Weinbrenner, hat einen knappen, aber sehr informativen Text verfaßt und dabei auch nicht mehr erhaltene Bauten des großen Architekten einbezogen. Ansprechende Fotos und alte Pläne, sorgfältig ausgewählt und reproduziert, werden in einem noblen Layout von Dietmar Kup präsentiert, so daß eine vorzügliche „Visitenkarte" für Karlsruhe entstanden ist, die vom Geist dieser Stadt und ihrer Geschichte auf schmalem Raum sehr viel vermittelt. Beiden geschmackvollen Wegweisern, die kostenlos in der Stadtinformation bzw. im Stadtarchiv zu erhalten sind, ist eine weite Verbreitung und Nutzung zu wünschen.

Leonhard Müller

Heinz Schmitt: Karlsruhe ehemals, gestern und heute. Eine Stadt im Wandel der letzten 80 Jahre.
J. F. Steinkopf Verlag, Stuttgart 1992, 128 S., DM 54,-

Wer über die Stadterkundungsblätter hinaus sich intensiver mit der Baugeschichte der Innenstadt beschäftigen will, wird mit dieser jetzt in zweiter Auflage erschienenen Dokumentation des Karlsruher Archiv – und Bibliotheksdirektors eingehend informiert über den Vorkriegszustand, das Ruinenbild und die heutige Ansicht. In 50 Bildreihen wird intensiv den Veränderungen des Stadtbildes nachgegangen, wobei der Verfasser gelegentlich leise Kritik an manchem nachträglichen Abriß und miß-

glücktem Wiederaufbau übt. Die komprimierte Darstellung der Geschichte Karlsruhes in der Einleitung bietet in ihrer Klarheit und Flüssigkeit ein Lesevergnügen. So ist diese Neuauflage mit über 50 Fotos aus der Gegenwart mehr als einer der üblichen Geschenkbildbände. Er kann ein größeres Interesse der Bürgerschaft an der Stadtgestaltung bewirken.

Leonhard Müller

Schwarzmaier/Krimm/Stievermann/ Kaller/Stratmann-Döhler: Geschichte Badens in Bildern 1100 – 1918.

Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1993, 302 S., DM 98,-

Ein prachtvoller Bildband und eine Referenz der Baden-Württembergischen Bank gegenüber Baden, nachdem sie 1991 eine „Geschichte Württembergs in Bildern" als Sponsorin gefördert hatte. Die Autoren betonen im Vorwort, daß dieses repräsentative Werk von den Bildern her konzipiert wurde, die als Quellen historische Information und ästethischen Reiz zugleich vermitteln sollen, wobei als Kunstwissenschaftlerin Rosemarie Stratmann-Döhler bei der Auswahl und den Erläuterungen assistierte. Die vier Historiker wollen ihre Kapitel „Zähringen und Baden", „Von der Herrschaft zum Staat", „Von der Markgrafschaft zum Großherzogtum", „Von Napoleon zur Novemberrevolution" eher als ausführliche Bildkommentare denn als landläufige Geschichtsdarstellung verstanden wissen. Dazu liegt seit jüngster Zeit von Wolfgang Hug eine Geschichte Badens vor, die vom Territorium des ehemaligen Großherzogtums ausgeht und demnach auch Teile der pfälzischen und österreichischen Geschichte am Oberrhein einbezieht. Im vorliegenden Band hat man sich dagegen ganz auf das Geschlecht der Zähringer beschränkt, beginnt dementsprechend nicht mit der Vorgeschichte, sondern im Mittelalter und schließt mit dem Ende der Monarchie 1918. Fast entschuldigend klingen Begründungen, daß man nicht, wie heute üblich, die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in den Vordergrund gerückt hat, vielmehr ein Fürstenhaus darstellt, worüber man sich nicht „mokieren" möge, „wenn man das erstaunliche Interesse der Gegenwart an altgekrönten Häuptern ... zur Kenntnis nimmt, mit dem die Medien gute Geschäfte machen" (S. 137). Hansmartin Schwarzmaier betont dagegen überzeugend im Vorwort, daß die Dynastie in der alteuropäischen Welt eben nicht „eine von mehreren Kategorien" darstellte, sondern die gestaltende Kraft schlechthin war. Und gerade der Flickenteppich von Besitzungen des Hauses Baden mit laufend wechselnden Grenzen über die Jahrhunderte hinweg zeigt, daß erst seit 1806 das zusammenwuchs, was später sich als badische Identität manifestierte. Insofern ist die Konzeption kein Zugeständnis an den Zeitgeschmack, zumal für die zurückliegenden Epochen aussagekräftige Bildquellen nur über die Herrschaft vorliegen.

Für das Mittelalter und die frühe Neuzeit ist es nicht einfach, das vielfältige Netz von Herrschaftsbesitz und -ansprüchen in seinen Filigranen darzustellen, und Stammtafeln sowie einige Karten helfen dem Laien, an den sich das Buch wendet, Orientierung zu behalten. Mit zunehmender kultureller Entfaltung wird auch das soziale Umfeld farbiger, in diesem Fall z. B. der Bau von Schlössern. In der Neuzeit tritt dann neben die zum Teil leidvolle politische Geschichte der Aufstieg des Bürgertums, hier freilich verhaltener als in mancher frei-

en Reichsstadt. Die Darstellung des 19. Jahrhunderts spiegelt in sehr gedrängter Form all das wider, was man mit „Baden" verbindet: vom Obristen Tulla und dem Freiherrn von Drais, von Stephanie Beauharnais und Kaspar Hauser über die Revolution 1848/49 bis zur Kaiserproklamation in Versailles. Hier erst gewinnt die Basis eine weitere Bedeutung, wird die Kulturgeschichte breiter und mit der Industrialisierung auch in stärkerem Maße die Gesellschafts- und Parteiengeschichte einbezogen.

Die vier Kapitel tragen die eigene, unterschiedlich farbige Handschrift der Autoren. Überlappungen ließen sich, allein schon durch den Gegenstand bestimmt, nicht immer vermeiden. Erstaunen weckt die stereotype Skandalchronik zu den „Auswüchsen des landesherrlichen Sexuallebens" Karl Wilhelms, des Karlsruher Stadtgründers mit seinen 160 „Gartenmägdlein", wissen wir doch durch die Untersuchungen von Olivia Hochstrasser („Frauen in Karlsruhe von 1715 bis 1945"), daß es sich um Hofsängerinnen handelte, denn der Markgraf räumte der Musik eine dominante Rolle an seinem Hof ein, und mit dem „ridiculen Serail" muß es mehr in der Fama als in Realität weit hergegangen sein.

Der letzte Bilderatlas ist 1904 vom Heidelberger Historiker Karl Wild als Unterrichtswerk im Auftrag des Großherzoglichen Oberschulrats vorgelegt worden, als badisch-pfälzische Darstellung konzipiert, in seiner Drucktechnik bescheiden. Daß wir nun am Jahrhundertende über eine in sich stimmige, streng „badische" Dokumentation verfügen können, die nicht nur in ihrer Anlage überzeugt, sondern deren Nutzung auch ein ästhetisches Vergnügen bereitet, fordert zum Dank an Autoren, Verlag und Sponsor auf.

Leonhard Müller

Hermann Ebeling: Zwischen den Zeilen. Kleine Geschichte des Karlsruher Adreßbuchs 1818 – 1993.

G. Braun Verlag, Karlsruhe 1992, 84 S., 37 Abbildungen, DM 22,-

„Viele Namen und wenig Handlung", so sah Hermann Ebeling das Problem vor der Arbeit an der Festschrift zum 175. Geburtstag des Karlsruher Adreßbuchs. Er hat die Aufgabe überzeugend gemeistert, indem er auch „zwischen den Zeilen" zu lesen begann. Dabei erschlossen sich ihm Einblicke in die Geschichte der Stadt, in ihr wirtschaftliches, soziales, kulturelles und Alltagsleben. Seinen Lesern und Leserinnen vermittelt er dies anschaulich und lesenswert, indem er immer wieder aussagekräftige Zitate von Zeitgenossen in seinen Text einfügt. Die gut ausgewählten Abbildungen tragen zur Anschaulichkeit der Darstellung bei.

Ebeling begleitet die Herausgabe des Karlsruher Adreßbuchs von der ersten Ausgabe 1818 bis zur Gegenwart. Er registriert die Titeländerungen, das Anschwellen des Umfangs, die Änderung des Formats wie auch den häufigen Wechsel des Verlags und der Druckerei im 19. Jahrhundert. Ein ertragreiches Geschäft scheint das Adreßbuch damals nicht gewesen zu sein. Seit 1905 erscheint es allerdings, wie schon 1881, beim heutigen Verlag G. Braun.

Spannend ist die Lektüre dort, wo Ebeling anhand von Neuerungen im Adreßbuch gesellschaftlichem, wirtschaftlichem und technischem Wandel nachspürt: So etwa bei der Veröffentlichung der Eisenbahntarife im

Jahre 1843, der Betriebshinweise zur Karlsruher Pferdebahn 1878 oder einer Liste von 49 „Teilnehmern an der Fernsprecheinrichtung" im Jahre 1886. Zum Zeugen der Geschichte wird das Adreßbuch, wenn im Jahre 1940 die verbliebenen jüdischen Einwohner und Einrichtungen gesondert aufgeführt werden und 1941 nach der Deportation der Juden dann ganz fehlen.

An diesen und vielen anderen Beispielen wird deutlich, daß Adreßbücher weit mehr sind als nur aktuell nutzbare Nachschlagewerke. Sie spiegeln von Jahr zu Jahr die Veränderungen in der Stadt. Sie werden „in all ihrer lakonischen Präzision zu beredten historischen Zeugen". Hermann Ebeling hat sie kenntnisreich und auch amüsant zum Sprechen gebracht. *Manfred Koch*

Handbuch der Baden-Württembergischen Geschichte Band III. Vom Ende des Alten Reichs bis zum Ende der Monarchien.

Hrsg. von Hansmartin Schwarzmaier u. a. im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Stuttgart 1992, 810 S., DM 168,-

Wer bisher sich über den neuesten Stand der Geschichtsforschung zur Badischen Geschichte orientieren wollte, war auf den „Territorien-Ploetz" oder Aufsätze angewiesen. Nun liegen in jüngster Zeit mehrere Publikationen vor, deren faktenreichste dieses neue Handbuch repräsentiert, das fünf Bände umfassen soll und einmal ein Standardwerk darstellen wird. Dem Herausgeber Hansmartin Schwarzmaier ist zuzustimmen, daß mit dem 3. Band, die Periode 1800 bis 1918, die richtige Wahl getroffen wurde für ein Pilotprojekt, sind doch hier die beiden ehemaligen Rheinbundstaaten in klarsten Formen umrissen. Die vorangehenden Bände - der zweite soll bald folgen - werden anders konzipiert sein. Das Thema des 1. Bandes ist die Geschichte des deutschen Südwestens von der Urzeit bis zum Ende des Alten Reichs 1806, des zweiten die Geschichte der Territorien und Reichsstädte vom Mittelalter bis 1806, ein Feld für viele Spezialisten, was für Herausgeber eine erhebliche Mühe an Koordination bedeutet, eine Leistung, die oft übersehen wird.

Schon das scheinbar griffige 19. Jahrhundert verlangte nach mehreren Autoren: Hans-Peter Ullmann und Hans Fenske behandelten den badischen, Bernhard Mann und Eberhard Naujoks den württembergischen Teil. Während man bei den einzelnen Staaten die Kapitel nach Innen- und Außenpolitik sowie kultureller Entwicklung gliedern konnte, meinte der Herausgeber,die Wirtschafts- und Sozialgeschichte von einem weiteren Autor, Wolfgang v. Hippel, länderübergreifend darstellen lassen zu müssen. Dies ist von der Sache her sicher richtig und nicht nur methodologische Mode, hat doch z. B. die industrielle Entwicklung nicht an Staatsgrenzen haltgemacht, sondern in diesen Jahrzehnten ganze Landschaften geprägt. Da jedoch in der politischen Geschichte z. B. Zollabkommen, Finanzpolitik, Gewerbeförderung nicht ausgespart werden können, gibt es unvermeidbare Doppelungen, die aber zu weiterer Klärung führen, wenn die Fakten in neue Zusammenhänge gestellt werden, beispielsweise das Karlsruher Polytechnikum. Dennoch wird damit der Handbuchcharakter gewahrt. Ein ausführliches, zuverlässiges Register (Redakteur Michael Klein) erleichtert das Nachschlagen, und wer nicht gerade entlegene Quisquilien sucht, findet alles Wesentliche

angeführt, in sehr lesbarem Stil, eingebettet in eine unaufdringlich, aber präzise skizzierte Forschungsdiskussion. Liest man im Vorwort, daß mancher Autor einer alles durchdringenden Gesamtdarstellung den Vorzug gegeben hätte, so ist doch Hansmartin Schwarzmaier zu danken, daß nun ein handliches, zweckdienliches Werkzeug für den Landeshistoriker geschaffen wurde. Allein die Literaturangaben – meist jüngsten Standes, zuweilen auch die ältere einbeziehend – sind äußerst hilfreich; freilich muß man sich dabei erst einen Überblick verschaffen, was mit themenübergreifenden und speziellen Publikationen gemeint ist.

Daß die Autoren unter dem Zwang zur Konzentration geächzt haben, erfährt man nicht nur vom Herausgeber, man spürt es auch zwischen den Zeilen. In diesen beiden süddeutschen Staaten spielte sich ja auch große deutsche, ja internationale Politik ab, auf die – z. B. bei der Gründung des deutschen Reichs 1871 – nur knapp hingewiesen wird, weil man darüber anderswo nachlesen kann.

Das Kapitel „Wirtschaft- und Sozialgeschichte 1800 bis 1918" umfaßt mehr als ein Drittel dieses Bandes, bei der Bedeutung der Industriellen Revolution und ihrer gesellschaftlichen Folgen wohl auch gerechtfertigt. v. Hippel vermeidet es, im Detail zu ersticken. So werden nach Schilderung der Ausgangslage die beiden Kapitel „1806 – 1850", „1850 – 1918" jeweils mit strukturgeschichtlichen Zusammenfassungen über „Staat - Wirtschaft - Gesellschaft" abgeschlossen.

Den Band leitet Hans Fenske mit einem allgemeinen Überblick zur Geschichte Südwestdeutschlands im 19. Jahrhundert ein. Ihm ist auf 23 Seiten eine Skizze gelungen, die in ihrer Transparenz und Präzision allein die Lektüre lohnt. Aber auch in den badischen Kapiteln 1830–1860 und 1860–1918 zeigt Hans Fenske, daß Handbücher nicht den Gang der Ereignisse auf trockenen Aufzählstil reduzieren müssen. Die Schilderung einzelner Persönlichkeiten, z. B. Friedrich v. Blittersdorffs und seiner Ära im Vormärz oder Franz v. Roggenbachs ist farbig und ausgewogen. Für sein Bemühen um Objektivität steht auch das Kulturkampfkapitel, eine Epoche, deren Bedeutung für die badischen Bürger der 60er, 70er Jahre in ihrer einschneidenden Wirkung uns heute oft nicht bewußt ist. In seiner Einleitungsskizze stellt Fenske einen Vergleich zwischen der Entwicklung in Baden und Württemberg an, der im Auszug zitiert werden soll: „Baden war Württemberg stets eine gewisse Spanne voraus, im Verfassungsleben, bei der Fortentwicklung von Verwaltung und Rechtspflege, bei der Ausprägung der Parteien, im politischen Betrieb überhaupt, aber auch auf wirtschaftlichem Felde. Es öffnete sich der Moderne schneller. Viele Handlungsträger waren hier entschlußfreudiger, während sie in Württemberg zu einer gewissen Bedächtigkeit neigten. So war der historische Prozeß östlich des Schwarzwaldes gleichmäßiger als westlich davon. Die heftige Eruption 1849 blieb Württemberg ebenso erspart wie der langwierige und erregte Kulturkampf. Aussenpolitisch gingen beide Staaten oft getrennte Wege. Gemeinsam war ihnen, daß sie Mittelstaaten von annähernd gleicher Größe waren, die sich mit der Ungunst der Lage im deutschen Wirtschaftsraum auseinandersetzen und deshalb einen leichten Rückstand in der Industrialisierung hinnehmen mußten. Beide gehörten sie zu den ersten Verfassungsstaaten. Daraus wurde allerdings in Württemberg weniger gemacht als in Baden. Auch auf die württembergische

Entwicklung hatten Liberale und Demokraten einen größeren Einfluß, als er in Deutschland im allgemeinen zu verzeichnen war, aber eine Jahrzehnte währende Herrschaft des Liberalismus entwickelte sich hier doch nicht. In Württemberg blieb daneben ein sehr gemäßigter Konservativismus immer wichtig. Baden hatte inzwischen mit seiner politischen Entwicklung in der deutschen Geschichte zwischen 1800 und 1918 keine singuläre Stellung. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts gab es etliche liberal regierte Staaten. Freilich war Baden unter ihnen der größte."

Es ist zu erwarten, daß die übrigen Bände eine ähnliche wissenschaftliche wie stilistische Aussagekraft prägt, und der Kommission für geschichtliche Landeskunde unter der Leitung von Meinrad Schaab ist zu danken, ein so umfangreiches Werk in Angriff genommen zu haben.

Leonhard Müller

Humanismus im deutschen Südwesten. Biographische Profile.

Hrsg. Paul Gerhard Schmidt, Sigmaringen 1993, 300 S. , 53 Abbildungen, DM 68,-

Ingenium Rhenanae gentis, das Genie des rheinischen Volkes, hat durch die Erfindung des Buchdrucks für eine überreiche Verbreitung von Literatur gesorgt, die auch dem bescheidenen Hause zugute kommt. Solche rühmenden Worte gebrauchte Sebastian Brant in einem seiner zahlreichen lateinischen Gedichte. Es zitiert ihn Hermann Wiegand in einem Beitrag zum vorliegenden Sammelband, der dem rheinischen, näherhin dem oberrheinischen Humanismus gewidmet ist.

Zwölf Gestalten und Mitgestalter jener geistigen Landschaft des 15. und 16. Jahrhunderts werden von verschiedenen Autoren vorgestellt nach Werk umd Lebensgang. Sie treten dem Leser in vorzüglich gedruckten Bildnissen entgegen und in Wiedergaben von Manuskript- und Buchseiten. Wappen, Gebäude, Landschaften in zeitgenössischen Abbildumgen vermehren die Anschaulichkeit. Die Textbeiträge selbst sind vielgestaltig, zumeist den Trägern bekannter Namen gewidmet, dabei auch auf weniger bekannte Werke eingehend und neueste Erkenntnisse über die Biographien vermittelnd. Jedem Artikel sind hilfreiche Quellen- und Literaturangaben beigefügt. Die nach Geburtsjahren geordnete Reihe wird eröffnet durch Peter Luder aus Kislau bei Heidelberg, den wandernden Lehrer, der als erster den Typus des Humanista in Deutschland verkörpert hat. Nicht berücksichtigt ist Rudolf Agricola, Gründer des Heidelberger Humanistenkreises. Es folgt der wenig jüngere, mit ihm verbundene Elsässer Wimpfeling, der bedeutende Publizist, Erzieher und Anreger. Vor dessen Landsmann Brant rückt dem Alter nach Reuchlin aus Pforzheim, der Pionier des Griechisch- und Hebräischlernens in Deutschland. Er war Jurist wie der Freiburger Zasius, der in seinem eigentlichen Fach Bedeutung erlangt hat.

Einen Höhepunkt stellt die Überblicks-Biographie des Erasmus dar, welche die alte europäische Achse von Italien durch das Rheintal bis nach England aufscheinen läßt. Zwei Musensöhne schließen sich an, Locher aus Oberschwaben, der in Freiburg wirkte, und Tübingens Heinrich Bebel, der Geschichtenerzähler und Förderer gepflegten Lateins. Über Philipp Melanchthon aus

Bretten schreibt der derzeit beste Kenner seiner Biographie und seines Briefwechsels Heinz Scheible. Er konzentriert sich auf eine präzise Darstellung der jungen Jahre des Präzeptors bis zum Wegzug nach Wittenberg. Man läse gern weiter, zumindest etwas über die späteren Beziehungen des berühmt Gewordenen zum Raum seiner Herkunft. Am Ende des Bandes stehen zwei Dichter, die weniger bekannt sind, deren Kennenlernen sich aber lohnt: Melissus Schedius, der in Heidelberg wirkte, und der Tübinger Universitätslehrer Nicodemus Frischlin, dem neben einer reichen literarischen Produktivität die Fähigkeit treffender Gesellschaftskritik eigen war. Mit einem traditionell-poetischen Lob des Landlebens verband er Angriffe auf den Adel, der es dann verstand, dem Unbequemen ein trauriges Ende zu bereiten.

Der glänzenden Reihe von Humanistenporträts geht eine knappe Einleitung des Herausgebers voraus, der sich ruhig etwas mehr Raum hätte gönnen dürfen. Das Buch ist von der Stiftung „Humanismus heute" des Landes Baden-Württemberg angeregt und in verdienstvoller Weise gefördert worden. So liegt vor dem Leser ein höchst eindrucksvoller Bild- und Textband von doppelter Preiswürdigkeit.

Klaus Oesterle

Hans Fenske: 175 Jahre badische Verfassung.

Hrsg. Stadtarchiv Karlsruhe 1993, 206 S., DM 15,-

So oft von „badischer Liberalität" gesprochen wird, so schwierig ist es, die Verfassungstexte, in denen sich solcher Geist widerspiegelt, zur Hand zu bekommen. Diese liegen einschließlich der Änderungen der 1. Verfassung bis 1904 neben der von 1919 und der des Landes Baden 1947 vor. Der ausführliche Aufsatz von Hans Fenske beleuchtet einen wesentlichen Sektor badischer Geschichte: den Weg zur Verfassung 1818, auf dem Altes mit Neuem verbunden wurde, die Zwänge des Kompromisses, die Nebenius schließen mußte, der später als Autor verkannt wurde, die Epochen von Restauration und Revolution, schließlich eine ausführliche und faire Darstellung des Kulturkampfes, bis die Reichsverfassung 1871 den Ländern eine untergeordnete Rolle beimaß, noch stärker 1919. Das bedeutet auch ein Stück Liberalismus-Geschichte im 19. Jahrhundert, die hier besonders profiliert war, aber auch Gegenkräfte wachrief. – Demgegenüber gestaltete sich das politische Leben nach 1919 weniger spannungsreich, bis die Machtergreifung alles plattwalzte. Aus der weniger bekannten Verfassung des Landes Baden 1947, das sich als „normorientierte wehrhafte Demokratie konstituierte, eindeutiger als jedes andere deutsche Land" (S. 109), können noch heute aktuelle Bezüge für unsere Grundgesetz-Diskussion gewonnen werden. Mit zahlreichen Literaturangaben und Abbildungen versehen, bereichert dieser Band des Stadtarchivs ein wesentliches Kapitel deutscher Demokratiegeschichte.

Leonhard Müller

Personenregister

Bearbeitet von Manfred Koch und Katja Linder

Adenauer, Konrad 159, 160
Adickes, Franz 246
Agathon 106, 107
Agricola, Rudolf 328
Alkibiades 106-108
Ammon, Otto 312
Andreas, Willy 298
Antes, Horst 15
Apostel, Hans Erich 256
Aristophanes 106
Arnet, Ludwig 35
Asche, Susanne 171, 291, 304, 305, 312, 313
Aschenbrenner (Prälat) 40

Babberger, August 130
Bach, Johann Sebastian 256
Baden, von
- Bernhard I., Markgraf 4, 5
- Berthold, Markgraf 34
- Ernst Friedrich, Markgraf 27
- Friedrich I., Großherzog 13, 105, 106, 117, 233, 234, 248, 252, 258, 264, 265, 296
- Georg Friedrich 273
- Josephine (Tochter von Stephanie) 226
- Karl, Erbprinz/Großherzog 196, 197, 199, 201,225, 228, 286, 287
- Karl (Carl) Friedrich, Markgraf/Großherzog 24, 49, 61, 88, 96, 100, 165, 229, 284, 296
- Karoline Luise, Markgräfin 24
- Leopold, Großherzog 13, 18, 20, 88, 105, 199, 230, 250, 257
- Ludwig, Großherzog 187, 199, 250, 287, 288
- Luise, Großherzogin 171, 213, 246, 258
- Luise (Tochter von Stephanie) 226
- Marie (Tochter von Stephanie) 226
- Max, Prinz 189, 312
- Rudolf VII., Markgraf 4, 5
- Stephanie, Großherzogin 35, 225, 226, 228, 323, 325
- Sophie, Markgräfin/Großherzogin 188, 250
- Wilhelm, Markgraf 276
Baden-Durlach, Markgraf Karl Wilhelm von 4, 15, 24, 46, 88, 163, 168, 205, 210, 283, 288
Baisch, Hermann 156
Bartning, Otto 40
Baselitz, Georg 157
Baum, Marie 239, 240
Baumeister, Reinhard 245
Baumeister, Willi 157
Baumgärtner, Karl 97
Baumgarten, Hermann 252, 253
Baumstark, Brigitte 314
Baur, Wilhelm 35
Bauser, Heinrich 275
Beauharnais, Claude de 225
Bebel, August 65
Bebel, Heinrich 328
Beck, Eugen 264, 267
Beck, Rainer 303
Beckmann, Max 151
Beeser, Julius 34
Beethoven, Ludwig van 256
Belte, Georg Friedrich 96
Bender, Julius 119, 120
Bender, Robert 293
Bender, Traugott 214
Benz, Carl 178, 143
Benz, Gerold 214, 215
Benz, Hans Georg 178
Benz, Richard 81
Berg, Alban 256, 257
Bernstein, Eduard 71

Bieberstein, Karl Wilhelm Frhr. Marschall von 196
Biedermann, Christian 119
Bill, Max 157
Biller, Johannes 285
Billing, Hermann 180
Bishop, P. 135
Bismarck, Otto von 126, 253, 256
Blittersdorff, Friedrich Karl Frhr. von 200, 327
Blücher von Wahlstatt, Gebhard 16
Blum, Robert 43
Blum-Neff, Emil 7
Bonatz, Paul 279
Bonifaz VIII. 44
Bonington, Richard Parkes 159
Borgmann, Paul 41
Borrmann, Michael 307
Boswell, James 316
Bräunche, Ernst Otto 291, 293, 300, 301, 303, 304, 306, 315
Brahms, Johannes 25, 188
Brandenburg, Albrecht von, Kardinal 101, 149
Brandenburger, Gerlinde 42
Brandt, Peter 308
Brandt, Willy 159
Brant, Sebastian 328
Brauer, J. Friedrich 299
Breithaupt, Joachim Justus 103
Brendel, Alfred 146
Brentano, Lorenz Peter 111
Bronner, Emil 182
Buber, Martin 81
Buddeus, Johann Franz 104
Burchard von Ursberg 74
Burgund, Otto von 74
Burkard, Emil 26
Bürcklin, Philipp Jakob 116
Bürklin, Albert 303
Buschbeck, Erhard 147
Byron, George Gordon 79

Campegio, Kardinal 102
Carossa, Hans 81
Carrieras, Rosalba 41
Cathiau, Thomas 52
Celan, Paul 148
Cellarius, Christoph 104
Chrustschow, Nikita S. 277
Coelestin III. 74
Conz, Wilhelm 127
Corterier, Marie 172
Cortolezis, Fritz 26
Coudres, Ludwig des 233
Cranach d.Ä., Lucas 154
Creuzbauer, Wilhelm 137

Daghofeer, Fritz 25
Dagover, Lil 25
Dahlmann, Friedrich Christoph 248, 252
Dalberg, Emmerich von 196
Daler, Louis 242
Damaschke, Adolf 246
Dehler, Thomas 160, 162
Dehmel, Ida 81, 82
Deimling, Ludwig Friedrich 24
Delphis, Claudine 159
Dietrich, Karl 260
Dietz, Eduard 250, 251
Dillinger, Karl 130
Dix, Otto 129, 151
Doerrschuck, Hubert 316
Doerry, Martin 293
Dollmätsch, Bernhard 241
Dostojewski, Fjodor M. 316
Draheim, Heinz 316
Drais von Sauerbronn, Karl Friedrich Frhr. 325
Dreßler (Hofjuwelier) 285
Dreyhaupt (Chronist) 102
Dups (Familie) 32
Dullenkopf, Otto 176, 214, 223, 314
Dürer, Albrecht 13, 15
Durm, Josef 13, 293

Ebeling, Hermann 316, 325, 326
Eberle, Friedrich 209, 305

Edelin, Johann Michael 96
Eichfeld, Karl 111
Eichhorn, Bertold 119
Eichrodt, Ludwig 174
Einsele, Martin 304
Einstein, Carl 311
Eisele, Jupp 128
Eisenlohr, Friedrich 85, 134, 178, 180, 258
Eisenmann, Oskar 150
Ellenrieder, Konrad 249
Ellenrieder, Marie 41, 249, 250
Engelhardt, Klaus 120
Engler, Carl 94, 95
Engler, Helmut 304
Erasmus von Rotterdam 328
Everke, Gerhard 293, 300, 301

Faass, Christian 34
Fecht, Karl-Gustav 2, 283
Feez, Fred 35
Fehrenbach, Elisabeth 299
Fenske, Hans 326, 327, 329
Fester, Richard 4
Feuerbach, Anselm 105-107
Fickentscher, Jenny 311
Fießler 116
Finter, Julius 140, 260
Firnrohr, Emil 240
Fischer, Kunigunde 219
Flavius, Sterius 281
Flavius, Vehemens 281
Fleischmann, Emil 65
Föry, Hermann 265
Foldenauer, Karl 304
Follain, Jean 148
Franck, Maria Elisabeth 97
Francke, August Hermann 103
Frank, Ludwig 71, 72
Franzke, Andreas 158
Frendrich, Anton 34
Frey, Ernst 312
Frey, G. 296, 297
Fribolin, Hermann 95
Frick, Wilhelm 191, 192
Friderich, Carl 255
Friedrich I., Barbarossa 73, 74
Friedrich III., Kurfürst 103
Friedrich Wilhelm IV. 258
Frischlin, Nicodemus 329
Fritz, J. M. 286
Fritz, Walter Helmut 144-148, 304
Frommel, Carl Ludwig 134-136, 234
Fröbel, Julius 43
Füsslin, Carl 241

Gassert, Gottlieb 52
Geck, Adolf 34, 64
Gehn, Hermann 130
Geiger, Willi 160
Geiß, Anton 64
Gemmingen, Uriel von 148
Gérards, Marguerite 41
Gervinus, Georg Gottfried 248, 249, 252
Gerwig, Robert 23
Gillois, Jean 120, 122
Glaeser, Wolfgang 317
Glatt, Ernst 118
Gleichauf, Robert 215
Globke, Hans 160
Gmelin, Karl 169
Goegg, Amand 111
Goethe, Johann Wolfgang von 229, 316
Goettl, Helmut 128, 130
Goldschmit, Robert 2
Grandville (Jean-Ignace Isodore Gérard) 159
Green, George 78
Gregor VII. 206
Gremmelspacher, Heinrich 214, 215
Greve, Ludwig 145
Griesbach, Christian 168, 189
Griesbach, Henriette Salome 169
Griesbach, Wilhelm Christian 168, 241
Grimm, Brüder 248
Großwendt, Elisabeth 173
Grosz, George 127, 129
Grünewald, Matthias 148-151
Grundig, Hans 129

Gude, Hans 234
Günther, Tobias 266, 287
Gustav Adolf II. 273
Gutjahr, Rainer 323
Guttmann, Barbara 171, 301

Haass, Günther 304, 306
Haber, Moritz von 61, 63
Habich, Edward 150
Habrecht-Simons, Vera 265
Haebler, Rolf G. 34, 173, 174
Häfner, Klaus 315
Hagen, Hermann 98, 159
Haizinger, Amalie 23
Haizinger, Anton 23
Hamilton, Herzog von 226
Händel, Georg Friedrich 25, 26, 52, 53, 102, 167, 239
Handke, Peter 145
Hanfstaengel, Eberhard 107
Hansjakob, Heinrich 299, 316
Hartlaub, Gustav 127
Hartleben, Theodor 1, 2
Hartmann, Wolfgang 127, 128
Haselier, Günther 90
Hasenkamp, Karl 262
Hau, Karl 33
Hausenstein, Wilhelm 175
Hauser, Georg 96
Hauser, Kaspar 225, 325
Hauß, Heinrich 297, 304, 305
Haydn, Josef 256
Heartfield, John 129
Heck, Amalie 190, 196
Heck, Michael 304
Heckel, Erich 156
Hecker, Friedrich 111, 112, 203, 210, 257
Heidland, Wolfgang 117, 120
Hein, Dieter 187
Hein, Franz 243
Heinrich IV. 206
Heinrich V. 205
Heinrich VI. 74
Held, Martin 118
Hengst, Christian 210, 274, 275
Hengst, Konrad 275
Herkert, Angelika 306
Hertz, Heinrich 297
Herzog, Albert 33
Herzog, Rudolf 33
Hesse, Hermann 81
Hessemer, Carlo 166
Heurich, Fridolin 160
Heuß, Theodor 161
Heydenreich, Henriette 105
Hindenburg, Paul von 194
Hippel, Wolfgang von 326, 327
Hitler, Adolf 8, 9, 35, 98, 126, 190, 237
Hochstrasser, Olivia 169, 171, 325
Hoepke, Klaus-Peter 293, 304
Hofer, Karl 156, 267, 268, 296
Hoffmann, Adolf 169
Hoffmann, Friedrich 104, 169
Hohenberg, Berthold von 206, 208
Hohenzollern-Sigmaringen, Karl Anton 226
Holbein, Hans 13, 15
Hormuth-Kallmorgen, Margarethe 311
Horn, Arnold 243
Horn, Emma 243
Horn-Zippelius, Dora 42, 243, 244
Hubbuch, Karl 127-130, 156, 289
Huber (Ratsherr) 95, 98, 99
Hübsch, Heinrich 12-15, 21, 134
Hug, Wolfgang 173, 174, 324
Hundsnurscher, Franz 293
Hurst, Harald 316

Igell, Bartholomäus 286

Jäger, Friedrich 98, 99, 260
Jäger, Markus 170
Joho, Karl 32
Jonas, Franz 217
Jung-Stilling, Johann Heinrich 88, 230

Kachel, Ludwig 134
Kaller, Gerhard 293, 324
Kallmorgen, Friedrich 159, 314

Kaminski, André 316
Kampmann, Gustav 156
Kanoldt, Alexander 129
Kanoldt, Edmund 13, 41
Kapp, Wolfgang 17
Karl (König) 15
Karl IV. 4
Karl V. 96
Karl der Große 15, 44
Karus, Gabriele 170
Kasper, August 64
Katz, Wilhelm 117
Kaufmann (Bildhauerin) 244
Kautsky, Karl 70
Keilberth, Joseph 33
Keim, Friedrich 12
Kekulé, August 93, 95
Keller, Ferdinand 107
Keller, Franz 245
Keller, Jacob 100, 101
Kemmer, Otto 243
Kerillis, Henry de 69
Kerler, Adalbert 38
Kern, Berthold 35
Kern (Pfarrer aus Nürnberg) 119
Kessler, Emil 61, 179
Kettler, Johanna 11
Kiefer, Karl Christian 11
Kiefer (Forstwart) 115
Kim, Christoph Insu 308
Kirchenbauer, Lina 213
Kirchner, Hildebert 304
Kiss, August 258
Klee, Paul 159
Kleemann, Wilhelm 123
Kleiber, Ulrich 275
Klein, Michael 326
Kleinhans, Toni Peter 316
Kleist, Heinrich von 316
Klenert 243
Klose, Christian August 241
Klose, Carl Christian 241
Klose, Friederike 134
Klose, Karl Friedrich 134
Klose, August 134-137, 240-242
Klotz, Günther 108-111, 169, 217, 222, 277, 278, 293
Kneille, Heinz 315
Knittel, Gottlieb August 117
Knopf, H. J. 323
Koborn, von (Weihbischof) 35
Koch, Manfred 291, 292, 315, 318-320
Koch, Matthias 316
Köchlin, Johann Adam 96
Köhler, Heinrich 322
Köhler, Walter 196, 203
Kolb, Wilhelm 71, 72
Kollwitz, Käthe 41
Kölmel, Karl 312
Konstanze (Tochter König Rogers von Sizilien) 74
Konz, Karl 219
Kornsand, Luise 42
Kotzebue, August von 117
Kraft, Herbert 203, 312
Kraft, Werner 147
Kranz, Helmut 323
Kratt, Johannes 96
Kratt, Wilhelm 226, 227
Krebs, Volker 259
Krimm, Konrad 324
Kropp, Martha 42
Kühlewein, Julius 119
Kuntz, Carl 234
Kup, Dietmar 323
Kurrent, Friedrich 31

Lacroix, Emil 40
Längin, Theodor 312
Laible, Otto 130, 156, 304
Landgraf, Hanne 172, 218
Landwehr (Reichsstelle für Devisenbewirtschaftung) 97
Langer, Johann Peter von 249
Laule, Fritz 35
Lauter, Anna 246, 247
Lauter, Wilhelm Florentin 138, 247
Laux, Hans D. 53

Le Conte 264
Lefebvre, Thomas 305
Lehmann, Henni 41
Leiber, Gottfried 283, 308, 315, 323
Leiser, Gerhard 119
Leiser, Wolfgang 300, 301
Lenz, Karl 203
Leopold I. 104, 273
Lessing, Carl Friedrich 12, 234
Leußler, Carl 17
Levi, Hermann 188
Lichtenauer (Gemeinderat in Durlach) 209
Lidell, Christoph Friedrich 268
Lindemann, Klaus E. R. 176
Linder, Gerhard 312, 313
Locher 328
Löhle, Michael 261
Lörcher (Bierbrauerwitwe) 271
Lothar (Kaiser) 285
Löw, Hanns 118-120
Luder, Peter 328
Ludin 193, 194
Ludwig XIV. 27, 210, 305
Ludwig, Dieter 304
Lügenbühl (Maurer) 283
Lung, Heinrich 284
Lüpertz, Markus 159
Luther, Martin 102
Luxemburg, Rosa 69-73

Maas, Hermann 239
Macklot, Camill 230
Macklot, Carl Friedrich 230
Macklot, Christine Henriette 230
Macklot, Michael 32, 229, 230
Macklot, Philipp 230
Magdeburg, Ernst, Erzbischof von 15
Maier, Reinhold 56, 160, 162, 279
Maisch, Damian 97
Maisch, Qualibert 97
Maler, Friedrich 21, 22
Malsch, Jakob 242, 264, 267
Mangler, Emil 166
Mann, Bernhard 326
Mann, Thomas 24, 25
Martienssen, Theodor 61
Martin, Kurt 98, 99, 107, 108
Marum, Ludwig 72, 130, 203, 289
Mauritii, Christoph 116
May, Ernst 181
Mayer, Hermann Leopold 33
Mayer, Theodor 91
Meinzer, Wilhelm 293
Meißner, Otto 191
Melanchthon, Philipp 102, 328
Mellinger, Johann 16
Menzinger, Toni 220-223
Merk, Franz 203
Merkel, Ursula 307
Merten, Klaus 307
Meßmer, Johann Friedrich 61
Metz, Friedrich 91
Meyer, Josef 32, 33
Meyer, Salomon 167, 168
Meyer-Weingarten, Helmut 130
Mieroslawski, Ludwig 113
Miltner, Karl 322
Miró, Joan 158
Model, Julie 167
Model, Simon 168
Model, Karl 166
Model, Willy 166, 167
Modersohn-Becker, Paula 41
Mohl, Heinz 12, 14, 15
Mombert, Alfred 80-82
Mondon, Karl Friedrich 118
Mone, Franz Joseph 90
Montperny, Marquis von 285
Mörike, Eduard 146
Moser, Fritz 260
Müller, Christian Friedrich 32, 83
Müller, Christina 283, 307, 320-322
Müller, G. 297
Müller, Gebhard 56, 217
Müller, Leonhard 314
Müller, U. 297
Müller, Wilhelm Jeremias 267
Müller-Hufschmid, Willi 130

Napoleon I. 16, 50, 213, 228, 298, 299, 324
Naujoks, Eberhard 326
Nay, Ernst Wilhelm 157
Nebenius, Karl Friedrich 197, 200, 329
Niemöller, Martin 119
Niesyto, Annette 170
Nolde, Emil 257

Obermüller, Henriette 242, 243
Obser, Karl 298
Oechelhaeuser, Adolf von 150
Ohnmacht, Anton 38
Oppenheimer, Otto 127
Orsenigo, Cesare 194
Ottmann, Georg Adam 96
Otto IV. 74
Otto der Große 15

Palladio, Andrea 158
Pannwitz, Rudolf 81
Parseval, Erna von 244
Paulus, Jael B. 291
Person, Hermann 60
Peter, Joseph Ignaz 111
Peters, Hans Albert 128
Petrasch, Ernst 215
Pfeiffer, Gerhard 316
Pflästerer, Karl 181, 182
Piechocki, Werner 15
Piot, Gilles 170
Plato 105
Plattner, Fritz 234
Plitt, Theodor Jakob 117
Pretsch, Peter 293
Proschky, Rudolf 226
Proumen, Alice 244
Proust, Marcel 146
Puricelli, Piero 7

Quessel, Ludwig 72

Raab, Friedrich 312
Raab, Rudolf 32
Raffael, Raphael 13
Raif, August Friedrich 189
Ramon, Esther 293
Ranke, Leopold 249
Rapp, Heinrich Georg 117
Rasp, Henri 96
Ratzel, Carl 264
Rathenau, Walter 292
Raufer, Aloys 287
Raup (Gürtlermeister) 287
Redtenbacher, Ferdinand Jakob 43, 44, 279
Regelin, Max 75, 76
Reinhard, Johann 97
Reinhard, Sophie 41
Reitzenstein, Sigismund Frhr. von 196, 227, 228
Remmele, Adam 311
Resch, Karl 274
Reuchlin, Johannes 328
Rhein, Hugo 315
Richter, Johann Michael 284
Riedmaier, Theresia 170
Ries, Friedrich 137-140
Rilke, Rainer Maria 145, 256, 257
Ringler, Harald 315
Rink, Wilhelm Friedrich 187
Ritter, Caspar 243
Ritschel, Otto 157
Röder, Adam 34
Roebling, John A. 279
Roggenbach, Franz von 252, 327
Röhrs, Marie 107
Rolli, Hans 38-40
Roman, Max 243
Römer, Gerhard 304
Römhildt, Fritz 34
Rösiger, Hans Detlef 185
Rößling, Wilfried 315
Roth, Albert 203
Roth, Friedrich 312
Roth, Hermann 25, 26
Roth, Theodor Friedrich 117
Rott, Hans 98
Rubeanus, Crotus 102
Rückert, Leopold 71, 124

Rückleben, Hermann 293
Rüde, Albert 38
Rudolf, Berthold 304
Rudolph, Anton 25
Ruf, C. 227
Ruhl, Klaus-Jörg 316
Ruppert, Alice 166
Ruprecht, König 4

Salaba, Marie 293
Saladin (Sultan) 73
Sand, Karl Ludwig 117
Sauer, Paul 298, 299
Sauer, Angelika 169, 306
Schaab, Hildegard 176
Schaab, Meinrad 176, 328
Schack, Adolf von 106
Schambach, Sigrid 171
Schedius, Melissus 329
Scheffel, Joseph Victor von 316
Scheffel, Philipp Jacob 134
Scheible, Heinz 329
Scherer, Friedrich 139-142, 144
Schiele, Ernst 220
Schiele, Siegfried 176
Schinkel, Karl Friedrich 13, 258
Schirmer, Johann Wilhelm 105, 156, 233, 234
Schirmer, Wulf 305, 308
Schlichter, Rudolf 129
Schmelzkopf, Christiane 293
Schmid-Reutte, Ludwig 41
Schmidt, Fritz 227
Schmidt, Paul Gerhard 328
Schmieder, Christian Gottlieb 229
Schmitt, Bernhard 292
Schmitt, Heinz 291, 293, 299, 301, 302, 315, 323
Schmitt, Josef 190-194
Schmitthenner, Paul 279
Schmitt-Spahn, Carl Friedrich 130
Schnabel, Franz 175, 298
Schnarrenberger, Wilhelm 130, 156, 159
Schneider, Hermann 7, 139, 181, 182
Schneider, Paul 35
Schneider, Reinhold 81
Schnellhardt, Jeremias 165
Schnetzler, Karl 232, 233
Schoch, Johannes 27
Schofer, Joseph 32
Scholtz-Klink, Gertrud 171
Scholz, Georg 129, 130
Schönberg, Arnold 256, 257
Schönborn, Damian Hugo von 285
Schönleber, Gustav 156
Schöpflin, Georg 34
Schreiber, Aloys 37, 136
Schreyögg, Georg 139
Schrimpf, Georg 129
Schrödter, Adolf 234
Schrör, Heinrich 64
Schulenburg, Gustav 127, 234-236
Schultze, Johann Heinrich 104
Schulz, Bruno 33
Schulz, Ernst Julius 118
Schwaben, von
- Friedrich 73, 74
- Konrad, Herzog 74
- Otto, Pfalzgraf 74
- Philipp, Herzog 74
Schwarz, Benedikt 284
Schwarz, Michael 128
Schwarzmaier, Hansmartin 285, 324, 326, 327
Schweitzer, Otto E. 40
Schweizer, Birgit 170
Schwind, Moritz von 13, 21, 134
Seiler, Gerhard 173, 291, 302, 304, 322
Sembach, Johann 46, 47, 283, 284
Serger, Franz 267
Seubert, Karl 24
Seubert, Karl Friedrich 24
Seubert, Maximilian 24
Seubert, Moritz 24
Seubert, Moritz August 23, 25
Siebert, Albert 236
Siebert, Clara 236, 237, 311
Siebert, Karl 219

Sigel, Franz 113
Sokrates 106, 107
Spach (Amtmann) 163
Speck, Paul 130
Stahl, Georg Ernst 104
Stark, Franz 150
Steinbach, Franz 91
Stemer, Dominique 170
Stephan, Heinrich von 83
Stephan, Helmuth 216-218
Stievermann, Dieter 324
Stindl, Gerhard 294
Stratmann-Döhler, Rosemarie 324
Strauss, Richard 25
Strieder, Wilhelm 268
Struve, Gustav von 111, 112, 257
Stryck, Samuel 104
Stürzenacker, August 180
Sütterlin, Berthold 173
Sutor, Emil 40
Sybel, Heinrich von 252

Tàpies, Antoni 158
Taucher, Konrad 260
Terk, Sonia 41
Teufel, Erwin 175, 322
Theobald, Udo 293
Thierfelder, Jörg 175
Thiergarten, Ferdinand 32-34
Thoma, Hans 12-14, 156, 234
Thomasius, Christian 102-104
Thurn und Taxis, Fürsten 83
Tilly, Johann von 273
Tirtohusodo, Barbara 323
Todt, Fritz 9, 108
Töpper, Friedrich 108, 160, 279
Tour, George de la 146
Trakl, Georg 145, 147, 148
Trautmann, Ernst 309
Trautz (Professor) 143
Treitschke, Heinrich von 253
Trinks, Oskar 72
Trohmann, Georg Friedrich 46, 47
Trotta, Margarete von 71
Trumpfheller, Elisabeth 262
Tulla, Johann Gottfried 23, 92, 115, 217, 245, 325

Uffelmann, Uwe 175, 322
Uhland, Ludwig 4
Ullmann, Hans-Peter 326
Umhauer, Erwin 192

Valdenaire, Arthur 35, 40
Veit, Hermann 108, 160, 162, 215
Velte, Eugen 215
Vey, Horst 315
Vierordt, August 24
Vierordt, Heinrich 187
Vitalli, Klaus 180
Vögely, Ludwig 304
Vogt, Gretl 172
Volkner, Robert 26
Volz, Hermann 265

Wachter, Emil 40
Wacker, Theodor 32
Wagner, Peter 268
Wagner, Richard 25
Wagner, Robert 6, 192-196, 203
Wäldele, Walter 220
Walk, Joseph 293
Walser, Robert 145
Wasa, Gustav 226
Weber, Josef 276
Weber, Christianne 305
Weber, Marianne 240
Weber, P. 298
Webern, Anton 257
Weech, Friedrich von 2, 4, 173, 174, 187, 320
Wehling, Hans-Georg 175
Wehringer, Simon 237, 238
Weinacht, Paul-Ludwig 175
Weinbrenner, Friedrich 22, 35-39, 158, 180, 187, 261, 262, 264, 266, 269, 286-288, 293, 307, 315, 323
Weins, E. 323

Welcker, Karl Theodor 241
Weltzien, Karl 93-95
Wendt, Gustav 11, 312
Wenzel (König) 4
Werner, Paul 75
Werner, Josef 40, 176, 293-295
Wessenberg, Ignaz Heinrich von 241, 249
Weysser, Karl 211
Wiegand, Hermann 328
Wild, Karl 325
Wilhelm I., Kaiser 258
Wilhelm II., Kaiser 45
Willekens, Ben 15
Wilser, Adolf 312
Wimpteling (Humanist) 328
Winter, Fritz 157
Wirtenberg, Graf Eberhard von 4
Wohleb, Leo 55-57, 175
Wolff, Christian 104
Wolff, Friedrich 140, 230, 231
Wolff, Gottlob Friedrich 231
Würbs, Catharina 97, 237, 238
Würtenberger, Ernst 127
Würth, Nikolaus D. 194
Württemberg, Herzog Eberhard Ludwig von 283
Württemberg, König Friedrich I. von 298
Wurtz, Adolphe 93, 95

Yamada, Iyutsujari 139

Zachmann (Ochsenwirt in Durlach) 163
Zähringen, von
- Berthold, Herzog 74
- Konrad, Herzog 285
Zasius (Humanist) 328
Zetkin, Klara 66
Ziegler, Leopold 81
Zippelius, Hans 244
Zittel, Emil 117

Bildnachweise

S. 8 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 14 Staatliche Kunsthalle Karlsruhe
S. 16 Stadtarchiv Halle
S. 19 Pfinzgaumuseum Durlach
S. 21 Badisches Landesmuseum Karlsruhe
S. 29 Oberfinanzdirektion Karlsruhe
S. 30 Oberfinanzdirektion Karlsruhe
S. 33 Bildstelle der Stadt Karlsruhe
S. 36 Archiv Erzbischöfliches Bauamt Karlsruhe
S. 37 Archiv Erzbischöfliches Bauamt Karlsruhe
S. 39 Archiv Erzbischöfliches Bauamt Karlsruhe
S. 46 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 48 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 51 Generallbebauungsplan der Landeshauptstadt Baden in Karlsruhe, 1926, Abb. 21
S. 52 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 55 Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe
S. 56 Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe
S. 57 Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe
S. 58 Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe
S. 59 Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe
S. 62 Lokomotiven der badischen Staats bahnen, 1989
S. 66 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 70 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 78 City of Nottingham Department of Property, Economic Development & Tourism.
S. 79 City of Nottingham Public Relations Office
S. 81 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 84 Festschrift zur Eröffnung des Reichs postgebäudes
S. 89 Bildstelle der Stadt Karlsruhe
S. 93 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 94 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 97 Bildstelle der Stadt Karlsruhe
S. 103 Stadtarchiv Halle
S. 106 Staatliche Kunsthalle Karlsruhe
S. 109 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 113 Generallandesarchiv Karlsruhe
S. 117 Landeskirchliches Archiv Karlsruhe
S. 119 Landeskirchliches Archiv Karlsruhe
S. 121 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 129 Städt. Galerie im Prinz-Max-Palais
S. 131 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 135 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 141 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 145 Walter Helmut Fritz
S. 149 Staatliche Kunsthalle Karlsruhe
S. 152 Landesdenkmalamt Karlsruhe
S. 155 Landesdenkmalamt Karlsruhe
S. 157 Dirk Altenkirch
S. 164 Generallandesarchiv Karlsruhe
S. 172 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 179 Generallandesarchiv Karlsruhe
S. 181 Generalbebauungsplan der Landeshauptstadt Karlsruhe in Baden, 1926
S. 182 Dr. Harald Ringler
S. 183 Generallbebauungsplan der Landeshauptstadt Karlsruhe in Baden, 1926, Abb. 29
S. 186 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 188 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 190 Privat
S. 192 O. Ebecke, Die deutsche Erhebung in Baden, 1933
S. 193 Generallandesarchiv Karlsruhe
S. 195 O. Ebecke, Die deutsche Erhebung in Baden, 1933
S. 199 Stadtarchiv Karlsruhe

S. 202 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 205 Landesdenkmalamt Karlsruhe
S. 207 Generallandesarchiv Karlsruhe
S. 210 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 213 Privat
S. 214 Privat
S. 216 Privat
S. 218 Privat
S. 221 Privat
S. 225 Badisches Landesmuseum Karlsruhe
S. 226 Landesdenkmalamt Karlsruhe
S. 228 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 229 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 231 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 232 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 233 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 235 Hans Schulenburg
S. 236 Generallandesarchiv Karlsruhe
S. 238 Richard van Dülmen, Frauen vor Gericht. Kindsmord in der frühen Neuzeit, 1991
S. 239 Tita Binz
S. 240 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 242 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 243 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 245 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 247 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 248 Georg Gottfried Gervinus Leben. Von ihm selbst, 1893
S. 249 Staatliche Kunsthalle Karlsruhe
S. 251 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 252 Universitätsarchiv Karlsruhe
S. 255 Bildstelle der Stadt Karlsruhe
S. 256 Bildstelle der Stadt Karlsruhe
S. 258 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 260 Bildstelle der Stadt Karlsruhe
S. 262 Landesdenkmalamt Karlsruhe
S. 263 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 265 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 266 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 268 Bildstelle der Stadt Karlsruhe
S. 269 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 270 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 271 Bildstelle der Stadt Karlsruhe
S. 273 Harald Rosmanitz
S. 275 Pfinzgaumuseum Durlach
S. 277 Bildstelle der Stadt Karlsruhe
S. 279 Gerhard Kabierske
S. 280 Landesdenkmalamt Karlsruhe
S. 281 Landesdenkmalamt Karlsruhe
S. 282 Stadtgeschichtliche Sammlung Karlsruhe
S. 284 Badisches Landesmuseum Karlsruhe
S. 287 Stadtarchiv Karlsruhe
S. 289 Stadtarchiv Karlsruhe

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Die Angaben zu den Autorinnen und Autoren beziehen sich auf den Zeitpunkt der Veröffentlichung ihrer Beiträge.

Dr. Kurt Andermann,
Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe

Dr. Susanne Asche,
Stadtarchiv Karlsruhe

Dr. Brigitte Baumstark,
Pfinzgaumuseum Karlsruhe-Durlach

Dr. Rolf-Heiner Behrends,
Landesdenkmalamt Karlsruhe

Dr. Peter Behringer,
Kulturreferat der Stadt Karlsruhe

Dr. Ernst Otto Bräunche,
Leiter des Stadtarchivs Karlsruhe

Dr. Gerlinde Brandenburger-Eisele,
Museum Ritterhaus Offenburg

Dr. Jutta Dresch,
Staatliche Kunsthalle Karlsruhe

Hubert Doerrschuck,
Journalist

Dr. Hermann Ehmer,
Leiter des Landeskirchlichen Archivs Stuttgart

Prof. Dr. Hans Fenske,
Universität Freiburg

Rainer Fürst,
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Wolfgang Glaeser,
Historiker

Dr. Manfred Großkinsky,
Kunsthistoriker

Prof. Dr. Günther Grünthal,
Universität Karlsruhe

OStR Rainer Gutjahr,
Vorsitzender des Arbeitskreises für Landeskunde,Karlsruhe

Dr. Barbara Guttmann,
Historikerin

Peter Hamm,
Schriftsteller

Amalie Heck,
Rektorin a.D.

Angelika Herkert,
Stadtarchiv Karlsruhe

StR Eva Hirtler M.A.,
Lessinggymnasium Karlsruhe

Dr. Olivia Hochstrasser,
Historikerin

Dr. Kurt Hochstuhl,
Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe

Priv.Doz. Dr. Klaus-Peter Hoepke,
Universität Karlsruhe

Prof. Rudolf Immig,
Direktor a.D. des Staatlichen Seminars für Schulpädagogik (Gym.), Karlsruhe

Barbara Jakubeit,
Oberfinanzdirektion Karlsruhe

Dr. Gerhard Kabierske,
Stadtkonservator Karlsruhe

Dr. Gerhard Kaller,
Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe

Sabine Kienitz M.A.,
Kulturwissenschaftlerin

Toni Peter Kleinhans,
Kulturreferat der Stadt Karlsruhe

Dr. Manfred Koch,
Stadtarchiv Karlsruhe

Dr. Michail Krausnick,
Publizist

Dr. Konrad Krimm,
Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe

Michael Maaß,
Badisches Landesmuseum Karlsruhe

Dr. Michael Martin,
Leiter des Stadtarchivs Landau
Ulrike Merkel M.A.,
Kunsthistorikerin
Alexander Mohr M.A.,
Stadtarchiv Karlsruhe
Karin Müller,
Historikerin
Dr. Leonhard Müller,
Forum für Stadtgeschichte und Kultur, Karlsruhe
Prof. Dipl.-Ing. Robert Mürb,
Universität Darmstadt, Stadtrat
Prof. Gerold Niemetz,
Direktor des Staatlichen Seminars für Schulpädagogik (Gym.), Karlsruhe
OStD Dr. Klaus Oesterle,
Direktor des Markgrafengymnasiums Karlsruhe-Durlach
Dr. Werner Piechocki,
Leiter des Stadtarchivs Halle
Dr. Kurt B. Pietschmann,
Badisches Staatstheater Karlsruhe
Peter Pretsch M.A.,
Stadtgeschichtliche Sammlungen Karlsruhe
Dr. Adelheid Rehbaum-Keller,
Stadtarchiv Karlsruhe
Prof. Dr. Eugen Reinhard,
Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe
Dr. Gerd Reising,
Staatliche Kunsthalle Karlsruhe
Dr. Harald Ringler,
Zentrum für Kunst und Medientechnologie Karlsruhe
Dr. Erika Rödiger-Diruf,
Städt. Galerie im Prinz-Max-Palais
Harald Rosmanitz,
Landesdenkmalamt Karlsruhe
Dr. Hermann Rückleben,
Leiter des Landeskirchlichen Archivs in Karlsruhe
Bernhard Schmitt M.A.,
Kulturreferat der Stadt Karlsruhe
Dr. Heinz Schmitt,
Amtsleiter Stadtbibliothek, Archiv, Sammlungen der Stadt Karlsruhe
Dr. Dorothea Schmitt-Hollstein,
Presse- und Informationsamt der Stadt Karlsruhe
Dr. Thomas Schnabel,
Leiter des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg, Stuttgart
Prof. Dr. Hansmartin Schwarzmaier,
Direktor des Badischen Generallandesarchivs Karlsruhe
Lisa Sterr M.A.,
Kulturwissenschaftlerin
Dr. Rosemarie Stratmann-Döhler,
Badisches Landesmuseum Karlsruhe
August Vogel,
Erzbischöfliche Baudirektion Karlsruhe, Stadtrat
Dr. Helga Walter-Dressler,
Leiterin der Städt. Galerie im Prinz-Max-Palais

ISBN 3–7617–0085–7